This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 482,753

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Redactions-Comité:
DR. FRANZ RITTER VON HAUER, DR. MATTHÄUS MUCH, DR. FRIEDRICH MÜLLER,
DR. S. WAHRMANN, DR. A. WEISBACH, DR. J. N. WOLDŘICH.

Redactions-Beirath:
DR. M. MUCH, DR. E. ZUCKERKANDL.

Redacteur:
FRANZ HEGER.

XXIII. BAND.

(Der neuen Folge XIII. Band.)

Mit einer Tafel und 243 Text-Illustrationen.

WIEN.
In Commission bei ALFRED HÖLDER, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.
1893.

Druck von Wilhelm Köhler, Wien, VI. Mollardgasse 41.

INHALT.

Abhandlungen.

Seite

Woldřich, Dr. J. N. Beiträge zur Urgeschichte Böhmens. Fünfter Theil. (Mit einer Tafel und 89 Text-Illustrationen.) 1

Haberlandt, Dr. M. Ueber eine Graburne von den Liukiu-Inseln. (Mit 2 Text-Illustrationen.) 39

Penka, Karl. Die Heimat der Germanen 45

Herman, Otto. Der paläolithische Fund von Miskolcz. (Mit 4 Text-Illustrationen.) 77

Loeffelholz, Freiherr v. Die Zoreisch-Indianer der Trinidad-Bai (Californien). (Mit 3 Text-Illustrationen.) . . 101

Meizer, Dr. W. Zur Homologie der menschlichen Extremitäten. (Mit 3 Text-Illustrationen.) 124

Meringer, Dr. Rudolf. Studien zur germanischen Volkskunde. II. (Mit 127 Text-Illustrationen.) . . . 136

Peez, Dr. Alexander. Thierseuchen und die Leonhardi-Kirchen der Ostalpen 193

Nehring, Dr. Alfred. Ueber die Gleichzeitigkeit des Menschen mit Hyaena spelaea. (Mit 13 Text-Illustrationen.) 204

Literaturberichte.

Andrian, Ferdinand Freiherr v. Ueber den Wetterzauber der Altaier 233

Bartels, Dr. Max. Die Medicin der Naturvölker . . . 192

Baumann, Dr. Oskar. Usambara und seine Nachbargebiete 100

Brückner, A., und Pernice, E. Ein attischer Friedhof . 212

Clercq, F. S. A. de. Ethnographische beschrijving van de West- en Noordkust van Nederlandsch Nieuw-Guinea 187

Dörpfeld, W. Die neuen Ausgrabungen in Troja . . . 212

Day, C. R. The music and musical instruments of Southern India 224

Ehrenreich, Dr. Paul. Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens 98

Eigl, J. Das Salzburger Gebirgshaus (Pinzgauer Typus) 231

Graet, J. J. M. de. Le code du Mahâyâna en Chine, son influence sur la vie monacale et sur le monde laïque 84

Grünwedel, Albert. Buddhistische Kunst in Indien . . 224

Hardy, Edmund. Die vedisch-brahmanische Periode der Religion des alten Indiens 223

Hyades, Dr. P., et Deniker, J. Mission scientifique du Cap Horn 1882—1883 182

Internationales Archiv für Ethnographie. Bd. II—V . 95

Seite

Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsass-Lothringens. VIII. Jahrg. 191

Kaindl, Dr. Raimund Friedrich. Die Huzulen. Ihr Leben, ihre Sitten und ihre Volksüberlieferung 225

Lukas, Dr. Franz. Die Grundbegriffe in den Kosmogonien der alten Völker 83

Macritchie, David. The Ainos 83

Martin, Dr. Rudolf. Zur physischen Anthropologie der Feuerländer 186

Matlakowski, Wlad. Budownictwo ludowe na Podhalu 1892 85

Much, Dr. Matthäus. Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniss zur Cultur der Indogermanen . . . 216

Niederle, Dr. L. Lidstvo v době předhistorické. Se zvláštním zřetelem na země slovanské 42

Ploss, Dr. H. Das Weib in der Natur- und Völkerkunde 100

Przybyslawski, Władysław. Skarb bronzowy znalesiony na pravym brzegu Dniestru pod Uniżem . . . 84

Sarasin, Dr. Paul und Fritz. Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon in den Jahren 1884—1886, III. Bd. 219

Scherman, Lucian. Materialien zur Geschichte der indischen Volksliteratur 83

Schmeltz, J. D. E. Catalogus der ethnographische verzameling van het Museum der Overijselsche Vereeniging tot Ontwikkeling van Provinciale Welvaart te Zwolle 43

Schrenck, Leopold v. Reisen und Forschungen im Amurlande in den Jahren 1854—1856. Die Völker des Amurlandes 89

Schurtz, Dr. Heinrich. Katechismus der Völkerkunde . 44

Sergi, G. Varietà umane microcefaliche e pigmei di Europa 187

Török, Prof. Dr. Aurel v. Neuere Beiträge zur Reform der Kraniologie 217

Weigand, Dr. Gustav. Vlacho-Meglen. Eine ethnographisch-philologische Untersuchung 43

Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina, redigirt von Dr. Moriz Hoernes, I. Bd., Wien 1893 226

Zograff, N. J. Antropometričeskija izsljedovanija mužskago Welikorusskago naselenija Wladimirskoj, Jaroslawskoj i Kostromskoj guberniji 184

Eingelangte Druckschriften.

[87], [81], [110]

Todesnachrichten.

Seite

Czoernig, Karl Freiherr v. . . . . . [90]
Dargun, Dr. Lothar . . . . . [87]
Dávid, Alois . . . . . [1]
Fillenbaum, Dr. Anton v. . . . . . [90]
Hladisch, Clemens J. . . . . . [90]
Kundrat, Dr Hans . . . . . [87]
Lindenschmit, Dr. Ludwig . . . . . [38]
Schaaffhausen, Dr. Hermann . . . . . [32], [38]
Schmidt, Hermann Theodor . . . . . [87]
Seeding, Emil . . . . . [1]
Undset, Ingwald . . . . . [113]

Sitzungsberichte.

Ausschuss-Sitzung am 10. Jänner 1893 . . . . . [1]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [1]
2. Schriftentausch . . . . . [1]
Monats-Versammlung am 10. Jänner 1893 . . . . . [1]
1. **Meynert.** „Genie und Verbrecher" von Lombroso [1]
2. **Hermann.** Volksthümliches aus Dobschau . . [9]
3. **Hermann.** Weltuntergang in der magyarischen Tradition . . . . . [10]
4. **Reymann.** Technische Vorkenntnisse zur Hausforschung. (Mit 26 Text-Illustrationen.) . . . [12]
5. **Hein** Kopftrophäen der Jivaros . . . . . [28]
6. **Sonne.** Bewohner Britisch-Nord-Borneos . . [28]
Ausschuss-Sitzung am 7. Februar 1893 . . . . . [32]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [32]
2. Wahl eines Rechnungsrevisors . . . . . [32]
3. Vorlage von Clercq-Schmeltz' „Neu-Guinea" . [32]
4. Schriftentausch . . . . . [32]
Monats-Versammlung am 7. Februar 1893 . . . . . [32]
1. **Brunner.** Nachruf auf Schaaffhausen . . . [32]
2. **Tomaschek** Verhältniss der Thraker und Illyrier [32]
3. **Hein.** Die ethnographischen Sammlungen in der Columbus-Ausstellung in Madrid 1893 . [36]
4. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [37]
Ausschuss-Sitzung am 7. März 1893 . . . . . [39]
1. Neue Mitglieder . . . . . [39]
2. Rechnungsabschlüsse . . . . . [39]
3. Subvention . . . . . [39]
4 Dankschreiben . . . . . [39]
Jahres-Versammlung am 14. März 1893 . . . . . [39]
1. Eröffnung . . . . . [39]
2. Jahresbericht . . . . . [39]
3. Rechnungsabschluss . . . . . [50]
4. Wahlen von Functionären und Ausschuss-Mitgliedern . . . . . [50]
5. Wahlen von Ehren- und correspondirenden Mitgliedern . . . . . [51]
6. **Zuckerkandl.** Malayenschädel . . . . . [51]
7. **Knies.** Forschungen und Funde in Mähren 1892 [52]
8. **Koudelka.** Funde im Bezirke Wischau 1892 . [53]
9. **Trapp.** Prähistorische Funde in Mähren . . [54]
10. **Glocker.** Funde in Franzensbad . . . . . [54]
11. **Richly.** Funde in der Umgebung von Bechyn (Böhmen) . . . . . [55]

Seite

12. **Jelinek.** Prähistorische Forschungen und Funde in Böhmen 1892 . . . . . [56]
13. **Scheruthanner,** Prähistorische Ausgrabungen in Tirol . . . . . [59]
14. **Schulenburg.** Götternamen in Norddeutschland [62]
15. **Matiegka.** Der Schädel des Samojeden Wasko [62]
Verzeichniss des Vorstandes und der Mitglieder . . . [64]
Ausserordentliche Versammlung am 17. und 24. März 1893 [71]
Hoernes. Geschichte und Kritik der drei prähistorischen Culturperioden . . . . . [71]
Ausschuss-Sitzung am 11. April 1893 . . . . . [78]
1. Neue Mitglieder . . . . . [78]
2. Publication Kaindl's über die Huzulen . . . [78]
Monats-Versammlung am 11. April 1893 . . . . . [78]
1. **Meringer.** Zur Geschichte des oberdeutschen Hauses . . . . . [78]
2. **Houdek.** Der hannakische Bauerngrund . . . [79]
3. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [81]
Monats-Versammlung am 9. Mai 1893 . . . . . [83]
1. **Heger.** Aderlassgeräthe bei Indianern und Papuas [83]
2. **Hein.** Dajak-Objecte und Werk von de Clercq-Schmeltz über Neu-Guinea . . . . . [87]
Ausschuss-Sitzung am 20. Mai 1893 . . . . . [87]
1. Versammlung in Innsbruck 1894 . . . . . [87]
2. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [87]
3. Neuer Schriftentausch . . . . . [88]
Ausflug nach Fischau und auf die Malleiten bei Wiener-Neustadt. Bericht von J. Szombathy . . . . [88]
Ausschuss-Sitzung am 14. November 1893 . . . . . [90]
1. Weisbach, Woldřich . . . . . [90]
2. Versammlung in Innsbruck 1894 . . . . . [90]
3. Arbeiten im Sommer 1893 . . . . . [90]
4. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [90]
Monats-Versammlung am 14. November 1893 . . . . [90]
1. **Szombathy.** Recognoscirungstour durch die Bukowina . . . . . [90]
2. **Hein.** Ethnograph. Ausstellungen in Mähren 1893 [91]
3. **Schulz.** Gräberfeld in Podbaba . . . . . [91]
4. **Halaváts.** Paläolithischer Fund von Miskolcz . [92]
5. **Zwirner.** Prähistorische Funde in Retz . . [93]
6. **Matiegka.** Böhmische Schädel aus dem XVI. Jahrhundert . . . . . [93]
7. **Lissauer.** Zwei neue Funde von Hallstatt . . [94]
8. **Brinoker.** Ueber den Gottesbegriff der Bantu-Neger . . . . . [96]
9. **Benedikt.** Ein Fellah-Gehirn . . . . . [99]
Monats-Versammlung am 12. December 1893 . . . . [102]
1. **Much.** Prähistorische Wandtafel . . . . . [102]
2. **Meringer.** Eigl's Werk über das Salzburger Gebirgshaus . . . . . [102]
3. **Hein.** Kaindl's Werk: Die Huzulen . . . . [104]
4. **Weinzierl.** Ein prähistorischer Töpferofen . . [104]
5. **Fischer.** Neolithische Funde in Schönbühl . . [106]
6. **Pilschke.** Ethnographische Ausstellung in Prag 1895 . . . . . [108]
7. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [110]
Verzeichniss der Tauschschriften . . . . . [112]
Ingwald Undset . . . . . [113]

Autoren-Register.

Seite

Andrian-Werburg, Ferdinand Freiherr v. Jahresbericht . [39]
Bancalari, Gustav. Literaturbericht 232
Benedikt, Dr. Moriz. Ein Fellah-Gehirn . . . . . [99]
Brincker, P. H. Ueber den Gottesbegriff der Bantu-Neger [96]
Brunner, Dr. Karl. Nachruf auf SCHAAFFHAUSEN . . . [32]
Fischer, Ludwig Hans. Neolithische Funde in Schönbühl [106]
Glecker, E. Funde in Franzensbad . . . . . [54]
Haberlandt, Dr. M. Ueber eine Graburne von den Liukiu-Inseln 39
— — Literaturberichte 83, 84, 223, 224, 225
Halaváts, Julius v. Paläolithischer Fund von Miskolcz . [92]
Heger, Franz. Aderlassgeräthe bei Indianern und Papuas [83]
— — Literaturberichte . . . 44, 95, 98, 100, 184, 192
Hein, Dr. Wilhelm. Kopftrophäen der Jívaros . . . . [28]
— — Die ethnographischen Sammlungen in d. Columbus-Ausstellung in Madrid 1893 . . . . . [36]
— — Dajak-Objecte und Werk von DE CLERCQ-SCHMELTZ über Neu-Guinea . . . . . [87]
— — Ethnographische Ausstellungen in Mähren 1893 . [91]
— — KAINDL's Werk: Die Huzulen . . . . . [104]
— — Literaturberichte . . . 43, 44, 191, 192, 226, 231
Herman, Otto. Der paläolithische Fund von Miskolcz . 77
Herrmann, Dr. Anton. Volksthümliches aus Dobschau . [9]
— — Weltuntergang in der magyarischen Tradition . [10]
Hoernes, Dr. Moriz. Geschichte und System der drei prähistorischen Culturperioden . . . . . [71]
— — Literaturberichte 216, 217
Houdek, Victor. Der hannakische Bauerngrund . . . [79]
Hoverka, Dr. Oskar Edler v. Zderas. Literaturberichte 187, 222
Jelinek, Břetislav. Prähistorische Forschungen und Funde in Böhmen 1892 . . . . . [56]
Karásek, Josef. Literaturberichte 85, 89
Kries, J. Forschungen und Funde in Mähren im Jahre 1892 . . . . . [52]
Koudelka, Florian. Fund im Bezirk Wischau 1892 . . [52]
Lissauer, Dr. A. Zwei neue Funde von Hallstatt . . . [94]
Loeffelholz, Freih. v. Die Zoreisch-Indianer der Trinidad-Bai (Californien) 101
Matiegka, Dr. Heinrich. Der Schädel des Samojeden Wasko [62]
— — Böhmische Schädel aus dem XVI. Jahrhundert . [93]

Seite

Melzer, Dr. W. Zur Homologie der menschlichen Extremitäten 124
Meringer, Dr. Rudolf. Studien zur germanischen Volkskunde. II. 136
— — Zur Geschichte des oberdeutschen Hauses . . . [78]
— — EIGL's Werk über das Salzburger Gebirgshaus . [102]
Meynert, Dr. Theodor. „Genie und Verbrecher" von Lombroso . . . . . [1]
Much, Dr. M. Prähistorische Wandtafel . . . . . [102]
Nehring, Dr. Alfred. Ueber die Gleichzeitigkeit des Menschen mit Hyaena spelaea 204
Niederle, Dr. Lubor. Literaturbericht 186
Peez, Dr. Alexander. Thierseuchen und die Leonhardi-Kirchen der Ostalpen 193
Penka, Karl. Die Heimat der Germanen 45
Pilsohke, Dr. Karl. Ethnographische Ausstellung in Prag 1895 . . . . . [108]
Reymann, Karl. Technische Vorkenntnisse zur Hausforschung . . . . . [12]
Richlý, Heinrich. Funde in der Umgebung von Bechyn (Böhmen) . . . . . [55]
Scheruthanner, Alexander. Prähistorische Ausgrabungen in Tirol . . . . . [59]
Schmiedburg, Willibald v. Götternamen in Norddeutschland . . . . . [62]
Schulz, W. Gräberfeld in Podbaba . . . . . [91]
Sonne, Dr. Eduard. Bewohner Britisch-Nord-Borneos . [28]
Szombathy, Josef. Recognoscirungstour durch die Bukowina . . . . . [91]
— — INGWALD UNDSET . . . . . [113]
Tomaschek, Dr. Wilhelm. Verhältniss der Thraker und Illyrier . . . . . [32]
Trapp, Moriz. Prähistorische Funde in Mähren . . . [54]
Weinzierl, Rudolf v. Ein prähistorischer Töpferofen . . [104]
Weisbach, Dr. Augustin. Literaturbericht 183
Woldřich, Dr. J. N. Beiträge zur Urgeschichte Böhmens. (Fünfter Theil.) 1
— — Literaturbericht 43
Zuckerkandl, Dr. Emil. Ueber Malayenschädel . . . . [51]
Zwirner, Hubert. Prähistorische Funde in Retz . . . [93]

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXIII. Der neuen Folge XIII. Band.)

Nr. 1. Januar u. Februar. Sitzungsberichte. 1893.

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 10. Januar 1893.** 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [1]. — 2. Schriftentausch; S. [1].
Monats-Versammlung am 10. Januar 1893. 1. Meynert, „Genie und Verbrecher" von Lombroso; S. [1]. — 2. Herrmann, Volksthümliches aus Dobschau; S. [9]. — 3. Herrmann, Weltuntergang in der magyarischen Tradition; S. [10]. — 4. Reymann, Technische Vorkenntnisse zur Hausforschung. (Mit 26 Text-Illustrationen); S. [12]. — 5. Hein, Kopftrophäen der Jivaros; S. [28]. — 6. Senne, Bewohner Britisch-Nord-Borneos; S. [28].
Ausschuss-Sitzung am 7. Februar 1893. 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [32]. — 2. Wahl eines Rechnungsrevisors; S. [32]. — 3. Vorlage von Clercq-Schmeltz, Neu-Guinea; S. [32]. — 4. Schriftentausch; S. [32].
Monats-Versammlung am 7. Februar 1893. 1. Brunner, Nachruf auf Schaaffhausen; S. [32]. — 2. Tomaschek, Verhältniss der Thraker und Illyrier; S. [32]. — 3. Hein, Die ethnographischen Sammlungen in der Columbus-Ausstellung in Madrid 1893; S. [36]. — 4. Geschenke für die Bibliothek; S. [37].
Schaaffhausen †. — Lindenschmit †; S. [38].

Ausschuss-Sitzung am 10. Januar 1893.

Vorsitzender: Herr Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Gestorben sind die wirklichen Mitglieder:
Alois Dávid, fürstlich Metternich'scher Hofrath und Central-Güterdirector in Wien, und
Emil Soeding, Antiquariatsbuchhändler in Wien.

Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen:
Dr. Adolf Dürrnberger, Hof- und Gerichtsadvocat in Linz;
Dr. Hans Schandlbauer in Wien;
Dr. Wilhelm Tonner, k. u. k. Oberstabsarzt i. R. in Pisek, und
Julius Thirring, Bürgerschullehrer in Wien.

2. Die Einleitung des Schriftentausches mit dem in Paris erscheinenden geographischen Journal „Le Tour du Monde" wird beschlossen.

Monats-Versammlung am 10. Januar 1893.

Vorsitzender: Herr Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Mit Zustimmung der Frau Hofräthin Meynert und der Redaction der „Wiener Zeitung" bringen wir in Nachstehendem den Abdruck des in derselben am 11. und 12. Juni 1892 erschienenen Artikels aus der Feder unseres im Vorjahre verstorbenen Mitgliedes Hofrath Prof. Dr. Theodor Meynert zum Abdruck, der nach einem Vortrage zusammengestellt ist, den der berühmte Psychiatriker in der Monats-Versammlung der Anthropologischen Gesellschaft am 7. April 1891 gehalten hat.

„Genie und Verbrecher" von Lombroso.

Die Anthropologie bemächtigt sich des Menschen im Sinne eines Gestaltung und Leistungen darbietenden Naturwesens. Sie sucht ihn zu beschreiben als eine durch die umgebenden reinen Natureinflüsse in unterschiedlichen Gestaltungen abwechselnde Erscheinung, diese Abwechslungen sind aber ethnographisch. Krankhafte menschliche Bildungen werden nur zur Unterscheidung der ethnographischen von etwa damit zu verwechselnden Gestaltungen in Betracht gezogen, das erkannt Krankhafte wird aber jenseits der Grenze der anthropologischen Forschung gelassen. Auch die menschlichen Sitten können nicht in ihrem Detail, sondern nur in grossen Differenzirungen, wie sie etwa der Urgeschichte zu entnehmen sind, anthropologisch sein, die Thatsachen einer eingehenderen Geschichte, wie etwa Herrschaft und Sklaverei sich die Menschen gegenüber stellen, bilden nicht etwa anthropologische Unterscheidungen am Menschen. Die rein naturgemässen Unterschiede, mit Ausschluss der Krankheitslehre, l[illegible]gen aber innerhalb unseres Gebietes. Die Frage, wie Höhe der Hirnleistungen oder ein niederes Ausmass derselben mit Schädel und Gehirn zusammenhänge, ist anthropologisch; in diesem Sinne ist auch die seltene menschliche Erscheinung der Genialität ein anthropologisches Bild. Der Genius war in der Antike ein im Menschen wohnendes höheres Wesen, durch welches übermenschliche Intelligenzleistungen erklärt wurden, welche an sich zwei Eigenschaften: Neuheit und Vollkommenheit, in sich schlossen. Diese Vollkommenheit ist das Gepräge gesunder Naturthätigkeit, es hat deshalb von vornher den Anschein, als ob neuestens mit besonderem Eingehen gepflegte Versuche, das Genie als eine Krankheit zu erklären, der Anthropologie eine falsche Grenze geben wollten. Der Mensch, sofern er Leistungen entwickelt, welche rein bedingt sind, nicht von natürlichen, sondern von socialen Einwirkungen, liegt andererseits auch ausserhalb der Anthropologie. So wenig wir die Medicin in die Anthropologie einschliessen, so wenig versuchen wir das mit der Rechtslehre und ihrem Gegenstande, dem Verbrecher, gleichviel ob es gesunde oder kranke Menschen betrifft. Es sind aber Versuche aufgetaucht, den Verbrecher in seiner äusseren Erscheinung sowohl als auch in der Begründung seiner social abweichenden Bewegungsweise als eine menschliche Abart hinzustellen, ihm ein ethnographisches Interesse zu verleihen, insbesondere Beziehungen zum prähistorischen Menschen in ihm zu finden. Es wirft sich nun hierin keineswegs

eine anthropologische Thatsache, wohl aber die anthropologische Fragestellung auf, ob hierin nicht eine zweite Fälschung der Grenzen der Anthropologie ersichtlich ist? Diese beiden Richtungen, durch die Ausschliessung der anthropologischen Erscheinung der angeborenen schöpferischen Geisteskraft unser Gebiet zu beengen und durch das Hereinziehen des, sei es krankhaft oder social begründeten Verbrecherthums zu erweitern, finden einen gemeinsamen Vertreter in dem Turiner Professors Lombroso. Seine Anschauungen sollen uns beschäftigen.

Alle Vorgänge des Bewusstseins, wie sie sich in den Intelligenzacten äussern, bestehen nur, sobald ein anatomischer Mechanismus, das Gehirn, genügend entwickelt und erhalten ist, von welchem wir, wie von anderen Mechanismen, begreifen, nicht durch welche Kraft, denn als solche ist uns das Bewusstsein unbekannt wie alle Kräfte, sondern durch welche Structur es geeignet ist, sich an denjenigen Leistungen zu betheiligen, die mit seiner Wegnahme oder tiefgehenden Veränderung entfallen. Der Inhalt des Bewusstseins ist das Weltbild, die Form der Mechanismus, der es von den Sinnen her aufnimmt, eine wie das Auge doppelt vorhandene Hohlkugel, in welche das allgemeine Weltbild der Sinne einstrahlt wie das optische Weltbild in das Auge. Aber auch das optische Bild kann in die finstere Schädelhöhle, in der sich die Hohlkugeln der Hirnrinde befinden, nicht als Licht einstrahlen. Die Hohlkugeln der Rinde bestehen aus lebenden Zellen, empfindenden Wesen, welche als Nervenfasern Fortsätze ihres Leibes wie Fühlfäden an die Aussenwelt strahlen lassen, und andere Fortsätze ihrer Leiber als Fangarme, welche sich durch die Muskeln und das Skelet, durch diese ihre Bewaffnung in einem bestimmten Umfange des Weltbildes bemächtigen. Zum Weltbilde, welches durch diese Fühlfäden in die Rindenzellen einstrahlt, gehört auch der eigene Leib, den die Rindenzellen auch dem Spiele ihrer Fangarme unterwerfen. Indem aber in der Nervenmasse des Gehirnes ausser Fühlfäden und Fangarmen noch Verbindungsfasern eine mächtige Masse betragen, welche das Leben der mehr als eine Milliarde zählenden Einzelwesen der Hirnrindezellen zu einer zusammenwirkenden Colonie gestalten, so wissen wir von dem Werthe, von der Leistung der Einzelzellen für das Spiel der Bewusstseinsvorgänge gar nichts, sondern nur von socialen associativen Leistungen derselben. In der Hirnrinde sind die lebenden Zellen gleichsam in einer taktischen Aufstellung zu einer Höhlung gestaltet, welche durch die Strahlen der Fühlfäden das Weltbild einfängt und durch die Strahlen der Fangarme mittelst der Bewegungsorgane auf das Weltbild eindringt. Diese Strahlungen projiciren zur Aufnahme und zur Bewältigung das Weltbild in die gefaltete Höhle der Hirnrinde. Die Projectionsfasern, Fühlfäden und Fangarme verlaufen wirklich strahlenförmig radiär an die Innenfläche der Rindenhohlkugel, die associativen Verbindungsfasern der Rindencolonie aber bogenförmig von Strecke zu Strecke. Die kürzesten Associationsfasern laufen zur nächsten Nachbarwindung, die längsten verlaufen vom Stirnende der Rindenhalbkugel bis zu deren Schläfenende und dazwischen sind alle Abstufungen der Länge und alle Richtungen der Ausdehnung der Halbkugel in allen Abstufungen so ausnahmslos durch die Associationssysteme untereinander verbunden, dass man in der Milliarde der Rindenzellen jede einzelne mit jeder anderen durch Vermittlung eines Netzwerkes verbunden annehmen, jede Rindenstelle mit jeder anderen schon dem gröberen anatomischen Augenscheine nach in Verbindung gesetzt weiss. Da die Fühlfäden den Zellen alle Eindrücke des Weltbildes zuleiten, so werden alle Eindrücke des Welbildes mit einander associirt. Der Associationsapparat mit den Projectionssystemen stellt einen Mechanismus dar, welcher für einen Einzelfall der Associationsleistung ein Schlussapparat genannt werden darf. Wenn von einer Erscheinung, der eines Thieres, zwei Eindrücke, die Gestalt und der Schrei dieses Thieres ausgehen, so empfangen verschiedenörtliche empfindende Wesen: „Rindenzellen", die beiden Merkmale dieser Erscheinung, die Erregung setzt in ihnen eine andauernde moleculare Veränderung, einen veränderten Zustand für das Bewusstsein, den wir Erinnerung nennen. Die Zellen, welche das akustische und das optische Merkmal der Erscheinung des Thieres aufnahmen, sind aber, durch Associationsfasern mit einander verbunden, in eine Beziehung der gleichzeitigen Erregung gesetzt wie die gleichzeitig wahrgenommenen beiden Merkmale in der Erscheinung des Thieres. Erweckt nun die Anschauung der Aussenwelt nur das eine Merkmal dieser Erscheinung wieder, so wird auch das zweite an der Kette der Associations-Fasern wieder in's Bewusstsein gehoben, z. B. aus dem Vernehmen des Schreies des etwa im Walde den Blicken verborgenen Thieres sein optisches Bild in der Erinnerung erschlossen. Aus der Milliarde der Rindenzellen wirken hier nur wenige associativ zusammen, durch nur wenige Verbindungsfäden aus den mächtig an einander liegende Bündel darstellenden Markmassen der Bestandtheile des Associationsmechanismus im Bewusstseinsorgan. Um diese überraschend feine Auswahl einer geringen Anzahl zusammenwirkender Elemente im Bewusstsein zu begreifen, wie nach Goethe's Ausspruch: „In dem Weber-Meisterstück des Gedankenlebens die Schifflein hinüber, herüber schiessen, die Fäden ungesehen fliessen", einzusehen, wenden wir uns von dem anatomischen Bau des Bewusstseinsmechanismus ab und dem Chemismus zu, unter welchem er wirkt, nämlich der Ernährung der Gehirnelemente.

Es gibt Körperorgane, wie die Leber, bei welchen die Blutgefässe einen grossen Theil des Organgewichtes darstellen. Das Nervensystem und am meisten die Fasern, als die weisse Substanz des Gehirnes, welche die gefaltete Höhlung der Rinde einschliesst, ist nicht gefässreich. Virchow machte darauf aufmerksam, dass zwischen zwei Gefässen fasernreiche Bündel liegen, also die grösste Zahl von Fasern nicht an Gefässe grenzt. Die chemischen Nährbestandtheile des Blutes würden durch die Stosskraft des Herzens sehr ungleich zu den Nervenfasern kommen. Das erregte, das functionirende Element entwickelt aber eine Saugkraft, eine

chemische Anziehung, welche eine feinste moleculäre Leistung des Zellkörpers und seiner Fortsätze, hier der Nervenfasern, ist, eine moleculare Attraction. Daraus geht hervor, dass allerdings die durch die Gefässwände tretenden Blutbestandtheile sehr ungleich an Nervenzellen und Bahnen gelangen, aber nicht wegen der Nähe oder Entferntheit der Gefässe, sondern wegen der verschiedenen Gereiztheit der Nervenbahnen und Zellen, welche Schritt hält mit ihrer Saugkraft. Wenn die Stosskraft des Herzens der Ernährungsmechanismus wäre und die Associationsbündel, Bogenfasern der verschiedenartigsten Länge im Contacte neben einander liegen, die zu den verschiedenartigsten einander nahen oder entfernten Zellen oder Rindenstellen leiten, durch ein Bad von Transsudat des Blutes erregt würden, so wäre eine Zusammenerregung der mit einander einmal durch gleichzeitige Erregung verbundenen Zellen gar nicht denkbar, wie sie in dem Beispiele eines einfachen Schlusses sich thatsächlich ergibt. Wenn aber die einzelnen Zellen und Fasern sich ihren Trank aus dem Blutplasma durch eine Saugkraft selber besorgen, dann begreifen wir die am feinsten angeordnete Auswahl und Zusammengehörigkeit so, dass inmitten der Markmasse eine einzelne Faser vereinzelt erregbar wäre und durch sie zwischen zwei Zellen, deren eine in Schläfelappen, die andere in Hinterhauptlappen läge, eine anatomische Association bestünde, dass diese Zellen auch durch die Saugkraft in ihrer Ernährungshöhe associirt wären, ohne dass die anliegenden Markmassen und die in der Rinde benachbarten Zellenmassen an dieser Ernährungshöhe Theil nehmen. Ja, diese Isolirung in der Ernährungshöhe lässt sich noch dadurch gesteigert denken, dass durch das Saugen anlagernder Zellenfasern zugleich ein Entsaugen des Blutplasmas die Ernährungshöhe gerade in der anlagernden Nachbarschaft herabsetzt, so dass die isolirte Leitung nicht nur vom anatomischen Standpunkte, sondern auch vom Ernährungsstandpunkte begründet wird, und alle Miteinandererregung der Elemente durch ihre Verbindung, gar keine jedoch durch ihre Nachbarschaft zu Stande kommt.

So erklärt sich der tiefe Sinn der Lehre Fechner's vom partiellen Wachen, von der Aufmerksamkeit. Es gibt einen totalen Schlaf des Associationsorganes, der Hemisphären, des Bewusstseins, aber nur ein partielles Wachen, weil nie alle Rindenbilder gleichzeitig auf einer Ernährungshöhe des Bewusstseins der Aufmerksamkeit stehen, sondern immer nur eine beschränkte Zahl der Rindenbilder. Aber alle Hirntheile, Zellen und Bahnen für andere Rindenbilder werden doch ernährt, gewiss auch durch ein Mass molecularer Attraction. Der Antheil, der in der Aufmerksamkeit steht, geniesst aber eine besondere Ernährungshöhe über der Schwelle des Bewusstseins im partiellen Wachen. Die Ernährungshöhe aller anderen Rindenbilder steht unter der Schwelle des Bewusstseins (im partiellen Schlafe).

Die Massengestaltung und der elementare Bau des Hirnrindenorganes, des Associationsmechanismus, gestattet uns nun den Einblick, dass die Eindrücke nach der Gleichzeitigkeit ihres Eintrittes und nach dem raschen Hintereinander desselben, wie die Silben einer gehörten Rede, gelesener Sätze sich miteinander verbinden, durch eine fein associirte, längs der Verbindungen sich verbreitende Ernährungshöhe elementarer Saugkraft in's Bewusstsein treten.

Wir müssen noch ergänzend hinzufügen, dass ausser der Musculatur für die Skeletbewegung noch eine Musculatur der Gefässe besteht, welche den Arterien wechselnde Enge und Weite verleiht, dadurch den Elementen einen veränderlichen Chemismus verleiht und dass der Chemismus als Inhalt einer besonderen Form der Wahrnehmungen als Affecte sich ausspricht, als heitere oder traurige, dass auch bestimmte Masse der Erregung der Gefässnerven, die wechselnde Gefässweite, als Affecte mit den Eindrücken associirt werden und mit ihnen associirt über die Schwelle des Bewusstseins treten. Einen Hinweis auf diesen Vorgang der Affecte gibt schon der sie begleitende Farbenwechsel des Erröthens und Erblassens. Diese genannten Associationsvorgänge im Bewusstsein erklären uns aber mehr Einzelvorgänge des Wachens als das Wachen als allgemeinen Zustand im Gegensatze zum Schlafe. Ausgewählten Elementen anhaftende Associationsvorgänge erscheinen auch als Traumbilder, doch unter der Schwelle des Bewusstseins, bei tieferer Erregungshöhe des Gehirnes als im Wachen. Besonders klar ist, dass die zu Bewegungen führenden Associationen im Schlafe fast gar nicht wirksam werden, woraus man schliessen kann, dass das ganze Associationsspiel im Traumschlafe mit einer viel geringeren Wirkungskraft anspricht, mit einer schwächeren molecularen Saugkraft. Es wohnt also im Wachen den mit einander anatomisch ausnahmslos verketteten Rindenelementen überhaupt eine kraftvollere Nutritionshöhe inne. Ein recht umschriebener Eindruck, ein recht begrenzter Gedankengang, der sich über die Schwelle des Bewusstseins erhebt, vermittelt zwar das Erwachen, aber von den Zellen- und Faserngruppen, welche dessen Träger sind, strahlt durch die allgemeine anatomisch-associative Verbindung doch ein höheres Nutritionsmass, höhere Saugkraft auf die gesammten Halbkugeln aus, wenn auch nur in einzelnen Verbindungen von der genügenden Höhe für Aufmerksamkeit, für das über die Schwelle des Bewusstseins Treten, für partielles Wachen.

In der geringen Intensität, welche den Vorgängen unter der Schwelle angehört, bilden sich aber auch Associationen, welche fertig über die Schwelle treten können. Denken wir, dass zu einem mit der Lösung einer Gleichung aufmerksam Beschäftigten von einer Person im anderen Zimmer, die er nicht sieht, gesprochen würde. Das Gehörte tritt aus Unaufmerksamkeit nicht über die Schwelle. Im Momente weiss er von der Rede nichts, lässt aber die Aufmerksamkeit auf die Gleichung nach, so weiss er nicht nur die Reihenfolge der Worte, die er gehört hat, sondern weiss auch die Person, von der die Rede ausging. Der Versuch, sich eines Namens zu erinnern, misslingt uns in einem ge-

gebenen Momente. Später entfällt die Aufmerksamkeit für die ganze Absicht, man denkt nicht mehr dem Namen nach. Inmitten eines davon fernen Gedankenganges taucht aber durch Associationshilfen, die unter der Schwelle gewirkt haben, der Name wieder auf.

Alle bisherigen Exemplificationen des plastisch-anatomisch vorangestellten Associationsmechanismus vermittelten nur Wiederholungen von Associationsvorgängen in ihren schon mit dem Eintritte in das Bewusstsein eingegangenen Gruppirungen, Erinnerungsbilder von noch früheren Wahrnehmungsbildern, worin allerdings kein Gehirn vollzählig zu sein vermag, ein gut organisirtes aber schon grösseren Reichthum entfaltet als ein schlechteres. Das gut organisirte Gehirn vermag aber neue Verbindungen zu gestalten, Rindenbilder, die vorher nicht für dieses, etwa auch für noch kein Gehirn bestanden, neu entstehen zu lassen. Aehnliches geht auch in keineswegs vorzüglichem Gehirne schon vor sich. Wenn die Aufmerksamkeit eines Menschen erschöpft wird, wenn der Schlaf einen in einer redenden Versammlung Anwesenden überkommt, wenn die Vorgänge unter der Schwelle durch die Intensitätsschwäche derer über der Schwelle ihnen nicht mehr durch kräftige Wirkung der Gewebsattraction nachstehen, so fühlt der etwa mühsam sich Wacherhaltende sich beschäftigt durch unklare, aber genügend hell erscheinende Gedankenfragmente, deren Inhalt er gar nicht inne werden kann, associative Beziehungen ohne Gehalt, durch kein Band welcher Association klar in das Bewusstsein zu heben, weil sie offenbar nur intensitätsschwache, vielleicht sehr mittelbare Anknüpfungen an schon bestehende, sich reproducirende Associationen haben, Bilder, die fortwährend im Verschwinden, aber hell, weil der Schwelle des Bewusstseins nahe erscheinen, sobald aber Rindenbilder wirklich zur Aufmerksamkeit gelangen, verscheucht werden, dabei ganz räthselhaft und unerklärt erscheinen, aber mit dem Anscheine von etwas Wohlbekanntem, schon vielfach Wiederholtem, was sich vielleicht nur allgemein auf den ganzen Zustand beziehen mag. Der Wechsel, die Vielseitigkeit dieser Anklänge verhalten sich so, als würde mit dem Abklingen der Aufmerksamkeit und unter einem nur ungenügenden Masse von Erregung durch die schlafbehindernden Momente den Erregungen aller oder vieler Rindenstellen von jedem örtlichen Ausgangspunkte der Rindenbilder ein unter der Schwelle des Bewusstseins stehender, frei werdender Kraftzuwachs ertheilt, aber gleichsam dunklen Ursprunges und unfruchtbar ohne Ausgangspunkt von klaren Erinnerungsbildern her und ohne Begründung von neuen Erinnerungsbildern, Halbtraumzustände.

Es ist nicht richtig, wenn HERBART sagt: Die Vorstellungen streben einander zu verdrängen; dies gilt blos für das Verhältniss der Intensität, die wir Aufmerksamkeit nennen, oder der Erregungsphase über der Schwelle gegenüber den jeweiligen Vorgängen unter der Schwelle. Es wäre richtiger, zu sagen, die Vorstellungen oder Rindenbilder streben sich zu verbinden, und zwar die schon zusammengeordneten, die wir Erinnerungsbilder nennen, mit solchen, die es noch nicht sind, die mit ihnen zu neuen Complexen von Rindenbildern werden. Dieses Zielen nach Verbindungen beruht eben auf der allgemeinen anatomischen Verbindung der Rindenstellen durch die allörtlichen guirlandenartigen Bogenbündel der Association und einer allgemeinen Diffusion der Ernährungsattraction längs dieser Zusammenhänge der Gehirnrinde.

In dieser Diffusion liegt die Möglichkeit neuer Verbindungen, alle Rindenbilder zielen gleichsam aufeinander, ohne sich zu verbinden, sie bekommen auch einen Vorrath nutritiver Kraft, der aber gemeinhin zu schwach ist für eine Production von Verbindungen.

Ein Associationsbündel ist gleichsam nutritiv armirt, wenn die zwei mit seinen Enden verbundenen Kraftquellen von Zellen ihre Innervation in ihm vereinigen. Wenn ich mich noch weiterhin schematisch ausdrücke, so läuft das Associationsspiel der Gedankengänge in mit einander verbundenen Guirlanden, in Reihen, in Associationsketten ab. Sind zwei Rindenstellen nicht direct mit einander associirt, weil ihre Eindrücke nicht zu einander in Relation treten, so können sie mittelbar associirt werden, indem eine dritte Rindenstelle mit beiden zusammenhängt und die beiden durch sie mittelbar auch unter einander, dadurch ist eine neue Verbindung der Rindenbilder geschaffen. Die Erinnerungsbilder haben einen Zuwachs durch neue Verbindungen von Rindenbildern gewonnen, das Associationsspiel ist schöpferisch in starken, durch Reichthum des Baues auserlesenen Gehirnen. Gesetzmässig muss auch die Leistung unter der Schwelle sein und keimen in dieser Gesetzmässigkeit Schlussbildungen, so wird das diffuse Aufeinanderzielen der Rindenbilder auch solche zu Stande bringen. Sie werden den Charakter der unbewussten Production an sich tragen, welche man dem genialen Schaffen zuschreibt, weil ihre Bildung unter der Schwelle des Bewusstseins angeknüpft wird, so kraftvoll eine auserlesene Ernährungsattraction sie auch über dieselbe erheben mag. Die Höhe der Gehirnleistung zeigt sich darin, dass auch die Vorgänge unter der Schwelle genug Intensität gewinnen, um im Bewusstsein aufzutauchen und zusammengesetzte Anordnungen zu gewinnen. Alle Verbindungen von intellectuellem Werthe erfordern, dass dem subjectiven Bezuge der Eindrücke durch die Association im Gehirne auch ein Band der Dinge ausser dem Gehirne parallel geht. Dies begreift sich daraus, dass in letzter Linie alle Rindenbilder und ihre näheren Verbindungen Abkömmlinge der Wahrnehmung und auch ihre entfernten Abkömmlinge als sogenannte Parallelschlüsse mit der Aussenwelt zusammenhängen. Dies bedingt die Wirklichkeit, die Wahrheit, welche den Associationen der Rindenbilder zukommt, die Deckung der Gesetzmässigkeit der Dinge mit ihrer Zusammenfügung in einem neuen Bewusstseinsbilde. Ein solches, eine Erfindung, eine Entdeckung muss sich bewähren, sie darf kein lehrer Wahn sein. Auch der künstlerische Gehalt neuer Rindenbilder muss sich in einer Analogie

mit den Beziehungen der Wirklichkeit befinden, er muss von künstlerischer Wahrheit sein. Die schöpferische Geisteskraft muss in ihren Leistungen musterhaft sein, Neuheit kann auch dem Wahne oder intellectuellem ästhetischen Unwerthe zukommen. Ein Gehirn ist ein Werkzeug der schöpferischen Genialität nur unter Voraussetzung des Werthes seiner Leistung. Dadurch ist es ganz ausgeschlossen, dass die Genialität Deckung mit einem kranken Gehirnzustande fände, in einem solchen bestände. Die eben erwähnte objective Wahrheit der Entdeckung und die subjectiv überzeugende der Kunst kann ihre Quelle aber nur in der Vorbereitung, in der meist von Jugend an gewonnenen Vertrautheit mit den Gegenständen der Production haben, welche eine Fülle einschlägiger Rindenbilder geschaffen hat, eine Meisterschaft und Treffsicherheit im Aufeinanderzielen unter der Schwelle, im Ausschliessen der falschen Richtungen. Die blosse Suche nach Neuem ist meist mehr Abenteuer- und Selbstsucht als geniale Leistung, eine Weide für den verständnisslosen Haufen. Indem die geniale Leistung im Neuen auch Vollkommenes hervorbringt, entfällt jede Wahrscheinlichkeit von Krankhaftigkeit der Genialität. Geniale können erkranken, die Genialität ist keine Krankheit.

In einem meisterhaften Vortrage erörtert Franz Brentano das Genie in der Begabung, nicht durch viele Versuche, sondern mit gewisser Treffsicherheit das Vollkommene zu leisten. In der schönen Kunst tritt es am leuchtendsten hervor. Lessing lehnt es ab, genial zu sein, weil er allmälig an der Hand der Kritik versuchend producirte. Das Grundbild des Genies stellt Brentano in Mozart dar. Aus der naiven und unfehlbaren Selbstschilderung seines Schaffens geht hervor, wie er gleich das Rechte trifft, durch ein feines und vorbereitetes Empfinden, welches von Jugend an thätig war, verbunden mit einem ausserordentlichen Gedächtnisse, so dass er in Rom Palestrina's in den Noten als Eigenthum des Vaticans ganz unzugängliche Compositionen auswendig behielt und mit unnachahmlicher Treue und Ueberblick nach dem Gehör aufschrieb. Seine Sicherheit beruht auf Vorbereitung von Jugend durch die Empfänglichkeit, dass die Ideen wie von selbst in ästhetisch vollendeter Art auftreten. Die Phantasie ist glücklich, weil sie gebildet ist. Wir erfahren auch durch Brentano, dass Newton seine Entdeckungen von der Unablässigkeit seines Denkens ableitet. Das sind wohl sehr gesunde Erwägungen über das Werden genialer Leistung.

Ich will nicht weiter der nackten Betrachtung des Associationsmechanismus mich hingeben. In der oben herbeigezogenen Forderung von Wahrheit irgend welcher Art liegt schon die Voraussetzung umfassenden und kräftigen Haftens der äusseren Eindrücke, eine zahlreichere Aufnahmsfähigkeit derselben so wie der Kunst der leichten Verbindung der Associationsreihen. All' dieses Können wird durch die Zahl der Rindenelemente beziehungsweise die grössere Gehirnmasse gesteigert, wird aber auch auf den Qualitäten der Elemente, auf einer gesteigerten Attractionskraft deren Molecüle zur Ernährung beruhen, die Chancen des Zusammenfindens neuer Rindenverbindungen werden durch die grössere Zahl der schon von aussen aufgenommenen gesteigert, denn an die Erinnerungsbilder knüpfen die Neubildungen des Bewusstseins an. Je mehr Anschauung und Wissen voranging, um so grösser die Wahrscheinlichkeit des Zusammenlegens neuer Verbindungen. Je weiter von Kaliber das nutritive arterielle Gefässnetz, um so ausbeutbarer sind alle diese Vortheile der Organisation.

Beispiele der Neubildung in praktischer Erfindung und Kunst werden die Rolle des Gehirnmechanismus zu grösserer Einsichtlichkeit fördern. Wir erleichtern uns das Verständniss durch eine schematische Terminologie, wenn wir sagen, dass die Leistungen der associativ aufeinanderwirkenden Rindenstellen sich wie Zielvorstellungen zu Angriffsvorstellungen gegen einander verhalten, welcher Name wechselweise den einzelnen Rindenbildern zufallen kann. Stillung des Hungers kann die Zielvorstellung sein, Arbeit die Angriffsvorstellung dazu; aber auch die Arbeit kann die Zielvorstellung sein und die Stillung des Hungers die Angriffsvorstellung für sie. Das verhallende Wort dauernd zu machen, ist eine uralte Zielvorstellung, die Tradition, in der es verändert und unverständlich wird, der unzureichendste Angriff dazu. Die Bildschrift für den Gegenstand oder das Wort erforderte unüberschauliche Zeichen von Angriffsvorstellungen. Wenn die Chinesen für schon im gemeinen Gebrauche stehende 2000—3000 Wörter 214 sogenannte Schlüssel oder Schriftzeichen gebrauchen, so hat die Erfindung durchschnittlich 14 Wörter durch ein Zeichen erschlossen. Die Wörter der chinesischen Sprache werden aber auch noch durch Betonung vermehrt. Die Schlüssel und die Accente sind vereinfachte Angriffsvorstellungen für das Ziel der Gedankenmittheilung. In den Wörtern sind aber Bilder der Wahrnehmung von viel geringerer Zahl als die Schlüssel enthalten, die Veränderung des Schalles der Ausathmungsluft durch Stimmritze und durch die Mundöffnung, eine Veränderung durch ihre Zahn- und Lippenstellung, die Zungenhaltung. Eine mässige Zahl dieser Bewegungsformen, viel geringer als die der Schlüssel, sind allen Wörtern gemeinsam. Diese neuen Rindenbilder bilden eine Gehirnverbindung zwischen den articulirten Lauten. Der Angriff der Bilder auf den Wortschatz war Schrift, die Vereinfachung, die Bildzeichen für die Articulation an Stelle der Bilderschrift zu setzen, substituirte eine ganz andere Wahrnehmung als die Gegenstände, die des technischen Wirkens des klangbildenden Apparates für den Weltinhalt, und das mythische Genie Kadmus erfindet die Buchstaben, welche durch Association das erstere darstellen und den letzteren enthalten.

Lord Byron ist ein höchster Genius der Dichtkunst; in seinem Mysterium „Kain" lässt er diesen, von Lucifer geführt, den Weltraum auf der Luft durchschreiten und der Dichter will ihm Prä-Adamiten zeigen, Bewohner einer vor der Erdschöpfung schon zu Grunde gegangenen Erde, aus deren schlechten Ueberbleibseln

aber die ersten Menschen und die noch schöpfungsjunge Erde entstehen. Er löst diese Unmöglichkeit, ohne sich der poetischen Wahrheit zu begeben. Er kann dem Leser nicht sagen, wie sie aussehen, aber er kann glauben lassen, dass Kain sie sieht. Die Angriffsvorstellungen zu seinem Ziele wären die Gestalten der Menschen, die Zielvorstellung könnte durch Veränderung derselben, plastische Andichtungen, erreicht werden. Doch Byron weiss, dass dies mit innerer Wahrheit, ohne Gefahr, Zerrbilder zu schaffen, auch dichterisch nicht gelingt. Das Bild, welches er von der Wirklichkeit zu dem ganz anderen, was Kain sieht, in Verbindung bringen kann und das ganz glaubwürdig ist, ist Kain's Mittheilung, dass sie sich ganz von Menschen unterscheiden, und er sie doch sieht, Gestalten nur in dem geschildert, dass sie von dem Menschen abweichen.

„Sie tragen nicht die Form
Von jenen Geistern, die ich sah um unser
Ersehntes und versagtes Eden. Auch
Gestalt von Menschen nicht, wie ich sie sah
An Adam oder Abel und an mir,
An meiner Gattin und meinen Kindern.
Doch gleicht ihr Ansehen — wenn auch jenem nicht
Der Menschen oder Engel — einem Etwas,
Was wo nicht Letztere, höher doch als Erstere,
Stolz, edel, schön und, wie es scheint, voll Kraft,
Von unerklärlicher Gestalt: denn nie
Sah ich was Aehnliches. Sie tragen zwar
Nicht Seraphsflügel, noch des Menschen Antlitz,
Nicht mächtiger Thiere Form, noch eines Wesens,
Was jetzt lebt; dennoch sind sie schön und mächtig,
So schön und mächtig, als nur etwas lebt,
Doch dem so ungleich auch, dass ich sie kaum
Kann lebend nennen."

Das genialste Werk der Malerei, soweit sie an einem einfachen Gegenstande wirkt, ist die Sixtinische Madonna von Raphael Santi. Es scheint mir, dass die Furchtbarkeit eines Gottes, die Kraft desselben in den Jupiter-Köpfen der Antike nicht zu solchem Ausdrucke gekommen ist als in dem Kinde der Sixtina, vielleicht kann man sagen, dass noch jeder empfängliche Beschauer von diesem Werke schied, ohne sich daran sattgesehen zu haben. Der Eindruck bewegt sich bei aller plastischen Wahrheit der vollsten Glaublichkeit einer Kindergestalt doch in einem Räthsel, von dem der Beschauer meint, es müsse ihm auch seine Lösung über die Lippen treten.

Ueberall in den Madonnen-Bildern der Maler und Raphael's selbst stehen Mutter und Kind in durchsichtiger Beziehung zusammen, durch Sorgfalt und Aufmerksamkeit jener für dieses; hier fehlt diese Verbindung. Die Madonna zeigt gleichsam kein Kind, sondern ein Wunder. Es war vor Raphael nicht denkbar, das mütterlich gehegte Kind und den Schrecken verbreitenden Weltrichter zugleich zu malen. Das Kind findet keine Association mit der Erweckung des Schreckens, der Weltrichter keine mit der schützenden Mutter; Raphael erfindet ein vollkommen neues Bild, Schrecken verbreitende Augen, die Haltung der Züge, die kraftvolle Bemächtigung, die sich in dem Anfassen des rechten Beines durch die linke Hand ausprägt, treten ganz aus der Idee des Kindes heraus, während der in's Leere gerichtete Blick ohne jede Fixation der Umgebenden der Erscheinung auch jede Aggression benimmt, ein Bild der vollsten Ruhe belässt, das Kind in nichts unwahr erscheinen lässt; nicht eine Tendenz, die im Kinde nicht sein kann, noch ein Affect, sondern nur für die Zukunft in den Keim gelegte, unbewusste furchtbare Ueberkraft ist ausgedrückt; auch in der Madonna liegt nur eine Weihe, kein Verständniss. Dieses ganz neue, aus dem Gehirn Raphael's getretene Bild ist ein drittes Rindenbild, in welchem zwei direct und graphisch bisher nicht associirbare Gestalten in der Zeitfolge derselben Persönlichkeit sich associiren und die Anknüpfung für ganz divergente Nebenassociationen kaum begrenzbarer Zahl vermitteln. Raphael, von welchem Aeusserungen über dieses Werk nicht bewahrt sind, braucht sich selber dasselbe nie durch sprachlichen Ausdruck klar gemacht zu haben, ohne dass wir sagen könnten, es sei gedankenlos geschaffen. Die Aufmerksamkeit gehörte der technischen Darstellung. Der durch sie ausgedrückte Gedankeninhalt kann auch als unter der Schwelle im Bewusstsein des Genius gelegen angenommen werden.

Von Raphael steht es fest, dass, wie Shakespeare in den dramatischen Vorbildern seiner Zeit wurzelte, so wie Mozart seinem Vater eine massgebende Schulung verdankte, auch nach Springer's Mittheilung er einen schulenden Vorgänger in seinem Vater Giovanni Santi hatte, einen Künstler von originaler Kraft, und dass die Neigung und Befähigung zum Holdseligen und Graziösen vom Vater auf den Sohn überging, dass von der Mächtigkeit des väterlichen Vorbildes auf den Entwicklungsgang Raphael's die häufige Wiederkehr der gleichen Typen an seinen Kinder- und Engelgestalten sich ausspricht. Diese Beziehungen in Raphael's Jugend sind von Professor Lützow neuestens eingehender historisch dargelegt worden und enthält dieses Werk volleres Verständniss für die Entwicklung von Raphael's Genie. Ich möchte hier auch betonen, wie unrichtig der weitverbreitete Ausspruch Lessing's ist, dass Raphael auch ohne Hände der grösste Maler gewesen wäre; das Genie ist ohne eine Allgemein-Intelligenz, die in der begünstigten Hirnorganisation wurzelt, nicht denkbar, mögen die äusseren Umstände und Anregungen auch nur für einzelne Richtungen der Befähigung ausschlaggebend sein. Weismann's Vorschlag ist sehr richtig, dass Lessing weit eher hätte sagen dürfen: „Wäre Raphael ohne Arme geboren, so wäre er wahrscheinlich der grösste Musiker geworden." Gedenke ich der Gunst der Gehirnorganisation, so kann es sich um ein grosses Gehirn bei schöpferisch veranlagten Menschen handeln, es muss das aber nicht sein. Raphael's Schädel war keineswegs gross. Bezüglich der Projectionssysteme, welche radiäre Linien, gleichsam von einem mittleren Kerne des Gehirnes nach dem Halbkugelmantel desselben darstellen, kann die Gehirngrösse auch nur von ihrer Länge abhängen, die gar keine einsichtliche Begünstigung für die Leitung darstellt, und sind die Enden der Projectionssysteme weiter auseinandergerückt, so müssen auch die Verbindungen durch die Associationssysteme längere Fasern haben, wodurch mehr

Schädelraum ausgefüllt wird. Ueberdies besteht das Gehirn gar nicht blos aus Nervenzellen und Fasern, sondern zwischen ihnen in feinster Vertheilung aus einem indifferenten sogenannten Bindegewebe, von welchem das Menschengehirn an sich viel weniger als die Thiergehirne einschliesst, aber verschiedene menschliche Gehirne auch verschiedene Antheile einschliessen werden. Die Leistungsfähigkeit des Gehirnes hängt aber nicht blos von deren Masse, sondern auch von seiner Ernährung ab. Wäre das Herz klein angelegt und der Arterienbaum dünn, so wäre ein hohes Hirngewicht nur ungünstig für die Gehirnleistung; die Erfordernisse eines zu ungewöhnlicher Function befähigten Gehirnes wären in einem grossen Gehirne nur dann gegeben, wenn die Grösse nicht auf dem Antheile des Bindegewebes, nicht auf der Grösse und Länge der Nervenelemente, sondern auf ihrer Zahl beruht und wenn die Capacität des Herzens und die Weite des Gefässbaumes in günstiger Proportion zur Masse des Gehirnes steht.

Lombroso verlegt nun das Genie vollkommen auf pathologisches Gebiet und kommt auf die Diagnose, dass das geniale Schaffen der Ausfluss einer degenerativen Form von Geisteskrankheit sein könne, die zur Familie der Epilepsien gehört. Der degenerative Boden für Epilepsie bestehe in Ererbung, in Schädelverletzung und in der Wirkung von Spirituosen. Dass eine grosse Zahl genialer Menschen durch Erblichkeit zu Nervenkrankheiten veranlagt erscheint, ist zweifellos, hat aber keine Bedeutung als die, dass auch eine gewisse Zahl von ihnen erkrankt. Die Veranlagten sind aber noch nicht die Erkrankten, jede Veranlagung kann ausheilen, geniale Befähigung erscheint zunächst als ein Grund, dass keine Erkrankung vorliegt; Lenau beispielsweise wurde später ein Geisteskranker, ein Mass genialen Schaffens kann ihm vor der Erkrankung nicht abgesprochen werden, mit der Erkrankung aber ging es unter. Für die Beziehung von Schädelbrüchen zur Genialität führt Lombroso an: Ein Papst, ein Philosoph, ein Jesuit und noch vier andere Personen hätten Schädelbrüche erlitten, seien vorher Schwachköpfe gewesen, danach hochbegabt geworden. Es wäre wohl nicht ansprechend, die Glaubwürdigkeit der Beurtheilung Lombroso's vorausgesetzt, bei der Seltenheit von Schädelbrüchen bei als genial angesehenen Menschen aus dem Schädelbruch das Verständniss des Genies ableiten zu wollen.

Für den Zusammenhang der Trunksucht und des Genies werden Alexander, Cäsar, Sokrates, Cato, Tiberius, Alcibiades, Antonius angeführt, erstens überhaupt nicht lauter Genies, dass aber bei Cäsar's epileptischen Anfällen das Genie trotz, nicht wegen des Trinkens bestand, hält Lombroso für überflüssig zu erörtern. Ebensowenig weist er bei der überwiegenden Mehrzahl seiner Genies Epilepsie nach. Darüber, dass dies seinen Satz nicht erschüttert, wird er uns gleich Beweise geben. Dafür entschädigen uns zunächst die körperlichen und die geistigen Degenerationszeichen. Lombroso führt ein solches Degenerationszeichen in einem blödsinnigen Gesichtsausdrucke an, den er Sokrates, Skoda und Darwin beilegt. An Sokrates scheint man dies in der Antike nicht bemerkt zu haben, und man gibt auch heute nicht zu, dass Hässlichkeit Blödsinn gleichkomme; bei Skoda kann ich und gewiss manche Andere, die ihn noch kannten, sich nicht daran erinnern, und so viele Zeitgenossen Darwin's haben es nie erwähnt. Vielleicht stehen aber Lombroso's Schlüsse höher als Lombroso's Thatsachen. Ausser dem Ansehen des Gesichtes sollen die Genies und die Epileptiker Schädelanomalien darbieten. Kant hätte keine Stirnnaht haben sollen, die übrigens keine Anomalie ist, doch mag sein Schädel als der eines rhachitischen Mannes sonst anomal gewesen sein. Richelieu, Weber, Beethoven haben zu dicke Schädel, bei Lord Byron seien im Alter von 37 Jahren die Nähte verknöchert gewesen; letzteres weist allerdings darauf hin, dass die Schädelnähte vorher unter einer reizenden Spannung sich befunden hatten, welcher Reiz nach Aufhören des Gehirnwachsthums Nahtverknöcherung mit sich führt. Man sieht viele missgestaltete Schädel, sogenannte Thurmköpfe, die von einer frühzeitigen Nahtverknöcherung her durch das Bedürfniss des Gehirnes nach Raum sich compensirt haben, solche gehören auch Blödsinnigen, auch Epileptischen an, kommen aber auch bei recht intelligenten Menschen ganz nüchternen Geistes vor. Zu Gunsten Byron's wage ich, weil er zweifellos ein Genius war, nichts zu sagen, wohl aber darf man von dergleichen Fällen sprechen. Lombroso's Ansichten laufen auf eine sehr menschenfreundliche Schätzung des gewöhnlichen Menschen hinaus; er betrachtet eigentlich den Philister als das Salz der Erde, weshalb ich ihm die Thatsache solcher Schädel an correcten gewöhnlichen Menschen empfohlen haben möchte. Er schildert auch Genies mit Linkshändigkeit, wie Leonardo da Vinci, der allerdings zu grösserer Geschicklichkeit auch die rechte Hand gebrauchte, also nicht blos Linkshändler war. Linkshändigkeit führt nach Lombroso als Atavismus auf den Wilden zurück und bildet eine feste Brücke vom Genie zum geborenen Verbrecher. Wir werden vom ersteren noch Schlimmes genug hören, um diesen Schluss zu würdigen. Ich hege die inferiore Ansicht, dass die prähistorischen Menschen und die Verbrecher der Jetztzeit linkshändig sind, weil etwa kein Schullehrer auf sie seinen Einfluss nahm, dass hie und da auch auf Menschen von grösserem Eigensinn der Schullehrer nicht den geziemenden Einfluss nehmen kann und möglicherweise auch Genies sich unter letzteren befinden.

Es wird ihnen Unfruchtbarkeit vorgeworfen, wenngleich von einer Zahl nachgewiesen wird, dass sie keine Zeit fanden, zu heiraten. Fast alle Männer von Geist sollen weder Vater noch Mutter ähneln, und diese Unähnlichkeit wird auch angeführt als ein sicheres Zeichen von Degeneration. Andere weichen von ihrem Volkstypus ab, wie Byron, der nicht wie ein Engländer aussah; auch dies ist Degeneration. Wir wissen allerdings, dass alle europäischen Völker Mischvölker sind, dass sie durch Sprache, nicht aber durch ihr Aussehen vereinigt sind, was Lombroso nicht bekannt zu sein scheint. Lombroso staunt auch darüber, dass

bei den Genies für edel und fast göttlich die Züge gelten, die bei Cretins, Verbrechern und sogar Geistesgestörten gemeinhin vorkommen, nämlich hohe Stirn, stark entwickelte Nase und Kopf, Lebhaftigkeit des Blickes. Letzteres ist mir entgangen; zwischen hohen Stirnen und stark entwickelten Nasen glaubte ich bei Cretins und Genies etwas Unterschiedliches zu finden. Degeneration zeigt sich auch in der frühzeitigen Entwicklung des Genies, die ihm mit dem Wahnsinn, insbesondere mit dem moralischen Wahnsinn, gemeinsam sei. Letztere ist eine Blödsinnsform; es ist aber richtig, dass die aufgeregten Blödsinnigen intelligenter sind als die anderen, die torpiden. Auch späte Entwicklung ist ein Degenerationszeichen des Genies, und Walter Scott spielte eine traurige Figur in der Schulclasse. Lombroso gibt aber selbst zu, dass innere Concentration damit zusammenhängen kann, und mir scheint solche Beschränktheit ein Beitrag zu dem Satze: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister." Die frühzeitige Entwicklung ist wieder ein krankhafter Rückschritt, sie ist atavistisch und findet sich bei den Wilden. Eine andere Degeneration ist Scheu vor den Neuerungen; Schopenhauer war gegen das Jahr 1848, Friedrich der Grosse wusste die deutsche Literatur nicht zu schätzen und kaufte sich nicht zu viel Kleider, Napoleon's Hut war abgetragen.

Die Unbewusstheit im genialen Schaffen, die raschen Einfälle, bieten Aehnlichkeit mit dem epileptischen Anfalle; das Talent weiss, wie und warum es auf eine gegebene Idee eingeht, das Genie nicht. Epileptische beschreiben ein Glücksgefühl voller Verworrenheit in der Dauer von fünf Secunden. Dante sagt von seinem Gefühle bei dichterischer Begeisterung, es sei: wie wenn Liebe ihn beseelt. Seine Production war aber klar und lief keineswegs in fünf Secunden ab. Glücksgefühl ist an jede fördernde Arbeit geknüpft, besonders an den ungehemmten Ablauf der Association, durch die Ansaugung oxydirender, sauerstoffhältiger Verbindungen der Nervenzellen (Virchow's nutritive Attraction), die wie eine Intoxication auf gehobene, heitere Stimmung wirkt. Dante und Andere können ihre Productionszeit daher leicht mit jedem anderen Glücksgefühle vergleichen. Den krankhaften Zustand im begeisterten Schaffen findet Lombroso auch durch das irrenähnliche Benehmen der Schaffenden ausgedrückt, welche offenbar Blutzufluss zum Kopfe herbeizuziehen oder zu mässigen suchen, so dass Leibnitz in horizontaler Stellung, in der das Gehirn weniger blutarm ist, Milton mit dem Kopfe über der Stuhllehne, Rousseau blossköpfig in der Sonne arbeitet, Rossini im Bette componirt. Endlich naht sich die Analogie des genialen Schaffens mit dem epileptischen Anfalle in Lombroso's Sinne, freilich noch recht schwer verständlich. Nach Moleschott wurden die grossen Entdeckungen durch einfache Wahrnehmungen veranlasst. Bekannt ist Newton's Apfel, der mit der Entdeckung der Schwerkraft zusammenhängt, Mozart wurde durch eine Pomeranze an ein neapolitanisches Volkslied erinnert, das im „Don Juan" eine Rolle spielt, und der Anblick eines Lastträgers gab Leonardo da Vinci das Bild seines „Judas".

Dies sind Wahrnehmungen, und Wahrnehmungen nennt man Sensationen. Darüber ruft Lombroso nun ziemlich impulsiv aus: Sensationen sind es auch, die zu Ausbrüchen der entsetzlichen Mania impulsiva werden! Da zum epileptischen Anfalle auch eine Verwirrung gehört, schliesst er gleich hier an, dass Dickens, Kleist uud Schiller von dem, was mit den Personen ihrer Erfindungen geschah, so bewegt wie durch wirklich Geschehenes wurden.

Nachdem wir noch über Erscheinungen von Hyperästhesie, Parästhesie und Anästhesie — denn Sokrates konnte in die Sonne sehen, Byron war durch die Verheiratung seiner ersten Liebe ergriffen, Andere waren sehr übelnehmisch, Darwin litt an musikalischem Daltonismus — über die Zerstreutheit, welche auch den Epileptikern zukommt, über Originalität Wahnsinniger belehrt sind, haben wir doch noch nichts über einen epileptischen Anfall gehört, während Epilepsie doch Princip und Erklärung des Genies für Lombroso ist. Wir haben dies auch nicht zu erwarten, denn diesbezüglich ist gesagt, dass die convulsive Form der Epilepsie selten auftritt; aber wo die Convulsionen fehlen, da tritt das psychische Aequivalent derselben um so häufiger auf. Man könnte diesen Satz leicht dahin missverstehen, dass Lombroso sagen will, wo keine Epilepsie in ihrer allbekannten Ausprägung als Krampfanfall vorkommt, ist die Epilepsie am allersichersten vorhanden. Das wäre sicher ein Missverständniss. Weiter drückt er sich aus, das psychische Aequivalent ist hier das geniale Schaffen. Die Aehnlichkeit des Anfalles liegt in dem Eintritte der Inspiration (nicht der des Athems, sondern der Begeisterung), in der Aehnlichkeit des unbewussten Handelns, das hier schaffend, dort in Form von Convulsionen auftritt. Ich gestehe beschämt, dass die sehr einfachen epileptischen Zuckungen im bewusstlosen Zustande mir nicht ganz klar als ein unbewusstes Handeln sich darstellen und ich eine Aehnlichkeit mit einer genialen Erfindung, mit einer bei einem nach Brot gehenden Genie auf Bestellung erzielte, dennoch begeisterte Kunstleistung mir auch nicht klar machen kann und dass ich einen gewissen Scharfsinn Lombroso's auch anerkennen würde, wenn sein Buch: „Der geniale Mensch" sich als eine Mystification erweisen sollte.

Ich kann mich der Möglichkeit, dass Lombroso mystificire, um so weniger entschlagen. als er sich später mit Spiritismus befasste und Spiritismus doch eine anerkannte Mystification ist.

Es ist mir nur sehr wenig Zeit gegönnt nach der Einengung, welche Lombroso den Grenzen der Anthropologie durch die Verweisung des Genies zur Krankheit anthut, nach der Ausweitung ihrer Grenze durch Aufnahme der Verbrecher Würdigung zu schenken. Schon bezüglich der Genialen waren Gesichtspunkte aufgeblitzt bezüglich der Frühreife und von Fällen von Linkshändigkeit, in welchen Rückschläge in vielleicht prähistorischen Menschen, jedenfalls in die Wilden, als eine Art Vorfahren gesehen wurden. Dieser atavistische Standpunkt lässt nun den geborenen Verbrecher von Lombroso als eine mitten unter uns lebende besondere

Menschenart erkennen, als einen Atavismus, einen Rückschlag in die prähistorische Wildheit. Auch hier fusst Lombroso auf zu möglichst statistischer Breite gesammelten körperlichen und geistigen Kennzeichen. Unter den körperlichen spielen die sogenannten Veranlagungszeichen eine Rolle, Anomalien des Schädels, der Zahnstellungen, des Gesichtsskeletes, zum Beispiel des Vorderkauerprofils, bei welchem die unteren Schneidezähne die oberen bedecken. Dies ist ein grosser Irrthum der Auffassung. Diese Bildungen sind der krankhaften Knochenweichheit, dem Rhachitismus, zuzuschreiben und sind im Grossen Kennzeichen der schlechten Hygiene.

Die Verbrecherwelt geht nun aus den Menschenmassen der nothleidenden Hygiene hervor, und hiemit, nicht mit der Eigenschaft eines Verbrechers, hängen die Veranlagungszeichen zusammen. Den Hauptwerth legt Lombroso auf bei den Verbrechern vorkommendes Tätowiren, auf die Zeichensprache, durch welche sie sich untereinander verständigen, auf die Linkshändigkeit, auf die Länge der Lebensdauer, auf die frühe Reife. Der Atavismus, welchen er durch Statistik zu erweisen glaubt, führt aber noch weiter, er will am Schädel, an der Wirbelsäule, an dem Gehirne Rückschläge in Thierähnlichkeiten finden, und wenn er gleich keine morphologischen Pflanzenähnlichkeiten den Verbrechern abgesehen hat, gelangt er doch zu dem Schlusssatze: Das Verbrechen trete als eine Naturerscheinung gleich dem Tode, der Geburt, der Geisteskrankheit auf, an welcher Auffassung sich nicht rütteln lässt. Aber ebensowenig lässt sich dem Zusatze beitreten: die instinctiven grausamen Handlungen der Thiere und auch der Pflanzen (es kommen hier die fleischfressenden Pflanzen in Frage) stehen denen des Verbrechers und seiner grausamen Bosheit nicht so fern, als man anzunehmen pflegt. Die körperlichen Beziehungen zwischen Thieren und Verbrechern findet er schon an ihrer Aussenseite, das graue, mit Blut injicirte Auge des Tigers z. B. findet sich an Mördern. Indem Lombroso an Pflanzen und Thieren das Aufdämmern verbrecherischen Wesens zu erblicken glaubt, stellt er sich eigentlich den Thieren gegenüber auf den Standpunkt des Richters, während er den menschlichen Verbrechern gegenüber auf dem des Naturforschers stehen will. Als vermittelndes Glied zwischen dem Ausgangspunkte des Atavismus im Wilden und seiner Uebertragung auf den zeitgenössischen Verbrecher betrachtet er das Kind und glaubt ihm die atavistischen, verbrecherischen Tendenzen angeboren, indem es lügt, stiehlt und nach Massgabe seiner Kraft gewaltsam ist und ohne Erziehung zum Wege des Verbrechens, zum moralischen Irrsinn bereit ist. Dass die Gehirnkrankheiten die höchst complicirte Leistung des Ineinandergreifens der Rindenbilder und der Erregungszustände zum Resultate des ethischen Menschen bedrohen, verderben, dass die Erscheinung sogenannten moralischen Irrsinnes Wahnsinnigen, Epileptischen und Paralytischen anhaftet, legt er dahin aus, dass der Atavismus, auf dem die Erscheinung des Verbrechers beruht, dem Gehirne der Menschen so verbreitet innewohne, dass alle Krankheiten, die das Gehirn schlechter machen, die hauptsächlich durch die Erziehung aufgebotenen Hemmungen gegen den Atavismus beseitigen. Er ergeht sich auch in vielfachen Exemplificationen von Besonderheiten der Gehirnbildung bei Verbrechern, während unsere Kenntniss von der Bedeutung der Form der Hirnwindungen von ernsten Anatomen für gänzlich unreif erachtet wird, um in ihren individuellen Variationen ausgedeutet zu werden. Wie man sieht, beruhen die Gedanken Lombroso's über den geborenen, den anthropologischen Verbrecher, über sein Wurzeln im Atavismus, auf Anschauung, wie sie die Craniologie Gall's beherrschten, auf der Annahme, auf der Gehirnoberfläche seien im musivischen Nebeneinander die Tendenzen des Bürgers eingebettet. Die Physiologie hat erfahren, dass auf der Oberfläche des Gehirnes die Sinnesorgane und die differenten Muskelmassen des Thieres durch ihre Nervenprojection eingebettet sind oder vielmehr kurz vor und lange nach der Geburt erst in die Hirnrinde von der Aussenwelt, die den Leib des lebenden Menschen umgibt, als Reize, die ihn treffen, eingehen. Die complicirten Rindenbilder, die wir Gedankengänge nennen, entwickeln sich aus dem Material dieser Einwirkungen der Aussenwelt secundär viel später, es gibt daher keine angeborenen Gedanken. Alle Gedanken haben ein immer wieder neues, individuelles Beginnen, und in ihnen können unmöglich atavistische Wiederholungen stattfinden. Es wäre eigentlich schwer begreiflich, wie Anschauungen von der Art, wie sie Lombroso hegt, sich als naturwissenschaftliche Resultate geberden können. Die Anfragen, welche an die Natur gestellt werden, bleiben meist ganz unbeantwortet, wenn die Anfrage nicht schon von einer richtigen Thatsache ausgeht. Dadurch erhalten wirkliche Naturbeantwortungen unserer Experimente einen kaum zu überschätzenden Werth. Nur die Statistik, das Untersuchungsmittel Lombroso's, gibt auf jede Frage eine Antwort. Die unrichtige Antwort steht aber hier in einem ganz harmonischen Verhältnisse zur unrichtigen Anfrage.

2. Herr Prof. Dr. **Anton Herrmann** in Budapest übersendet einen Auszug seines in der Monats-Versammlung der Anthropologischen Gesellschaft am 13. December 1892 gehaltenen Vortrages

Volksthümliches aus Dobschau in Oberungarn.

Angeregt durch die Initiative und die einschlägigen Arbeiten der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, hat sich der Vortragende auf die Erforschung der Formen des Gewohnheitsbaues in Ungarn verlegt und auch andere ungarische Forscher zu diesem Studium angeeifert. Er selbst hat seine Untersuchungen mit dem Blockhause im Gömörer Comitat (vgl. Henning, 84—88) begonnen. Besonders in Dobschau hat er zahlreiche Grundrisse, Ansichten und Details aufgenommen, auch alterthümliche Geräthe u. dgl. skizzirt und dem dortigen Zeichenlehrer zur anschaulichen Ausführung überlassen. Hierüber wollte er einen Vortrag halten. Das bildliche Material ist aber nicht eingetroffen und

da auf diesem Gebiete ohne Anschauung keine erspriessliche Behandlung zu erhoffen ist, musste er dieses Thema für eine andere Gelegenheit aufeparen und diesmal statt des Hauses Einiges über seine Bewohner mittheilen.

Von grösstem Interesse, auch für germanische Sprachforschung wichtig, ist ihr dem Göllnitzer verwandter, höchst eigenthümlicher Dialekt. Bezeichnend ist in ihm das b für gemeindeutsches w; für welcher sagen sie bulener, und dies ist ihr Spitzname geworden. Der Vortragende theilte das Wichtigste aus der Laut- und Formenlehre nebst einigen Paradigmen mit; hierauf Proben von eigenthümlichen Ausdrücken und Redensarten, von Sprichwörtern und Liedern aus Volkesmund. Dieser gibt es übrigens nur eine beschränkte Zahl. Das Volk der Bergleute ist nicht besonders sangeslustig; in der Grube wird nicht gesungen. In neuerer Zeit dichtet der Dobschauer Professor Samuel Klein, der eifrigste Sammler auf allen Gebieten localen Volksthums, viel und mit grossem Geschick in der Mundart seiner Vaterstadt, besonders Grubensagen bearbeitend, an welchen jene Gegend reich genug ist. Volksglaube und Brauch ist vielfach fremd beeinflusst. In Hochzeitsgebräuchen findet sich manch' altüberlieferter Zug, wovon Proben mitgetheilt wurden.

Das Deutschthum von Dobschau ist seit mehr als 600 Jahren urkundlich belegt; 1326 wurden die zerstreut Siedelnden zur Gemeinde vereinigt. Reicher Grubensegen bewirkte erfreulichen Aufschwung, Stocken des Bergbaues hingegen in neuerer Zeit Niedergang. (Schade, dass die reiche Nickelausbeute, trotz Einführung des Nickelgeldes, noch immer roh in's weite Ausland verschickt werden muss.) Seit einem Decennium ist ein Viertel der früheren 6000 Seelen nach Amerika und zum Theile in die Nachbarcomitate ausgewandert.

Der Vortragende weist zum Schlusse auf die landschaftlichen Reize der Dobschauer Gegend, besonders auf die unvergleichliche, wundervolle Eishöhle hin, von der er eine Anzahl Abbildungen vorlegt. Die Gegend besitzt alle Bedingungen eines überaus angenehmen und billigen Sommeraufenthaltes.

Die Resultate der Dobschauer Hausforschungen werden nächstens in den Mittheilungen veröffentlicht.

3. Herr Prof. Dr. **Anton Herrmann** in Budapest übersendet ferner eine Mittheilung über

Weltuntergang in der magyarischen Tradition.

Der eifrige Volksforscher Ludwig Kálmány, der schon fünf Bände höchst werthvoller magyarischer Sprachüberlieferungen veröffentlicht, hat auch wichtige Fragmente kosmogonischer Sagen gesammelt. Aus seinen handschriftlichen Aufzeichnungen habe ich in meinen „Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn" die über Weltschöpfung (Ethnol. Mitth. a. Ungarn II, S. 3—11) und Sündenfall (II, S. 139—148) zusammengestellt. Die Fluthsagen der finnisch-ugrischen Völker werde ich als nicht unbedeutende Ergänzung zu Andree's Buche nächstens vorlegen. Hier will ich die auf den Untergang des Menschengeschlechtes bezüglichen Ueberlieferungen mittheilen.

In Bezug auf die Erdbewohner werden in der magyarischen Volkstradition drei Epochen unterschieden: die der Riesen (Vergangenheit), der Menschen (Gegenwart) und der Zwerge (Zukunft).

Die der Riesen dauerte von der Schöpfung bis zur Sintfluth und lässt sich der magyarischen Tradition gemäss in zwei Abschnitte eintheilen: Die Zeit der Glückseligkeit, da die Erdbewohner auch in der Luft sorgenlos leben konnten und ihr Körper mit einer Hornhaut bedeckt war. Dieser Vorzüge gingen sie wegen Unsittlichkeit oder des Genusses der verbotenen Frucht verlustig. Aber auch so waren sie vollkommenere Wesen als die jetzigen Menschen. Bei der Sintfluth gingen sie wegen Unsittlichkeit durch Wasser zu Grunde.

Die zweite Epoche ist die der Menschen. Auch diese waren früher vollkommener, Heroen[1]), aber zufolge der Unsittlichkeit werden sie immer kleiner und schwächer und werden zuletzt durch Feuer umkommen.

Die dritte Epoche ist die der Zwerge.

Zuerst also versagte die Luft den Erdbewohnern den Dienst, dann gingen sie durch Wasser zu Grunde und zuletzt wird sie das Feuer vernichten.

Die drei Epochen sind in folgender Sage vereinigt:

„Als die Riesentochter aus der Burg auf die Heide ging, sah sie einen Ackersmann mit vier Ochsen pflügen. Dies Mädchen war nur 6 Jahre alt und sie ergriff die vier Ochsen, den Mann und den Pflug, hob's in die Schürze, trug's ihrem Vater hinein und sprach: Schau' nur, lieber Vater, welch' schöne kleine Käfer das sind, sieh da! Der Vater sprach zu ihr: O, mein liebes Töchterchen, nach uns werden einst diese auf der Welt sein, alle Regenten werden aus diesen; aber lass' diese Armen weiter gehen, denn auch nach diesen kommt noch eine Welt, da auch diese wieder vergehen werden, und es werden die Zwerge kommen und diese werden eine Zeit lang leben." (Szőreg.)[2])

Die zahlreichen Varianten dieser Sage bei verschiedenen Völkern wissen nichts von den die Menschen ablösenden Zwergen[3]). Dass aber mit dem Menschengeschlechte die Welt nicht zu Grunde geht, lehrt auch der Buddhismus[4]); nach der Edda folgt auf den Weltbrand die Götterverjüngung mit einer seligeren Erde.

Dem Untergange des Menschengeschlechtes werden nach der magyarischen Tradition verschiedene Vorzeichen vorangehen. Die Zeit zeigt der Ausspruch an: „Tausend geb' ich, tausend geb' ich nicht" (Szőreg, Egyházas-Kér, Pádé), d. h. 1000 Jahre n. Chr. hat Gott dem Menschen gegeben, aber das zweite Tausend gewährt er nicht. (Der auf die Apokalypse gestützte Chiliasmus, das tausendjährige Reich.)

Ein anderes Vorzeichen ist das Nussbaumblatt. Wenn dies so gross wird, wie das des Kirschbaumes,

---

[1]) S. Ipolyi, Magyar mythologia, 140, 353.

[2]) Auch bei den Széklern, Kozma, Mythologiai Elemek 10. Poetisch bearbeitet von Paul Gyulai: Das Riesenmädchen.

[3]) Deutsch: Gaal, Das Riesenspielzeug (Chamisso, Uhland). — Müller, Siebenbürgische Sagen. — Finnisch: Ipolyi, 121. — Lappisch: Poestion, Lappl. Märchen, 39. — Wotjakisch: Munkácsi, Votják népköltészeti hagyományo 55.

[4]) Koeppen, Die Religion des Buddha. II, 267.

und die Mitte der Feldrübe schwindet, die Menschen keine Schande kennen, dann wird das Ende der Welt [1]).

Bei den buddhistischen Mongolen wird alles Lebende beim Nahen des Weltendes kleiner [2]).

Von den Zeichen, welche nach der heiligen Schrift am Himmel geschehen werden, weiss auch die magyarische Ueberlieferung:

„Wenn die hinkende Katharina (oder das lahme Mädchen = der Sirius) die drei Mäher (δ, ε, ξ des Orion) einholt, kommt das Ende der Welt" (Szőreg).

„Der Künzel-Wagen (Dönczöl szekér = der grosse Bär) zieht die ganze Welt, der Zigeunerknabe (auch Hüvej-piczi = Däumling, Dünneken [3]) oder Ustoros = Ochsenknecht) springt auf die Ochsen, fällt aber immer herab; wenn er so auf den mittleren Ochsen springen kann, dass er nicht herabfällt, dann geht die Welt zu Grunde" (Szeged-Madarásztó). (D. h. wenn der Stern Alkor auf Mizar verbleibt.)

Nach den sibyllinischen Orakeln [4]) und nach Lactantius [5]) steigen Elias und Jonas zur Erde. Die magyarische Tradition berichtet:

„Der Teufel hat den Jonas geschaffen und den Elias. Als Christus den Menschen schuf, wollte auch der Teufel schaffen, zwei auf einmal, aber er konnte nichts erreichen. Christus hauchte dann ihnen in den Mund und schickte sie hinauf in den Himmel, dass sie die Bösen niederschiessen; seither sind sie oben. Elias zieht den feurigen Wagen, Jonas schiebt ihn, so donnern sie. Wenn die Welt zu Grunde gehen soll, kommen sie zur Erde herab; beim Jerusalemer Thor werden dann beide getödtet, dort werden sie 14 Tage todt liegen — denn sie sind noch nicht gestorben — dann werden auch sie auferstehen." (Csanád-Apácza.)

Als ständiges Vorzeichen dessen, dass die Welt durch Feuer zu Grunde gehen wird, betrachtet die magyarische Ueberlieferung die Tabakspfeife. Diese tritt auch als Friedenspfeife auf, als Symbol des nach der Sintfluth zwischen Gott und Mensch geschlossenen Bundes [6]), aber auch als Erinnerungszeichen an die zukünftige Gefahr.

„Bis zur Sintfluth spielten die Menschen mit Wasserblasen, seitdem, da Gott versprochen hat, die Welt mit keiner Sintfluth zu Grunde zu richten, seitdem ist die Pfeife. Die Menschen tragen Feuer im Munde, weil die Welt durch Feuer vernichtet werden wird." (Szőreg.)

„Als die Menschen noch nicht aus der Pfeife rauchten, machten sie Wasserblasen, dies bedeutet die Sintfluth, dass die Welt durch Wasser zu Grunde ging; die Pfeife hingegen bedeutet, dass sie durch Feuer zerstört werden wird." (Pádé.) [7])

„Wenn die Menschen schon keine Schande mehr kennen, die Kinder ihrem Vater, ihrer Mutter nicht gehorchen, die ihnen vergebens sagen, dass sie nicht rauchen sollen, wenn Jedermann aus der Tabakspfeife raucht, dann geht die Welt zu Grunde; wir sind nun bald dort, denn schon rauchen auch die Kinder." (Egyházas-Kér.)

Auf den Antichrist beziehen sich mehrere wichtige Traditionen:

„Zuerst verschwinden wir von der Erde, nach uns kommen die Zwerge. Zwölf Jahre, bevor die Welt untergeht, wird Niemand geboren und stirbt Niemand. Daher weiss das Volk, dass der Antichrist wirklich schon geboren ist. Dann geschieht die Geburt des Antichrist; von einem 12jährigen Mädchen wird er geboren, in seinem 12. Jahre wird er schon regiren, Wunder thun, auf goldenem Wagen fahren, auf der weiten Welt regirt er so bis zu seinem 30. Jahre. Wenn dann schon durch die Welt das Volk ihm weinend nachrennt, weil grosse Noth sein wird, man aber auch vor Hunger nicht sterben kann, dann vertheilt er Brote. Wem er ein Brot gibt, dem drückt er einen Stempel auf die Stirne. Wenn er davongeht, steigt Jesus herrlich zur Erde nieder, der theilt nur ein kleines Stück Brot aus, dies kleine Stück Brot dauert sehr lange. Wer das ganze Brot annimmt, dem gibt man nicht vom kleinen. Dann beginnt das Gericht. Durch Feuer wird der Welt ein Ende gemacht. Wenn die Welt vergeht, nachher herrschen die Zwerge." (Majdán.)

Abweichend davon, dass 12 Jahre vor der Geburt des Antichrist kein Mensch mehr geboren wird [1]), glaubt man in der Gegend von Temesköz Lőrinczfalva und Szeged-Madarásztó, dass der Antichrist schon geboren ist, und schliesst dies theils daraus, dass das Ende des zweiten Jahrtausendes herannaht, theils aus dem Auftreten der Nazarener, die man für die Anhänger des Antichrist hält [2]), wie folgender Glaube zeigt:

„Wenn der Antichrist kommt, werden Zelte sein und es fällt Schwefelregen und es donnert; seine Leute rufen die Menschen in die Zelte; seine Leute sind so wie die Neugläubigen, die Nazarener; wer dann hineingeht, gibt's zu essen, zu trinken allerhand und im Zelte hört man den Donner nicht. Der Antichrist will, dass Jedermann ihm glauben soll, aber er erreicht es nicht. Dann kommt Jesus, theilt jedem Brote aus, der nicht im Zelte gegangen, davon wird er satt." (Temesköz-Lőrinczfalva.)

Nach dem Weltbrandglauben der buddhistischen Mongolen wird Condsin-Bodissado die Völker zu einem Glauben bekehren. Sieben Tage fällt tödtlicher Regen, die Gläubigen bergen sich in Höhlen. Dann fällt ein reinigender und ein Speiseregen. Endlich kommt Maidari-Burchan wieder und mit ihm die alte Glückseligkeit [3]).

„Sieben Jahre lang wird so reiche Ernte sein, dass man nicht wissen wird, wohin das Getreide zu thun; nach sieben Jahren gibt es keine Geburt, kein Sterben,

---

[1]) Akadémiai értekezések, Phil. Cl., XIV. Bd, V. Heft, 18.

[2]) Pallas, Sammlungen hist. Nachrichten über d. mong. Völkerschaften II, 32.

[3]) Vgl. Grimm, D. M. 704 Simrock, Handb. 209.

[4]) Oracula sibyllina II, 248; V, 512.

[5]) De vita beata VII, 17.

[6]) Siehe meine Mittheilung in „Ethnographia" II, S. 150. Die Pfeife mag an die Stelle des Opferrauches und des Ausräucherns (Exorcismus, Krankheiten) getreten sein. Magyarische Burschen vertauschen zum Freundschaftszeichen ihre Pfeifen und Tabaksbeutel.

[7]) Vgl. Oracula sibyllina VIII, 84, 184; IV, 158; VII, 743.

[1]) Vgl. Oracula sib. II, 163.

[2]) Vgl. die Ansicht des Hilarius bezüglich der Arianer.

[3]) Siehe Bastian, Die Völker d. östl. Asien, VI, 588. — Pallas, Sammlungen IV, 32.

keine Ernte, nur Gerste gedeiht, denn das war das erste Brot. Dann wird der Antichrist geboren, der verstopft und verschliesst die Brunnen; er gibt sich zu erkennen, dass er der wahre Gott sei. Wer an ihn glaubt, dem gibt er zu essen und zu trinken. Mit seinen Leuten wirft er jene mit Steinen. Wenn's dann dem Herrgott genug scheint, dann kommt Enoch herab, zündet Himmel und Erde an. Enoch und Elias richten den Antichrist zu Grunde." (Egyházas-Kér.) [1])

Die göttliche Verehrung finden wir in der Bibel [2]), die Verstopfung der Brunnen in den sibyllinischen Orakeln [3]), die 7jährige Unfruchtbarkeit bei den Mongolen [4]).

„Wenn die Welt verbrennen soll, lockt der Antichrist mit allerlei Betrug die Leute. Er sagt: Ich bin Christus! Er theilt Brot aus und alles, damit man ihm glaube. So wird das eine zeitlang sein, dann kämpfen Elias und Enoch mit dem Antichrist — jetzt sind sie mit Leib und Seele im Paradiese. Dann werden sie den Antichrist besiegen, hernach wird der wahre Gott auftreten, der Antichrist aber kommt in den Limbus und wird unter Fluch sein. Wenn diese Völker zu Grunde gehen, werden die missgeborenen Kinder aufkommen, ihnen wird die Welt gehören." (Egyházas-Kér.) [5])

„Im Osten entzündet sich das Meer und breitet sich nach Westen aus; jedes kriechende Thier flüchtet sich vor dem Feuer, aber vergebens, denn dies holt es ein." (Torontál-Monoster.) [6])

Dass die Erde nach dem Untergange des Menschen andere Bewohner erhält, finden wir auch bei den buddhistischen Mongolen erwähnt. Diese Wesen sind nach der magyarischen Tradition theils Zwerge, theils Missgeborene. Sie leben gegenwärtig noch in unterirdischen Schluchten und Höhlen und wissen nichts von dieser Welt.

Die magyarische Tradition lehnt sich also bezüglich des Weltunterganges im Allgemeinen an die christliche Auffassung an (Bibel, Kirchenväter, sibyllinische Orakel), zeigt aber in bedeutsamen Zügen Uebereinstimmung mit der mongolisch-buddhistischen Ueberlieferung und der wogulischen Kosmogonie.

[1]) Vgl. die Antichrist-Sagen in Henne am Rhyn, Die deutsche Volkssage, II. Aufl., S. 692.
[2]) Siehe II. Thessal. II, 3.
[3]) Oracula sib. VIII, 352.
[4]) Pallas, II, 32.
[5]) Vgl. Grimm, Deutsche Mythologie, 468. — II. Thessal. II, 8 — Augustinus, De civitate Dei XX, 19.
[6]) Vgl. Oracula sibyll. IV, 176. — Bedeutsam für die magyarische Volkstradition vom Weltbrande sind die wogulischen Sagen von der zugleich die Sintfluth vertretenden Feuerfluth, die der Himmelsgott Numi-Tarem erregt, um den Diabolus Chul'-ater und seine Erde zu vernichten; dieser rettet sich durch List. Die von B. Munkácsi aufgezeichneten kosmogonischen Sagen der Wogulen habe ich mitgetheilt in meiner Zeitschrift „Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn" II, S. 68—80, 105—133, 255—262. (Vgl. auch „Ethnographia", II, 142—155.) Die auf die heilige Feuerfluth bezüglichen Stellen finden sich auf S. 112, 113, 121—124. (Siedende Wasserfluth, 124.) — Heisses Wasser auch bei den Eskimos, Andree, Fluthsagen, S. 69; bei den Makat-Indianern, Fluthsagen, 92; Feuerfluth bei den Mundari, Fluthsagen, S. 25; bei den Yuracerè in Bolivia (Savannenbrand), Fluthsagen, 124. Bei den Quiché erst Wasser, dann brennendes Harz, Fluthsagen, 110; bei den Arawaken erst Feuer, dann Wasser, Fluthsagen, 120; bei den Sqcōmic-Indianern gleichfalls. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie u. s. w. 1891, S. 639.

4. Herr **Karl Reymann**, königlich preussischer Eisenbahn-Maschinen-Inspector a. D. (Linz), übersendet einen Aufsatz

Technische Vorkenntnisse zur Hausforschung.

(Mit 26 Text-Illustrationen.)

Auf Anregung meines Freundes, des Herrn Oberst Bancalari, des rastlos vorwärts strebenden Hausforschers, habe ich es unternommen, eine kurze Erklärung der gewöhnlich vorkommenden baulichen Verhältnisse des Wohnhauses zusammenzustellen. Ich bemerke vorweg:

1. Alle technischen (nur theilweise volksthümlichen) Ausdrücke sind durch Cursivschrift hervorgehoben.

2. Die dahinter in Klammern stehenden ebenfalls in Cursiv gedruckten Ausdrücke sind Synonyme.

1. Das Aufnehmen und Zeichnen.

Es dürfte nützlich sein, weil die Hausforschung ein zeichnerisches Aufnehmen von Baulichkeiten mit sich bringt, einige Worte über die Darstellungsmethoden vorauszuschicken.

Der bildlichen Darstellungsarten gibt es drei: die geometrische, die axonometrische und die perspectivische. Jede hat etwas Eigenthümliches und erfüllt bestimmte Zwecke.

Die *geometrische* oder *projectivische Darstellung* eines Gebäudes erfordert einen *Grundriss (Daraufsicht)* und einen oder mehrere *Aufrisse (Ansichten)*, welche noch durch *Querschnitte* ergänzt werden können. Den *Grundriss* eines Gegenstandes würde man sehen, wenn man sich in grosser („unendlicher") Höhe über demselben befinden und senkrecht herabblicken würde. Alle Linien, welche sich in horizontaler Richtung erstrecken, sieht man dann in unverändertem Verhältniss, die von ihnen gebildeten Winkel in wahrer Gestalt. Zeichnet man so ein Gebäude, so erhält man seinen Grundriss; nimmt man gleichzeitig die Umgegend auf, so erhält man seine *Situation* und die Zeichnung bildet einen *Situationsplan (Plan)*.

Einen *Aufriss* oder eine *Ansicht* erhält man, wenn man den vom Hause recht weit (unendlich weit) entfernten Standpunkt so wählt, dass man senkrecht zur Vorderfläche des Gebäudes sieht und dann zeichnet. Weil alle Körper drei Dimensionen haben, so wird man ausser dem Grundriss noch wenigstens zwei Aufrisse anfertigen müssen, um sämmtliche Abmessungen des Gegenstandes durch die Zeichnung anzugeben. Um die Sache noch deutlicher zu machen, ist in Fig. 1 ein Kamin durch einen Grundriss *b*, einen Aufriss *a* und einen *verticalen Querschnitt c* dargestellt. Der Grundriss enthält zugleich einen *horizontalen Querschnitt*, und zwar nach der Linie *x y* der Zeichnung *c*. Die vom Schnitt

getroffenen Theile sind in üblicher Weise durch *Schraffen* hervorgehoben; Fig. 1 *b* und *c* zeigt solche. Um aber noch den oberhalb des Schnittes *x y* befindlichen Schornsteinmantel *z* darzustellen, ist derselbe, und zwar mit punktirten Linien, in den Grundriss *b* hineingezeichnet. Man ersieht aus diesen Zeichnungen die richtigen Verhältnisse des *Kamins* und könnte ihn darnach bauen. Jedoch erhält man nicht denjenigen Eindruck, den ein solcher Kamin auf den Beschauer macht. Die geometrische Zeichnung ergibt also richtige Maasse, aber ein dem sinnlichen Eindrucke widersprechendes Bild.

In einer *perspectivischen Aufnahme* hat man das Bild eines Gegenstandes so, wie es dem Beschauer erscheint, also nach Art einer Photographie.

Es lassen sich die Kanten der Constructionstheile eines freistehenden Hauses, wenn man sich zur Betrachtung desselben vor einer Hausecke aufstellt, unschwer zusammenfassen in einige Gruppen. Man erhält

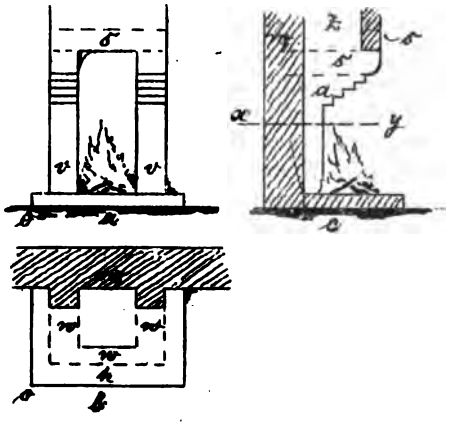


Fig. 1.

a) eine Gruppe von Verticalen, *b)* zwei Gruppen von Horizontalen und *c)* mehrere anders gerichtete Linien.

Verfolgt man mit dem Auge zwei Parallele, z. B. die beiden Schienen eines Eisenbahngeleises oder eine Pappelallee, so beobachtet man bekanntlich, dass ihr Abstand in grösserer Entfernung vom Beobachter sich immer kleiner darstellt, ja, dass sie zuletzt zusammenzutreffen scheinen. Hieraus ergibt sich das Resultat, dass Parallellinien eines Gegenstandes uns nicht als parallel erscheinen, also auch in der Abbildung nicht mehr parallel sein können; sie müssen sogar bei genügender Länge in einem Punkte, dem *Verschwindungspunkte*, zusammentreffen. Für die beiden Gruppen von Horizontallinien erhält man also zwei Verschwindungspunkte im Bilde. Dieselben müssen rechts und links vom Standpunkte des Beobachters liegen.

Die Verticallinien erscheinen uns stets vertical und sind daher auch im Bilde in verticaler Lage wiederzugeben [1]).

[1]) Natürlich gilt dies blos für die geringen, bei primitiven Gebäuden vorkommenden Höhen. Sehr hohe Thürme mit quadratischem, bis zur Zinne gleichbleibendem Querschnitt scheinen, von unten gesehen, pyramidal verjüngt, wie z. B. an dem berühmten Asinelli-Thurme zu Bologna sehr deutlich zu sehen ist.

Derjenige Punkt, welcher dem Auge des Zeichners gerade gegenüber liegt, wird gewöhnlich als Ausgangspunkt für die ganze Aufnahme benützt; er heisst *Augenpunkt*. Der Augenpunkt und die beiden Verschwindungspunkte liegen auf einer Horizontalen, welche den *Horizont* des Bildes bildet.

Ueber diesen ist noch Einiges zu sagen. Denkt man sich durch das Auge des Zeichners eine horizontale Ebene gelegt, so wird diese sich im Bilde als eine horizontale Linie darstellen. Diese Linie ist aber der Durchschnitt der Horizontal- mit der Bildebene.

Der horizontal und eben gedachte Erdboden liegt circa 2 m unterhalb dieser Ebene. Er erscheint uns nach hinten zu aufsteigend und ein lothrechtes Maass von 2 m Länge wird, auf demselben stehend, je weiter entfernt um so kleiner erscheinen. Es wird schliesslich sich auf einen Punkt reduciren. Aus dieser Beobachtung folgt, dass sich der Abstand des Erdbodens von der durch das Auge gelegten Ebene schliesslich auf Null reduciren muss, und es bildet daher der Horizont die Verschwindungslinie für diese beiden Parallelebenen. Auf diesem Horizonte liegen also der Augenpunkt und die Verschwindungspunkte aller möglichen Gruppen von horizontalen Parallelen. Bis zum Horizont hebt sich scheinbar im Bilde der ebene Erdboden. Die Verschwindungspunkte sind bei der Aufnahme eines Gebäudes leicht dadurch zu erhalten, dass man von je zwei Parallellinien, z. B. von der *Traufe* und der oberen Linie des *Sockels*, den Schnittpunkt ermittelt, und zwar durch Verfolgung der Geraden mit dem Auge oder auch durch Visirung über einen Bleistift u. dgl. Diese beiden so bestimmten Schnittpunkte sind die Verschwindungspunkte.

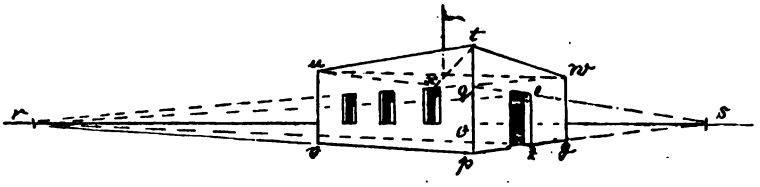


Fig. 2.

Das Zeichnen eines Hauses (Fig. 2) soll das Gesagte weiter noch deutlich machen. Das aufzunehmende Gebäude bilde im Grundriss ein Rechteck, sein Dach sei eine Plattform, also horizontal. Der Augenpunkt liegt dem Zeichner gerade gegenüber auf der Gebäudekante in *o*, daher ist die Horizontale *r s* der Horizont; bis dahin scheint also im Bilde der ebene Erdboden anzusteigen. Die untere Hausecke *p* nehmen wir circa 2 m unterhalb *o* an; die obere Ecke *t* in einer der Wirklichkeit angemessenen Höhe darüber. Die beiden Verschwindungspunkte ergeben sich auf die angegebene Weise. Sie rücken dem Augenpunkte *o* näher bei einer Annäherung des Beschauers gegen das Gebäude, entfernen sich aber auch mit ihm. Bewegt sich der Beschauer auf einem Kreise, dessen Centrum *o* ist, so wird ein Verschwindungspunkt sich dem Augenpunkte nähern, der andere sich entfernen. Man kann also durch Verände-

rung des Standpunktes die Verschwindungspunkte r und s beliebig verschieben.

Es ist im Falle der Fig. 2 der Standpunkt so gewählt, dass $r\,o$ etwa gleich der doppelten, $s\,o$ gleich der einfachen scheinbaren horizontalen Hausausdehnung ist. Zieht man die Trauflinien $t\,u$ und $t\,w$ sowie die Bodenlinien $p\,v$ und $p\,y$ nach r und s hin, zeichnet dann nach dem Augenmaasse die beiden Hauskanten $u\,v$ und $w\,y$, so ist das Haus in seinen Umrissen fixirt. Sind die Höhenmaasse einzelner Theile des Hauses bekannt, z. B. die der Fenster, so werden dieselben im richtigen Verhältniss auf der Kante $p\,t$ aufgetragen, dann mit dem betreffenden Verschwindungspunkt verbunden, um die Verjüngung der Fensterhöhe längs der Hausfläche zu geben. Der Abstand der Thüre und der Fenster von der Verticalen $t\,p$ kann wieder nach dem Augenmaasse genommen werden. In r laufen sämmtliche Parallelen mit $u\,t$ zusammen, also auch diejenige Kante, welche bei z als Zusammenstoss von *Thürleibung* und *Schwelle* entsteht, ebenso die Kante bei l. Die hinteren Kanten der Thürleibung m und n zielen nach s, desgleichen die oberen Ecken der Fensterleibungen.

Soll nun ein mitten auf die Plattform des Hauses gepflanzter Fahnenstock an die richtige Stelle gezeichnet werden, so muss die Mitte der Plattform oder des Grundrisses perspectivisch ermittelt werden. Der Grundriss war ein Rechteck, folglich liegt die Mitte desselben im Schnitte der beiden Diagonalen. Zieht man $u\,s$ und $w\,r$, so schneiden sich diese an der hinteren Hausecke x und daher sind die beiden Diagonalen $u\,w$ und $x\,t$; der Mittelpunkt des Rechteckes ist somit gefunden.

Es empfiehlt sich nicht, dem angehenden Hausforscher — und es sind bei dieser Anleitung blos Solche in's Auge gefasst worden, welche nicht technisch vorgebildet sind, weil die in darstellender Geometrie Unterrichteten weit mehr davon verstehen, als hier vorzubringen möglich ist — weitere perspectivische Constructionen vorzuführen. Die Ermittlung des Horizontes, der Verschwindungspunkte, dadurch aber die Richtung der nach beiden Seiten convergirenden Linien und die Verticallinien der Zeichnung schaffen das feste Gerippe, in welches alles andere thatsächlich Gesehene ohne wesentliche Fehler eingezeichnet werden kann. Das Gesehene ist ja die Hauptsache. Es gibt Zeichner, welche so begabt sind, dass sie vollkommen richtig zeichnen, ohne einen Begriff perspectivischer Constructionen zu haben. Sie copiren eben den sinnlichen Eindruck ohne Bewusstsein des perspectivischen Gesetzes, was ja doch streng genommen auch der photographische Apparat thut. In der Regel laufen aber dem Zeichner, besonders bei der Darstellung von winkeligen oder complicirten Baulichkeiten, grobe Fehler unter, wenn er die Perspective gar nicht versteht; er muss jede einzelne Linie in ihrem Neigungsverhältnisse zu den anderen Linien ängstlich und besonders nur für sich abzeichnen, während ihm die Ermittlung der Verschwindungspunkte doch mit einem Schlage verlässlich sehr viele Linien auf einmal fixirt; schliesslich ist ein solcher „Naturzeichner" rathlos, sobald er nicht gerade vor dem zu zeichnenden Gebäude steht, und ganz ausser Stande, Hausformen nach der Erinnerung oder „schematisch" darzustellen, was für die Hausforschung oft von grosser Wichtigkeit ist.

Man enthält sich also, Anleitungen zu geben für die Construction schiefer, geneigter, windschiefer etc. Flächen, also besonders für die perspectivische Construction der Dachflächen, Giebel u. s. w., und empfiehlt, solche lediglich auf den sinnlichen Eindruck gestützt, in die perspectivisch ermittelte, also construirte Zeichnung der unteren Haustheile einzufügen.

Die Wahl der Standpunkte hängt hiebei, wenn nicht etwa dichter Baumwuchs oder angrenzende Baulichkeiten hindern, ganz von der Natur des zu zeichnenden Hauses ab. Man stellt sich so, dass man die Charakteristik des Hauses am besten wiedergeben kann; in der Regel allerdings einer Kante gegenüber, weil so zwei Seiten gleichzeitig zur Darstellung kommen, aber mehr auf die interessantere Seite, welche dadurch im Bilde ausgedehnter erscheint. Die uninteressante Seite erscheint dann in stärkerer Verkürzung. Bäume und Gartenculturen u. dgl., welche von Malern gerne in Hausbilder hineingezeichnet werden und welche dabei in der That zu malerischen Bildern verhelfen können, muss man weglassen. Wenn ein Gegenstand um seiner selbst willen dargestellt wird, darf man ihn nicht theilweise verdecken. Dem Maler freilich missfallen grosse, einförmige Dach- oder Wandflächen, und so entgeht er denselben wie er kann. Der Hausforscher strebt aber nicht nach Gefälligkeit, sondern einzig und allein nach wahrhafter Darstellung des Vorhandenen.

Fig. 3 soll eine Idee geben, wie sich das Bild eines und desselben Hauses verändert, je nachdem der Augenpunkt (und somit der Horizont) *a)* an den Fusspunkt des Hauses, *b)* an die Dachtraufenlinie, *c)* in den Firstbalken verlegt wird.

Die Fig. 3 *a*, *b*, *c* gibt auch Aufschluss über die zweckmässige Lage des Augenpunktes o. In *a* ist er offenbar zu tief. Alle Horizontallinien des Hauses neigen sich stark abwärts und das Bild ist verzerrt. Das Halbwalmdach dieses (steiermärkischen) Hauses ist in dieser Ansicht kaum recht zu erkennen.

In *c* ist der Augenpunkt zu hoch. Alle Horizontallinien müssen nach oben einschwenken und die unteren Haustheile erleiden eine Verzerrung.

In *b* gleichen sich diese Verzerrungen aus. Der Horizont schneidet da das Haus nahezu in der halben Gesammthöhe, vom Fusspunkte bis zum First gemessen. Es empfiehlt sich, besonders bei Häusern mit hohen, steilen Dächern, eine solche oder ähnliche Lage des Augenpunktes (des Horizontes) zu wählen.

Uebrigens wird man oft nach Fig. 3 *a* zu zeichnen haben, wenn man ein höher als der eigene Standpunkt gelegenes, nach Fig. 3 *c*, wenn man ein tiefer gelegenes Haus darzustellen hat. Entstehen verworrene oder verzerrte Bilder, so kann man sie dann in's Reine, etwa nach Fig. 3 *b*, umzeichnen. Bei grosser Uebung endlich unterliegt es keiner besonderen Schwierigkeit, unmittelbar vom abzubildenden Hause, sei die Höhe des Standpunktes was immer für eine, jene perspec-

tivische Ansicht zu nehmen, welche dem Zwecke am besten entspricht.

Bei der perspectivischen Darstellung eines Innenraumes, z. B. einer Stube, nimmt man gewöhnlich die Lage des einen Verschwindungspunktes im Augenpunkte selbst an, behält also ausser diesem nur noch den anderen Verschwindungspunkt. Situirt man diesen noch in's Unendliche, so vereinfacht sich die Zeichnung dadurch bedeutend, dass die zu diesem gehörigen Parallellinien auch in dem Bilde parallel bleiben. Die der Fig. 1 (Kamin). Der Zeichnung ist das Axenkreuz (Fig. 5) zu Grunde gelegt. Das Wesen der Darstellung besteht nämlich darin, dass die drei Hauptausmaasse des abzubildenden Gegenstandes nach den Richtungen dieses Kreuzes in verjüngten Maassen aufgetragen werden. Die Richtung dieser Axen ist ganz beliebig, ebenso sind es die Massstäbe für die einzelnen Axen. Hier ist die Neigung von $a\,o$ zu $^1/_8$ und die von $b\,o$ zu $^7/_8$ gegen die Horizontale gewählt, während $c\,o$ vertical steht. Die wahren Maasse des Gegenstandes

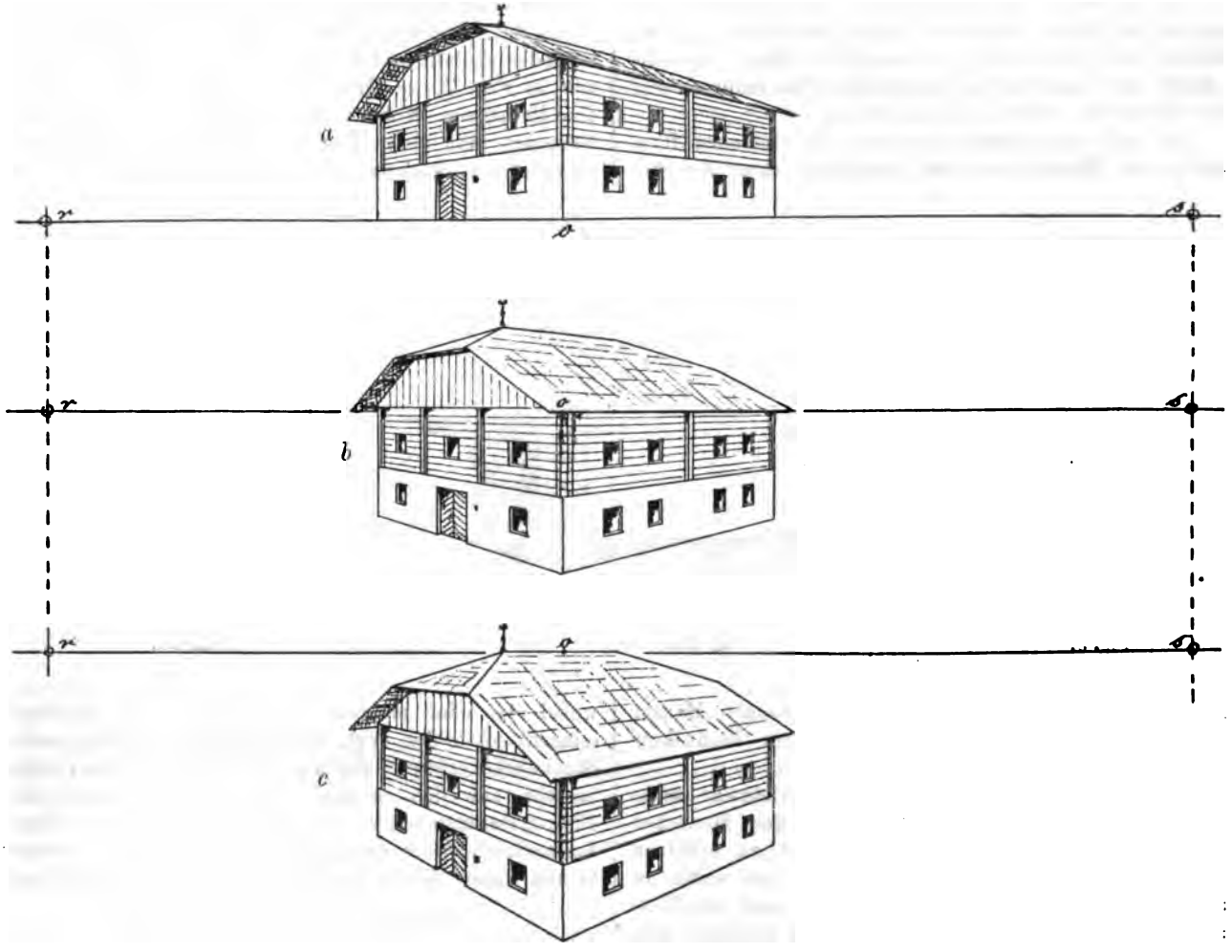


Fig. 3.

Fig. 6 *a* zeigt eine so vereinfachte Darstellung eines Kellergewölbes. Der Augenpunkt *o* liegt circa 2 m über der *Kellersohle a b k i*; nach ihm zu laufen sämmtliche Gewölbsteinfugen sowie die Begrenzungslinien *a i* und *b k* des Fussbodens. Weitere perspectivische Darstellungen von Innenräumen sind in den Fig. 17 und 18 gegeben.

Die *axonometrische Darstellung (Parallel-Projection)* ahmt einigermassen die perspectivische nach, gestattet aber dabei, Ausmaasse unmittelbar abzunehmen. Sie steht also zwischen geometrischer und perspectivischer Zeichnung. Fig. 4 zeigt die axonometrische Zeichnung sind in den Richtungen $a\,o$ und $c\,o$ in gleicher Verjüngung, in der Richtung $b\,o$ in doppelter Verjüngung aufgetragen. Das Resultat ist die Abbildung, welche Fig. 4 darstellt.

2. Wesen und Zweck der Bautheile.

Zur Erklärung und zum Verständniss der Einzelheiten eines Wohnhauses (seiner *Construction*) ist es vor Allem nöthig, auf den Zweck, welchen die einzelnen *Bautheile (Constructionstheile)* zu erfüllen haben, einzu-

gehen und diesen zu erfassen. Aus dem vierseitig *behauenen* Baumstamme wird erst dadurch, dass man diesen einem Baue einfügt und auf eine oder die andere Art beansprucht, ein *Balken,* eine *Strebe* oder ein *Ständer;* aus dem *Baumaterial* ein Bautheil. So wandeln sich Steine in Mauern und Strohmassen in Dachflächen um. Der hervorstechende Zug, den alle Bauwerke alter und neuer Zeit gemeinsam zeigen, ist das Vernunftgemässe ihres Baues und ihrer Anlage. Man findet überhaupt bei Entwicklungen, die lange Zeit erfordern und an denen daher auch viele Menschen gearbeitet haben, dass sich das Vernünftige der Grundidee wie ein rother Faden durch die ganze Entwicklung zieht; mögen auch Vorurtheile, Gewohnheit, Mode, specielle Zwecke und Umstände die Entwicklung beeinflussen und die Grundidee zeitweise überwuchern.

Es soll nun versucht werden, die einfachen Bautheile des Wohnhauses auf Grundlage ihres Zweckes zu erklären, gewissermassen die bestehenden Häuser nach dem Gesichtspunkte eines modernen Technikers zu entwickeln.

Die Entstehung des Hauses oder vielmehr seine Erfindung entspringt dem Bedürfniss des Menschen nach Abschliessung, um so sich selbst zu schützen und das Seine zu bewahren. Das Haus ist daher zu allererst ein Schutzbau. Viel später ist erst im Menschen die Idee des Wohllebens und des Schönen entstanden, die dann zum Luxusbau führte. Aber selbst bei dieser Abänderung des ursprünglichen Zweckes ist dennoch niemals der Gedanke des Schutzbaues ganz verloren gegangen. Das Haus soll Schutz gewähren gegen die Angriffe von Thieren und feindlich gesinnten Menschen, gegen Regen und Schnee, gegen Hitze und Kälte. In seiner Hut ruhen wir im Gefühle der Sicherheit der Person und des Besitzes.

Von nicht geringem Einfluss auf die Errichtung und das Aussehen eines Bauwerkes ist das verwendete Baumaterial und das Werkzeug, welches zu seiner Bearbeitung benützt wird, wie auch die Geschicklichkeit und Einsicht des Erbauers selbst. Es erlaubt die Beschaffenheit eines Wohnhauses rückwärts einen oft zutreffenden Schluss auf die Culturstufe des Bewohners selbst zu machen, ja diesen Schluss auf ein ganzes Dorf oder Land auszudehnen.

Das Haus ist ein Schutzbau. Es soll also nach allen Seiten Schutz gewähren; deshalb muss es aus *Wänden*, die den *Innenraum* begrenzen, bestehen. Als die zweckmässigste und zugleich einfachste Form ergibt sich die eines viereckigen Kastens, dessen Wände zur Einlassung von Licht durchlöchert sind und dessen Inneres durch Thüren zugänglich ist. Im Orient findet sich diese Hausform vielfach vor. Fig. 2 stellt einen solchen viereckigen Kasten mit horizontalem Dach *(Plattform)* dar. Werden mehrere solcher Hauskästen neben einander gestellt und mit einander verbunden, etwa so wie in Fig. 7, im Grundriss gezeichnet, so entsteht eine Reihe von Wohnräumen, eine *Flucht von Zimmern*. Gruppirt man diese Kästen auch noch übereinander, so entstehen *Stockwerke (Geschosse,* in Osttirol *„Gaden“)*,

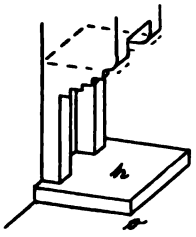


Fig. 4.

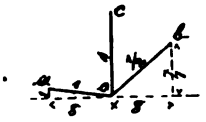


Fig. 5.

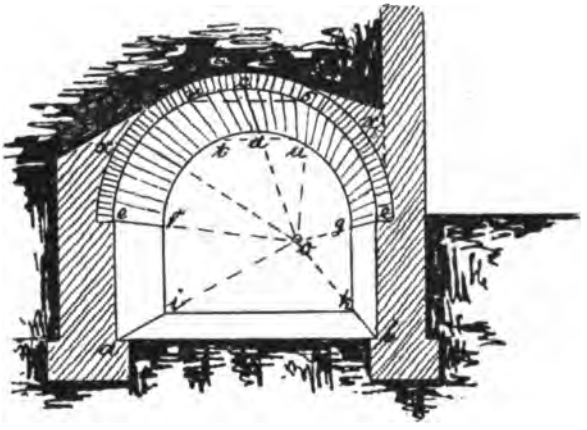


Fig. 6 *a*.

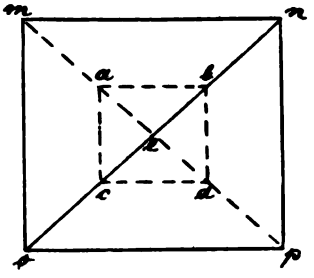


Fig. 6 *b*.

wobei eine oder mehrere *Zimmerfluchten* ein *Stockwerk* (eine *Etage*) bilden (vgl. Fig. 9). Die Verbindung zweier Stockwerke erfolgt entweder *a*) mittelst Leiter; diese besteht aus den beiden Hälften eines gespaltenen dünnen Baumstammes, den *Ruthen*, welche durch dünne Verbindungshölzer, *Sprossen*, zusammengehalten werden; *b*) aus dieser Leiter hat sich die *Treppe (Stiege)* entwickelt. Die Ruthen sind in der Stiege zu *Wangen*, die Sprossen zu *Stufen* umgewandelt. In Fig. 24 ist im Wohnhause eine nach dem oberen Geschoss führende hölzerne Treppe, im nebenstehenden (Stall-) Gebäude eine Leiter im Querschnitt dargestellt. Der Zusammenhang der Formen beider ist augenscheinlich. Als Baumaterial für die Treppen wird Holz oder Stein benützt. Hölzerne Treppen sind leicht, aber feuergefährlich, steinerne sehr schwer, dagegen von unbe-

Fig. 7.

grenzter Dauer. Die Schwere der steinernen Treppen bezüglich ihrer Stufen übt auf ihre Construction und Umgebung einen sehr grossen Einfluss aus. Die Stufen können nicht mehr von Wangen, also in diesem Falle von Steinbalken frei getragen werden, Mauern treten an die Stelle dieser. Oft ist sogar das System der Leiter gänzlich verlassen und die Stiege auf einem *Gewölbsrücken*, welcher direct die Stufen trägt (vgl. Fig. 8), angebracht worden. Die Unterbrechung der *Treppensteigung* bei *a* nennt man einen *Podest (Trittstein, Stiegenabsatz)*. Er wird getragen (im Falle der Fig. 8) von einem *Tonnengewölbe*. Die *Treppensteigung* liegt auf einem *steigenden Gewölbe b (einhüftiges Gewölbe)*, die Mauern *c* bilden die *Widerlager der Gewölbe*. Die *Geländer* oder, wenn sie, wie in Fig. 8, aus Mauern bestehen, die *Brüstungen* begrenzen seitwärts die Treppen und verhindern das Herabfallen in dieser Richtung. Auf der linken Seite ist die Brüstung *abgetreppt*, d. h. stufenartig geformt. Bei einer vorgeschrittenen Bauweise sammelt man die Treppen eines Hauses in einem besonderen Raum und nennt diesen dann *Treppenhaus (Stiegenhaus)*. Meist enthält dann dieser Raum noch die Ein-

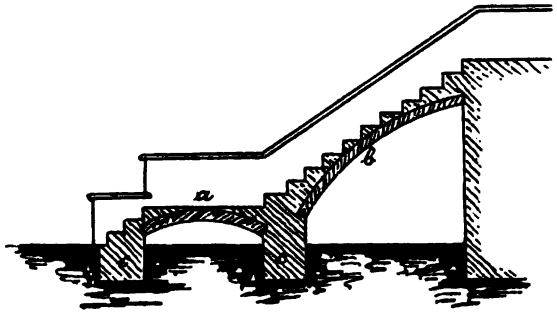


Fig. 8.

gangsthüre, auch wohl noch einen *Flur (Vorsaal, Vestibul)*.

Mit steigender Verfeinerung der Lebensformen wächst im Menschen das Bedürfniss, sich mehr und mehr von seiner Umgebung zeitweise abzusondern, sich zurückzuziehen aus dem Treiben der Menge. Hieraus folgt das Verlangen nach Differenzirung der Wohnräume und nebenbei das Bedürfniss nach noch kleineren Räumen, als die einzelnen Zimmer bieten; sie sind z. B. Kasten für specielles Eigenthum u. dgl. Diese Kasten werden nun an die Wand gestellt, wodurch sich die gewöhnliche Anordnung *a*) der Fensterwände, *b*) der Zimmerseiten, welche die Thüren und den Raum für Kasten und sonstige Geräthe enthalten, naturgemäss ergibt.

Ist die Beleuchtung der Zimmer von der einen Fensterwand aus genügend, so können zwei Zimmerfluchten mit ihren Rückwänden gegeneinander gerückt werden und es entsteht das Wohnhaus mit einer *Mittelwand*. Lässt man hingegen zwischen den Rückwänden noch einen Raum, einen *Gang (Corridor, Flur)*, so erhält das Haus zwei Mittelwände und ist dadurch die moderne (städtische, auf Raumersparniss und dabei auf Bequemlichkeit gerichtete) Bauweise erreicht. Die Anordnung eines Mittelganges zwischen den beiden Zimmerfluchten gestattet die weitgehendste Isolirung und zugleich die unmittelbarste Zugänglichkeit der einzelnen Zimmer, wie aus einer Betrachtung der Fig. 9, welche den Grundriss einer oberen Etage zeigt, hervorgeht. Vom *Stiegenhause a* kann man durch den *Corridor b* nach jedem Zimmer gelangen, und wird dazu noch die ganze Zimmeranzahl durch eine Thüre *c* am Beginne des Corridors abgeschlossen, so dass selbst bei Abschluss nach aussen noch eine directe Verbindung zwischen den einzelnen Stuben der Wohnung bestehen bleibt. Dabei hat jedes Zimmer nur eine Thüre und bietet daher grosse Wandflächen zur Benützung dar.

Diese Flur, welche besonders in den deutschen Städten zu einem schmalen Gang, lediglich zu einem verbindenden, mit den Stiegen in naher Beziehung stehenden Wege, zu einer Art Vorraum beim Eintritte in's Haus und in die oberen Stockwerke geworden ist, mag zweifellos der Rest sein eines wichtigen, ja des einst wichtigsten Wohnraumes: des altdeutschen *Salhauses*, des bäuerlichen Herdraumes, welcher noch heute in manchen Gegenden den Namen *„Haus“* führt und in mehreren Alpenthälern noch als Sommerspeiseraum der bäuerlichen Familie (sammt Gesinde) dient, ja noch

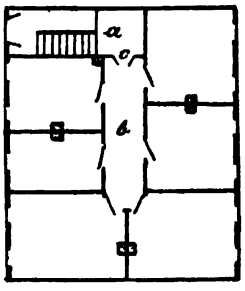


Fig. 9.

hie und da den offenen Herd enthält. Solche *„Häuser“* gibt es in abgestufter Ansehnlichkeit, und nach Bancalari's Angaben bleibt wohl kein Zweifel in dieser Sache, wenn man die ländlichen Gebäude eines ausgedehnten Bereiches mit einander vergleicht. Der typische Plan des venetianischen Palastes mit seinem mächtig entwickelten Mittelsaal und den rechts und links angehängten Schlafzimmern, dann die Beschaffenheit des italienischen Herdraumes, welcher der ganzen Familie zum gewöhnlichen Aufenthalte dient und welchen gegenüber die dürftig eingerichteten und ungeheizten Schlafstuben sehr zurücktreten, fügen sich gut in diesen im Norden allerdings stärker veränderten Typus. Die Alpenhütte mit ihren an einer Seite angebrachten, erhöhten Schlafstellen und dem freistehenden, halbniederen Herde ist ein vielleicht fast vollkommen erhaltenes Ueberbleibsel des uralten, ungetheilten, nicht differenzirten Wohnraumes, des Salbaues.

Fig. 10 zeigt einen solchen noch nicht verschrumpften Mittelsaal — freilich in städtischer, willkürlicher Anlage. In dieser Form entspricht er keinem urwüchsigen Volkshaustypus, sondern irgend einem Kunstbau.

Fig. 11 zeigt im Principe die Anordnung des römischen *Atrium*, dessen Zugang *a*, die ringsum an-

geordneten Schlafstuben *(Cubicula)* und den vom Dache freigelassenen Raum *d*, *e*, *f*, *g*; um diesen Raum herum war ein Säulengang geführt, in welchen sämmtliche Cubicula ausmünden. Dieser Säulengang wurde in den Klöstern des frühen Mittelalters zum *„Kreuzgang"*. Wiederholte sich dieser in einem Obergeschosse, so entstand eine *Galerie* (Loggia), welche nicht zu verwechseln ist mit dem *Balcon* (*Altan*, in Oberösterreich

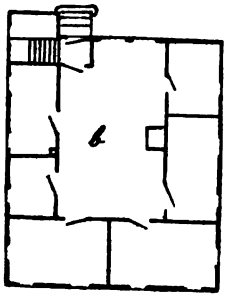


Fig. 10.

Schrott und anderwärts mit sehr mannigfaltigen Namen). (Balcon, siehe Fig. 13.)

In manchen holzreichen Gegenden ziehen sich 1—3 Balcone aus Zimmerwerk die Giebelseite der Bauernhäuser entlang. Unter Umständen, besonders wo die Leute gewisse Früchte oder sonstige Fechsungen, wie z. B. Tabak, Mais, an der Sonne zu trocknen haben, greift ein Balcon auch auf eine der beiden Traufenseiten hinüber. Im Allgemeinen verräth der Balcon seinen Ursprung als Wirthschaftsraum. Ursprüng-

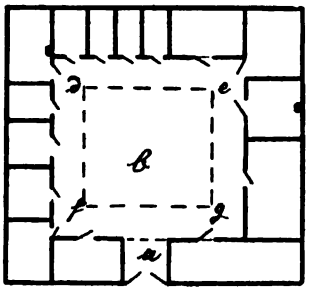


Fig. 11.

lich war er blos Trockengestelle, wenn er auch jetzt an gewissen schön verzierten Alpenhäusern allerlei Ornamente trägt und ganze Reihen duftiger Nelkenstöcke.

In den warmen Mittelmeerländern finden sich zuweilen die Hausfronten über und über mit schmalen Balconen geschmückt. Diese Balcone erfüllen vorwiegend hier nur den Zweck von Schutzgittern, indem sie das Herabfallen verhindern. Ohne sie müssten die Balconthüren durch Fenster ersetzt werden und dadurch die wirksamste und so nöthige Ventilation der Zimmer, nämlich die mittelst grosser, vom Fussboden bis fast zur Decke reichender Oeffnungen, aufgegeben werden.

Während in heissen, regenlosen Gegenden eine horizontale obere Begrenzung des Hauses, ähnlich der in Fig. 2 gezeichneten, allen Anforderungen vollständig genügt und sogar für die Bewohner noch den Vortheil mit sich bringt, auf der Plattform frische Luft schöpfen zu können, erfordern Regenländer andere Formen. Das Regenwasser muss abgeleitet werden, und zwar recht weit über die Wände des Hauses hinaus, damit sie trocken bleiben. Holzwände würden sonst bald vermorschen, Luftziegelmauern gar zerfliessen. Derjenige Haustheil, welcher dieses bewirkt, heisst das *Dach*. Der Dachformen gibt es viele. Von diesen seien ausser dem schon früher besprochenen *flachen Dach* (vergleiche Fig. 2) noch hervorgehoben das in Fig. 12 dargestellte *Pultdach (italienisches Dach)*, ferner das *Giebeldach (Satteldach* oder *deutsches Dach)* und das *Walmdach*; ersteres gibt die Fig. 13 wieder. Das Pultdach hat eine, das Satteldach zwei und das Walmdach vier Dachflächen. Fig. 14 zeigt den „Halbwalm".

Man nennt die oberste Kante den *First* des Daches, die am tiefsten liegende Linie des Daches die *Traufe*; unter dieser sind oft *Rinnen* oder *Gossen* angebracht, um das Wasser zu sammeln und mittelst *Wasserspeier* oder durch *Abfallröhren* zur Erde zu leiten. In Fig. 15

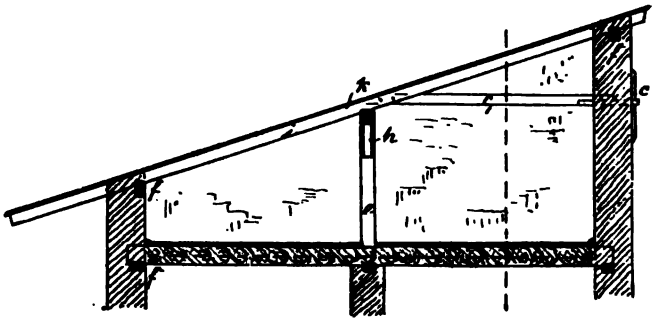


Fig. 12.

ist die linke Seite des Daches mit einem Wasserspeier *a*, die rechte mit einem Abfallrohr *b* ausgestattet. Die Traufe ist in städtischen Häusern noch mit einem Gesimse, dem *Hauptgesimse* des ganzen Gebäudes, versehen, auch wohl die Gosse in dasselbe miteinbezogen und dadurch ein Schmuck für das Haus gewonnen, welcher durch seine verschiedene Ausbildung dem ganzen Hause einen bestimmten Charakter aufdrückt. Einen weiteren Schmuck erhält ein Gebäude zuweilen durch einen *Dachreiter*, das ist ein Thürmchen, welches auf dem First sitzt, geschlossene oder durchbrochene Wände hat und oft eine Wetterfahne oder sonstige Zierde trägt.

Der vom Dach gebildete Raum wird der *Hausboden (Dachboden)* oder schlechtweg *Boden* genannt. Er dient wirthschaftlichen Zwecken und trägt dadurch, dass er ein grosses Luftquantum einschliesst, zur Erhaltung einer gleichmässigen Temperatur im Hause bei.

Es wurde bisher der Abschluss und Schutz, den ein Haus gewährt, nur insoweit betrachtet, als die Hausbestandtheile sich oberhalb des Erdbodens befanden; eine fortgeschrittene Bauweise sucht aber diesen Schutz auch nach unten auszudehnen und dort vor der Nässe des Bodens durch Errichtung von *Fundamenten*, auf welchen das Gebäude steht, die Einwohner zu schützen. Das Fundament muss daher aus möglichst undurch-

lässigem, beständigem und festem Material bestehen; Granit, Porphyr, Gneiss etc. sind am besten, Kalkstein, *Ziegel (Backstein)* mittelmässig, Holz hiefür am schlechtesten.

Das Fundament eines Hauses besteht aus einem System von *Grundmauern,* welche in die Erde mehr oder weniger tief eingebaut sind und die *Mauern (Wände, aufgehendes Mauerwerk)* tragen. Die *Fundamentmauern* ragen bis zu 1 m Höhe über den Erdboden hinaus und bilden mit ihrem sichtbaren, meist über die Frontmauer vorgreifenden Theile die *Plinthe* des Hauses (vgl. Fig. 13, 14 und 15).

Unterhalb der *Kellersohle c* werden die Fundamentmauern zu einem *Banket d* verbreitert, um bei weniger festem Boden das zu starke *„Setzen"* der Mauern zu verhüten.

Das in Fig. 15 im Querschnitt dargestellte Gebäude zeigt zwei *Frontmauern (Aussenmauern) g* und *h* und eine *Mittelmauer i.* Es enthält ausser dem Dachraum drei Stockwerke, welche von einander durch *Decken f* geschieden sind. Jede Decke wird durch eine *Balkenlage* nebst zugehörigem *Fussboden* gebildet und von den drei Mauern getragen.

Fig. 13.

Fig. 14.

Die Wände der Wohnhäuser bestehen aus Stein, Holz oder aus beiden. Das Haus Fig. 13 zeigt steinerne Wände, sogenannte *massive Wände*; das der Fig. 14 stellt einen *Fachwerkbau* dar, in welchem die Mauern aus einem hölzernen *Riegelwerk (Fachwerk)* mit steinerner *Ausmauerung* bestehen. In Fig. 15 ist ein Gebäude vorgeführt, dessen *Keller-* und *Erdgeschoss massiv aufgeführt* sind; darüber sind die *Hausfronten* in Fachwerk und die Mittelmauer massiv errichtet. Die massiven Mauern können aus *Bruchstein* oder aus *Backstein*, die mit *Kalkmörtel* verbunden sind, bestehen; sind die *Fugen* zwischen den einzelnen Steinen sauber ausgeschmiert, so nennt man diese Mauer *gefugt,* ist dagegen dieselbe gleichmässig mit Mörtel überzogen, so heisst sie *geputzt.* Oft sind an einzelnen Stellen der Mauer grössere, regelrecht bearbeitete Steine, *Werksteine, Quadern* verwendet, so zur unteren Begrenzung der Eingangsthür als *Schwelle*, oder zum oberen Abschluss von Oeffnungen als *Bogenstücke*, *Architrave, Steinbalken*, zur seitlichen Begrenzung der Thür- und Fensteröffnungen als *Gewandungen* oder *Gewandstücke*, ferner zur Gesimsebildung oberhalb der Fenster und Thüren und als *Sohlbänke* unterhalb der Fenster, endlich als *Kragsteine* und *Consolen* zum Tragen von Architekturtheilen und Vorbauten. In Fig. 13 ist die Thüre mit einem Gesims, Trittstufen und Schwelle, das Fenster mit einer Sohlbank versehen.

Stehen keine Werkstücke für die obere Begrenzung von Thür- und Fensteröffnungen zur Verfügung, so muss man zum *Einwölben* der Oeffnung schreiten, falls man beim *Massivbau* verbleiben will: *man schlägt Bögen.* Ein *Bogen* besteht aus radial gerichteten Steinen, wie solches in Fig. 16 *a* zur Anschauung gebracht ist. Jeder einzelne Stein wird durch seine Nachbarn am Herabfallen gehindert, und zwar dadurch, dass er selbst am hinteren Ende dicker ist und daher beim Herabsinken keilartig auf seine Nachbarn wirken müsste. Diese keilartig auseinandertreibende Tendenz des einzelnen Steines hat auch der ganze Gewölbebogen und deshalb muss durch hinreichend schwere und starke *Widerlager d*, welche die Oeffnung seitlich begrenzen, gesorgt werden, dass diese Wirkung nicht lebendig werden kann. Die sichtbare Innenfläche eines Bogens nennt man seine *Leibung,* die Seitenfläche seine *Stirnseite.* Derjenige Stein des Widerlagers, gegen welchen der Bogen sich stützt, nennt man den *Kämpfer* oder *Kämpferstein*, den Scheitelstein des Bogens, also denjenigen Stein, welcher zuletzt eingesetzt wird und den Bogen so *zum Schluss* bringt, den *Schlussstein*; oft wird derselbe durch *Ornamente (Verzierung)* ausgezeichnet, auch durch grössere Abmessungen hervorgehoben.

In Fig. 16 *a* ist ein *Stichbogen (Flachbogen)* dargestellt; derselbe wird zum *Rundbogen*, wenn sein Centriwinkel 180 Grad einschliesst; *Strebebogen* heisst derselbe, wenn die Bogensehne nicht horizontal liegt, wie in Fig. 8 beim Bogen *b*. Die äusserste Grenze für die Form des Flachbogens ist der in Fig. 16 *c* dargestellte *scheitrechte Bogen (Sturzgewölbe)*, welcher oft zum Thür- oder Fensterschluss angewendet wird. In der Figur ist oberhalb desselben noch ein zweiter Bogen so geschlagen, dass er die über ihm befindliche Last schon nach den Seiten überträgt, also den scheitrechten Bogen entlastet, daher führt dieser Flachbogen in diesem Falle den Namen *Entlastungsbogen.* Einen *Spitzbogen,* und zwar in der Form eines *Kleeblattbogens,* stellt die Fig. 16 *b* dar; hier ist der Schluss der Fensteröffnung nicht durch einen, sondern durch zwei

Kreisbögen bewirkt, die in ihrem höchsten Punkt *m* eine Spitze bilden, woher der Name. Die beiden Nasen *n* sind nur ornamentale Zugaben. Angewendet werden noch andere Curven zur Bogenbildung und hat man daher *Ellipsbogen*, *Korbbogen*, *Kielbogen* und *Hufeisenbogen*; beim gewöhnlichen Wohnhaus kommen sie aber nicht vor. Die Widerlager müssen, wie schon bemerkt, stark und schwer sein, oder doch eine grosse Belastung behufs Erzielung einer genügenden *Standfestigkeit* haben; daher wird man ihre Errichtung zu beschränken suchen. Dieses *Tonnen-* oder *Kufengewölbe* ist sein Name. Es hat zwei *Widerlager* rechts und links zu seinem Bestande nöthig; vergleiche im Grundrisse Fig. 6 *b* die Seiten *m o* und *n p*. Die anderen beiden Begrenzungsseiten können offen, wie in Fig. 6 *a*, oder durch *Schildmauern*, *m n* und *o p*, geschlossen sein. Man füllt gewöhnlich die *Gewölbezwickel* mit einer *Hintermauerung x*, *x*, aus, verstärkt dadurch das Gewölbe und deckt den Gewölberücken mit einer *Flachschicht* ab. Legt man zwei Verticalebenen durch die Diagonalen *m p* und *o n* des Gewölbes, so erhält

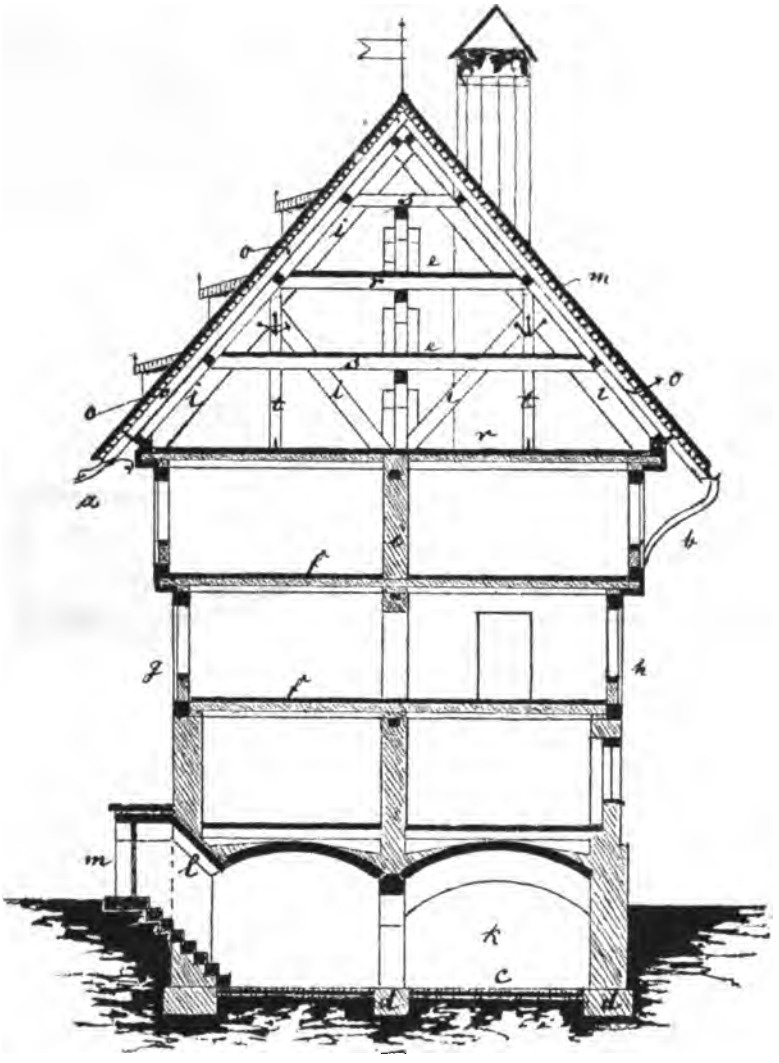


Fig. 15.

erreicht man, wenn man mehrere Bogen so nebeneinander anordnet, dass sich ihre *Seitenschübe* aufheben; es genügt dann schon ein *Pfeiler* zwischen zwei Bogen, wie es in Fig. 15 an der Mittelmauer und in Fig. 8 bei *c* zu bemerken ist.

Erreicht die *Leibung* eines Bogens eine grössere Ausdehnung nach der Seite hin, so wird der Bogen ein *Gewölbe* genannt; Fig. 6 *a* stellt ein solches dar. Hier wird das Gewölbe durch einen halben Cylinder, der sich von *e*, *c*, *e* bis *f*, *d*, *g* erstreckt, gebildet, man vier Gewölbeviertel; zwei davon haben Widerlager, zwei nicht, sind also seitwärts offen oder von Schildmauern begrenzt. Ersetzt man nun die beiden zuletzt genannten Viertel durch solche mit Widerlagern, so wird das Gewölbe *m n o p* auf allen vier Seiten von Widerlagern umgeben und die Decke senkt sich gleichmässig nach allen vier Seiten hin, dabei in den Diagonalen *Grate* bildend. Ein solches Gewölbe heisst *Klostergewölbe*. Lässt man die Gewölbsteine in der Nähe des Scheitels so weit aus dem Bogen hervortreten, dass sich

eine Ebene *r s u t* in Fig. 6*a* bildet, ein *Spiegel,* so heisst solch' ein Gewölbe ein *Spiegelgewölbe.* Durch die Punktirung *a b c d* (Fig. 6*b*) ist derselbe angedeutet.

Ein cylindrisches Gewölbe, welches keinen vollen Halbkreis umfasst, wird *Kappe (Kappengewölbe)* genannt. In Fig. 17 ist eine aus Kappen bestehende Decke dargestellt. Auf der linken Seite ruhen die Kappen auf einem Gurtbogen, auf der rechten Seite gewähren *hölzerne Balken* und *eiserne Träger* die nöthige Unterstützung.

Lässt man in Fig. 6*b* die Zwickel *m n* und *o p* bestehen, ersetzt aber die beiden Widerlagszwickel *m o*

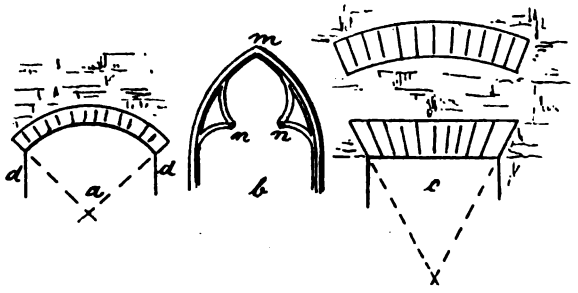


Fig. 16.

und *n p* durch solche von ersterer Art, so erhält man ein Gewölbe, dessen Widerlager sich auf vier Punkte *m, n, o* und *p* reducirt haben, denn die Zwickel *m n* und *o p* liegen ja nur mit ihren Eckpunkten auf. Ein solches Gewölbe, welches nur auf vier *Pfeilern* aufzuruhen braucht, falls seine horizontalen Schübe durch *Zugstangen (Anker)* in der Richtung *m n, n p, o p* und

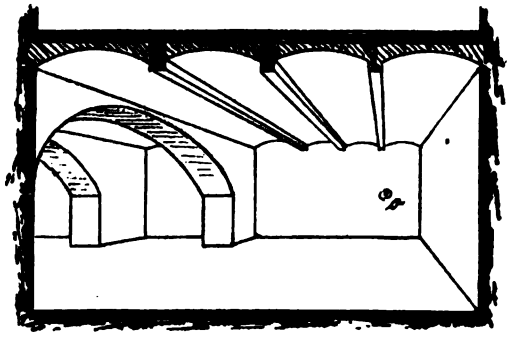


Fig. 17.

m o aufgehoben sind, nennt man ein *Kreuzgewölbe.* Bei ihm treten besonders die *Gewölbegrate o n* und *m p* hervor, auf ihnen ruhen die *Kappen m e n, n e p, o e p* und *m e o,* während *Gurtbogen* in den Seiten *m n, o p, n p* und *m o,* die Kappen begrenzend, sich von Pfeiler zu Pfeiler spannen.

Die bisher betrachteten Gewölbe sind sämmtlich aus einem Cylinder (Fig. 6*b*) hervorgegangen; es kann aber ein Gewölbe auch aus einer Kugel gebildet werden. Es entsteht ein *Kuppelgewölbe,* wenn ein runder Raum mittelst eines halbkugelähnlichen Gewölbes überdeckt wird. Wird ein Kuppelgewölbe über einen viereckigen Grundriss geschlagen, so nennt man das Gewölbe eine *böhmische Kappe (böhmisches Platzel).* Dieselbe hat gewöhnlich nur einen kleinen *Pfeil (Pfeilhöhe).* Das böhmische Platzel wird zu einer Ellipsoidfläche, wenn es einen Raum von Rechtecksform überwölbt. In Fig. 18 ist eine *böhmische Kappe (Platzel)* in perspectivischer Zeichnung dargestellt.

Der Hausquerschnitt Fig. 15 zeigt im unteren rechten Kellerraum ein böhmisches „Platzel" in geometrischer Darstellung, während der linke mit einem Kappengewölbe überdeckt ist.

Zur Beleuchtung von gewölbten Kellern (Fig. 15) oder auch zur Anlage einer Treppe werden die Gewölbe

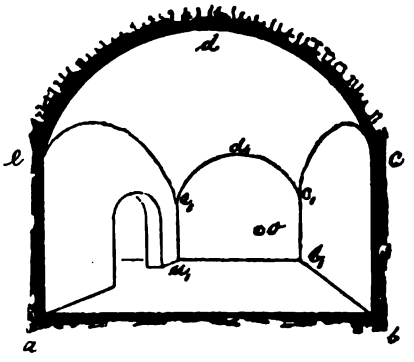


Fig. 18.

oft mittelst *Stichkappen* durchbrochen. Eine solche *schräge Stichkappe* überdeckt die Kellertreppe in der Zeichnung bei *l.* Den Vorbau *m,* welcher die Kellerthüre in sich schliesst, heisst man einen *Kellerhals.*

Im Hausbau finden die Gewölbe bei Herstellung der Keller, feuerfester Gänge, Treppen und Thorwege vielfach Verwendung. Sie bedingen stets massive und schwere

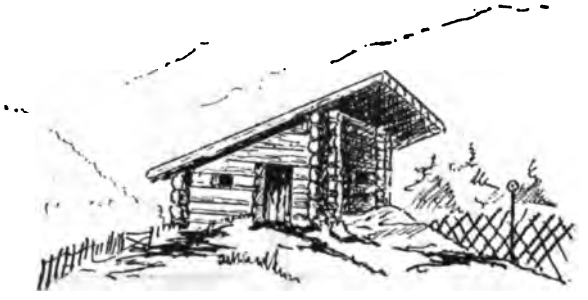


Fig. 19.

Umschliessungen und sind daher nur bei *tragfähigem Baugrunde,* dessen Tragfähigkeit auch künstlich erst erhöht sein kann (durch Pilotage u. dgl.), möglich. Auf weniger tragfähigem Baugrunde lassen sich dagegen leicht Holzbauten und auch Fachwerksbauten errichten. Dieselben entbehren oft des Fundamentes, zum Nachtheile für ihre Erhaltung, gänzlich. Einen solchen Holzbau, ein *Blockhaus,* stellt die Fig. 19, ein *Fachwerksgebäude* die Fig. 14 dar. Beim Blockhaus bestehen die Wände aus mehr oder weniger sorgfältig bearbeiteten *(behauenen)* Baumstämmen; diese bilden die *Blockwände,* welche sich in der in Fig. 20 dargestellten Weise *überschneiden.* Die Spalten zwischen den einzelnen Stämmen,

also die *Fugen* der Wand, werden mit Lehm, Mörtel oder Moos gedichtet. Ein weit nach hinten und vorn vorstehendes *Pultdach* sichert diese Wände gegen Schlagregen, während die Seitenwände nur unvollkommen geschützt sind. Gegen die Wirkung des Sturmes muss die geschützte Lage der Hütte sichern; doch wird ihre Standfestigkeit und die Sicherheit ihres Daches oft durch darauf gelegte schwere Steine noch erhöht.

Das *Fachwerkhaus* oder *Ständerbauhaus* (Fig. 14) zeigt ein System von Balken in seinen Wänden; diese

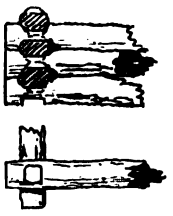


Fig. 20.

sind *Fachwerks-* oder *Riegelwände*. Die Fig. 21 stellt in grösserem Massstabe eine solche Wand, auf einem massiven Fundament *q* stehend, dar. Die fünf *Ständer* (*Pfosten*) *a* der Wand sind in die *Schwelle (Grundschwelle) b* und in das *Rahmenstück c eingezapft*. Die *Riegel (Trame) d* werden entweder ebenso (d_1) oder mittelst einer *Versatzung* d_2 zwischen die Ständer befestigt; *Holz-* oder *Eisennägel*, welche durch die Zapfen des Rahmenstückes versehen (vgl. Fig. 20) und dadurch unverschieblich in ihrer Längsrichtung. Man vergleiche das Ende des Balkens *g*, des *Balkenkopfes*, in Fig. 21. In der Fig. 21 steht die Wand des zweiten Stockwerkes gerade über der des ersten, während in Fig. 16 die Fachwerkswände über die *Flucht* der unteren Wände hervorragen; letztere Anordnung ist sehr zweckmässig. Aus Fig. 21 ist ersichtlich, dass die an den Balkenköpfen zusammenstossenden Hölzer sämmtlich mehr oder weniger verschnitten werden und dass daher die Aus-

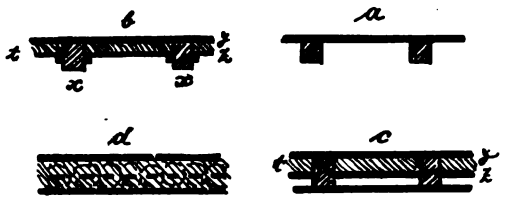


Fig. 22.

führung schwierig wird. Diese wird leichter und besser bei der in Fig. 16 gegebenen Anordnung; ausserdem schützt das Ueberragen die untere Wandfläche gegen Regen, ergibt grössere Zimmertiefen u. s. w. Die einzelnen Fächer der Wände werden entweder mit Ziegelmauerwerk *h*, oder mit Bruchsteinmauerwerk *i*, oder auch mit Lehm *„verpatzt“ (k)* und so die Wand dicht gemacht, *gedichtet*, auch kommt wohl noch eine äussere

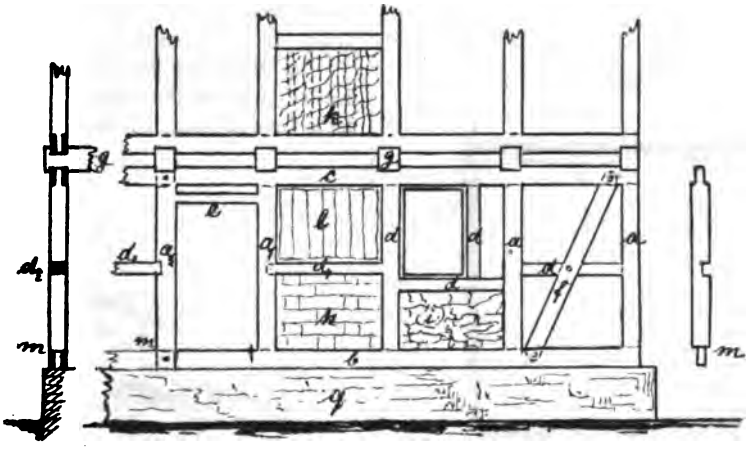


Fig. 21.

getrieben sind, erhöhen die Festigkeit der Wand. Für den Riegel oberhalb der Thüre *e*, welcher das *Oberlicht* (d. i. das Fensterchen über der Thüre) begrenzt, hat man noch den besonderen Namen: *Losholz*. Um die Constructionshölzer der Wand gegen Verschiebung in der Wandebene zu schützen, ist noch ein diagonal gerichtetes Holz *f*, ein *Sturm-* oder *Strebeband (Strebe)* in ein *Fach* der Wand eingefügt. In seiner Mitte *überschneidet* es sich mit einem Riegel.

Auf dem Rahmen *c* ruhen die *Deckenbalken g* des Geschosses; dieselben tragen gleichzeitig den Fussboden und die Ständer des Obergeschosses. Diese Deckenbalken sind *eingekämmt*, d. h. mit flachen Kerben in der Breite

Bekleidung der Wand mit *Brettern*, eine *Verschalung*, oder mit Holzschindeln (z. B. in Vorarlberg) u. dgl., eine *Verputzung* mit Mörtel hinzu.

Eine Lehmwand *(Wellerwand)* (vgl. Fig. 22 *c*, *d*) wird in folgender Weise errichtet: Lattenstücke von der Länge eines Faches, *Stacken* genannt, werden mit Stroh, zwischen welchem sich Lehm befindet, dicht umwickelt und innerhalb des Faches befestigt, dann wird das ganze Fach beiderseits mit Lehm und Stroh vollständig ausgefüllt und geglättet.

Werden über die Deckenbalken eines Raumes Bretter gelegt, so kann die Decke als Fussboden für das höhere Geschoss dienen; die Bretter heissen dann *Dielen*.

Solche *Bretterfussböden (Dielenböden)* zeigt der Dachraum des in Fig. 15 dargestellten Hauses zwei. Sie bestehen nur aus Dielen und Balken (vgl. Fig. 22 *a*) und lassen sowohl den Schall als auch das zur Reinigung des Bodens benützte Wasser in erheblicher Menge hindurchtreten. Um diesen Uebelstand zu vermindern, hat man eine zweite Dielenlage auf die erste gelegt

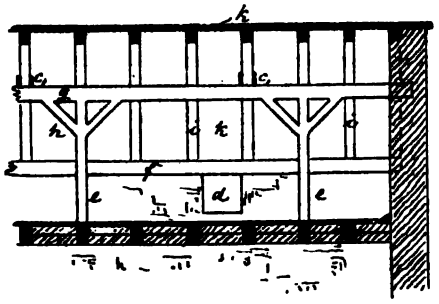


Fig. 23.

und einen *Doppelboden* gebildet, jedoch wenig Erfolg gehabt. Daher findet man solche Böden nur in den Hausböden, in niederen Wohnhäusern und Schuppen angewendet. Eine zweckentsprechende Decke, also eine solche, die schalldicht, möglichst wärmedicht und für Wasser undurchdringlich ist, bilden der *ganze* und der *halbe Windelboden*; die Fig. 22 *d* und *b c* stellen beide dar. Der *halbe Windelboden* besteht ausser den auf den

In *d* ist der *ganze Windelboden* im Durchschnitt dargestellt; man sieht die einzelnen mit *Strohlehm* umwundenen *Stacken* im Querschnitt, darüber liegt die *Dielung*, darunter die *Deckenverschalung*. Lässt man letztere weg und glättet die Decke nur mit Lehm, so erhält man eine *Lehmdecke*, welche die üble Eigenschaft hat, bei Durchweichung von oben stückweise die untere Lehmschicht abfallen zu lassen. Der Querschnitt Fig. 15 ist mit *halben Windelböden*, und zwar in der Form der Holzdecken, ausgestattet; in Fig. 23 ist eine *Lehmdecke* dargestellt.

Die oberste Balkenlage eines Gebäudes ist seine *Dachbalkenlage*. Diese wird oft abweichend von den übrigen Decken zusammengesetzt und mit dem *Dachgespärre* dann verbunden, falls das Dach direct auf dieser Balkenlage aufsitzt (vgl. Fig. 15). Liegt das Dach erhöht auf niedrigen Mauern des Geschosses auf, so wie in Fig. 23, so kann der Raum, besonders unter einem Flachdache, besser ausgenützt werden Es bildet dann dieser Raum einen *Knie-* oder *Halbstock (Drempel)*, welcher selbst die Anbringung von Fenstern *d* gestattet.

Auf die constructive Ausbildung des *Dachstuhles (Gespärres)* ist von grossem Einflusse die *Dachform* und die *Dachdeckung*. Ein *Schieferdach*, ein *Eisenblechdach* und ein *Pappdach* erfordern eine vollständig geschlossene, gleichmässige Fläche als Unterlage für das Deckmateriale: eine *Schalung (Dachschalung)*; für ein *Ziegel-*, *Schindel-*, *Rohr-*, *Stroh-* und *Schilfdach* aber genügt

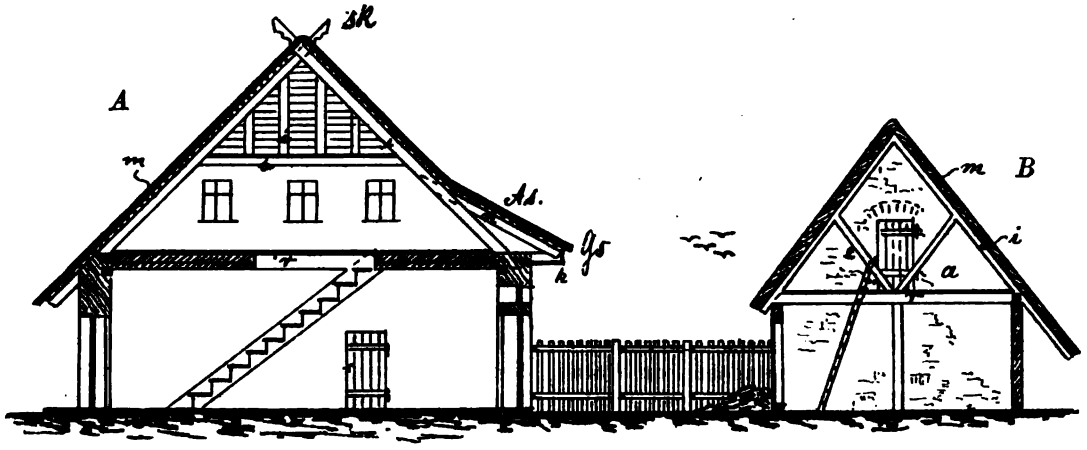


Fig. 24.

Deckenbalken x liegenden *Dielen y*, aus einer *Lehmfüllung z*, welche zwischen Dielen und einer zweiten unteren Bretterdecke der *„Stackung“*, deren Anordnung zwischen den Balken auf Fig. 22 *b* ersichtlich ist, ausgebreitet und eingestampft wird. Bleibt die Holzconstruction von unten sichtbar, wie in *b*, so ist die Decke die bekannte *Holzdecke*, welche oft reich verziert und vom Alter gebräunt in alten Gebäuden getroffen wird. In Fig. 22 *c* ist eine Decke dargestellt, welche von unten verschalt und wie gewöhnlich noch *gerohrt* und *geputzt* ist *(„Putzdecke“)*; sie ist die gewöhnliche Zimmerdecke der städtischen Wohnhäuser.

eine blosse *Lattung* des Dachgespärres. Die *Lattung* besteht aus einem *Rost* von hölzernen *Latten (Dachlatten)* (vgl. Fig. 15 und 24 bei *m*), welcher die Dachfläche trägt und von den *Dachsparren* selbst getragen wird. — Die *Sparren (Dachsparren)* sind dünne Balken, welche in der Richtung der Dachneigung gelegt sind. In Fig. 15 sind sie mit dem Buchstaben *o*, in Fig. 23 mit *i* bezeichnet.

Im Hintergrunde des linksstehenden Hauses (Fig. 24) bemerkt man die Dachlatten zwischen und hinter den *Sparren des Halbwalms*. Unter diesen unterscheidet man die *Firstsparren* und die *Gratsparren*. Zwei Sparren,

welche mittelst eines *„Kehlbalkens“* verbunden sind, bilden ein *Gebinde (Binder)*.

Das einfachste Dach ist das *Pultdach* (vgl. Fig. 12 und 23). Es ist eigentlich nur eine geneigte Decke, welche auf den Umfassungswänden und auf einem *Rahmen*, welcher gewissermassen eine Erhöhung der Mittelmauer darstellt, aufliegt. Der *Rahmen (Stuhlrahmen)* besteht (Fig. 23) aus einem *Rahmenholz g*, welches getragen wird von den *Ständern (Rahmensäulen) e*. Diese sind dann an dem Rahmenholze durch *Kopfbänder h*, eine Art kurzer Streben, versteift. Auf das Rahmenholz und auf die beiden *Mauerlatten f* sind die Sparren *aufgekämmt* und mittelst starker Nägel verbunden. Mit der Rückwand des Hauses sind einzelne Sparren durch *Schwerter* verbunden; daran geschlossene eiserne *Anker* durchsetzen die Wand und halten aussen die *Vorstecker*.

Einen einfachen *Sparrendachstuhl* stellt die Fig. 24 dar, und zwar sowohl mit überragenden *Sparrenköpfen sk* als auch mit *Aufschieblingen As* und *Dachgesimse Gs*. Die Sparren sind an ihrem *Fusse* mit den Balken der Decke verbunden und bilden so zu zweien ein Gespärre in Gestalt eines gleichschenkeligen Dreieckes. Von aussen hat das Dach des Stallgebäudes *B* die Form eines *Satteldaches* (vgl. Fig. 13), wie man an der *Giebelwand a* bemerkt. Das Dach des Wohnhauses *A* zeigt die Form eines *Halbwalmdaches* (vgl. Fig. 14), was aus der im Hintergrunde sichtbaren inneren Dachfläche hervorgeht.

Am First sind je zwei gegenüberliegende Sparren mittelst *Schlitzzapfen* (Fig. 21 *m*) verbunden; an den Firstenden kommt manchmal eine Abänderung durch Anbringung einer Giebelverzierung vor.

Die Verzierungen bieten, wenn sie auf urwüchsigen, ländlichen Häusern vorkommen und alter Sitte entsprechen, dem Hausforscher grosses Interesse. Altgermanische Sitte brachte z. B. an einem Firstende (an der vorderen Giebelseite) Pferdeschädel an, wie sie noch im Gebiete des niedersächsischen Hauses, z. B. in der Lüneburger Heide, zu finden sein sollen. Anderwärts hat sich eine andeutende Spur dieser Firstzierde in der Ausschnitzung der überragenden Sparrenköpfe (*„Rossgosch'n“* nennt sie der Zimmermann im Waldviertel Unterösterreichs) erhalten. So auf einigen Tiroler Häusern und inmitten einer verwälschten Bevölkerung in der Valle Rendena nördlich Tione u. s. w.

Im Bereiche der ehemaligen Hussiten, Utraquisten, Calixtiner und in Gegenden, wo der Protestantismus im XVII. Jahrhundert ausgerottet worden ist, finden sich *Holzkelche*, im nördlichen Steiermark oft von ziemlicher Grösse, als Giebelzierden. Diese sind nach mehreren von Bancalari dargestellten Uebergangsformen (Ausland 1892) in ein weitverbreitetes Blechornament mit und ohne Windfahne verwandelt worden, welches auf einem zierlich gegliederten Stiele einen nach oben offenen, kleinen Halbmond mit einem Sternchen zeigt.

Die Dachkanten des Sattel-, dann des Halbwalmdaches, besonders aber jene des sanftgeneigten Pfettendaches, wovon später die Rede sein wird, sind oft auf der vorderen Giebel-, der Wohnungsseite, mit schmalen Brettern — *Ortbrettern* — verdeckt. Diese sind oft hübsch ausgeschnitten und auch mehr oder minder geschmackvoll gefärbt. Am Firstende kreuzen sich zuweilen die Ortbretter, welche hie und da in Form von Thierköpfen ausgeschnitten sind.

In vielen Gegenden, wo Strohdächer gebräuchlich sind, hat die Technik der Strohbekleidung des Firstes eine schopfähnliche, buschenförmige Giebel-Firstzierde mit sich gebracht. Sie ist unter dem Namen *„Schopf“* noch jetzt in den Sette Comuni bei Asiago, aber auch in Indien (Bengalen) u. s. w. gebräuchlich. Das Halbwalmdach heisst in Kärnten, Krain, Steiermark, Oberösterreich *„Schopfdach“*, wobei wahrscheinlich der Name des Firstzierraths auf die schräge Abflachung des Halbwalms (ebenfalls „Schopf“ genannt) übergegangen ist.

In Tirol und Salzburg, wie auch im südlichen Theile Bayerns ist das Kreuz eine beliebte Firstzierde.

Durch die Verwendung von *Aufschieblingen As* (Fig. 24) wird die Dachfläche in zwei Ebenen getheilt, was eine mehr geschwungene Dachform zur Folge hat und manchem Auge vielleicht einen schöneren Anblick gewährt. Der wichtigste Grund mag in der grösseren Ausladung der Dachtraufen über die Wände und in Einfachheit der Construction zu suchen sein.

Werden bei grosser Hausbreite längere Sparren verwendet oder müssen dünnere Hölzer, weil stärkere zu theuer oder nicht zu bekommen sind, benützt werden, so ist eine Unterstützung der Sparren in ihrer Mitte nöthig, und kann diese mittelst der *Hahnenbalken b* (siehe Fig. 24 *A*), auch wohl fälschlich *Kehlbalken* genannt, oder der *Bockstützen (Streben) c* (in Fig. 24 *B*) erfolgen. Diese Unterstützung muss für jedes einzelne Sparrenpaar angebracht werden, beengt den Bodenraum und ist daher lästig. Man hat durch Einfügung eines Rahmenholzes in der Weise der Fig. 25 die Anzahl der Bockstützen stark vermindert und ist so zum *Rahmstuhl* (aus Rahmendachstuhl) gekommen. Der Dachstuhl des Pultdaches in Fig. 23 gehört auch zu dieser Gattung.

Mit grösserer Ausdehnung der Wohnhäuser nach ihrer Breite wurden die Sparren der Dächer immer länger und ihre Hölzer stets stärker und theurer. Die Nothwendigkeit, stärkere Balken zu verwenden, wächst hauptsächlich mit der Spannweite derselben; deshalb trachtete man darnach, die Spannweite der Sparren zu verringern, und unterstützte daher die Sparren nicht nur in ihrer Mitte, wie in Fig. 23, sondern noch an anderen Stellen durch horizontale Balken, welche man *Pfetten (Fetten)* nennt. Ein solcher Dachstuhl heisst *Pfettendachstuhl*.

Fig. 15 zeigt einen solchen mit zehn, Fig. 25 mit fünf Pfetten; letzterer ist in Tirol und Kärnten sehr gebräuchlich.

Dies Pfettendach ist für ein höher entwickeltes Dach gegenüber von Pult- und Sparrendach zu halten, und zwar ist diese Entwicklung in holzreichen Ländern [1]) vor sich gegangen. Ein solches Dach zeigt unter der

[1]) In holzarmen Ländern trifft man vielfach Dächer, die ähnlich den Sparrendächern ausschauen, aber nur zwei mit dem Rücken gegeneinander gekehrte Pultdächer sind.

Dachfläche drei Schaaren von Parallelhölzern: Horizontale Latten oben und Pfetten unten, dazwischen in der Dachneigung die Sparren. Die Pfetten werden in grösserer Entfernung von einander durch *Binder (Dachbinder)* unterstützt und bilden gewissermassen das Rückgrat des ganzen Daches. Weil nun die Pfetten im Stande sind, die Dachfläche auf eine grosse Länge frei zu tragen, so kann die Dachfläche ohne Weiteres auch über die Giebel hinaus verlängert werden, vielleicht nur noch abgesteift durch einen Hahnebalken, wie in Fig. 13, und kann so das Dach seine schützenden Fittige über die Giebelwände und über die etwa da angebrachten Galerien (Balcons) breiten. Ein Sparrendach kann das, als Satteldach ausgeführt, nur in sehr geringem Masse, denn der letzte Sparren liegt, wie Fig. 23 zeigt, auf der Mauer.

Führt man das Sparrendach aber als Halbwalmdach aus (vgl. Fig. 14), so können die Dachflächen ohne Weiteres über die Giebelwand hinausgeführt werden und man kann nebenbei (Fig. 24 *A*, *As*) die Traufe bis auf die Fenster herab ziehen; man erreicht also einen noch besseren Schutz als beim Satteldach ohne Halbwalm. Gegen Sturm ist das Halbwalmdach durch seine Form besser geschützt als das Satteldach.

Das Pfettendach mit weitem *Vorbau (Ueberbau)* kann einzeln stehend nur dann auf Bestand rechnen, wenn der Sturm nur seine geneigt liegenden Dachflächen, die freilich oft noch mit recht grossen Steinen beschwert werden müssen, treffen kann; es wird daher nur für geschützte Lagen oder in schmäleren steilen Thälern angewendet. Ohne Vorbau ist es natürlich überall anwendbar.

Die Form der Binder ist gewöhnlich die des *Hängewerkes*. Dieses setzt sich zusammen in der einfachsten Form aus *zwei Streben i* (Fig. 24 *B*), die zugleich Sparren sein können, und dem *Hausbalken r (Streckbalken)*. In Fig. 15 ist jede Haushälfte mittelst eines Hängewerkes überspannt und durch Verlängerung der äusseren Streben bis zum First und Anbringung eines dritten oberen Streckbalkens *s* in der Dachspitze ein drittes Hängewerk geschaffen worden.

Die gebräuchlichsten Dachconstructionen können nur in diesen kurzen Andeutungen geschildert werden. Diese sollen lediglich anregen, die theils sehr einfachen, oft aber auch nach alter, ererbter Technik der Landzimmermeister kunstvoll und sehr interessant ausgeführten Dachungen urwüchsiger, ländlicher Häuser aufmerksam und genau zu untersuchen. Die hier gegebenen Formen und Namen wird man häufig hiebei nicht finden; aber bei einigem Verständnisse der dargestellten Baumeister-Formen und Ausdrücke wird man sich dann leichter orientiren. Gerade die Sammlung verschiedener landschaftlicher Ausdrücke für gleiche oder verwandte Bauconstructionstheile ist ja eine der wichtigsten Aufgaben der Hausforschung. Uebrigens wird die Untersuchung zuerst einfacherer und dann kunstvollerer Dachungen unter erklärender Anleitung eines Bauverständigen das Verständniss rasch und zur Genüge vermitteln.

Würde keine Mittelwand im Gebäude vorhanden sein, sondern nähme vielmehr die ganze *Gebäudetiefe* ein Saal ein, so wird der Dachbinder in anderer Weise, und zwar als *doppeltes Hängewerk*, ausgebildet; die Fig. 25 zeigt ein solches: *s* ist der durchgehende Streckbalken, *i* die beiden *Streben* und *k* der *Spannriegel*. Dieser und die Streben fassen die Hängesäulen *t* zwischen sich, an welchen unterhalb der Decke zwei Balken *u*, *die Unterzüge der Decke*, wiederum befestigt sind. Es hat durch diese Anordnung jeder Deckenbalken ausser seinen Unterstützungen auf den Frontmauern, seinen *Auflagern*, noch zwei weitere Auflager auf den Unterzügen erhalten. Die Balken *u* können aber auch oberhalb der Decke angebracht und jeder Deckenbalken einzeln an ihnen aufgehängt werden, dann bleibt die Decke des Saales glatt und eben; die Balken *u* heissen dann *Oberzüge*. Die Verbindung der Streben mit den Streckbalken an ihrem Fuss in der gezeichneten Weise heisst eine *doppelte Versatzung*, am *Kopfe der Strebe* ist eine *einfache Versatzung* angewendet; eiserne *Beschläge* erhöhen die Festigkeit der Verbindung.

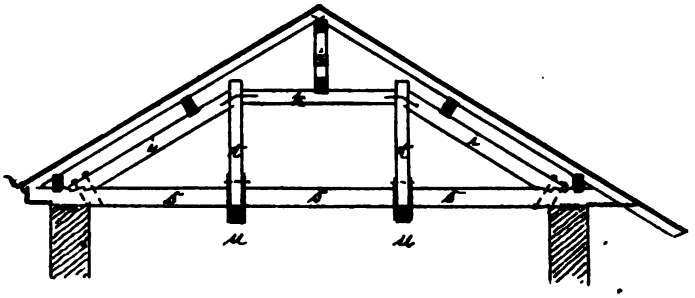


Fig. 25.

Die Art der Dachdeckung sowie das Deckmaterial übt auf die Construction des Daches und die ganze Erscheinung des Gebäudes einen grossen Einfluss aus, und zwar hauptsächlich dadurch, dass die verschiedenen *Eindeckungen* der Dachflächen bestimmte Neigungswinkel derselben bedingen. Die Plattform, das Flachdach, ist entweder ein *Blechdach* oder ein *Pappdach*, d. h. seine Dachfläche besteht aus *Eisenblech* oder aus *Dachpappe (Steinpappe)*; dabei beträgt der Neigungswinkel der Dachfläche 10—15°. Eine geringere Neigung findet man nur beim *Lehm-* und *Estrichdach*, wo eine mehr oder weniger reine Lehm- oder Thonschicht das Dachgespärre und seine Verschalung überzieht. Diese vier Eindeckungen eignen sich am besten für Pultdächer.

Das *Schieferdach* verlangt, wie erwähnt, als Unterlage eine Schalung, und soll es gut gegen Regen dicht halten, einen Dachwinkel von mehr als 20°. Das *Ziegeldach* und das *Schindeldach* beanspruchen keine Schalung, die Lattung der Sparren genügt; unter 30° wird dasselbe nicht ausgeführt, 40° ist die gewöhnliche Dachneigung. *Stroh-*, *Rohr-* und *Schilfdächer* haben in der Regel Neigungswinkel von mehr als 50°.

Wie die Dacheindeckung die Anlage eines ganzen Wohngebäudes beeinflussen kann, mag ein Beispiel zeigen. Ueberdeckt man mittelst eines Ziegeldaches von 45° Dachneigung ein 12 m tiefes Gebäude, so wird der Dachstuhl 6 m hoch. Will man den grossen Dachboden für Vorräthe ausnützen, so theilt man ihn in mehrere Geschosse von etwa 2 m Höhe, und erhält eine solche Einrichtung, wie sie die Fig. 15 darstellt und welche man in älteren Handelsstädten oft genug antrifft. Am leichtesten werden nun diese Dachgeschosse zugänglich gemacht werden durch Anbringung von

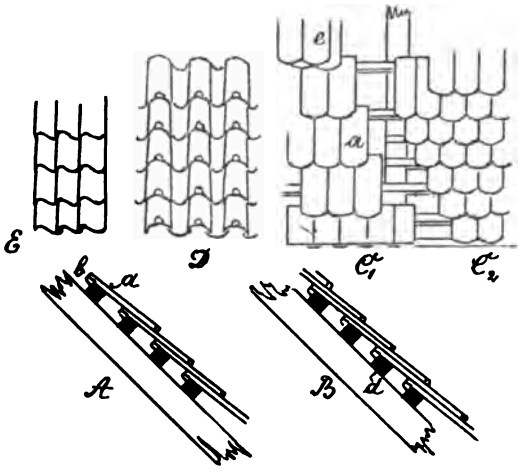


Fig. 26.

Thüren an den Giebeln des Hauses, und man wird daher die Thüren hier anbringen und einen Sackaufzug einrichten. Die Lastwagen mussten also am Giebel vorfahren und deshalb war entweder eine gepflasterte Zufahrtstrasse zwischen den einzelnen Häusern nöthig, oder aber die Kaufmannshäuser mussten gleich mit den Giebelseiten gegen die Strasse gestellt werden. Letzteres war das Einfachste, Billigste und Zweckentsprechendste, denn die einzelnen Zufahrtstrassen, ihre Kosten und der von ihnen beanspruchte Raum fallen weg und das Ab- und Aufladegeschäft geht unter den Augen des im Laden beschäftigten Kaufmannes vor sich. So erklärt sich die Form und Lage vieler alter Häuser in Handelsstädten.

Die Eindeckung der Stroh-, Schilf- und Rohrdächer wird aus Bündeln, *Schauben*, des Deckungsmaterials zusammengesetzt und mittelst Stroh- oder Schilfbändern auf der Lattung befestigt in einer Weise, wie es in Fig. 24 *B* zu sehen ist. Die *Schindeln* der Holzdächer bestehen aus Tannen-, Fichten- oder Eichenholz und sind auf eine Lattung oder auch wohl auf eine Verschalung aufgenagelt; ähnlich werden Schiefertafeln befestigt. Alle diese Dächer haben eine Eindeckung, welche ohne viele Bearbeitung und Kunst aus dem Rohmaterial oft vom Bewohner selbst hergestellt wird. So spalten die Bosnier ihre Schindeln mit der Axt aus den Bäumen mit grosser Waldverwüstung. Das Ziegeldach hingegen hat in seinen Ziegeln Producte einer Technik, die je nach der Fertigkeit der Arbeiter sehr verschieden ausfallen und von verschiedener Form sind. Eine sehr verbreitete Form des Dachziegels ist der *flache Dachstein* oder *Biberschwanz*; flach, rechteckig, mit unterer runder Seite, an dem oberen Ende mit einem Vorsprung, einer *Nase*, versehen, wie ihn Fig. 26 bei *a* zeigt. Die Nase *b* dient, hinter den Sparren greifend, zur Festhaltung des ganzen *Dachziegels*. Wird die Dachfläche aus einer Lage Biberschwänze hergestellt, so entsteht das *einfache* oder *Spliessdach*; Fig. 26 *A* und C_1 stellt es dar. Die Längsfugen zwischen den Dachziegeln werden dabei durch untergelegte *Dachspäne* dicht gemacht, auch sonst wohl noch zwischen die ebenen Flächen der Dachziegel Mörtel oder Moos gestrichen. Werden längere Biberschwänze verwendet oder werden die Dachlatten *d* dichter zusammengerückt, so greifen die Steine über eine Dachlatte hinweg bis zur nächsten: es entstehen zwei Dachsteinlagen. Dieses Dach, in der Ansicht in Fig. 26 C_2 dargestellt, nennt man *Doppeldach*. Wird die Ziegellage nur verdoppelt in der bei C_1, *e* gezeichneten Weise, so heisst das Dach ein *Kronen- oder Ritterdach*. Es ist leicht einzusehen, dass diese Dächer ungefähr noch einmal so viel Ziegel brauchen und daher auch doppelt so schwer sind als die Spliessdächer. In früheren Zeiten formte man in Deutschland, wie noch heute allgemein in Italien, die Ziegel zu krummen Formen, und zwar deshalb, weil eine krumme Fläche beim Ziegelbrande besser ihre Form bewahrt als eine ebene, auch die Abweichung weniger leicht zu bemerken ist. Solche Ziegel, und zwar mit *S*-förmigem Querschnitt, bilden die *Pfannendächer* (Fig. 26 *E*). Ein anderes altes Dach wurde aus halbrunden Dachziegeln, welche *Mönch* und *Nonne* genannt wurden, hergestellt und *Hohlziegeldach* geheissen (vgl. Fig. 26 *D*). Heutigen Tages wird diese Form noch zur Bildung der Firste und Grate an Flachziegeldächern benützt. In Italien ist sie noch sehr verbreitet, sowohl in Städten als auch auf dem Lande. Alle Ziegeldächer sind schwer und nicht ganz dicht gegen Flugschnee, gesichert aber gegen Flugfeuer. Letzterer Umstand bedingt die immer mehr zunehmende Verbreitung dieser Dächer und die Zurückdrängung der Schindel-, Schilf- und Strohdächer, trotzdem die beiden letzten neben anderen Vorzügen besonders die so werthvolle Eigenschaft haben, die Temperatur im Hausboden ziemlich gleichförmig zu erhalten.

Ein Vergleich der Dachgrundformen: Pult-, Sparren- und Pfettendach, bietet manches Beachtenswerthe in Bezug auf den Materialaufwand. Man sieht, dass zum Pultdach das wenigste, kürzeste und dünnste, zum Sparrendach das längste, dickste und meiste *Holzwerk* bei gleichem Gebäudegrundriss erforderlich ist. Das Wohnhaus mit Pultdach enthält verhältnissmässig mehr

Steinmaterial als ein solches mit Sparrendach. Weil Trockenheit eines Landes zusammenfällt mit Armuth an Wald, so eignen sich für ein solches holzarmes Land die Pultdächer am besten, und zwar umsomehr, weil mit dem spärlichen Vorkommen von brauchbaren Bäumen das Bauholz immer kürzer und dünner wird. Dieser Umstand drängt zur Verkürzung der *Spannweiten* der Decken, zum Ersatze aller Holzpfosten durch steinerne *Pfeiler (Steinbalken, Säulen)*, zur Theilung des Gebäudes durch Mittelmauern, ja direct zum Gewölbebau, im Allgemeinen also zur Vermauerung. Diese Rücksichten erklären vielleicht, weshalb an der Südseite des Mittelmeeres der Gewölbebau mit flachem Dach (vgl. Fig. 2) und nördlich desselben Meeres, also besonders in Italien, das Pultdach vorherrscht. Gegen die bewaldeten Gebirge mit ihren Regenmassen treten dann weiterhin die gegen Regen und Schneefall zweckmässigeren, aber auch mehr Holz beanspruchenden Sparren- und Pfettendächer auf. Uebrigens gilt allgemein das Wort: „Man baut mit demjenigen Material, welches man an Ort und Stelle hat“ oder aber am leichtesten von anderswoher beschaffen kann, besonders beim Bau von *Bauernhäusern*. Im Forst baut man mit Holz, im Dschungel mit Bambus und Schilf, in trockener, steiniger Gegend mit Stein, in der steinlosen Steppe mit Lehm, indem man sich in den Boden Höhlen gräbt, oder mit Fellen und Geweben durch Errichtung von Zelten. Im Waldgebirge wird das Dach mit Rinde oder Spänen, besonders aber mit gespaltenen Brettschindeln, eingedeckt, im schieferigen Schiefergebirge mit Steinplatten, im Moor und in der Niederung greift man zum Schilf und Rohr. Der Ackerbauer errichtet Strohdächer und der Bauer der Ebene gebraucht freiwillig, weil er geeignete Thonlager hat, oder unter dem Zwange der Obrigkeit oder der Versicherungs-Gesellschaften Dachziegel.

Zur Erleuchtung der *Dachböden*, Hausböden, sind Oeffnungen nöthig; diese werden als Thüren oder Fenster in den Giebelwänden, dann in den Dachflächen selbst oder auch in besonderen Ausbauten, *Dachluken*, angebracht. Eine gewöhnliche Dachluke, auch wohl schlechtweg *Dachfenster* genannt, zeigt Fig. 13. Sie hat ein besonderes kleines Satteldach, zwei dreieckige Seitenflächen, an welchen sich oft Schneehaufen ansammeln und das Dach durchnässen. Ist das Fenster dieser Dachluke rund oder oval, so wird die ganze Dachluke nur klein und heisst dann *Ochsenauge*. Werden dagegen viele Dachfenster in eine Dachluke vereint, die selbst über die ganze Dachfront sich erstrecken kann, so heissen die Luken *Mansarden*, auch wohl *Erker*, was übrigens z. B. in Kärnten das einzelne Dachfenster bezeichnet. Das *Mansardendach* stellt den äussersten Fall dieser Anordnung dar. Es scheint dabei das Dach erst oberhalb der Mansardenfenster zu beginnen, die jedoch selbst oberhalb des Hauptgesimses gelegen sind.

Bei Anordnung kleiner Dachfenster kann man die schneebewahrenden Winkel an den beiden Seiten der Luke vermeiden, wenn man die Dachfläche theilweise wellig formt, so wie es die Fig. 14 zeigt. Diese Form nennt man mit verschiedenen Namen: *Fledermäuse*, *Froschmäuler* oder auch *Schwalbenschwänze*, womit sie allerdings nur sehr geringe Aehnlichkeit besitzen.

In jedem Wohnhause, wenigstens in den gemässigten und kalten Ländern, befindet sich ein Ort, eine Ecke oder ein Gemach, wo ein Feuer zur Bereitung der Speisen und zur Erwärmung des Gebäudes brennen kann: es ist die *Küche* oder der *Herdraum*. Seine Construction hat bedeutenden Einfluss auf die des Hauses. Sieht man ab von dem Loch in der Decke für den Abzug des Rauches und von der Lüftung durch Thüre und Fenster, Einrichtungen, die in ihrer primitiven Einfachheit wohl noch hie und da angetroffen werden, so dient stets ein gemauerter *Schlot (Esse, Schornstein)* zur Ableitung des Rauches aus dem Innenraum des Hauses. Der Schornstein besteht aus einem gemauerten viereckigen Rohre, welches gemeinschaftlich mit einer Aussen- oder Mittelwand errichtet ist und sich über das Dach hinaus fortsetzt (vgl. die Fig. 13, 14 und 15). In dieses wird der Rauch seitwärts bei Verwendung von Oefen zur Beheizung in bekannter Weise eingeleitet. Der Ofen ist eigentlich eine Art von *feuerfestem*, unverbrennlichem Gefäss, in dem ein Feuer brennt und in welchem das Product der Verbrennung, Wasserdampf und Rauch, bis zum Schornstein in solcher Weise fortgeleitet wird, dass der Raum ringsumher wohl erwärmt wird, aber im Uebrigen unberührt von Feuer und Rauch bleibt.

Die einfachste Form der Heizanlage ist natürlich diejenige, bei welcher die Bautheile, welche den Rauch zu leiten und abzukühlen haben, die *Züge (Rauchcanäle)*, möglichst kurz sind oder ganz fehlen. Letztere Ofenform ist kein Ofen mehr, sondern ein *Kamin*.

Der *Kamin* ist eigentlich nur eine untere Erweiterung des Schornsteines zur Aufnahme und Zuführung des Brennmaterials. Die Fig. 1 und 4 stellen einen solchen dar. *z* ist der Rauchcanal des Schornsteins, die vier Wände *w*, seine *Wangen*, schliessen ihn ein und bilden das *Schornsteinrohr r*. Die vordere Wange ist mittelst eines *Steinbalkens s*, der auf die *Auskragungen (Abtreppungen) a* der *Wandvorlagen (Vorleger) v* sich stützt, *abgefangen*. Hiedurch ist der Schornstein unten geöffnet und zugänglich. Auf dem Herde *h* brennt das Feuer; von allen Seiten strömt die kalte Luft ihm zu, wird erwärmt, hiedurch leichter, und schwimmt oder strömt nach oben, und zwar sowohl ausserhalb als innerhalb des Schornsteins. Hiebei kommt es vor, dass der Rauch nicht vollständig durch den Schornstein abzieht, wenn eben der Schornstein eine zu geringe Höhe hat oder zu wenig den Dachfirst überragt. Diesem Uebelstande abzuhelfen, dient ein *Feuerschirm (Rauchfang, Kaminmantel)*, welcher, sich trichterförmig nach unten erweiternd, die ganze Herdfläche überdeckt, wobei seine Unterkante sich mannshoch über dem Fussboden des Gemaches befindet [1]).

[1]) Die Darstellung der Heizanlagen berührt hier nicht alle jene Zwischen- und primitiven Formen der Feuerstelle, des Herdes und des Ofens, welche ja ein sehr interessantes Object der Hausforschung selbst ist. Auch hierin ist blos die Erregung der Aufmerksamkeit beabsichtigt.

Es erübrigt noch, Einiges über das vollständige Haus nachzutragen. Von dem reinen rechteckigen Gebäudegrundriss wird vielfach abgewichen, theils aus ökonomischen, theils aus ästhetischen Rücksichten. Diese bringen es oft mit sich, dass einzelne Theile der Frontmauer um ein Geringes über die Frontlinie des ganzen Gebäudes herausgerückt werden. Diese Vorbauten heissen dann *Risalite;* oft sind sie in der Mitte oder an den Enden einer längeren Hausfront angeordnet. Werden diese Vorbauten so geräumig, dass ganze Zimmer darin Platz haben, so heissen sie *Flügel.* Beginnt ein Risalit erst in Geschosshöhe, so nennt man es *Erker (Laube);* oft ist dieser noch über das Hauptgesimse hinaus fortgeführt und mit einer *Plattform (Söller)* oder einem Thürmchen *gekrönt.* Dient ein Risalit nur zur Unterbringung der Treppen, so heisst derselbe *Treppenthurm.*

Somit sind nun die einfachen Formen und Bestandtheile des Wohnhauses beschrieben und auch Sinn und Zweck derselben im weitesten Umfange besprochen worden.

Es ist bekannt, dass diese Formen das Product einer langsamen, allmäligen Entwicklung sind, deren Beginn mit der Begründung höherer menschlicher Cultur zusammenfallen muss. Ich habe von diesen Dingen absichtlich weit mehr vom Standpunkte eines städtischen Baumeisters, der technischen Lehrbücher, als von jenem eines Wohnungsforschers gesprochen. Der Wohnungsforscher findet eine grosse Masse sehr verschiedener Hausformen, eine verwirrende Mannigfaltigkeit der volksthümlichen Namen und braucht einen feststehenden Massstab zum Vergleichen und Beurtheilen des Erforschten. Ich denke, dieser Massstab ist am besten im Wissenskreise der modernen städtischen bürgerlichen Bauweise zu finden. Diese zeigt uns in allen Dingen den fortgeschrittensten Zustand, aber nicht so, dass nicht doch noch ideelle Beziehungen zum primitiven, ländlichen Hausbau gefunden werden könnten. Die in die *Ingenieurwissenschaft* hinübergreifenden Grossbauten der Industrie und des Verkehrs und das Gebiet der *Baukunst* habe ich ohnehin vermieden.

Das bürgerliche *Bauhandwerk* ist zu einer Terminologie gelangt, welche wohl von der volksthümlichen Namengebung abweicht, welche aber durch die Lehrbücher in grossen Bereichen Geltung gefunden haben. Die von mir angeführten Namen der Bautheile sind beim Volke der Ostalpen z. B. meist unbekannt. Ich halte das für einen Vortheil. Sie eignen sich so am besten zur Grundlage der volksterminologischen Forschung. Volksmässige Namen würden sich nicht dazu eignen, weil sie in verschiedenen Thälern verschiedene und oft sehr abweichende Bedeutung haben. Dies ist z. B. der Fall mit den Namen Söller, Erker (Arker), Gang, Hausgang, Haus, Vorhaus, Schupfen, Laube, Hallbarren, Gaden, Hochbühne, Bille, Dille, Hof, Brückel u. s. w.

5. Herr Dr. **Wilhelm Hein** hält einen Vortrag über

Die Kopftrophäen der Jivaros

und demonstrirt dabei eine Anzahl nach seiner Anleitung angefertigter Präparate.

Da über die von den Jívaros in Ecuadór stammenden, blos aus der eingeschrumpften Kopfhaut bestehenden Trophäen eine ausführliche Arbeit veröffentlicht werden wird, so soll hier vorläufig nur darauf hingewiesen werden, dass der Vortragende sich hauptsächlich mit der Frage der Präparirung derselben beschäftigte und durch Versuche, die er im pathologisch-anatomischen Institute des Allgemeinen Krankenhauses in Wien mit mehreren Kopfhäuten von daselbst verstorbenen Frauen und Männern machen liess, nachwies, dass die Einschrumpfung thatsächlich, wie dies von Reisenden berichtet wurde, durch Einfüllen von heissen Steinen bewirkt werden kann. Als Demonstrationsobjecte waren vier solcher Kopfhäute, und zwar eine von einem Weibe und drei von Männern, ausgestellt; der weiblichen Kopfhaut war zur Vergleichung der Grössenunterschiede der dazu gehörige Schädel beigegeben. Ausserdem wurde auch eine von den drei im Besitze des k. k. naturhistorischen Hofmuseums befindlichen echten Kopftrophäen der Jívaros demonstrirt. Ein Versuch, eine weibliche Kopfhaut durch Trocknen an der Sonne zum Schrumpfen zu bringen, misslang vollkommen [1]).

Der Vortragende spricht dem Vorstande des genannten Institutes, Herrn Prof. Dr. Hans Kundrat, für die Erlaubniss zur Vornahme der besprochenen Experimente, sowie den Professoren Dr. Alexander Kolisko und Dr. Richard Paltauf für ihre werkthätige Unterstützung den verbindlichsten Dank aus. Um die Herstellung der ausserordentlich gelungenen Präparate haben sich die an demselben Institute angestellten Diener Mann und Böhm, namentlich ersterer, sehr verdient gemacht.

An der Discussion betheiligten sich Herr Prof. Hans Kundrat, der einige Bemerkungen über die Ursachen machte, warum die Haare unverändert blieben, und Herr Custos Franz Heger, der berichtete, dass einer Aussage des Consuls Karl Wiener zufolge die Regierung von Ecuadór ein Verbot auf die Ausfuhr von derartigen Kopftrophäen legte.

6. Herr Dr. **Eduard Sonne** hält einen Vortrag über

Die Bewohner Britisch-Nord-Borneos mit besonderer Berücksichtigung der Badjohs, Tumbonoas und Sundajaks.

Im Jahre 1890 wurde ich von einem grossen holländischen Culturunternehmen nach Britisch-Nord-Borneo engagirt und war dort 18 Monate als Arzt thätig. Ich will in Folgendem meine Eindrücke über die Bevölkerung wiedergeben.

Auf einen Flächeninhalt von 31.000 engl. Quadratmeilen leben kaum 150.000 Menschen von den Küsten weg in weniger als halbcivilisirtem Zustande. Früher soll die Bevölkerung viel zahlreicher gewesen sein, aber

[1]) Vgl. Andree, Ethnographische Parallelen, Stuttgart 1878, S. 146, Anm. 3: „Die Jívaros verstanden es, die ganze Kopfhaut in einem einzigen Stücke abzuziehen, dann wurde sie sorgfältig getrocknet und schrumpfte gleichmässig zusammen . . .“ Und im Text: „denn durch das blosse Hineinstecken heisser Steine . . . . . dürfte schwerlich das völlige Austrocknen und Zusammenschrumpfen erfolgen.“

Piraten und Kopfjäger, Blattern, Todtenopfer und kolossale Sterblichkeit der Kinder in den ersten Lebensjahren haben die Bevölkerung stark decimirt. Der Handel war vor Eintreffen von Europäern 1886 fast Null und ist es noch heute; die British North Borneo Compagny übernahm das Land schon 1882. Geld ist nur an einem schmalen Küstenstreifen bekannt. Das ganze Land bildet einen grossen, von keiner einzigen Strasse durchzogenen Urwald, in den man nur auf dem Flusswege eindringen kann. Wenn man von der geringen Anzahl der Europäer 120—140 und die mit denselben in's Land gebrachten Koolies verschiedener Nationalitäten (Chinesen, Klings, Javanen, Malaien) absieht, lässt sich die Bevölkerung in drei Classen eintheilen:

a) Ureinwohner [ich verstehe darunter die vor der Einwanderung des malaiischen Elementes aus Malacca, Sumatra bereits anwesenden; Malaien überschwemmten den Archipel jedenfalls lange vor den Arabern (1250)];

b) Einwanderer (Sulus, Jllanuns von den Sulu-Inseln, Araber, Malaien, Buginesen) an den Küsten und den zahlreichen Flüssen;

c) eine Mischbevölkerung aller dieser Stämme, wie Dumpas, Eraus, Umpuli, weiter im Inneren.

Die Einwanderer sind Mohammedaner, die Mischbevölkerung theils Heiden, theils Mohammedaner, allerdings geht ihr Mohammedanismus wenig über die rituelle Beschneidung und Speisegesetze hinaus.

So mancher malaiische Matrose aus Singapore oder Penang, der vorgibt, in Mekka gewesen zu sein, dürfte sich unter ihren Hadjis finden.

Die Sulus, ein räuberisches Volk malaiisch-arabischer Abstammung, beherrschten bis zum Jahre 1882 den ganzen Osten Britisch-Borneos, soweit sie eben vordringen konnten; betrieben Sklavenhandel, hoben Flusszölle von den Passirenden ein. Ihnen nach machten es die anderen Küstenbewohner, Einer beraubte den Anderen. Noch heute hat das Gouvernement viel Plage mit diesen Leuten, da seine Macht eben nur soweit reicht als der Tiefgang seiner Steamlaunches.

Im Besonderen werde ich erst die Badjohs erwähnen, das erste Borneovolk, das man zu Gesicht bekommt; dieselben stehen auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwicklung, bauen keine Häuser, kein Feld, sondern leben mit ihren Familien in Praus, treiben hauptsächlich Fischfang und leben von dem Ertrage ihrer Beute, doch verschmähen sie auch Schlangen, Würmer etc. nicht. Sie sind ein schmutziges, antipathisches und indolentes Volk; obgleich Mohammedaner und Küstenvolk, stehen sie weit unter den Tumbonoas. Ihr ganzer Handel besteht darin, dass sie Producte des Meeres gegen Reis von ihren Nachbarn umtauschen. Auf meine Frage, warum sie keine Häuser bauen, wurde mir von Tumbonoas berichtet, sie konnten darin nicht schlafen und lässt sich dieses Oppressionsgefühl ja leicht aus dem beständigen Aufenthalt auf der See und auf den Flüssen erklären. Ihr ganzes Leben spielt sich in ihrer Pran ab, mit Dunkelwerden legen sie dieselben in kleinen, nie befahrenen Flüsschen vor Anker und bringen in der Prau schlafend die Nacht zu. Sie sind sehr scheu und unzugänglich und vermeiden besonders den Umgang mit Europäern.

Sie erinnern lebhaft an die von Bock geschilderten Waldmenschen, und was jenen der Wald, ist diesen die See. Wie mir erzählt wurde, pflegten sie sich vor Ansiedlung von Europäern zahlreich an der Benkokamündung (Marudu Bay) und auf den in der Nähe befindlichen kleinen Inselchen aufzuhalten. Um Banguey und Palembangan herum, wo sie sehr wenig durch Steamlaunchverkehr gestört werden, sah ich sie häufiger. Sie hatten ihre Prauen (50—80) vor Anker und faulenzten oder kochten auf den Sandbänken.

Sie haben zweierlei Praus: grosse, mit Schutzdach aus Nipablättern und zwei vorne eingehakten Rudern, die man sowohl stehend als sitzend gebrauchen kann. Rückwärts im Boote ist ein kleiner Herd angebracht; diese Praus bilden ihre Wohnung; ganz kleine, für höchstens drei Personen bestimmt, dienen für Excursionen in kleine, seichte Nebenflüsschen. Eine oder mehrere chinesische Gongs, 2—3 Kochtöpfe, ihre Waffen, einige Fetzen Cattun und das Segeltuch sind ihr einziger Besitz. An ihren Praus und Rudern habe ich keine Schnitzereien bemerkt, was sehr für ihre Indolenz spricht.

Die Männer bekleiden sich mit einer T-förmigen Cattunbinde, die sie nach hinten durchziehen und befestigen.

Die Weiber tragen einen kurzen Sarong und lassen den Oberkörper unbedeckt. Das Haar binden sie in einen Knoten. Die Kinder gehen nackt.

Ihre Waffen sind der malaiische Parang, ein kleiner Holzschild und eine scharf zugespitzte Bambuslanze.

Ihre Werkzeuge, der Fischspeer (Bambusschaft mit eisernem Haken), einige Netze und Körbe zum Fischfangen. Den Fischspeer werfen sie, aufrecht im Boote stehend.

Die Badjohs sind etwas grösser, stärker und dunkler gefärbt als die gewöhnlichen Malaien, wie ich sie in Singapore, Sumatra, Malacca sah, sonst gleichen sie ihnen körperlich vollkommen. Ich erkläre mir das aus dem vorwiegenden Fleischgenuss und dem Aufenthalt auf der See. Die Badjohs waren früher Piraten und Menschenräuber, sie waren Helfershelfer der Sulus und wurden offenbar von diesen zum Mohammedanismus bekehrt.

Man trifft sie an der ganzen Küste Nord-Borneos.

Ich halte sie für eine auf niedriger Stufe stehen gebliebene Unterabtheilung der malaiischen Rasse oder für Nachkommen der ersten malaiischen Einwanderer, die sich des Widerstandes wegen, den sie von den Ureinwohnern fanden, nicht niedergelassen haben und in ihren Booten wohnen blieben und schliesslich dieses Leben gewöhnten.

Für diese meine Meinung spräche auch, dass man Badjohs überall im Archipel finden soll, allerdings zum grössten Theile angesiedelt. Ueber moralische und geistige Fähigkeiten konnte ich nichts erfahren; doch dürften dieselben wenig ausgebildet sein; da sie trotz jahrhundertelanger Berührung mit civilisirteren Stämmen ihr Nomadenleben nicht aufgegeben haben.

Ihre Sprache ist der malaiischen ähnlich, jedoch schwer verständlich.

Mehr als von Badjohs weiss ich von den Tumbonoas anzugeben. Diese bewohnen das ganze östliche Vorgebirge von Nord Borneo bis zum Paitanflusse, sowie die Alluvionen im Süden der Marudu-Bay bis an die Gebirge nach Süden zu, der Heimat der Sundajaks. Ihre Anzahl soll kaum 2000 überschreiten und waren sie früher besonders an den Flüssen viel zahlreicher. Verlassene Kampongs oder Ueberbleibsel derselben sind sehr häufig. Ich theile sie in Land- und Flusstumbonoas ein, und zwar thue ich das deshalb, weil unter den Europäern auf Borneo sehr oft die irrige Ansicht zu finden ist, die Flusstumbonoas wären, weil Mohammedaner, Badjohs, was durchaus irrig ist. Wohl muss ich bemerken, dass sich die Flusstumbonoas den Namen Badjo stillschweigend gefallen lassen, weil sie sich in Folge ihres Glaubens von ihren Stammesbrüdern unterschieden wissen wollen. Fluss- und Landtumbonoas sprechen dieselbe Sprache; diese unterscheidet sich von der Badjohsprache. Sie verhalten sich in Sitten und Gebräuchen vollkommen gleich nur mit geringfügigen, durch den Mohammedanismus gegebenen Kleinigkeiten; auch stehen sie in beständigem Connex miteinander und die jungen Männer der Flusstumbonoas holen ihre Bräute häufig aus dem Inlande, wozu mit eine Causa movens sein dürfte, dass die Mädchen vom Flusse mit viel grösserem Kaufbetrage in Baarem oder Producten des Waldes, Cattun, Messing, Büffel erworben werden müssen. Bei dem geringfügigen Tauschhandel, den sie miteinander führen, pflegen sie von den etwas intelligenteren Flusstumbonoas stark übervortheilt zu werden. Sie sind im Allgemeinen ein intelligentes, harmloses, unkriegerisches, ziemlich unreines, faules Völkchen, haben gute Begriffe von Anstand und Sittlichkeit; Mord und Diebstahl sind bei ihnen unbekannt. Auch der Civilisation sind sie sehr leicht zugänglich. Nach Eröffnung eines chinesischen Ladens auf Senadja waren Seife, Kämme und Spiegel ein gesuchter Artikel. Die auf der Plantage lebenden drei Tumbonoamädchen waren, obgleich sie aus dem Inneren waren und nie früher Europäer gesehen hatten, eifrig bemüht, ihre geschwärzten Zähne mit Messer und Zahnbürste von dem Lacküberzuge zu reinigen und wiederholten diese Operation täglich vor dem Spiegel; nur das Aufgeben des Sirikauens machte grosse Schwierigkeiten. Zwei von ihnen konnten nähen und schnitten den Cattun für ihre Kleider selbst zu. Sie liebten Geselligkeit, stacken ganze Tage beisammen und pflegten, um sich von den Frauen der javanischen und malaiischen Coolies zu unterscheiden, immer mit Sonnenschirm auszugehen.

Besuche wurden durch einen natürlichen oder künstlichen Spalt in der Atapwand scharf beobachtet und bildeten Gegenstand der Discussion. Gross ist die Anhänglichkeit an Stammesangehörige sowie besonders an die Eltern. Nicht nur, dass diese Mädchen sehr häufig von Schwärmen ihrer Angehörigen besucht wurden, die sieben Stunden weit daherkamen, auch Bewohner entlegenerer Kampongs pflegten sich zu Besuche einzufinden.

Zuckerrohr, Melonen waren Gegenpräsente für genossenen Reis und Fische. Die schönen Eigenschaften der Tumbonoas werden jedoch getrübt durch ihre zwar nicht für asiatische, jedoch für europäische Begriffe schreckliche Faulheit und Lügenhaftigkeit und dürfte ausser Musiciren und Tanzen kaum eine Beschäftigung existiren, die ihnen Freude machte. Im Boote befindlich, überlassen sie sich am liebsten der Ebbe respective Fluth, nur hie und da sieht man einen Ruderschlag. Ihre Häuser repariren sie selten; gewöhnlich warten sie zu, bis dieselben zusammengefallen sind. Das Dach ist meist in einem argen Zustande; ist dasselbe in einer Ecke vom Winde weggetragen, so hocken sie, wenn Regen, dort, wo das Dach erhalten ist. Die Lücken waren nie reparirt. Ich machte diese Bemerkung häufig, wenn ich im Dienste zur deutschen Borneo-Gesellschaft gerudert wurde.

Sie bauen kaum so viel an, als sie zum Leben brauchen.

Ihre Felder sind voll Unkraut und sind oft süsse Kartoffeln, Melonen, Gurken durcheinander gepflanzt. Die Umgebung ihrer Häuser ist nie vom Gras gereinigt, der Peer zu ihren Booten lebensgefährlich zu besteigen. Die Estates gaben sich Mühe, sie für Waldfällen zu gewinnen, aber ihre Antwort war stabil: Mana bole kita kretja sperti orang Kuli (Wie ist es möglich, dass wir arbeiten, wie die Kulis).

Die Tumbonoas sind kein tapferes Volk, mit Eintritt der Dunkelheit verlässt keiner sein Haus; unbegreiflich war es ihnen, dass wir Europäer in Mondnächten auf Jagd gingen.

Die Landtumbonoas sind durchwegs Heiden, sie glauben an gute und böse Geister, Träume etc. Von vielen ihrer Leute glauben sie, es wären Zauberer. Den Geistern bringen sie Opfer, wie Hühner, Schweine, seltener Büffel. Ihr Thun und Lassen machen sie von dem Ausgang solcher Opfer abhängig, doch weiss ich nicht, welche Erscheinungen pro oder contra ihr Unternehmen sprechen. Auch in Krankheitsfällen nehmen sie zu solchen Opfern Zuflucht. Frauen werden durch Kauf erworben, wie ich bereits erwähnt habe, und gilt ein mit vielen Töchtern gesegneter Vater für reich.

Stirbt Jemand, so wird die Gong so lange geschlagen, bis er beerdigt wird. Ihre Todten behandeln sie mit grosser Pietät und glauben, dass dieselben über die höchste Spitze des Kinibalu in den Himmel kommen. Sie begraben die Todten in Särgen aus Eisenholz an einem gemeinsamen, in der Nähe des Kampongs befindlichen Platze und werfen viereckige Grabhügel auf. Unsere Grabsteine sind durch geschnitzte Holzpflöcke vertreten und glaube ich, dass diese verschiedener Länge sind, grösser bei Erwachsenen und kleiner bei Kindern. Der bei Senadja gelegene Begräbnissplatz war zum Schutze gegen Wildschweine stark umzäumt.

Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit unter den Landtumbonoas ist das Einbalsamiren der Verstorbenen, und zwar sollen sie das so thun, dass sie am Bauch, Rücken und Extremitäten die Haut breit abtrennen und mit einer gepulverten Kampherart einstreuen.

Die Häuser der Tumbonoas sind nach malaiischem Typus gebaut und sehr verschiedener Grösse. Sie sind ganz aus Atap (Blätter der Nipapalme), der Fussboden 4—7 Fuss über den Erdboden besteht aus Bambus. Der innere Raum ist entweder durch Atapwände in mehrere Abtheilungen getheilt, mit einem vorderen gemeinsamen Gange, an dessen Ende sich ein niedriger, 1—2 Fuss hoher Herd befindet, ein zweiter Gang, entsprechend der Breite des Herdes und senkrecht auf den vorigen, bildet die Vorrathskammer. Bei Kapala kampong (Ortshäuptling), Pangerans (Adelsrang, werden von den Niedrigeren mit Tuan [Herr] angesprochen), ersetzen bunte Tücher die Atapscheidewände. Der Besitzer von einigen chinesischen Kupfergefässen, Gongs und Hühnern, 2—3 Büffeln gilt für reich.

Die Männer tragen die malaiische Batjo und eine kurze, gewöhnlich aus blauer Leinwand gefertigte Hose, der Kopf ist unbedeckt oder mit einem um die Peripherie des Kopfes gewickelten Tuchstreifen bedeckt. Zu Hause oder bei der Arbeit behelfen sie sich mit einer Binde um die Leibesmitte.

Die Weiber benützen einen kurzen Sarong und ein enganliegendes, corsettartiges Leibchen aus Leinwand, darüber bei besonderen Angelegenheiten ein langes Frauenbatjo. Der Kopf ist gewöhnlich nicht bedeckt, das Haar einfach in einem Knoten gebunden oder, bei Mädchen von hinten hinaufgekämmt, zusammengerollt und mit einem Kamme oder Nadel befestigt.

Die Kinder laufen bis zum 10. und 11. Jahre nackt. Fast sämmtliche Arbeiten besorgen die Frauen; Sammeln von Producten des Waldes sowie Waldfällen vor der Zeit des Anbaues besorgen die Männer. Ihre Nahrung besteht in Reis, Fischen, Früchten etc. Aus Reis bereiten sie ein berauschendes Getränk, welches jedoch nur bei besonderen Anlässen getrunken wird (Flusstumbonoas haben dieses Getränk nicht), wobei Alt und Jung berauscht ist.

Den Mädchen und Knaben werden mit Eintritt der Pubertät die Zähne so gefeilt, dass sie nach vorne concav sind und dann mit einer Lackart geschwärzt. Alt und Jung raucht und kaut Siri. Sie leben in Monogamie und kommt Polygamie selten vor.

Ihre Waffen sind Speer mit eiserner Spitze, ein breites Sulumesser oder der malaiische Parang, die unvermeidliche Siribüchse, die sie in einem Behälter aus Rotang an einer Schnur an der Seite tragen; ein schmaler, hoher, cylindrischer Korb auf dem Rücken vervollständigen ihre Adjustirung. Sie sprechen eine den Badjohs wenig verständliche, von den Sundajaks verschiedene Sprache.

Manche der Flusstumbonoas können malaiisch schreiben; ihre Sprache ist für Malaien unverständlich. Vielen von ihnen fehlen die Zeichen der malaiischen Rasse, während die Badjohs z. B. sich gleichen wie ein Ei dem anderen; ich sah unter den Tumbonoas auffallende Unterschiede in Gesichts- und Körperbildung.

Diese sowie die Sitte, die Todten einzubalsamiren, das ruhige, harmlose Wesen der Tumbonoas sind vielleicht Erbstücke chinesischen Blutes.

Die Sundajaks. Körperlich in der Art und Weise, wie sie Häuser und Feld bauen, in ihren religiösen Vorstellungen gleichen die Sundajaks den Tumbonoas vollständig, sind aber sonst von Ihnen verschieden. Sie sind ein halb barbarisches, wenig zugängliches und kriegerisches Volk, bewohnen das ganze Innere und den Westen des Landes. Im Osten sind sie gegen 150 engl. Meilen von der Küste verdrängt, im Westen jedoch wohnen sie bis an die Küste.

Nur dort, wo sie mit Einwanderern und dem Mischvolke zusammen gekommen, zeigen sie Spuren von Civilisation. Tiefer im Inneren sind sie roving savages.

Sie haben sehr rohe Sitten und Gebräuche; dort, wo sie die tangan pandjang = lange Hand, das Gewehr der Europäer nicht zu fürchten brauchen, stehen Menschenopfer und Kopfjagd in voller Blüthe.

Die Kopfjagd führt zu beständigen Blutfehden. Im Süden von Maruduestate, bereits in den Bergen wohnend, befinden sich drei Kampongs, die durch einen relativ guten Pfad mit der Estate verbunden waren. In ganzen Haufen pflegten die Bewohner dieser Kampong in den Laden zu kommen, um für den Erlös ihrer Früchte, Hühner, Eier, Rotang etc., Cattun, Glasperlen etc. einzukaufen.

An Zahltagen pflegten wir sie in ihren nur zwei Wegstunden entfernten Kampongs zu besuchen. Eine Verständigung mit ihnen ist schwer, nur sehr wenige sprechen malaiisch. Ihre Sprache ist eine von den Tumbonoas verschiedene. Nur Einer unter ihnen stand mit uns Europäern in directer Verbindung, es war unser Waffenlieferant; er verlangte, den Werth des Geldes kaum kennend, oft unverschämte Preise. Einen Herrn, der ihm erzählte, er wäre mit der Tätowirung am Arme (einer Schlange) geboren, betrachtete er mit grosser Bewunderung und hielt ihn für von uns übrigen verschieden. Ueber Kopfabhacken befragt, weisen sie nach Süden und verwahren sich entschieden dagegen sowie gegen Menschenopfer. Es hat auch allen Anschein, dass sie sich in der Nähe von Europäern mit Hühner- und Schweineopfer begnügen. Sie sind wenig intelligent und um keinen Preis zu bewegen, den Namen ihres Vaters oder ihrer Mutter auszusprechen; vielleicht hängt letzteres mit ihrem rohen Aberglauben zusammen. Menschenopfer bringen sie in der Absicht, um Botschaften zu ihren Todten zu schicken, in der Weise, dass Jeder, der eine solche senden will, einen Speer gegen einen an der Pforte gebundenen Gefangenen schleudert und ihn durchbohrt.

Ihre Kleidung ist zumeist Selbstfabrikat. Die Kleidung der Männer gleicht der der Tumbonoamänner. Die Frauenkleidung ist jedoch eine andere. Sie beladen sich gerne mit allerhand Messingzieraten mit Fuss-, Arm-, Hals-, Finger- und Ohrringen, ebenso ihre Kinder weiblichen Geschlechtes. An den Männern habe ich solches weder auf der Estate noch in Kampong gesehen. Wir kauften von ihnen Panzer aus Messing gemacht und dünne Ketten; ich glaube, dass diese letzteren ihr Kriegsschmuck sind.

Ihre Waffen sind: Ueber einen halben Meter lange Säbel, die nach unten breiter werden und mit Holzgriff versehen sind. An dem langen Holzgriff sind Vertiefungen zum Befestigen von Menschenhaar angebracht. Ein

solcher Säbel, den ich kaufte, hatte am Griffe eine Glocke hängen. Blassrohre (Pfeile), Speere und grosse Schilde vervollständigen die Ausrüstung.

Für die Kopfjagd gehört auch mit ihre primitive Kriegsflöte. Ihre Musikinstrumente sind Gongs, Gambangs, Nasenflöten, dann ein violinartiges Instrument aus einem Stück Bambus, das in der Weise gemacht wird, dass der ganzen Länge nach und ringsum dünne, saitenartige Streifen von der Unterlage losgelöst werden, die man dann mit Holzstückchen stützt. Entsprechend jeder solchen Holzsaite ist ein Hohlraum ausgeschnitten, so dass bei Anschlag der Saite das Bambusinnere, das hohl ist, in Schwingungen geräth.

Tänze sind das einfache Majin boloogsi mit innerem und äusserem Ring und ein Kriegstanz von einem Manne aufgeführt.

Der Tänzer, welchen ich sah, war blos mit einem Säbel bewaffnet, machte allerhand tolle Sprünge und Bewegungen mit Händen und Kopf, wobei er seinen Säbel theils von sich weg, theils gegen sich drohend richtete und, was mir dabei besonders auffiel, war, dass dieses Treiben so lange dauerte, bis eine alte Frau, es war seine Mutter, auf ihn losging und ihre Hände auf seinen Kopf legte und denselben längere Zeit gefasst hielt. Auf meine Frage, warum sie letzteres thäte, wurde mir geantwortet, um zu verhindern, das der Antu (der böse Geist) in ihn fahre.

Ihr Majin boloogsi dauert die ganze Nacht.

Herr Ootmers, ein Hamburger, der in Begleitung einiger von ihnen auf dem Kinibalu war, um Orchideen für ein englisches Handlungshaus zu sammeln, erzählte mir, sie wären um keinen Preis zu bewegen, höher als gegen 3000 Fuss zu steigen, ebenso dass sie sich geweigert hätten, manche andere Berge zu besteigen.

Tida bole war die einzige Antwort, die sie, gefragt, gaben. Ob sie die Geister ihrer Todten zu stören fürchten oder ob sie ihre Todten auf gewisse Höhen transportiren und dieselben deshalb meiden, weiss ich nicht.

Ich halte die Sundajaks für die Ureinwohner von Borneo, die Tumbonoas für einen Zweig derselben. Ihre rohen Sitten dürften vielleicht Folge des jahrhundertelangen Kampfes mit dem arabisch-malaiischen Elemente sein. Es hat viel für sich, anzunehmen, dass die Sundajaks lange vor Einwanderung der Malaien stark mit Chinesen gemischt gewesen sind.

Ausschuss-Sitzung am 7. Februar 1893.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Als neue Mitglieder werden aufgenommen:

a) als unterstützende Mitglieder:

Dr. Fr. Tieftrunk, Advocat in Melnik;
Karl Schauta, Pfarrer in Payerbach;
Niederösterreichisches Landes-Real- und Ober-Gymnasium in Horn;

b) als wirkliche Mitglieder:

Berthold Willner in Wien;
Dr. Oscar Lenz, Professor an der deutschen Universität in Prag;
Dr. Philipp Knoll, Professor an der deutschen Universität in Prag;
Karl A. Romstorfer, Architekt, Professor an der Staatsgewerbeschule in Czernowitz;
Dr. Fr. Pastrnek in Wien;
Fräulein Emma Libicka, Malerin in Wien;
Dr. Konrad Gross, Operateur an der dritten geburtshilflichen Klinik in Wien;
Dr. Josef Neugebauer, Secundararzt im allgemeinen Krankenhause in Wien;
Camillo Sitte, Director der k. k. Staatsgewerbeschule in Wien;
K. k. Staatsgewerbeschule in Wien;
Dr. Hans Bohatta, Volontär an der Universitätsbibliothek in Wien;
Dr. Emil Schmidt, Professor an der Universität in Leipzig;
Josef Eigl, k. k. Oberingenieur in Salzburg;
Andreas Binder, Bau-Inspector der Kaiser Ferdinands-Nordbahn in Wien;
Dr. Josef Adam in Wien;
Dr. Eduard Lippmann, Professor an der Universität in Wien;
Roman Zawiliński, k. k. Professor am dritten Staats-Obergymnasium in Krakau;
Rafael Hoffmann, Bergwerksdirector in Wien.

2. An Stelle des langjährigen Rechnungsrevisors Landesgerichtsrath Edmund Schmidl wird wegen seines Umzuges nach Steyr Herr Professor Alois Raimund Hein an dessen Stelle berufen.

3. Der Secretär legt das im Auftrage des Ministers der niederländischen Colonien der Gesellschaft zugekommene, im Verlage von P. W. M. Trap in Leiden erschienene Werk von F. S. A. de Clercq und J. D. E. Schmeltz: „Ethnographische Beschrijving van de West- en Noordkust van Nederlandsch Nieuw-Guinea“ vor. Für die Spende dieses grossartig angelegten Werkes wird vom Ausschusse der Dank votirt.

4. Mit der Société d'Archéologie de Bruxelles wird der Schriftentausch eingeleitet.

Monats-Versammlung am 7. Februar 1893.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Der Vorsitzende hält auf das verstorbene Ehrenmitglied der Gesellschaft, geheimen Medicinalrath Dr. Hermann Schaaffhausen, einen Nachruf.

2. Herr Universitäts-Professor Dr. **Wilhelm Tomaschek** hält einen Vortrag über

Das Verhältniss der Thraker und Illyrier zu einander.

Alle Forscher, welche sich mit der Geschichte der indogermanischen Stämme beschäftigt haben, stimmen

darin überein, dass die Hämushalbinsel als das nächste Uebergangsgebiet von Asien nach Europa und umgekehrt von Europa nach Asien eine wichtige Stellung einnehme und die aufmerksamste Beachtung verdiene, wenn es sich darum handelt, die schwierigen Räthsel, welche die Paläogenesie der Indogermanen bietet, mit einiger Wahrscheinlichkeit zu lösen.

Wenn es die paläontologische Forschung wahrscheinlich gemacht hat, dass das Schöpfungscentrum des Menschen überhaupt einer südlichen Region zufällt und dass der einstmals stark vereiste europäische Continent keineswegs den Anspruch darauf erheben darf, für dieses Centrum zu gelten, wenn also die europäische Menschheit selbst aus südlichen Strichen stammt, so boten sich für die in einzelnen Wellen nach Europa verschlagenen Rassen drei Hauptwege der Wanderung: der Sund von Gibraltar und die sicilische Strasse; der thrakische Bosporus; die pontische Steppenregion. Die letztere war von jeher das Durchgangsgebiet von Sippen mongoloidischer Rasse; auf den Uebergangsstellen des westlichen Mittelmeerbeckens mögen Sippen aus Nordafrika eingezogen sein; den Mittelweg über den Bosporus jedoch hatte unzweifelhaft der stärkste Theil der europäischen Urbevölkerung gewählt, darunter namentlich jene Sippen, welche vorwiegend den Typus der kaukasischen Rasse aufweisen. Es ist nicht meine Aufgabe, diese verschiedenen, theils brachy-, theils dolichokephalen Rassenelemente zu analysiren und in ihre Ursprünge zu verfolgen; auch habe ich nicht vor, einige für mich feststehende Thesen näher zu begründen, die ich hier mit einigen Worten andeuten will. Erstlich bin ich der Meinung, dass die Rassenbildung in weitaus entlegenere Epochen der Menschheit zurückgeht als die Sprachenbildung und dass die Rassentypen, aus denen sich die einzelnen Glieder der nachmaligen indogermanischen Völkerwelt zusammengesetzt haben, auf mehrfache, räumlich mehr oder minder entlegene Ausgangscentra zurückweisen. Zweitens halte ich daran fest, dass auf europäischem Boden Rasse und Sprache am wenigsten zusammenfallen. Irgend ein europäischer Centralstamm, der etwa an der frühzeitig eisfrei gewordenen mittleren Donau seine Sitze hatte und Jägerei, Viehzucht und etwas Ackerbau betrieb, hatte sich im Laufe der Zeiten eine überaus formenreiche Sprache geschaffen und zugleich die politische Obmacht über die übrigen, an den Peripherien gelagerten Wald- und Jägerstämme erworben und diesen seine einheitliche Sprechweise aufgenöthigt; indem sich der führende Adel jenes herrschenden Centralstammes, den Einige vielleicht in den Germanen, Andere in den nomadischen Ariern, welche nachmals nach Asien auswanderten, zu suchen geneigt sein dürften, unter den unterthänigen Stämmen verlor, sowie in Folge ständiger Vernichtungskämpfe blieb für die Folgezeit kein deutlich erkennbarer Rest von jenem Centralstamme übrig. Die in Europa hervortretenden Glieder der vormals social geeinigten indogermanischen Sprach- und Völkerwelt hatten jedoch ihre verschiedene, mit der Verschiedenheit des Rassentypus zusammenhängende, orale Disposition (Aussprache der Laute und Tonfall der Rede) allezeit bewahrt, und daraus erklärt sich die reiche Gliederung des Indogermanischen nach Einzelsprachen und Dialekten; je weiter diese Stämme auseinander gingen, je mehr sie sich mit den allophylen West- und Südvölkern Europas mischten, desto stärker wurden die sprachlichen Differenzen. Und so finden wir denn, abgesehen von den nach Indien und Iran abgezogenen arischen Nomaden, an der Schwelle der Geschichte die germanische Sprechweise ausgebildet an der Elbe und in Skandia; die keltische am Rhein, in der atlantischen Liguria und im silurischen Inselland; im voreinst ligurischen Appenin kamen die italischen Dialekte zur Herrschaft; im pelasgisch-lelegischen Süden die hellenischen. Oestlich von den Germanen an der Weichsel bis zur Grenze der finnischen Jägerstämme finden wir die Slaven und Litauer gelagert. Was für Völker und Sprachen aber waren in dem centralen Gebiete an der Donau, im Karpat und Hämus zurückgeblieben? Und sind von hier aus Wanderungen nach Kleinasien erfolgt?

Ich habe vorhin Wanderungen aus Asien über den Bosporus in's europäische Centralgebiet angenommen — Wanderungen, welche in der Urzeit der sich immer weiter ausbreitenden Menschheit erfolgten. Es gibt Forscher, welche diese Wanderungen überdies mit der Genesis der urindogermanischen Sprechweise in Zusammenhang bringen und beispielsweise die dekadische Zählmethode für ein Erbstück aus Mesopotamien halten. Das muss für sehr unsicher gelten; für ebenso unsicher halte ich alle sprachlichen Anknüpfungen, die man zwischen dem Semitischen und Indogermanischen aufgestellt hat; wie in Westeuropa als dichte Grenzscheide zwischen diesen beiden Elementen das iberische (baskische) Volkselement dasteht, so liegt im Grenzgebiete zwischen Europa und Mesopotamien die dicht gedrängte Sprachwelt der Aborigier des Kaukasusgürtels und Kleinasiens dazwischen, eine Sprachwelt, welche noch weniger eine Anknüpfung zulässt! Nein, die indogermanische Sprechweise hat sich erst in Europa ganz unbeeinflusst und selbstständig herausgebildet, mögen auch die Rassentypen der europäischen Völker von aussen stammen. Hier haben wir es nur mit späteren Wanderungen zu thun, welche aus dem übervölkerten Europa nach Kleinasien erfolgten, nachdem sich das indogermanische Urvolk schon längst in einzelne unterschiedene Glieder aufgelöst hatte. Da überdies den nordischen Völkern eine stärkere Physis als den südlicheren eigen geworden war, so erklärt sich daraus die Thatsache, dass es einigen Nordstämmen wirklich gelang, auf kleinasiatischem Boden festen Fuss zu fassen.

Wir finden hier die Armenier als älteste Metanasten. Die armenische Sprache ist von allen indogermanischen die am meisten entartete, d. h. sie ist in der Auflösung und Schwächung des indogermanischen Erbes am weitesten vorgeschritten und hat sich mit kleinasiatischen und kaukasischen Sprachelementen vollauf gesättigt. Weiters müssen wir die alten Phryger für Metanasten aus dem Hämusgebiete halten; leider sind die phrygischen Sprachreste so spärlich, um daraus den Grad der Sprachverwandtschaft näher zu bestimmen;

die Alten haben die Aehnlichkeit des Phrygischen mit dem Armenischen betont; die Sprache machte zuletzt dem Griechischen Platz und verschwand von der Bildfläche, während sich das Armenische wohl erhalten hat. An der Seite der Phryger nahe dem Bosporus und in der Troas finden wir den Stamm der Mysen, der von den Moesen an der unteren Donau nicht getrennt werden darf. Die Urbewohner der Troas waren Teukrer gewesen, ein Zweig der kleinasiatischen Aboriginerwelt, Brüder der Kiliker und vielleicht auch der Cheta, falls diese ursprünglich von den Aramäern verschieden waren; die uralte Cultur von Hissarlik ist eine autochthon-kleinasiatische. Das Volksthum der Teukrer ist in den eingewanderten Mysen aufgegangen; aber auch die Mysen erlagen dem übermächtigen Hellenismus. Die Moesen dagegen, welche sich in Sporaden an der pontischen Küste, im Hämus und an der unteren Donau erhalten hatten, verfielen der Macht Roms und haben sich in romanische Provinzialen verwandelt. Am ägäischen Küstenrande, ja selbst in Makedonien, waren phrygische Stämme zurückgeblieben, welche sich durch ihren orgiastischen Naturcult auszeichneten und die Gestalt des Dionysos sowie die damit verbundene Naturfeier den Thrakern und Griechen übermittelten; in Folge frühzeitiger Berührungen mit den Südvölkern finden wir bei ihnen höhere Culturregungen als bei den rohen Thrakern des Hinterlandes [1]).

Im östlichen Theile der Hämushalbinsel finden wir seit der geschichtlichen Zeit die Nation der Thraker sesshaft. Sehr viele Gründe sprechen dafür, dass diese Nation aus dem Karpatenwall ausgezogen war und sich in das Hämusgebiet mitten unter die mösischen und phrygischen Stämme, welche sie allmälig unterjochte, eingelagert hatte; denn im Karpatengürtel finden wir den echtesten und thatkräftigsten thrakischen Stamm, die durch ihre Kriege mit Rom so berühmt gewordenen Daken; diese Daken sprachen, wie ausdrücklich überliefert wird und wofür auch die ganze Namengebung spricht, thrakisch. So sehen wir denn den weiten Raum vom karpatischen Waldgebirge bis zum Bosporus hinab von dem kriegerischen Eroberervolke der Thraker, welche schliesslich einen Ableger, die Bithynen, über den Bosporus sandten, ausgefüllt. Phryger, Mysen und Thraker waren einander sehr nahe verwandt; der Gegensatz zwischen den phrygischen Stämmen des ägäischen Randes und den eigentlich thrakischen Stämmen des Binnenlandes war nur ein cultureller; die höher veranlagten Küstenstämme wandten sich schliesslich dem Griechenthum zu, die Thraker und Daken jedoch erlagen sammt den Moesen der Macht Roms; sie vertauschten ihre Sprache mit der Lingua Romanisca. So kommt es, dass die thrakische Sprache, eine echte Tochter der indogermanischen Ursprache, verloren ging; wir besitzen nur spärliche Spuren derselben in Glossen und in den höchst charakteristischen Eigennamen. Leiblich existirt jedoch die thrakische Nation noch bis auf den heutigen Tag; die Donau- und Pindus-Wlachen oder die Ostromanen sind, bei aller Mischung und Durchsetzung mit später hinzugetretenen, vorzugsweise slawischen Elementen, wesentlich directe Nachkommen der romanisirten Thraker und Moesen des Hämusgürtels und der benachbarten centralen Theile der Halbinsel.

Westlich von der thrakischen Welt finden wir im Alterthume die illyrische gelagert. Die neuere Forschung hat die Grenzen des illyrischen Volksthums genau ermittelt. Wir finden zunächst die eigentlich sogenannten „Illyrier“ im Rücken der Hellenen von den Keraunien bis zu den albanischen Alpen hinauf verbreitet; vom Skardos bis zur Morawa hin schlossen sich die stammverwandten Dardaner an, die Grenznachbarn der thrakischen Bessen. Diese Schichtung beweist zur Genüge, dass die Illyrier erst hinter den Griechen gegen Süden vorgedrungen waren. Die Griechen waren jedenfalls die älteren Metanasten, denen die von der orientalischen Cultur geschwängerten pelasgisch-lelegischen Lande zugefallen waren: so wurden die Griechen die Hauptträger der Cultur im Mittelmeerbecken, während die hinter ihnen gelagerten Illyrier weit länger im Zustande der Rohheit verblieben. Gewiss hätten zuerst die Griechen, dann die Illyrier sich auch dem Boden Kleinasiens zugewendet, wenn ihnen der Weg dahin nicht durch die bereits am Bosporus sesshaften phrygischen Stämme verschlossen gewesen wäre; erst in später Zeit gelang es den hellenischen Küstenstämmen, asiatische Striche zu besetzen. Weiters finden wir auf der periadrischen Inselwelt die seetüchtigen, vielleicht aber mit Ligurern gemischten Liburner sesshaft. Ferner gewahren wir auf süditalischem Boden die japygischen Stämme gelagert, denen Helbig eine den oskischen Italern überlegene Stellung zuweist; sie waren offenbar vom illyrischen Küstenstriche herübergekommen; bis in die augusteische Zeit hinein erhielten die Messapier ihre Nationalität aufrecht. Als culturfähige Stämme erwiesen sich überdies die Daverzer an der Mündung des Naron sowie die den Liburnern benachbarten Bewohner der istrischen Halbinsel. Das dalmatische Hinterland jedoch, von den albanischen Alpen bis zur Sawe hinauf reichend, bietet als vorwiegendes Karstland für höhere Culturregungen nicht die günstigsten Vorbedingungen; die dalmatischen Stämme werden uns daher als ziemlich roh geschildert, wenn auch anerkannt werden muss, dass sie, vermöge angestrengtester Thätigkeit, das Menschenmöglichste leisteten — nicht nur, dass sie die Schafzucht emsig pflegten, sie betrieben auch in dem alpinen Theil des Hinterlandes eifrig den Bergbau; an der Küste spendeten ihnen der Oelbaum und der Weinstock reiche Erträge. Im Gegensatze zu dem unwirthlichen Lande der Japuden erscheint endlich das gleichfalls von illyrischen Stämmen besiedelte Pannonien als ein für den Ackerbau und für den Handel recht günstiges Gebiet; wir finden einen pannonischen Stamm sogar nördlich von der Donau im ungarischen Erzgebirge, dem am längsten in

[1]) Der Leser vergleiche hierüber meine soeben in den Schriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften erschienene Abhandlung „Die alten Thraker, I. Uebersicht der Stämme“ (130 Seiten, Verlag von Tempsky); eine zweite Abhandlung wird sich mit den thrakischen Sprachresten beschäftigen.

der alten Heimat verbliebenen Stamme der Osen; der grösste Theil des pannonischen Landes ging jedoch auf die Kelten über. Dalmater und Pannonier vertheidigten noch unter Augustus mit grosser Zähigkeit ihren angestammten Boden; schliesslich verwandelten sie sich in ruhige, lateinisch sprechende Provinzialen, die erst den Stürmen der Völkerwanderung sowie der slawischen Einwanderung erlagen; doch steckt in den heutigen Südslawen noch viel illyrisches Blut; das, was den Serben und Kroaten von dem Nordslawen unterscheidet, zumal der Typus, ist illyrischer Antheil.

Am höchsten entwickelt unter allen illyrischen Stämmen finden wir die alten Veneter, welche bereits Herodot ausdrücklich als Illyrier hingestellt hat; das Land an der Pomünde, wo Spina und Hatria lagen, war seit Alters ein Zielpunkt des Handels und Verkehrs geworden; hier drang frühzeitig die griechische Cultur ein; dorthin wandte auch die in Rom herrschende Kaufmannsgilde frühzeitig ihre Augen. Die Veneter, welche das räto-ligurische Volk der Euganeer in's Bergland geschoben hatten, waren nicht blos rationelle Ackerbauer, welche die Inundationen des Stromes durch Deiche regulirten, sie wurden auch Hauptträger des adriatischen Handels, wie ihre Nachkommen im Mittelalter, die Venezianer; als Handelsvolk, welches gesicherte Zustände bevorzugte, begaben sie sich willig und frühzeitig unter den Schutz der römischen Macht. Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit sowohl des schönen Werkes über die Veneter, das uns v. Czörnig hinterlassen hat, als auch der vortrefflichen Monographie Karl Pauli's über die Schriftdenkmäler der Veneter (Leipzig 1891) rühmend zu gedenken; beide Arbeiten ergänzen einander auf's Beste. In einem Punkte kann ich jedoch Pauli nicht völlig beistimmen, wenn er, durch spärliche Anzeichen der Nomenclatur verleitet, das Volksthum der Veneter und Illyrier über die ganzen Ostalpen hin bis zum Bodensee ausdehnen will; ich werde anderswo darauf zurückkommen; mir gelten Este, die Fundstelle von Gurina, der inschriftenreiche Ort Igg beim Laibacher Moor und der pannonische Alpenrand für die äusserste Grenze der Illyrier gegen Westen.

Hier sei nur noch die bekannte Thatsache erwähnt, dass sich in den heutigen Albanen (türk. Arnaút) ein Rest der illyrischen Nation erhalten hat. Die albanische Sprache hat in neuester Zeit der Sprachforscher Gustav Meyer wissenschaftlich untersucht und gefunden, dass sich im Wortschatze derselben ein stattlicher Procentsatz altillyrischen Sprachgutes erhalten hat; er weist dieser allerdings sehr stark gemischten und entarteten Sprache eine Stellung an der Seite des Slawo-litauischen zu, was mir übrigens noch nicht für völlig ausgemacht gilt. Unter den albanischen Wörtern gibt es einige gänzlich isolirte Kernworte, deren indogermanischer Ursprung sich schwer erweisen lässt; sollten hier noch Spuren eines uralten, vorindogermanischen Sprachelementes, etwa des ligurischen, vorliegen?

Die von mir aufgestellte Frage: „Wie verhalten sich Thraker und Illyrier zu einander?“ verdient schon deshalb eine Erörterung, weil in neueren Werken häufig von einer „illyrisch-thrakischen Gruppe“ in dem Sinne gesprochen wird, als ob beide Völker, weil räumlich benachbart, auch durch ein engeres Band der ethnischen und sprachlichen Verwandtschaft verknüpft gewesen wären. Dies scheint mir jedoch nicht der Fall zu sein. Die Verwandtschaft bestand nur insofern, als beide Völker überhaupt Glieder der indogermanischen Sprach- und Völkerwelt darstellen, wie beispielsweise Germanen und Slawen, Italer und Griechen; es waren selbstständige, von einander bestimmt zu sondernde Glieder, deren Ursprünge möglicherweise auf ganz verschiedene Urelemente zurückgingen. In den Berichten der Alten liegt nichts vor, was auf eine ethnische Einheit beider Glieder schliessen liesse. Wenn allerdings, was zuerst v. Mirlova hervorgehoben hat, die Sprache der Ostromanen, der leiblichen Abkömmlinge der thrakischen Provinzialen und die Sprache der Albanen, die Tochter des Illyrischen, manche Eigenschaften gemeinsam besitzen, so reicht dieses Gemeingut nur in die Zeit des beginnenden Mittelalters zurück und der Wlache ist der empfangende Theil. Auffallend bleibt es immerhin, dass selbst Aeusserungen der oralen Naturanlage der illyrischen Sprechweise in's Ostromanische übergingen, was auf eine innige Berührung beider Sprachelemente hinweist. Bereits am Schlusse der römischen Kaiserzeit hatten sich mösische und thrakische Romanen tief in die illyrische Diöcese eingeschoben; diese Einschiebung wiederholte sich, wie der Presbyter von Dioklea bezeugt, in noch stärkerem Masse als die Slowenen und Serben von den Ländern an der unteren Donau und an der Sawe Besitz ergriffen; auf dardanischem Boden und in der Praevalis reichten sich Wlachen und Albanen die Hand, es fanden da innge sprachliche Berührungen statt und Merkmale dieses Contactes sind eben jene illyrischen Elemente im Ostromanischen, welche sogar älter sind als die massenhaft eingedrungenen slowenischen Elemente.

Gehen wir in's Alterthum zurück, so zeigen sich zwischen Thrakern und Illyriern wesentliche Unterschiede. Zuerst in leiblicher Hinsicht. Dem Thraker wird eine gedrungene Statur, rothe Färbung der Haut und Blondheit der Haare zugeschrieben, also der echte nordische Typus. Der Illyrier dagegen, der das sumpfige Gebiet südlich von Durazzo bewohnt, wird als Mensch mit fahler Haut, brünetten Haaren und von schlankem Körperbau geschildert; — doch ist letztere Nachricht vereinzelt; es kann die Landesnatur auf die Physis eingewirkt haben und nichts steht im Wege, dem Pannonier gleichfalls einen mehr nordischen Typus beizumessen. Wir legen überhaupt auf die physischen Unterschiede weniger Gewicht, weil die Nachrichten hierüber geringen wissenschaftlichen Werth besitzen (die Alten haben noch nicht Schädel und Glieder gemessen) und weil seit der Urzeit die Mischung der Typen eine grosse Rolle gespielt hat; noch heutzutage sollen die beiden Hauptstämme der Albanen, die Tosken und die Gegen, starke typische Unterschiede aufweisen!

Schärfer tritt der Unterschied der Illyrer und Thraker in der Psyche hervor. Der Illyrer zeigt uns einen nüchternen, durchaus auf das Praktische gerichteten

Sinn. Viehzucht und Sennerei, Bodenwirthschaft, Hausindustrie, Handelsverkehr und Schifffahrt — diese Dinge beschäftigten den Illyrier, bei dem die Phantasie so wenig in den Vordergrund getreten war, dass wir — mit Ausnahme der abstracten Rectia der Veneter — nichts hören von illyrischen Göttergestalten, Verkörperungen der Gegensätze im Leben der Natur, nichts von einer Pflege der musischen Künste und der Poesie. Andererseits erfahren wir auch nichts von sinnlichen Ausschreitungen. Der Illyrer lebte mässig; das Familienleben war wohlgeordnet und auf ernster Grundlage gebaut; das Weib wurde sehr geachtet, wir finden selbst auf dem Thron eine Frau. Harte Arbeit hielt allezeit den Illyrier gefesselt. Wie anders zeigt sich uns das Wesen des Thrakers! Seine einzige Sorge war das Streitross, seine Hauptbeschäftigung Jagd, Krieg und Raub; seine Nahrung bestand aus blutigem Rossfleisch; dem ungemischten Weine und dem Gerstentrank sprach er bis zur völligen Berauschung zu. Menschenleben galt für nichts, grausam war das Recht, selbst die Spiele waren grausam. Ungezügelt fröhnte er der Sinnlichkeit; die Frauen nahmen eine dienende Stellung ein. Harte Arbeit gefiel ihm keineswegs; diese überliess er seinen gedrückten Unterthanen. Im Gegensatze zu der Armseligkeit des Karstbodens zeigten die sonnigen und zugleich gut bewässerten Alluvialbecken die höchste Fruchtbarkeit; darüber erhoben der Pangäus, die Rhodope, der Hämus ihre wald- und schneereichen Gipfel. Auf solchem Boden entwickelte sich der orgiastische Naturtaumel und reich mit Göttergestalten war das thrakische Pantheon ausgestattet; in der Gestalt des Zalmoxis finden wir sogar den Unsterblichkeitsglauben verkörpert. Stets schwankte der Sinn des Thrakers zwischen orgiastischem Naturjubel, den bewältigenden Wirkungen der Musik, zwischen Sinneslust und Grausamkeit, Blutdurst und Raubgier.

Für uns am entscheidendsten erweisen sich jedoch die sprachlichen Unterschiede. Denn die Sprache muss für die vergangenen Epochen, in denen noch nicht die Summe der materiellen und geistigen Machtmittel, die ein Volk oder ein Staat in sich vereinigt, den Ausschlag gab, als dasjenige hingestellt werden, was das Wesen eines Volkes ausgemacht hat. Wie lässt sich aber, da die alten Sprachen verloren gegangen sind, ein sprachlicher Unterschied begründen? Aus Inschriften lernen wir zunächst eine stattliche Anzahl von Personennamen kennen, von illyrischen sowohl wie von thrakischen. Die Personennamen beider Nationen enthalten nicht die mindeste Gemeinsamkeit und Aehnlichkeit. Die thrakischen erweisen sich als echt indogermanisch: es sind meistens Composita, und gewisse Elemente, z. B. im ersten Gliede Bezeichnungen von Zuchtthieren (Pferd, Rind, Schaf, Ziege), im zweiten Nomina verbalia, z. B. im Sinne von „nährend, schlachtend“ oder „begehrend, liebend“, kehren in langen Reihen ständig wieder. Die illyrischen Namen dagegen sind in äusserst seltenen Fällen Zusammensetzungen; sie gehen meistens von einer Basis aus, an welche, wie im Italischen und Etruskischen, in endloser Abwechslung ein, zwei, drei und mehr Derivationssilben angefügt sind. Ebenso verhält es sich mit den Ortsnamen; auch diese zeigen durchaus verschiedene Bildung und stofflich nicht die geringste Verwandtschaft. Die thrakischen sind wiederum meist Composita mit wiederholt vorkommenden generellen Elementen, wie z. B. diza „Mauer“, bri „Umwallung“, deva „Siedelung“, para „Marktort“. Auf illyrischem Boden dagegen spielen, wie auf italischem, Derivationssilben die Hauptrolle.

Gemäss der räumlichen Schichtung finden wir im Thrakischen einige Entlehnungen aus dem Arischen, was auf eine alte Nachbarschaft der Thraker und Arier am Ostrande der Karpaten hinweist; auf illyrischem Boden sind solche Entlehnungen nicht nachweisbar; hier treten vielmehr innigere Beziehungen zu der westeuropäischen Sprachgruppe ein, welche das Italische und Keltische umfasst. Endlich sei noch bemerkt, dass die sogenannte osteuropäische Sprachgruppe wahrscheinlich in zwei Unterabtheilungen zertheilt werden muss: die eine umfasst das Slawische und Litauische, wozu auch noch in Gustav Meyer's Sinne der Grundstock des Illyrischen gezählt werden darf; die südliche Abtheilung dagegen umfasst das Thrakische, Phrygische und Armenische; zwischen dem Thrakischen und Armenischen sind nämlich deutliche Analogien vorhanden.

Sie werden, geehrte Zuhörer, in meinen Darlegungen eine Lücke wahrgenommen haben: sie betrifft die Statistik der archäologischen Funde; ich habe weder auf die venetischen und liburnischen Funde Rücksicht genommen, noch das Verhältniss von Gurina zu Hallstatt erörtert; auch das Trümmerfeld von Glasinac, die thrakischen Tumuli und die dakischen Objecte liess ich unbesprochen, und zwar aus dem Grunde, weil mir dieses Forschungsgebiet fremd ist; dagegen sehe ich unter Ihnen selbst Forscher, welche auf diesem Gebiete Bedeutendes geleistet haben. Mögen Sie fortfahren, sei es im Hämusgebiete oder in der Bosna, in Pannonien oder an der ägäischen Küste, das für die Kunde der culturellen und ökonomischen Verhältnisse der alten Völker so wichtige Feld der archäologischen und prähistorischen Forschung zu bebauen; die Ernte wird nicht ausbleiben. Vorderhand sind die Resultate noch lückenhaft und unzusammenhängend, und am allerwenigsten lassen sich aus den bisherigen Ergebnissen bestimmte und unzweifelhafte Folgerungen für die Paläogenesie der indogermanischen Sippen ziehen; die sprachlichen Thatsachen im Verein mit den historischen Nachrichten scheinen mir noch immer für diese Seite der Forschung eine stärkere Geltung zu besitzen.

3. Herr Dr. **Wilhelm Hein** hält einen Vortrag über

Die ethnographischen Sammlungen in der Columbus-Ausstellung zu Madrid 1892—1893,

von dem wir vorläufig folgenden Auszug geben.

In gedrängter Uebersicht wurden diese Sammlungen, welche sich auf die ethnographischen Verhältnisse Amerikas bezogen und nur ganz vereinzelt auch Gegenstände anderer Provenienz aufwiesen, vorgeführt und nur Einiges besonders hervorgehoben.

Vor Allem wurde die Ausstellung der Vereinigten Staaten, in welcher die Ergebnisse der Expedition

Hemenway, von deren Leiter Mr. J. Walter Fewkes in streng wissenschaftlicher Anordnung zur Schau gebracht, einen hervorragenden Platz einnehmen, ziemlich eingehend besprochen; Mr. Walter Hugh vom Smithsonian Institute in Washington und Stewart Culin von der Pensilvanian University in Philadelphia haben, ersterer als Ethnograph, letzterer als Prähistoriker, ihr Bestes gethan, obwohl nicht geleugnet werden soll, dass sich über die Art der Anordnung, wie sie nach dem von dem Director des Nationalmuseums zu Washington, Mr. O. T. Mason, aufgestellten Systeme durchgeführt wurde, mancherlei Bedenken geltend machen. Frau Zelia Nuttal, Assistentin am Peabody Museum in Cambridge, Mass., brachte in Facsimile das von ihr in der Biblioteca Nazionale Centrale zu Florenz entdeckte hispano-mejikanische Manuscript eines Anonymus aus dem XVI. Jahrhundert zur Ausstellung, sowie auf einem grossen Tableau ein mejikanisches Calendarium, das sie nach einer in dem erwähnten Codex aufgefundenen Stelle nach ganz neuen Gesichtspunkten angelegt hatte.

Eine ausgezeichnete Ausstellung veranstaltete die Republik Mejico, die den Director des Museo Nacional zu Mejico, Sr. D. Francisco del Paso y Troncoso, als Vertreter gesendet hat; Einige von den Objecten waren in besonders anerkennenswerther Weise aufgestellt. Von den amerikanischen Staaten waren sonst noch Colombia, Bolivia, Ecuadór, Perú, Uruguay, Guatemala, Nicaragua, Costa Rica und Santo Domingo vertreten, von welchen besonders der erstgenannte durch seine werthvollen Goldsachen glänzte. Unter den europäischen Ausstellern — der Vortragende behielt dabei nur die ethnographische, die sogenannte historisch-amerikanische Abtheilung im Auge — hatten Spanien und Portugal, namentlich letzteres, wahre Perlen an Objecten zur Schau gestellt; freilich liess die Art der Aufstellung erkennen, dass dieselbe blos vom decorativen Standpunkte aus vorgenommen wurde und dass die Besitzer dieser Kostbarkeiten für dieselben nicht die richtige Werthschätzung hatten. Deutschland, das durch den bekannten Mejikanisten Dr. Eduard Seler und Dr. P. Grade, derzeit Gesandtschafts-Secretär in Madrid, vertreten war, hatte zwei Unica, die beiden altmejikanischen Schilde von Stuttgart, ferner die prachtvollen, hier zum ersten Male dem Publicum vorgeführten Goldsachen von Colombia vom Berliner Museum sowie Gypsabgüsse, Aquarelle u. dgl. gesandt. Sehr gut waren auch Schweden-Norwegen und Dänemark, weniger gut jedoch Oesterreich und Frankreich repräsentirt.

Der Vortragende erklärte, dass die Columbus-Ausstellung, an deren Spitze für die historisch-amerikanische Gruppe Sr. D. Juan Navarro y Reverter, Subsecretario des Finanzministeriums, und für die historisch-europäische Gruppe, zu welcher auch Oesterreich und Frankreich eingereiht waren, Sr. D. Fidel Fita y Colomé, Soc. Jes., standen, einzig in ihrer Art war, wenn auch Manches für den Specialgelehrten nicht in der besten Weise zur Geltung kam.

Eine ausführliche Schilderung dieser Sammlungen wird in den Abhandlungen erscheinen.

4. Für die Bibliothek sind als Geschenke eingelaufen:

Gatschet, Albert S.: Notices of New Books. [From The American, Antiquarian, July, 1892.] 4 S.

Forrer, R.: Beiträge zur Prähistorischen Archäologie und verwandte Gebiete. S. 53 — 65 + 4. Mit Tafel 27—30.

Lehoczky, Tivadar: Adatok hazánk archaeologiájához, különös tekintettel beregmegyére s környékére. I. kötet. Az ős kortól a magyarok bejöveteléig. Körülbelül 480 ábrával. Munkács 1892. 180 S.

Wankel, Dr.: Die prähistorische Jagd in Mähren. Olmütz 1892. 84 S. Mit 7 Tafeln.

Santiago: Actes de la Société scientifique du Chili. Tome II. 1. 2. livrais. Santiago 1892. CXX + 296 S.

Chijs, Mr. J. A. van der: Nederlandsch-Indisch Plakaatboek. 1602—1811. Tiende deel 1776—1787. Batavia 1892. 1074 S.

München: Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXIII. Jahrgang. Nr. 11 und 12. November und December 1892. IV + (113—132) S.

Clercq, F. S. A. de: Ethnographische Beschrijving van de West- en Noordkust van Nederlandsch Nieuw-Guinea. Met medewerking van J. D. E. Schmeltz. Met bijvoeging eener schets der Ethnographie van Duitsch en Britisch Nieuw-Guinea. Met 42 platen en 51 tekstillustraties. Leiden 1893. XVI + 300 S.

Topinard, Paul: De l'évolution des molaires et prémolaires chez les primates et en particulier chez l'homme. [Extrait de „L'Anthropologie" Nr. 6. p. 641—710.] Paris 1892.

Weber, Fr.: Bericht über neue vorgeschichtliche Funde in Bayern. [Separat-Abdruck aus Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns.] 10 S.

Adelaide: Transactions of the Royal Society of South Australia. Vol. XV. Part II und Vol. XVI. Part I.

Dublin: The Transactions of the Royal. Irish Academy. Vol. XXX. Part III und IV. p. 109—276. Mit Taf. 7—18.

Wien: Oesterreichische Bautechniker-Zeitung. I. Jahrg. Nr. 1. Mit einem Artikel von C. A. Romstorfer: Griechisch-orientalische Kirche in Simionestie.

Romstorfer, Carl A.: Die griechisch-orientalischen Pfarrkirchen in Solka und Arbora. 4 S. Mit 1 Tafel.

Romstorfer: Typus der Kloster-Kirchen in der Bukowina. 6 S. Mit 1 Tafel.

Romstorfer, K.: Funde in der Bukowina. 2 S.

Romstorfer: Sereth als Fundort archäologischer Gegenstände. 4 S.

Poznań: Roczniki towarzystwa przyjaciót nauk Poznańskiego. Tom XIX. IV + 722 S.

Serrurier, Mr. L.: Prof. Schlegel's zoogenande Kritiek van het japansch-nederlandsch en japansch-engelsch woordenboek deel III in de Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië 5e Volgreeks. 8e Deel., 1e Aflev. 1893. bl. 33 en volgg. 8 S.

Miess, Michael: XVII. Jahresbericht der Gewerbeschule zu Bistritz. 1892. 32 S.

Dublin: Proceedings of the Royal Irish Academy. Third Series. Volume II. No 3. S. 299—444 und 101—128. Mit Taf. 12—14. Dublin 1892.

Baye, M. le Baron J. de: Rapport sur une Mission archéologique en Autriche-Hongrie. [Extrait du Bulletin du Comité des Travaux historiques et scientifiques. Section d'archéologie, année 1892.] Paris 1892. 20 S.

Friedel, Ernst: Lebten das Mammuth und die Thiere, deren Gebeine bei Artefakten in den verschiedenen Diluvial-Schichtungen vereint gefunden werden, mit dem Menschen zusammen? 3 S.

Sarajevo: Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini. Urednik: Kosta Hörmann vladin savjetnik. Godina IV. 1892. knjiga IV. S. 279—458. Mit 14 Tafeln.

Nehring, Alfred: Über bidens hostia. [Jahrbücher für class. philol. 1893. Hft. 1. S. 63—68.]

Nonquis: A nepies épitkezés tanulmányozásá hoz. [Épité szeti szemle savi szaklap. Szerkeszti Bobula János. I. Évfolyam 1892. év. Budapest 1892. S. 216—217.]

Zehn Photographien von Perchtenmasken aus dem Museum Carolino-Augusteum in Salzburg. Geschenk von Director Dr. Alexander Petter

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

In Bonn verschied am 26. Januar 1893 Herr

Dr. HERMANN SCHAAFFHAUSEN

Geheimer Medicinalrath, Ehrenmitglied der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Die Gesellschaft betrauert ferner den Verlust ihres correspondirenden Mitgliedes Herrn

Dr. LUDWIG LINDENSCHMIT

Director des römisch-germanischen Central-Museums in Mainz.

Die Mittheilungen werden auf die hervorragenden Leistungen dieser beiden Männer demnächst zurückkommen.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Weisbach und J. N. Woldřich.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXIII. Der neuen Folge XIII. Band.)

Nr. 2. März u. April. Sitzungsberichte. 1893.

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 7. März 1893.** 1. Neue Mitglieder; S. [39]. — 2. Rechnungsabschlüsse; S. [39]. — 3. Subvention; S. [39]. — 4. Dankschreiben; S. [39].

Jahres-Versammlung am 14. März 1893. 1. Eröffnung: S. [39]. — 2. Jahresbericht; S. [39]. — 3. Rechnungsabschluss; S. [50]. — 4. Wahlen von Functionären und Ausschuss-Mitgliedern; S. [50]. — 5. Wahlen von Ehren- und correspondirenden Mitgliedern; S. [51]. — 6. Zuckerkandl, Malayenschädel; S. [51]. — 7. Knies, Forschungen und Funde in Mähren, 1892; S. [52]. — 8. Koudelka, Funde im Bezirke Wischau, 1892; S. [53]. — 9. Trapp, Prähistorische Funde in Mähren, 1892; S. [54]. — 10. Glocker, Funde in Franzensbad; S. [54]. — 11. Richly, Funde in der Umgebung von Bechyn; S. [55]. — 12. Jelinek, Prähistorische Forschungen und Funde in Böhmen, 1892; S. [56]. — 13. Scherntbanner, Prähistorische Ausgrabungen in Tirol; S. [59]. — 14. Schulenburg, Götternamen in Norddeutschland; S. [62]. — 15. Matiegka, Der Schädel des Samojeden Wasko; S. [62].

Verzeichniss des Vorstandes und der Mitglieder; S. [64].

Ausserordentliche Versammlungen am 17. und 24. März 1893. Hoernes, Geschichte und Kritik des Systems der drei prähistorischen Culturperioden; S. [71].

Ausschuss-Sitzung am 11. April 1893. 1. Neue Mitglieder; S. [78]. — 2. Publication Kaindl's über die Huzulen; S. [78].

Monats-Versammlung am 11. April 1893. 1. Meringer, Zur Geschichte des oberdeutschen Hauses; S. [78] — 2. Houdek, Der hannakische Bauerngrund; S. [79]. — 3. Geschenke für die Bibliothek; S. [81].

Ausschuss-Sitzung am 7. März 1893.

Vorsitzender: Herr k. und k. Oberstabsarzt Dr. A. Weisbach.

1. Als neue wirkliche Mitglieder werden aufgenommen die Herren:

Arthur Gundaccar Freiherr v. Suttner in Harmannsdorf bei Eggenburg, Niederösterreich;

Josef Leidinger, Rechnungsrath in Sr. Majestät Obersthofmeisteramt in Wien und

Clemens J. Hladisch, Baumeister in Mährisch-Ostrau.

2. Der Rechnungsführer Herr Dr. Otto Müller legt den Rechnungsabschluss für das Jahr 1892 vor. Derselbe wird in der Jahres-Versammlung zum Vortrage kommen.

3. Der Minister für Cultus und Unterricht hat der Gesellschaft als Beitrag zur Herausgabe ihrer Publicationen die Summe von fl. 400 für das Jahr 1893 bewilligt.

4. Zur Vorlage gelangt ein Dankschreiben des Obersthofmeisteramtes für die Ueberlassung der bei den durch die Gesellschaft im Jahre 1892 veranstalteten Ausgrabungen erzielten Funde sowie der Clichés.

Jahres-Versammlung am 14. März 1893.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Der Vorsitzende begrüsst die zur XXIII. Jahres-Versammlung der Anthropologischen Gesellschaft erschienenen Mitglieder und constatirt die Beschlussfähigkeit derselben.

2. Der Vorsitzende ertheilt dem Secretär Franz Heger das Wort. Derselbe verliest den vom Präsidenten der Gesellschaft, Freiherr v. Andrian-Werburg, verfassten

Jahresbericht für 1892.

Hochgeehrte Herren!

Der Rückblick auf das abgelaufene Jahr bietet im Allgemeinen kein unerfreuliches Bild. Die Einbusse an Mitgliedern, welche die früheren Jahre aufweisen, sind vollständig hereingebracht. Mit Schluss 1892 betrug unser Mitgliederstand 327; er ist seitdem auf 356 gewachsen, worunter 44 unterstützende Mitglieder; dies ist der höchste Bestand seit der Gründung unserer Gesellschaft.

Allerdings haben wir auch empfindliche Verluste zu verzeichnen. Wir beklagen das Ableben unseres berühmten Mitgliedes, des Hofrathes Dr. Ernst Ritter v. Brücke. Am 31. Mai 1892 ist Hofrath Dr. Theodor Meynert verschieden, nach Wernike der grösste Kenner des Baues des Menschengehirnes, der je gelebt. Seinen Forschungen verdankt die Psychiatrie eine feste wissenschaftliche Methode; die weittragende Bedeutung dieses durch Tiefe und Schärfe des Denkens wie durch Wärme des Gemüths ausgezeichneten Mannes liegt aber in dessen ganz eigenartiger Verwerthung der Anatomie und Physiologie des Gehirnes zur Erklärung der verschiedenen Formen des Vorstellungslebens, wodurch dem grossen Probleme einer inductiven Philosophie Bahn gebrochen wurde. Wie Rokitansky betrachtete auch Meynert den Idealismus Kant's „als die wahre Consequenz naturwissenschaftlichen Denkens". Seine im vorigen Jahre erschienenen „populär-wissenschaftlichen" Vorträge erstrecken sich „auf die wechselseitigen Leistungen der Gehirne in der Societät, auf die Gesittung und streben auch hier Naturerkenntniss an". Welchen Fortschritt bedeutet dessen Lehre vom „secundären Ich" gegenüber dem abstracten „Ich" der deutschen Philosophie. Eine entschiedene Abneigung beseelte ihn gegen alle Versuche, menschliche Gedanken, Motive, Handlungen in cul-

turellem Sinne oder in Abweisung davon, im sogenannten Verbrecherthum „aus der übertragenen Wirkung todter Gehirne“ abzuleiten. Die ganze Tragweite der Lehre MEYNERT's wird aber erst dann hervortreten, wenn es sich darum handeln wird, das allseitig zusammenströmende Material über das primitive Geistesleben für eine Geschichte menschlicher Geistesentwicklung zu verwerthen.

MEYNERT's Interesse für unsere Gesellschaft hat sich seit deren Gründung bewährt. Er hat viele Jahre unserem Ausschusse angehört und sich bei einigen unserer Specialcommissionen betheiligt. Die letzte derselben betraf die Untersuchung der Reste von Beethoven, Haydn und Schubert gelegentlich ihrer Exhumirung. Von dessen bei uns gehaltenen Vorträgen und in den Mittheilungen publicirten Aufsätzen seien erwähnt:

Ueber Unterschiede im Gehirnbau des Menschen und der Säugethiere. (Mit 8 Abbildungen im Texte.) I, 79. — Ueber die Methode der Gehirnwägungen. (Mit 2 Abbildungen im Texte.) I, 119. — Ueber thatsächliche Phrenologie. XI, 59. — Ueber die physiologische Genesis der Gefühle. XI, 211; XII, 175. — Ueber die frontale Gehirn- und Schädelentwicklung. XVI, [49]. — Nachruf auf Dr. KARL LANGER v. EDENBERG. XVII, [72]. — Ueber die Diagnose vorzeitig synostotischer Schädel an Lebenden. XVIII, [67]. — Bericht über die an den Gebeinen LUDWIG VAN BEETHOVEN's gelegentlich der Uebertragung derselben aus dem Währinger Ortsfriedhofe auf den Central-Friedhof der Stadt Wien am 21. Juni 1888 vorgenommenen Untersuchung. XVIII, [73]. — Bericht über die Exhumirung von NESTROY und GLUCK. XX, [81]. (Die beiden letzteren zusammen mit Dr. C. TOLDT und Dr. A. WEISBACH.) — Wahre und falsche Grenzen der Anthropologie (Genie, Wahnsinn, Verbrechen. XXII, [37] — „Genie und Verbrecher“ von LOMBROSO. XXIII, [1].

Noch im Jahre 1891 liess er sich auf meine Bitte zu einem Vortrage über LOMBROSO's „Genie und Verbrecher“ herbei, welcher nun wider Erwarten zu einem Vermächtniss an uns geworden ist [1]). Wir werden unseren hochsinnigen Freund niemals vergessen.

Unmittelbar vor Schluss dieses Berichtes ereilt uns die Nachricht von dem Ableben unseres Ehrenmitgliedes, des Herrn Geheimen Medicinalrathes Professor Dr. HERMANN SCHAAFFHAUSEN, welcher am 26. Januar 1893 zu Bonn verschieden ist. Er war seit dem Jahre 1888 ordentlicher Professor der Anthropologie an der Universität zu Bonn. Von seinen zahlreichen Publicationen hebe ich folgende hervor: Ueber die anthropologischen Fragen der Gegenwart (Arch. für Anthr. 1867); über das Zweckmässige in der Natur (ibid. 1868); die Lehre Darwin's und die Anthropologie (ibid. 1868); über die Methode der vorgeschichtlichen Forschung (ibid. 1872); CH. DARWIN, Ein Nachruf (ibid. 1883); die Physiognomik (ibid. 1888). Ferner im Jahrbuche des Vereines von Alterthumsfreunden im Rheinlande: Ueber den römischen Isisdienst am Rhein (1883); den Onyx von St. Castor in Coblenz (1885); eine in Cöln gefundene römische Terracottabüste (1888); Regenbogenschüsseln am Rhein (1888); die vorgeschichtliche Ansiedlung in Andernach; zwei römische Bronzefunde aus Cöln (1890); eine römische Aedicula von Carden an der Mosel (1890). In der Zeitschrift des naturhistorischen Vereines der preussischen Rheinlande (1883): Ueber den menschlichen Kiefer aus der Schipkahöhle bei Stramberg. In den Publicationen der Niederrheinischen Gesellschaft für Natur und Heilkunde zu Bonn: Neuere Funde roher Schädel, die mit dem aus dem Neanderthale verglichen werden können (1846); über die in Cöln ausgestellten sogenannten Azteken (1891). In unseren eigenen Mittheilungen hat Herr SCHAAFFHAUSEN veröffentlicht: Zur Keltenfrage (XII, 23); zur Geschichte des Haushundes (XII, 31); über den Kiefer aus der Schipkahöhle (XII, 39, 42, 66, 68); über die Mammuthzeit (XII, 61). Besonders erwähne ich noch folgende selbstständige Publicationen: Die anthropologische Sammlung des Museums der Universität Bonn 1880; anthropologische Studien 1885; der Neanderthaler Fund (der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu ihrer 19. allgemeinen Versammlung in Bonn gewidmet, 1888).

Mit dem Tode SCHAAFFHAUSEN's hat ein langes und erfolgreiches Forscherleben sein Ende erreicht. Wenn auch die aus seinen Beobachtungen abgeleiteten Schlüsse ihn in vielfache Controversen zu anderen Meistern der deutschen Anthropologie brachten und der Gegensatz seiner Anschauungen über die Formenentwicklung des prähistorischen Schädels zu der exacteren Auffassung VIRCHOW's und dessen Schule unausgleichbar war, so hat doch Niemand den Werth und die Gewissenhaftigkeit seiner thatsächlichen Forschungen bestritten. Der Ruhm, einer der Begründer der anthropologischen Forschung Deutschlands gewesen zu sein, bleibt ihm gesichert. Seiner edlen und liebenswürdigen Persönlichkeit, welche der Anthropologie bis in die höchsten Kreise Anerkennung verschaffte, wird ein treues Andenken bewahrt bleiben.

Wir haben ferner durch den Tod verloren die wirklichen Mitglieder: Dr. KARL ABERLE, unser langjähriges Ausschussmitglied, Dr. JOSEF MUHR, ALOIS DAVID, EMIL SOEDING. Wir widmen ihnen ein treues Andenken.

Auch im verflossenen Jahre hat unsere Gesellschaft der namhaften Unterstützungen Sr. Majestät des Kaisers für praktische Untersuchungen und deren Veröffentlichung sich zu erfreuen gehabt. Wir sprechen dafür unseren ehrerbietigsten Dank aus. Das k. k. Unterrichtsministerium hat uns nicht blos den für 1891 ausgefallenen Beitrag nachträglich, sondern auch für 1892 den bisher gewährten Beitrag bewilligt, wofür wir zum wärmsten Danke verpflichtet sind.

Von unseren eigenen Ausgrabungen an prähistorischen Fundstätten haben wir in diesem Jahre nur wenig zu berichten. In unerwartet kurzer Zeit gelang es, einen Abschluss der vor zwei Jahren begonnenen Arbeiten auf dem Castellier von Villanova bei Verteneglio in Istrien zu erzielen. Herr Dr. M. HOERNES begab sich über Triest, wo ihm der stets wachsende Reichthum der für das grosse Publicum noch nicht zugänglichen prähistorischen Samm-

[1]) Ein Abdruck dieses Vortrages findet sich in diesen Mittheilungen, Sitzungsbericht I, 1893.

lung, namentlich die Fülle der Funde von Sta. Lucia und Caporetto, unter Director Marchesetti's Führung gerechtes Staunen abnöthigte, nach Parenzo. Hier boten ihm die jüngsten Erwerbungen des Museums der Gesellschaft für Archäologie und Geschichte Istriens, besonders die neuen Funde aus den von Amoroso beschriebenen Pizzughi-Nekropolen — unter welchen jetzt auch typische La Tène-Eisensachen als Beigaben und steinerne Situlen als Aschengefässe erscheinen — abermals Gelegenheit, den hohen Werth dieses Institutes zu schätzen. Nach einem Besuche des Castelliers von Sant' Angelo, der eine gute Orientirung über die Lage und den Charakter zahlreicher ähnlicher bei Parenzo gelegener prähistorischer Wohnstätten gewährt, wurde in Gemeinschaft mit Herrn Bezirksarzt Dr. Bernhard Schiavuzzi, dem Vicepräsidenten der oben genannten Gesellschaft, eine Versuchsgrabung auf dem Castellier von San Martino di Torre vorgenommen. Derselbe liegt dem Castellier von Villanova schräg gegenüber, unfern des anderen, linken Ufers der Quietomündung. Die Art der Ansiedlung, wie auch der Funde, erwies sich sehr ähnlich denen von Villanova; neu war nur das Vorkommen rothfiguriger griechischer Vasenfragmente in einer sonst rein prähistorischen Culturschichte.

Auf dem Castellier von Villanova zeigte sich anfangs eine sehr verheissungsvolle Kette von allerdings ärmlichen Brandgräbern, welche aber plötzlich abriss und trotz aller Anstrengungen nicht wieder gefunden werden konnte. Die Schürfe erstreckten sich über den ganzen mit Wohnstättenresten besäeten, ausgedehnten Hügel, führten jedoch bald nur zur Wiederholung sattsam bekannter Daten, namentlich zur Constatirung von Gebäudetrümmern aus römischer Zeit. In der durch diese Sachlage gebotenen Aufgabe des Platzes war unserem Mandatar Herr Director Marchesetti aus Triest, der einen halben Tag mit dem letzteren gemeinschaftlich gegraben hatte, vorangegangen. Die Lichtseite dieses geringen Ergebnisses darf wohl darin erblickt werden, dass es nunmehr möglich ist, an die Bearbeitung und Publication der von unserer Gesellschaft gesammelten Castellieri-Funde aus Istrien zu schreiten. Herr Dr. Hoernes fühlt sich für die Förderung unserer diesjährigen Untersuchungen den Herren Dr. Andreas Amoroso und Dr. Bernhard Schiavuzzi in Parenzo, Prof. Matteo Covrich in Verteneglio, Don Giuseppe Corazza, Pfarrer in Torre, und Don Eugenio Strekel, Pfarrer in Villanova, zu bestem Danke verpflichtet.

Die prähistorische Commission der kais. Akademie der Wissenschaften concentrirte die ihr für 1892 zur Verfügung stehenden Mittel auf die Untersuchung von Hügelgräbern der Hallstatt-Periode in Untersteiermark. Daneben wurde nur in geringerem Umfange die Fortsetzung der Ausgrabungen in der Výpustek-Höhle bei Adamsthal in Mähren betrieben. Letztere leitete und inspicirte Herr Custos Szombathy, während die ersteren Arbeiten in den Händen des Herrn Prof. Dr. Rudolf Hoernes aus Graz lagen. In Untersteiermark wurden zwei Localitäten durchforscht: Blanca bei Lichtenwald und der Loibenberg bei Videm. In Blanca wurde ein Dutzend Tumuli geöffnet und das Grabungsrecht für weitere erworben. Die Grabhügel enthielten Skelette mit ziemlich reichen keramischen und einigen anderen Beigaben, namentlich Fussurnen mit Buckeln und anderen Ansätzen, kleine, tiefe Schalen, Bronze-Armringe, Glas- und Bernsteinperlen, Thonwirtel — das Meiste von typischer Ausprägung, wie es für den Südosten des österreichischen Fundgebietes charakteristisch ist. Auf dem Loibenberge bei Videm wurden fünf Tumuli erschlossen; den Inhalt bildeten Skelet- und Brandgräber mit reichlicher, vorwiegend keramischer Ausstattung. Wir heben eine Doppelschale mit bügelförmigem Henkel, eine cylindrische Schale mit Mäanderverzierung, schwarze, bombenförmige Urnen mit metallnachahmenden Verzierungen (Buckel, Thierköpfe u. dgl.) sowie Schüsseln à godrons, d. h. mit hohlen, Treibarbeit imitirenden Buckelreihen, hervor. Ausserdem fanden sich mehrere schöne Fussringe, Bernsteinperlen, Emailglasperlen, verzierte Wirtel, Webstuhlgewichte u. dgl.; dabei wenig Waffen (nur vier eiserne Lanzenspitzen) und ein grosses, bronzenes Beschläge von einer Rüstung oder einem Behälter. Diese Funde reihen sich den älteren, in Videm gewonnenen Serien an und erweitern das Bild jener formenreichen jüngsten Entwicklung der ersten Eisenzeit, welche sich im Süden unserer Monarchie so merklich von der in den oberen Donauländern erfolgten Ausprägung dieser Periode unterscheidet.

Herr Szombathy untersuchte noch im Spätherbste ein kleines Flachgräberfeld aus der frühen Bronzezeit bei Nikolsburg in Mähren. Die mit sehr charakteristischen, wenn auch bescheidenen Beigaben ausgestatteten Gräber enthielten die ziemlich gut erhaltenen Skelette in geknickter Lage (liegende Hocker).

In Niederösterreich wurde durch Herrn Szombathy ein Tumulus bei Langenlebarn, welcher eine ausgezeichnete Ausbeute an keramischen Resten aus der Hallstatt-Periode lieferte, untersucht.

Im Laufe des verflossenen Jahres wurden im Occupationsgebiete die Ausgrabungen in ausgedehntestem Massstabe durchgeführt, wodurch das Landesmuseum in Sarajevo bedeutend an Umfang gewonnen hat.

Vor Allem ist die Fortsetzung der Ausgrabungen am Glasinac durch Custosadjunct Fr. Fiala zu erwähnen. Während einer Arbeitsperiode von $3^1/_2$ Monaten wurden 223 Tumuli ausgegraben, welche eine Ausbeute von 1250 Objecten ergaben. Das untersuchte Nekropolengebiet umfasst die Ortschaften Ćitluci, Vitanj, Pariževići, Borovsko, Čavarine, Bandin odžak, Mladj, Podpećine und Rusanovići. In den Wallburgen von Vitanj und Hreljingrad wurden Versuchsgrabungen vorgenommen.

Bei Pritoka im Bezirke Bihać wurde das dort vor einigen Jahren entdeckte Urnenfeld durch Herrn P. Mirković ausgegraben und lieferte dem Landesmuseum eine ausserordentlich grosse Anzahl (über 1000 Stück) von hervorragenden Bernstein-, Silber-, Bronze- und Eisenobjecten und nahezu 200 Urnen. Das Urnenfeld, dessen Funde demselben Culturgebiete

angehören wie die von St. Michael und viele Anklänge an die von Prozor in Croatien haben, ist bisher das einzige grössere Gräberfeld der späteren La Tène-Stufe in Bosnien. Durch beigemischte Objecte italischer Provenienz erhält die Fundserie eine eigenthümliche Localfärbung.

Bei Varvara (bei Prozor) wurde von Custos Dr. Truhelka die Umgebung eines kolossalen Steintumulus durchforscht. In einem kleinen, daneben befindlichen Tumulus wurden 6 Stück Bronzen, die ihrer Form nach in Bosnien isolirt dastehen, gefunden. Der Name (Varvara = Avarenstadt) und die fremdländische Form lassen die Localität als höchst interessant erscheinen und wird die Untersuchung des erwähnten Kolossaltumulus im kommenden Jahre in Angriff genommen.

Bei Gradac (bei Neum in der Herzegowina) wurden von Dr. Truhelka Stichproben in Kolossaltumuli vorgenommen und megalithische Steincisten mit Skeletten ohne jede Beigabe gefunden.

Im Prädium Korča der Bjelašnica-planina wurde eine reiche Knochenhöhle entdeckt und dieser nebst grossen Mengen von Knochen bisher drei erhaltene Schädel von Höhlenbären entnommen.

Von den im Laufe des Jahres untersuchten römischen Ruinenfeldern ist das bereits im vorjährigen Berichte besprochene bei Zenica der COL · BIS . . (ausgegraben von Custos Dr. Truhelka) zu erwähnen. Der römische Basilikenbau wurde sehr früh zu einer Kirche umgestaltet und so fanden sich hier neben charakteristisch römischen Funden auch frühromanische Baufragmente vor, die grosse Verwandtschaft mit denen von Knin in Dalmatien besitzen.

In Stolac wurde durch Custos Dr. Truhelka die Ausgrabung eines grossen römischen Ruinenfeldes in Angriff genommen. Es wurden bisher 7 Bauobjecte, und zwar 1 Mausoleum, 2 Thermen, 1 reich mit Mosaikfliesen ausgestattetes Haus, 2 kleinere Wohnhäuser und 1 Felsenburg blossgelegt. Die Ausbeute an Glas-, Silber- und Bronzeobjecten war sehr reich; das hervorragendste Stück war eine Smaragdgemme mit Apollo.

In Gradina bei Srebrnica (Ausgrabungsleiter Bergcommissär Voričček) wurde die Ausgrabung einer Therme fortgesetzt, ergab aber eine geringe Ausbeute.

In Gradac bei Posušje wurden durch Custosadjunct Fiala die Reste eines mit reichen architektonischen Sculpturen aus carrarischem Marmor ausgestatteten Monumentalbaues nachgewiesen.

Schliesslich wurden in der Burg von Jajce vom Custos Dr. Truhelka die Katakomben und mittelalterlichen Baureste untersucht.

Das Museum Francisco-Carolinum in Linz hat im abgelaufenen Sommer die seit einer Reihe von Jahren planmässig und mit günstigem Erfolge betriebenen Forschungen auf dem an Ueberresten aus vorgeschichtlicher Zeit reichen Landstriche, welcher westlich von der Salzach und dem Inn, östlich vom Kobernauserwalde begrenzt ist, unter der Leitung seines Verwaltungsraths-Mitgliedes, des Herrn k. k. Conservators Josef Strabberger wieder aufgenommen.

Auf dem westlich des Mattigflusses in nächster Nähe von Uttendorf gelegenen, dermalen noch zum grössten Theile bewaldeten Hochplateau machen sich weit ausgedehnte, stellenweise besonders scharf hervortretende Hochäcker und Grabhügel bemerkbar. Diese letzteren sind sehr flach und erheben sich im Scheitelpunkte nur circa 0·80 m über den gewachsenen Boden. Der Umfang derselben schwankt zwischen 45 und 48 Schritten.

Vier dieser Hügel wurden eröffnet und in jedem derselben ausserhalb des Mittelpunktes eine grosse, henkellose Thonurne und in dieser je eine gehenkelte kleine Schale vorgefunden. An abgesonderter Stelle und auch ausserhalb des Mittels stand je eine etwas grössere, fast kugelförmige Henkelschale; in einem einzigen Hügel fanden sich ausserdem noch zwei Eisenspeere. Auffällig war der gänzliche Mangel an Kohle in jedem der aufgegrabenen vier Hügel.

Dieser Umstand fand aber seine Erklärung durch die Aufdeckung eines Hügels von grosser Oberfläche und den hiebei gemachten Wahrnehmungen. Dieser letztere hatte einen Durchmesser von 22 m und erhob sich im Mittel zu nahezu 2 m. Er wurde in horizontalen Schichten abgetragen, wobei in jeder Schichte mehrere durch eine Menge von Kohlenresten auffällige Brandplätze zu Tage traten. Im abgehobenen Erdreich fanden sich kleine Bruchstücke von Thongefässen verschiedenster Form und Grösse, dann mancherlei Eisenfragmente, ferner ein höchst zierlicher, vollkommen gut erhaltener goldener Ohrring und ein stark benützter Mahlstein. Die zerstreute Lage der verschiedenen Fundstücke würde vermuthen lassen, dass der Hügel sich nicht mehr in seinem ursprünglichen Zustande befand; dagegen spricht jedoch der Umstand, dass die einzelnen Brandplätze vollkommen intact waren.

Es dürfte daher nicht zu zweifeln sein, dass auf diesem Hügel alle Diejenigen verbrannt wurden, deren Asche in den in der Nähe befindlichen kleineren Hügeln beigesetzt war, bei welchen weder Kohlenreste noch sonstige Brandspuren sich zeigten.

Wir können die erfreuliche Thatsache constatiren, dass die prähistorische Forschung in **Böhmen** mit grösstem Eifer betrieben wird. Vor Allem sei der Arbeiten des Herrn Conservators Břetislav Jelinek gedacht. Dieselben betrafen vorgeschichtliche Wohnplätze, welche sich zwischen Lidic und Hřebeč (Bezirk Smichow) längs des linken Ufers des Hřebečbaches in einer Länge von nahezu $^3/_4$ Wegstunden hinziehen. Sie reichen von der neolithischen Zeit bis in die La Tène-Periode. Ferner untersuchte derselbe eine Gräberstätte in der Prager Vorstadt von Königgrätz, welche er der Burgwall-Periode zutheilt, ebenso ein Gräberfeld in Hohenbruck (Bezirk Königgrätz), einige Fundstätten bei Smolnic (Bezirk Laun), bei Veltěž und Stradonitz (Bezirk Laun). Sie finden die Details über diese grösstentheils sehr erfolgreichen Grabungen in diesem Sitzungsberichte.

Herr Conservator Heinrich Richlý in Neuhaus hat im verflossenen Jahre die Erforschung der nächsten Umgebung der Stadt Bechyn (Tabor, SW.) durchgeführt,

deren Resultate ebenfalls in diesem Sitzungsberichte niedergelegt sind.

Herr Conservator Prof. Rudolf Müller berichtet uns über ein in der Gegend von Reichenberg gefundenes Eisenschwert, ein deutsches Reiterschwert, und übersendet eine Abbildung eines Reliefs, welches unter den Trümmern der durch Brand zerstörten, aus dem XII. Jahrhunderte stammenden Rundcapelle in dem Burgstädtchen Lewin gefunden wurde.

Das städtische Museum in Budweis hat mit der Durchforschung der in der Umgebung von Budweis befindlichen Hügelgräber Herrn k. u. k. Hauptmann Adolf Lindner betraut. Die Ausgrabung eines solchen, beim Dorfe Daubrowitz liegenden Grabes lieferte nur Asche, Leichenbrand und einige Kohlstücke.

In **Mähren** entfaltet der böhmische Museal-verein zu Brünn eine bedeutende Thätigkeit. Nachahmungswerth ist dessen Veranstaltung von Wanderversammlungen mit Vorträgen und Localausstellungen. Nach den Mittheilungen des Herrn Popelka unternahm Herr Prof. Hladik im verflossenen Jahre eine genaue Besichtigung der prähistorischen Station bei Podivin. Die von ihm daselbst angestellten Ausgrabungen ergaben sehr gute Resultate. Die erbeuteten Gegenstände wurden den Vereinssammlungen, welche sich jetzt im Königskloster in Altbrünn befinden, einverleibt. Derselbe hat auch die sehr interessante Station bei Troubsko untersucht und zahlreiche Gegenstände aus der Bronzezeit entdeckt.

Die prähistorische Station Novislav wurde von den Herren Dr. Dvorský (Präsident des Vereines) und Director Fr. Slovák (Cassier) untersucht und gefunden, dass die dortige Fundstelle bereits erschöpft ist. Die hier im Laufe der Zeit gefundenen prähistorischen Gegenstände (aus der Bronzezeit) wurden zerstreut; die Besitzer derselben jedoch sind unbekannt.

In Obřan bei Brünn wurden die systematischen Ausgrabungen unter der Leitung des Ausschussmitgliedes Herrn Joh. Fila eifrigst fortgesetzt und eine ganze Reihe von Gräbern sowie einige prähistorische „Hütten" geöffnet. In einem dieser Gräber wurden auch Eisenwerkzeuge vorgefunden.

Kleinere Resultate erzielte man in Židenic, da es hier an der zu Ausgrabungen nöthigen Zeit mangelte. Durch Zufall wurde hier eine Gräberstätte aus der Hallstätter Periode entdeckt. Zahlreiche archäologische Gegenstände wurden dem Vereine von Einzelnen geschenkt (darunter manche Prachtexemplare), wie aus Brünn, aus Kralic bei Brünn, aus Náměšt bei Třebíc, aus Mohelno, Senohrad, Prštic, Troubsko etc.

Der uns zugekommene Bericht des Herrn Conservators und Custos Dr. Moritz Trapp über die Thätigkeit des Franzensmuseums in Brünn betrifft eine — leider erfolglose — Grabung zu Nusslau bei Gross-Seelowitz, wo früher in einer Tiefe von $^3/_4$ m Menschengebeine, Thierknochen, Urnen u. s. w. gefunden wurden; ferner über die Acquisition von kelchförmigen Drehscheibengefässen, welche bei einer Grundaushebung in der Johannesgasse in Brünn vorgekommen sind. Die näheren Details seiner Forschungen sind ebenfalls in diesem Sitzungsberichte niedergelegt.

Der Bericht des Herrn Jaroslav Palliardi in Znaim lautet, wie folgt:

„An neu entdeckten Funden habe ich zu verzeichnen:

1. Einen Urnenfriedhof bei Oblas. Von den hierselbst gemachten Funden ist bemerkenswerth: Eine Buckelurne, C-förmige massive Bronzeringe mit ovalem und dreieckigem Körper, von denen einer von der letzterwähnten Form charakteristische, eingravirte Verzierungen zeigt, und eine am plattgehämmerten Ende einfach eingerollte Bronzenadel mit vierkantigem Körper.

2. Skeletgräber mit liegenden Hockern, welche im Riede „na Stínadlech" bei Ober-Dannowitz entdeckt wurden. Bei den bestatteten Skeletten waren kleine Gefässe aufgestellt und einige Schädelbruchstücke zeigen grüne Farbe, welche von ursprünglich beigegebenen Bronzeringen herrührt.

3. Bei Durchlass constatirte ich dicht am nördlichen Ende des Dorfes aschige Schichten mit Scherben vom älteren Burgwalltypus und unweit davon nordwestlich vom Orte im Riede „u vinohrádku" zahlreiche grosse Brandgruben mit Knochenresten von Hausthieren, vielen Topfscherben von Freihandgefässen, von denen einige mit Graphit angestrichen sind, und einer spitz zugeschnittenen Hirschhornzinke.

Von den bereits seit den früheren Jahren bekannten Fundorten lieferten die in der Urbauer Ziegelei befindlichen Gräber mit liegenden Hockern nebst einigen kleineren Freihandgefässen eine dreieckige Dolchklinge aus Bronze mit drei Nieten, dann zwei kleinere, aus Bronzestreifen spiralartig gewundene Ringe.

In der Ziegelei bei Hödnitz wurden in diesem Jahre zwar keine neuen Brandgruben erschlossen, doch fand ich Gelegenheit, hierselbst eine muldenartige Vertiefung der die Lösswände bedeckenden Humusschichte zu untersuchen, welche ein eisernes Messer, dann Scherben vom älteren Burgwalltypus enthielt.

In der zwischen Testitz und Panditz gelegenen Ziegelei constatirte ich eine bienenkorbförmige Wohngrube mit interessanten Scherben von Freihandgefässen, von denen einige halbkugelige Ansätze zeigen und mit einer durchbohrten Steinaxt, deren kurze Schneide aussergewöhnlich scharf ist.

Am Hradisko bei Křepic habe ich in diesem Jahre zwar keine zielbewussten Ausgrabungen angestellt, erhielt jedoch von diesem Fundorte einige bei Feldarbeiten gefundene Artefacte, von denen ich als besonders erwähnenswerth hervorhebe: Einige interessante Bronzenadeln; eine bei Ausrodung des anstossenden Waldes gefundene, kleine, dreieckige Klinge aus Bronze mit drei Nietlöchern und das zweite am Hradisko selbst gefundene bearbeitete Exemplar einer Cyprea moneta.

Von den von verschiedenen Orten der Umgebung von Znaim mir zugekommenen Einzelnfunden führe ich an: eine am Pöltenberg (Hradiště nad Znojmem) ausgegrabene durchbohrte Steinaxt; ein gleiches Steinwerkzeug, gefunden beim sogenannten Judensteine (Židův kámen) im Walde bei Střelic; polirte, undurch-

bohrte Steinäxte, gefunden im Hájek bei Klein-Němčic; ein schönes Bronzemesser mit gerader Schneide, bogenförmigem Rücken und kurzem Dorn, in welchem eine Oese angebracht ist, welches bereits vor mehreren Jahren bei Tajkowitz (Tavikovice) gefunden wurde; einen silbernen Denar der gens Postumia, welcher bei Borotic ausgeackert wurde, und einen silbernen Denar des römischen Kaisers Traianus, welcher beim Bearbeiten eines Feldes am sogenannten „Zendelbrunnen" bei Edlspitz gefunden wurde."

Ferner sei noch der Studien des Herrn J. Knies in Blansko gedacht, welcher gegenwärtig die Wege der römischen Kaufleute auf ihren Reisen von Carnuntum nach dem Baltischen Meere verfolgt, nachdem er schon früher den prähistorischen Burgwall bei Lösch, die Schoschuvkahöhle und eine altslawische Grabstätte bei Bořitov untersucht und beschrieben hatte. Derselbe stellt eine ausführliche Arbeit über die Anwesenheit der Römer in Süd-Mähren während der La Tène-Periode für das nächste Jahr in Aussicht. Der nähere Bericht über seine Forschungen findet sich in diesem Sitzungsberichte.

Die schöne Arbeit des Herrn Prof. Dr. A. Makowsky: Der diluviale Mensch im Löss von Brünn (Mitth. der Anthrop. Ges. XXII) liefert jedenfalls sehr werthvolles neues Material, welches die gerade für Mähren so oft aufgeworfene Frage der Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammut neuerdings anregt, ohne sie freilich in zwingender Weise zu lösen.

Herr Dr. Kulka sendet uns nachfolgende Mittheilung über die in Oesterreichisch-Schlesien erzielten Erfolge:

„Das Jahr 1892 brachte Oesterreichisch-Schlesien eine grössere Anzahl Funde, welche wiederum vorzüglich den Bemühungen des Herrn Ernst Walenta, k. k. Finanzwachrespicient in Kathrein bei Troppau, zu danken sind. Den hervorragendsten Platz nehmen zwei Skeletfunde mit Bronzebeigaben an einer Localität in Kathrein ein, welche bis nun nur durch neolithische Fundstücke charakterisirt war. Bei dem einen der Skelette fand sich an dem einen Arme ein einfacher, unverzierter Ring und eine Beinnadel. In einiger Entfernung von diesem Skelete wurden mehrere Spiralen von circa 4 mm Durchmesser und das Bruchstück von einem Löffelchen mit tordirtem Stiele und einer Verzierung an der Rückseite des Gefässes aufgelesen. Bei dem anderen Skelete fand sich eine Bronzelanzenspitze in der Nähe des Beckens und ein Steinhammer (circa 10 cm lang). Die Skelette scheinen nach den Berichten Walenta's Hocker gewesen zu sein. Spuren von Brandgräbern sollen gleichfalls constatirt worden sein. Nebstdem wurden an dieser Localität, wie früher schon, eine Anzahl von neolithischen Stücken (Steinhammer-Fragmente, Feuerstein-Instrumente etc.) sowie Gefässe und Gefässreste gesammelt.

An diese Funde schliesst sich an Bedeutung die Constatirung einer neuen Localität neolithischen Charakters zwischen Troppau und Gilschwitz an. Ausser einigen Gefässfragmenten, die in der Fractur mit Kathreiner Stücken übereinstimmen, fanden sich eine grössere Anzahl von Feuerstein-Werkzeugen.

Ich hatte Gelegenheit, im Sommer dieses Jahres von Herrn Vincenz Heršdek, Gutsassistent in Kreuzendorf, unter Anderem eine Anzahl von Grünstein-Werkzeugen zu erwerben, die einige Hundert Schritte vom Gutshofe in südöstlicher Richtung an einer neu constatirten Stelle gewonnen wurden. Diese sowie die von Herrn Walenta gesammelten Objecte sind bereits in den Besitz des k. k. Hofmuseums übergegangen.

Erwähnenswerth wären ausserdem eine circa 30 cm lange Bronzenadel von der Schellenburg, ein exquisiter Flachmeissel aus hellgelbem Hornstein vom Burgberg bei Jägerndorf (gefunden 1891), beide vorläufig in Verwahrung des fürstlich Liechtenstein'schen Forstamtes in Jägerndorf; endlich ein trogähnliches Gefäss aus Kreuzendorf (im Besitze des Grundbesitzers Janotta daselbst), ex 1892, das an den beiden Schmalseiten aus niederen Wülsten gebildete Verzierungen trägt. Der Gefässrand ist gezahnt und auf der Kante an den Schmalseiten ein hahnenkammartiger Steg angebracht. Länge circa 25 cm, Breite und Höhe je circa 5 cm."

Herr Dr. v. Marchesetti in Triest konnte, durch anderweitige Arbeiten in Anspruch genommen, in diesem Jahre keine grösseren Grabungen unternehmen. In der Nekropole von Caporetto wurden weitere 60 Gräber geöffnet, die ihm wieder eine reiche Serie Gegenstände aus Bronze und Eisen lieferten. Interessant erscheint das Vorkommen eines Flintmessers in einem Grabe zugleich mit einer Bronzenadel, da dies der einzige Fall unter mehr als 6600 in diesem und im Gräberfelde von Santa Lucia durchsuchten Gräbern ist.

Obwohl in Santa Lucia nur 30 neue Gräber durchforscht wurden, wurden doch einige Gegenstände erbeutet, die bei den früheren Grabungen vermisst wurden. Zu erwähnen ist hier nur eine schöne polychrome Glasperle in Form eines männlichen Kopfes mit krausem Barthaare, analog den assyrisch-babylonischen Darstellungen.

Die in San Pietro al Natisone, wo 16 Gräber untersucht wurden, gemachten Grabungen bewiesen die Identität dieser Nekropole mit den obengenannten des Isonzothales, da auch hier derselbe Ritus obwaltete und die Beigaben sehr viele Analogien mit ihnen zeigen. Selbst die grossen bereiften Urnen fehlen hier nicht.

In Istrien wurden einige kleinere Forschungen unternommen, so in Vermo, in Draguch, in den Castellieri von Santo Spirito, San Dionisio, Villanova, Leme, etc., wo ausser den Grabungen in den alten Wohnstätten auch einige Tumuli eröffnet wurden.

Ausserdem wurden etliche Höhlen untersucht, die Grotte von San Romualdo am Lemecanal, einige Grotten in der Umgebung von Permani bei Sapiane (wo Reste von Ursus spelaeus constatirt wurden), von Repentabor, Gabrovizza etc. Auch in San Canzian wurden die Arbeiten fortgesetzt und lieferten mehrere werthvolle Beiträge.

In **Kärnten** wurde nach den Mittheilungen des Herrn Baron Hauser das Gräberfeld der Hallstätter Periode beim Forst im Lavantthale gänzlich abgeräumt

und der Cultur zurückgegeben. Die Ausgrabungen des Museums Rudolphinum auf dem Gräberfelde zu Frögg bei Rosegg lieferten viele interessante Gegenstände aus Bronze, Eisen und Blei, auch Thongefässe. Von den bekannten Bleifiguren wurden allein gegen 70 Stück erbeutet.

Aus Krain ist uns kein Bericht zugekommen. Ich entnehme der von Prof. Müllner gegründeten Zeitschrift für krainische Landeskunde die Nachricht von der Auffindung von zwei kleinen Einbäumlern und einem grossen Frachtenschiffe im Laibacher Meere. Aus der Lage des letzteren unter der Torfschichte, welche die im I. Jahrhundert erbaute Römerstrasse von Emona nach Aquilina (Laibach) trägt, der Grösse und der technischen Construction des Schiffes, aus dem Vorhandensein schmiedeeiserner Nägel an demselben ergeben sich Dr. Müllner's sehr interessante Schlüsse über die Aufeinanderfolge der verschiedenen im Laibacher Moore vertretenen Culturepochen von der Pfahlbautenzeit bis zur Römerzeit. Vielversprechend ist auch die Einleitung zu Herrn Müllner's Arbeit über die „Gradišča" in Krain, in welcher alle Culturschichten dieses Landes repräsentirt sind. Weitere Mittheilungen über diesen Gegenstand enthält der angeschlossene Bericht des Herrn Dr. Much.

In Tirol hat sich der k. k. Forst-Inspectionscommissär Herr Alexander Scherenthanner um die Erforschung des prähistorischen Bergbaues auf der Kelchalpe in Kitzbühel bemüht. Sie finden die weiteren Ausführungen über diesen Gegenstand sowie über die früheren Arbeiten dieses um die Erforschung der prähistorischen Verhältnisse Tirols hochverdienten Mannes in diesem Sitzungsberichte.

Leider sind wir nicht in der Lage, Ihnen über die in Galizien durchgeführten Arbeiten Mittheilungen zu machen. Doch hoffen wir, dies in unseren Sitzungsberichten nachtragen zu können. Aus einem kurzen Berichte des Herrn Conservators Romstorfer ersehen wir, dass auch das Bukowinaer Landesmuseum bereits seine Thätigkeit eröffnet hat. Dieselbe erstreckt sich vorläufig auf Objecte der historischen Zeit. Hoffentlich wird es uns gelingen, in diesem Jahre die prähistorische Erforschung der Bukowina aus eigener Initiative in Angriff zu nehmen.

Allen Herren, welche mich durch ihre freundlichen Mittheilungen bei dem vorliegenden Berichte unterstützten, sei hiemit der verbindlichste Dank dargebracht.

Ich schliesse hieran die von Herrn Dr. Much verfasste Zusammenstellung der in den Jahrgängen 1891 und 1892 der Mittheilungen der k. k. Central-Commission erschienenen Publicationen auf prähistorischem Gebiete. Die Vergleichung derselben mit unseren eigenen Berichten liefert Ihnen ein ziemlich erschöpfendes Bild über dies Mass von grösstentheils freiwillig im Jahre 1892 mit dem Spaten und mit der Feder geleisteter Arbeit.

„In Niederösterreich sind es zunächst die eingehenden Untersuchungen, welche der Correspondent Ludwig Hans Fischer auf den Fundstätten bei Willendorf, Aggsbach und Vösendorf in der Wachau angestellt hat und welche die eingehendste Aufmerksamkeit verdienen. Es handelt sich hier nicht gerade um sehr zahlreiche, als vielmehr belehrende Funde und Fundverhältnisse der älteren Steinzeit, welche von dem Genannten mit scharfem Blicke erschlossen und in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission (Jahrg. 1892, S. 138) in klarer Weise dargestellt sind. Herr Correspondent Fischer fand auch Beläge einer Ansiedlung der jüngeren Steinzeit und Hinweise auf eine Grabstätte der liegenden Hocker bei Schönbichl a. d. Donau (Mitth. 1892, 127)[1]).

Von den Arbeiten des seither verstorbenen Correspondenten Spöttl kamen die Untersuchungen zur Veröffentlichung, welche er am grossen Tumulus von Unter-Nalb (Mitth. 1891, S. 250) und in Altenmarkt (Mitth. 1891, S. 251) angestellt hat. Der bezeichnete Tumulus ist wiederholt angegraben worden, doch hinderten jedesmal dessen ungewöhnliche Grösse und die dadurch bedingte Höhe der Kosten eine durchgreifende und abschliessende Untersuchung. So viel scheint sicher, dass seine Erbauung in eine Zeit falle, in der die Töpferscheibe und das Wellenornament schon zur vollen Aufnahme gelangt waren. In Altenmarkt sind es ebenfalls Gräber aus frühgeschichtlicher Zeit, welche von Herrn Spöttl erschlossen worden sind.

Ueber einen sehr beachtenswerthen Fund aus der Gegend von Marchegg berichtete Herr Correspondent Custos Szombathy. Es ist dies ein eigenthümlicher, aus einem vollständigen Gitterwerke bestehender, 10 cm im Durchmesser haltender Ring, bei welchem die einzelnen Stäbe des Gitterwerkes an ihren Berührungsstellen durch kleine Kugeln gewissermassen zusammengehalten werden. Das Fundstück entstammt augenscheinlich einem Grabe der La Tène-Zeit (Mitth. 1892, S. 67). Herr Correspondent Custos Szombathy machte auch eine kurze Mittheilung über den Fund prähistorischer, theils schwarz graphitirter, theils roth bemalter Gefässe aus einer Sandgrube unfern von Langenlebarn (Mitth. 1892, S. 121).

Vielverheissende Anfänge für die prähistorische Erforschung der Umgebung von Baden wurden durch Herrn Calliano gemacht. Hier sind es insbesondere die Höhlen, welche der Genannte zum Gegenstande seiner Untersuchung gemacht und, in denen er auch nicht unbedeutende Funde aus der jüngeren Steinzeit und den darauf folgenden Perioden erzielt hat, wenngleich dessen (in den Mitth. 1892, S. 92, veröffentlichten) Anschauungen einiger Richtigstellung bedürfen, da sich unter diesen Funden paläolithische Reste, wie Herr Calliano behauptet hat, sicher nicht vorfinden und die Bestimmung der Funde — Herr Calliano sieht 50 Pfeilspitzen, wo nur eine, 150 Messer, Schaber, Ahlen, wo nur einige wenige, im Uebrigen aber blosse Splitter vorhanden sind — in der Freude der Entdeckung etwas zu enthusiastisch gerathen ist.

Herr Correspondent Propst Kerschbaumer, dessen umsichtiges Wirken für Alterthümer aller Art längst

[1]) Unter „Mitth." sind in dem Berichte des Herrn Dr. Much immer jene der k. k. Central-Commission verstanden. Anm. d. Red.

bekannt ist, sammelte in Krems Gefässreste von der Form der Hadersdorfer Gefässe, die wahrscheinlich einem Grabe angehört haben (Mitth. 1892, S. 122, 189).

Correspondent Pfarrer KARNER, dessen glücklichem Einschreiten die Erhaltung der Reste der bekannten Situla von Kuffarn zu danken ist (Fundbericht in den Mitth. 1892, S. 181), verfolgte mit steter Aufmerksamkeit alle Erscheinungen in der Umgebung seines Wohnortes und war dadurch in der Lage, auch die in Mautern, einem altberühmten Fundorte, vorgenommenen Anlagen von Canälen zu überwachen und dadurch Funde von grosser Bedeutung zu machen. Diese stammen wohl zumeist aus der Zeit der Römerherrschaft, allein sie sind deshalb auch für die Forschungen auf unserem Gebiete von grossem Werthe, weil sie zum grossen Theile Zeugen für die früheste Verbreitung des Christenthums sind und also zweifellos auch mit der einheimischen Bevölkerung jener Zeit in engem Zusammenhange stehen.

Aus **Steiermark** wurde der k. k. Central-Commission nur eine Fundstelle zur Kenntniss gebracht, und zwar eine eigenthümliche, bis in die Römerzeit bewohnte Wallburg, welche sich bei dem Dorfe Vranje unfern von Lichtenwald befindet. Eine nähere Untersuchung hat nicht stattgefunden (Mitth. 1891, S. 197).

In **Kärnten** ist es vorzugsweise Conservator BARON HAUSER, in dessen Händen die urgeschichtliche Forschung liegt; er hat mit der gleichen Umsicht, wie seit Jahren auch im vergangenen, die Ausgrabungen auf dem so wichtigen Grabhügelfelde in Frögg fortgesetzt und darüber (Mitth. 1892, S. 40) Bericht erstattet. Wir dürfen hoffen, dass nur auch die Erfolg versprechenden Untersuchungen in der Umgebung von Villach wieder aufgenommen werden, wozu Correspondent Director PLIWA mit seinen Mittheilungen über einige Funde — wie es scheint, aus dem Ende der Römerzeit — den Anfang gemacht hat (Mitth. 1892, S. 244).

Es lässt sich im Voraus erwarten, dass auch **Krain** mit seinen unerschöpflichen Ansiedlungen und Gräberstätten mit reichen Beiträgen zur Erweiterung unserer prähistorischen Kenntnisse zu verzeichnen sein wird. So entnehmen wir in der That einem Berichte des Conservators Professor RUTAR in Laibach Mittheilungen über die Wallburg in Cesta (Mitth. 1891, S. 196) mit ihren bis in die Pfahlbautenzeit zurückreichenden Funden, über die Grabhügel von Malnice (Mitth. 1891, S. 197), über das der Hallstatt-Zeit angehörige Grabfeld und die Ansiedlung von Strahovlje (Mitth. 1891, S. 197), dessen um das Schloss Gallenegg sich gruppirende Umgebung reich an prähistorischer Verlassenschaft zu sein scheint, was der neu aufgefundene Begräbnissplatz von Šemník (Mitth. 1891, 239) zu bestätigen geeignet ist. Auf der Wallburg von Zagorje fand man prähistorische und römische Reste in grosser Zahl (Mitth. 1891, S. 197). Auch in dieser Gegend befinden sich zahlreiche prähistorische Ansiedlungen und Wallbauten, von denen die Wallburg von Unter-Zemon viele Gegenstände aus späteren Zeitabschnitten, darunter schöne Silberfibeln aus dem IV. Jahrhunderte, lieferte (Mitth. 1891, S. 197).

In dem Gräberfelde bei Rudolfswerth wurden Gräber aus der Hallstatt- und der La Tène-Periode und aus der Zeit der Römerherrschaft eröffnet. Zahlreiche Funde mannigfacher Art wurden gehoben, doch leider meist in einem Zustande schon sehr vorgeschrittener Zerstörung; besser erhalten und sehr beachtenswerth sind die vielen Thongefässe aus römischer Zeit (Mitth. 1891, S. 197). Auf der Höhe von Capitelski marof wurden Reste einer schon zum grössten Theile eingeackerten Umwallung gefunden, die den gesammelten Gegenständen gemäss schon eine vor dem Beginne der La Tène-Periode gegründete Ansiedlung umschlossen haben, welche aber auch noch während der Römerzeit bewohnt war (Mitth. 1891, S. 197).

Eine prähistorische Umwallung besteht auch bei der Kirche auf dem St. Magdalena-Berge nächst St. Marein unterhalb Laibach. Nach den Berichten des Correspondenten ČRNOLOGAR (Mitth. 1892, S. 127) und des Conservators RUTAR (Mitth. 1892, S. 238) ergab eine kurze Versuchsgrabung zahlreiche Scherben von Thongefässen, Webstuhlgewichte, Wandbewurf, Eisenschlacke u. a. m. Diese Wallburg gehört zu den grössten in Krain und verspricht noch viele Funde. Gleich in seiner Nähe befinden sich Grabhügel, von denen einzelne einen bedeutenden Umfang haben; auf einigen fand man Scherben römischer Gefässe. Zunächst oberhalb St. Marein befindet sich eine zweite kleinere Wallburg. Auch bei dem wegen seiner Funde schon bekannten Grosslup kennt man eine Menge derartiger Wallburgen, wie jene von Šenturje, Slokagora, Zelimlje u. a. m. (Mitth. 1892, S. 238).

Ferner berichtet Conservator RUTAR (Mitth. 1892, S. 186) über La Tène-Funde aus der Gegend von Polšnik-Billichberg bei Littai. Sie bildeten den Inhalt von vier Gräbern, die zufällig eröffnet wurden, und bestehen aus eisernen Waffen und Werkzeugen und einigem Schmuck.

Ueberaus reich an Funden ist auch die Umgebung des altberühmten Cistercienser-Stiftes Sittich, über die wir ebenfalls Herrn Conservator RUTAR einen eingehenden Bericht (Mitth. 1892, S. 202) verdanken. Auf der dem Berichte beigegebenen vortrefflichen Karte fällt zunächst wieder die grosse Wallburg auf, die im Süden und Osten von mehreren Gruppen grosser Grabhügel umgeben ist. Eine römische Strasse führte im Süden durch dieses Gebiet. Die hier gemachten Funde haben übrigens schon seit Jahrzehnten die Aufmerksamkeit erregt, doch wird es erst einer langen und mühsamen, jedenfalls aber auch lohnenden Arbeit bedürfen, um Alles aufzunehmen, was uns hier eine reiche Vergangenheit hinterlassen hat.

Auch die Wallburg und die Tumuli von Malnice bei Gurkfeld und bei dem römischen Neviodunum bieten verheissungsvolle Anhaltspunkte zu künftigen Grabungen und Forschungen. Conservator RUTAR berichtet hierüber in den Mittheilungen der Central-Commission (Mitth. 1892, S. 205, 238) mit dem Hinweise, dass schon der verdienstvolle DESCHMANN hier Probegrabungen vorge-

nommen habe. Einer der grösseren, jedoch nur zum kleinsten Theile angegangenen Grabhügel lieferte Reste der Hallstatt-Periode.

Küstenland. Sehr erfreuliche Ergebnisse erzielte die vom Correspondenten Director v. MARCHESETTI fortgeführte Untersuchung der Gräber von Sta. Lucia, die bis zu dem Augenblicke des Berichtes (Mitth. 1892, S. 60) schon 2922 eröffnete Gräber umfasste. Welch' prächtige Funde die diesmaligen Grabungen lieferten, zeigt ein Blick auf die dem Berichte beigegebene Tafel mit den reich behängten Bogenfibeln, den Bronze- und Thongefässen und dem La Tène-Schwerte, welch' letzteres jedoch nicht aus dem Gräberfelde selbst stammt.

Correspondent Prof. MOSER berichtete (Mitth. 1892, S. 64) über die Eröffnung von Gräbern in Kopole bei Planina oder Wippach und über Funde, welche bei der Grundaushebung für das Post- und Finanzgebäude in Triest an den Tag gekommen waren (Mitth. 1892, S. 190).

Tirol. Obwohl die k. k. Central-Commission seit Jahrzehnten vor Beginn jedes Bahnbaues mit allem Nachdrucke bestrebt ist, durch die vorgesetzten Behörden auf die bauleitenden und überwachenden Organe dahin einzuwirken, dass den Funden jeder Art die grösste Aufmerksamkeit geschenkt und die weitgehendste Ueberwachung der Arbeiter geübt werde, so waren diese Bemühungen doch nur von wenig befriedigenden, unmittelbaren Erfolgen begleitet, da von den Bauleitungen nur in den seltensten Fällen Anzeigen über vorgekommene Funde erstattet wurden. So geschah es auch bei dem Bau der Bahn von Arco nach Mori in Tirol, wo Conservator Dr. JENNY erst nachträglich den Fund einer römischen Amphora, eines geschweiften Bronzemessers vom Hadersdorfer Typus und einer La Tène-Lanzenspitze ermittelte (Mitth. 1891, S. 247).

Mit jugendlicher Begeisterung und Ausdauer führt der hochbetagte und um die prähistorische Forschung vielverdiente Conservator Dr. TAPPEINER seine Untersuchungen im mittleren Tirol fort. Hier ist es vor Allem der Küchelberg bei Meran, wo er seine mühevollen, aber auch lohnenden Grabungen anstellte und auch hier lehrt ein Blick auf die dem Berichte (Mitth. 1892, S. 47) angeschlossenen Tafeln, welch' schöne Funde er an den Tag brachte. Es sind dies vornehmlich reizende Gegenstände der Hallstatt-Periode, die nicht nur wegen ihrer Mannigfaltigkeit, sondern auch wegen der vielen Eigenthümlichkeiten gegenüber den anderweitigen Vorkommnissen dieser Zeit bemerkenswerth sind.

Zwei andere Stellen, welche von Cons. Dr. TAPPEINER untersucht wurden, befinden sich auf dem sogenannten Glurnser Köpfl unmittelbar bei der Stadt Glurns im Ober-Vintschgau (Mitth. 1892, S. 51) und auf dem Tartscher Bühel, eine Viertelstunde von Glurns entfernt. Die erstgenannte Stelle lieferte nur geringfügige Funde; auf dem Tartscher Bühel, auf dem eine alte Kirche steht, soll ein Nordamerikaner, Namens Frankfurther, fünf Eisenäxte erschürft haben, womit er seinerzeit viel Lärm machte, doch führte auch hier TAPPEINER's Nachgrabung nur das Ergebniss herbei, dass der Hügel einmal bewohnt gewesen sei.

Erfolgreicher waren TAPPEINER's Bemühungen auf dem Hippolithügel im Mittelgebirge bei Meran, denn hier fand er zahlreiche Reste der jüngeren Steinzeit, und zwar: Messer, Schaber, Pfriemen, eine schöne Lanzenspitze und eine Pfeilspitze nebst Steinkernen aus Feuerstein, ein Serpentinbeil, Knochen- und Horngeräthe und viele Topfscherben und Knochen der verzehrten Thiere. (Mitth. 1892, S. 52.)

In **Böhmen** ist es Conservator RICHLÝ, welcher mit gleichem Eifer und Erfolg für die Aufgaben der Central-Commission eintrat. Ihm verdanken wir die Nachricht (Mitth. 1892, S. 56) über die Aufdeckung zweier Holzsärge mit Skeletten auf dem Ringplatze zu Patzau, deren einzige Beigaben runde Thonscheiben waren, welche aus Scherben von Graphitgefässen hergestellt sind. Die Abgrabung einiger Hügelgräber nördlich von Budweis ergab nur geringe Funde (Mitth. 1892, S. 56). Weitere noch nicht veröffentlichte Mittheilungen sind über die Hügelgräber in der Umgebung von Bechyn eingelangt.

Interessante Goldfunde wurden zu Lžovic in Böhmen gemacht, die zumeist aus schnurförmig gedrehten und spiralig aufgewundenem Golddraht bestehen, unter welchem die kleinen lockenartigen Spiralröhren wegen ihres, wenn nicht einzigen, doch sehr seltenen Vorkommens bemerkenswerth sind (Mitth. 1892, S. 189).

Mit gleichem Eifer, wie schon seit Jahren, wurden vom Conservator ČERMÁK die Ausgrabungen auf dem Hrádek von Časlau weitergeführt (Mitth. 1892, S. 195). Wenngleich hiebei nicht wesentlich neue Aufschlüsse erzielt wurden, so wurde doch das wissenschaftliche Material, welches diese Fundstätte bisher geliefert hat, in erwünschter Weise bereichert und vervollständigt.

In **Mähren** ist zunächst der Fund eines nicht unbedeutenden Depôts zu Markendorf zu erwähnen. Es besteht ausschliesslich aus Schmuck, unter welchem die Bruchstücke eines Gürtels, 41 scheibenförmige hohle Zierbuckel aus Bronzeblech und eine schöne, aus kantigem Draht bestehende Doppelspirale, deren Bügel und beiderseitigen äussersten Umgänge gekerbt sind, besonders hervorgehoben zu werden verdienen. Correspondent Director MAŠKA, dem die Erhaltung des Fundes zu danken ist, erstattete darüber einen eingehenden Bericht (Mitth. 1891, S. 219).

Bei Jamnitz wurden künstliche Höhlen (Erdställe) aufgedeckt, in welchen eine Anzahl von Gefässen und Gefässscherben enthalten war. Leider haben sich die Hoffnungen, endlich einmal sichere Anhaltspunkte zur Bestimmung des Alters dieser räthselhaften Bauwerke zu gewinnen, nicht erfüllt, da diese Gefässe wahrscheinlich einer Zeit (XII. bis XV. Jahrhundert) angehören, über welche sie gewiss weit hinausreichen (Mitth. 1892, S. 56).

Ueber einen Fund von Bronzeringen in Hobitschau berichtet Herr FL. KOUDELKA (Mitth. 1892, S. 171). Es sind ähnliche torquesartige Ringe, wie sie in unseren Ländern und in letzterer Zeit in Mähren ins-

besondere öfters vorgekommen sind. Ueber die zufällige Eröffnung eines Grabes in Ober-Tieschitz, dessen Inhalt an das vaterländische Museum in Olmütz gelangt sein soll, machte Conservator TRAPP eine kurze Mittheilung (Mitth. 1892, S. 245). Zufolge einer weiteren Nachricht des eben Genannten fand man in einem Garten zu Altstadt bei Ungarisch-Hradisch zwischen gebranntem Lehmbewurf, Ziegelstücken (?) und graphitirten Scherben vier umgestürzte Gefässe, von denen eines ein Radkreuz und ein anderes Wellenlinien zeigte; eingestreut waren einige Thierknochen und verkohlte Mohnkörner (Mitth. 1891, S. 245). Endlich verdanken wir dem Correspondenten Director KRASSNIG die Nachricht über die Aufdeckung eines Grabes mit schwarzen, geglätteten Thongefässen und einigen Bronzegegenständen (Mitth. 1892, S. 247). Diese Funde wurden vom Correspondenten Custos SZOMBATHY weiter verfolgt, worüber er zweifellos noch Bericht erstatten wird."

In der physischen Anthropologie haben wir eine Arbeit unseres hochverehrten Vicepräsidenten, Herrn Oberstabsarztes Dr. WEISBACH, „Die Deutschen Niederösterreichs" zu verzeichnen. Es wurden 3059 Individuen in Bezug auf Farbe der Haare, Augen und Haut, Körperlänge, grösste Kopflänge und Kopfbreite untersucht, wobei die aus Niederösterreich sich recrutirenden Truppenkörper das Material abgeben. Die mühevolle Arbeit wurde theils von Dr. WEISBACH, theils von den bezüglichen Truppen-Chefärzten, den Herren: Stabsarzt Dr. KNÖCHEL und Regimentsärzten Doctoren EICHENWALD, FAULHABER, GLASSL, HABART, HARMACH, HUBER, LEIBNITZ' v. LÖBENSTEIN, CARL MAJER und RADELMACHER, ausgeführt. Ihnen Allen gebührt warmer Dank, ganz besonders aber unserem Herrn Vicepräsidenten, welcher durch das Gewicht seiner Stellung sowie durch seine eigene thatkräftige Initiative Untersuchungen durchzuführen weiss, welche unter anderen Umständen gewiss unterblieben wären. Die in mancher Beziehung überraschenden Ergebnisse werden hoffentlich zur Untersuchung anderer Kronländer nach derselben Methode anregen.

Ausserdem gedenke ich der im XXII. Band unserer Mittheilungen erschienenen Abhandlungen: Die neuentdeckten Gräber von Podbaba und der erste künstlich deformirte prähistorische Schädel aus Böhmen von Dr. LUBOR NIEDERLE, ferner Studienbeiträge zur Frage der Horizontalebene des Schädels von Prof. Dr. AUREL v. TÖRÖK, welche Arbeit durch die darin aufgeworfenen Fragen die Aufmerksamkeit der Fachgenossen in hohem Masse erregt hat.

Uebergehend zur Ethnographie und zu dem Zweige derselben, welcher uns am nächsten liegt, zur heimatlichen Volkskunde, kann ich nur das im vorigen Jahre Bemerkte noch bekräftigen, dass auch in Oesterreich, wie überall in Europa, das Interesse für die Aeusserungen der Volksseele in ihren verschiedensten Gestalten in erfreulichster Weise wächst. Die auf Pflege der Hausindustrien gerichteten Bestrebungen der Gewerbemuseen berühren sich, wie die Ausstellungen beweisen, vielfach mit den unseren. Eine solche fand im verflossenen Jahre zu Czernowitz statt. In Wischau wurde eine die ethnographischen Verhältnisse der Hanaken illustrirende Ausstellung veranstaltet, welche hanakische Trachten und Keramik aus alter und neuer Zeit sehr vollständig brachte. Die ursprünglich rein historischen und naturhistorischen Zwecken dienstbaren Musealvereine der Kronländer betreiben immer mehr neben der Aufsammlung der Kunsterzeugnisse auch jene der volksthümlichen gewerblichen Producte. Das Museum in Czernowitz eröffnete seine Thätigkeit mit der Erwerbung einer höchst interessanten Sammlung alter Huzulengeräthe des Landes-Forstinspectors Herrn VINCENZ ECKL.

Wir begegnen aber auch Anläufen zur systematischen Darlegung des Vorstellungslebens unserer Nationalitäten. So hat der böhmische Museumsverein in Brünn unter der Leitung des Herrn Prof. FR. DVORSKY grosse Vorarbeiten zur Herausgabe einer ausführlichen Heimatskunde durchgeführt, mit deren Druck schon nächstens begonnen werden soll. Den Bemühungen des böhmischen Volksforschers ZIBRT und der von ihm gegründeten Zeitschrift „Česky lid" wurde in diesen Blättern schon vielfach gedacht.

In Passeyer hat sich sogar, nach einer Mittheilung des Herrn Dr. W. HEIN, ein Verein gebildet, dessen Zweck Wahrung der heimatlichen Tracht und Sitte, Wiederauffrischung des alten Volksgesanges, dadurch Hebung des patriotischen Bewusstseins und nach Möglichkeit Anlegung eines Depôts von Nationalkleidung und Ortsmerkwürdigkeiten ist Die Mitglieder des Vereines müssen sich verpflichten, die Volkstracht zu tragen.

Von Arbeiten auf diesem Gebiete, welche im vorigen Jahre erschienen sind, seien folgende erwähnt: P. WILLIBALD LUDWIG LEEB, Sagen Niederösterreichs, erster Band. FR. KAINDL, Beitrag zur Ethnographie der Zigeuner, Ausland 1891, die Lippowaner, Ausland 1892, Zauberglaube bei den Ruthenen in Galizien und der Bukowina, Globus LXI, Hexenleiber, deutsche Reime aus der Bukowina (Urquell), ebenda Weihnachtsbräuche der Ruthenen in Galizien, über die galizisch-bukowinische Volksüberlieferung vom Jud SELMANN, Leipziger Zeit., Nr. 226. DAN, die Zigeuner in der Bukowina (rumänisch in der Gazeta Bucovinei), N. HURJUIN, rumänische Volkslieder in der Gazeta Bucovinei 35 und 36. In der seit März v. J. erscheinenden folkloristischen Zeitschrift „Sezatoarea" werden nur Beiträge zur Volkskunde der Bukowiner, Rumänen veröffentlicht. Auch SCHLOSSAR: Sagen vom Schratel in Steiermark (Zeitschrift für Volkskunde, IV, 165) und J. SCHMIDT-Laibach: der Shkrat (Zeitschrift für Volkskunde, IV, 217—221, 251—254) bleiben zu erwähnen. Eine grössere Arbeit über die Paläo-Ethnologie Tirols von Herrn Prof. FR. STOLZ: Die Urbevölkerung Tirols registriren wir mit um so grösserer Befriedigung, als in derselben, anknüpfend an STEUB und die neuen prähistorischen und anthropologischen Forschungen, eine Wiederbelebung der Ortsnamenforschung auf Grundlage exacter Philologie angestrebt wird.

Mit Unterstützung unserer Gesellschaft bereiste Dr. KAINDL zum Zwecke der Vervollständigung des HIMMEL'schen Materiales über die Huzulen das Thal des schwarzen Czeremocz bis Zabie, das Thal des

weissen Czeremocz bis Jablonitza, ging dann durch das Putillathal und Suczavathal, von da über Seletin und Szipot ins Moldavathal bis zur Alpe Luczyna. Unterstützt durch die freundlichen Bemühungen des Fräuleins L. Kisslinger in Uscieryki, des Pfarrers Herrn G. Hanicki in Sergie, Herrn H. Scharf in Seletin gedieh die Arbeit soweit, dass wir deren Veröffentlichung für die nächste Zeit in Aussicht nehmen können.

Lassen Sie mich noch der Arbeiten des Herrn Dr. Heinr. v. Wlislocki gedenken. Unsere Mittheilungen enthalten dessen „Tod und Todtenfetische der Magyaren". Selbstständig hat derselbe im vorigen Jahre „Aus dem inneren Leben der Zigeuner", Szekler und Ungarn in Siebenbürgen (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge, Hamburg 1892) und im Anfang des laufenden Jahres „Aus dem Volksleben der Magyaren" veröffentlichte. Jede derselben bringt Neues, unmittelbar Beobachtetes in mustergiltig-klarer Darstellung. In dem letztgenannten Werke findet auch die magyarischen Publicationen ihre Verwerthung und Einführung in unsere ethnographische Literatur. Herrn v. Wlislocki gebührt dafür warme Anerkennung aller Fachgenossen, besonders aber von Seite seines engeren Vaterlandes, dem seine Arbeiten zur Zierde gereichen.

Wir dürfen einen befriedigenden Erfolg unserer Anregungen zum systematischen Studium des österreichischen Bauernhauses verzeichnen. Das Hauptverdienst fällt dabei den Herren Oberst Bancalari und Prof. Dr. Rudolf Meringer zu, welche nicht blos von ihrem individuellen Standpunkte nur Beobachtungsmaterial herbeischaffen, sondern auch unermüdlich durch Wort und Schrift die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diese Frage lenken. Wir verdanken Herrn Oberst Bancalari den Aufsatz „Vorgang bei der Hausbauforschung". Derselbe übernahm die Führung bei einem von unserer Gesellschaft zum Zwecke der Hausforschung am 5. und 6 Juni veranstalteten Ausfluge von Salzburg nach Mattsee. Gleichwie in früheren Jahren, führte Herr Oberst Bancalari eine Hausforschungsfussreise in Tirol, Oberitalien und Innerösterreich durch und berichtete über deren Ergebnisse in unserer Versammlung vom 8. November.

Anschliessend an die Arbeiten Herrn Bancalari's über das oberösterreichische Haus unternahm Herr Prof. Meringer im verflossenen Sommer mit Unterstützung unserer Gesellschaft die Erforschung der Bauernhäuser Nordsteiermarks in Bezug auf Anlage und Hausrath. Zu diesem Behufe wurden von Payerbach, Mürzzuschlag, Bruck an der Mur, Leoben, Vordernberg, Eisenerz, Admont, Aussee Ausflüge in verschiedenen Richtungen unternommen. Bei Bischofshofen wurde das Gebiet des alpinen Hauses betreten und in Salzburg Einiges über diese bereits vielfach studirte Form nachgetragen.

Die Museen in Eisenerz und Salzburg waren Gegenstand einer eingehenderen Betrachtung. Auf der ganzen Fahrt begleitete ihn Herr Ernst v. Lieben, welcher die photographischen Aufnahmen besorgte. Ausflüge nach dem Leithagebirge, Aspang und in angrenzende Gebiete sollten die Typengrenze finden, führten aber zu keinem abschliessenden Resultate. Die nicht uninteressanten Ergebnisse der Reise werden in einem bereits vollendeten Aufsatze zusammengefasst, welcher in Kürze Ihnen zugänglich gemacht werden wird.

Derselbe hielt ferner zwei gemeinverständliche Vorträge am 23. und 30. April über dieses Thema, deren Inhalt in dem Aufsatze „Das deutsche Bauernhaus" (Sitzungsbericht Nr. 3) zusammengefasst ist. Ausserdem finden Sie in unseren Mittheilungen von demselben Verfasser „Studien zur germanischen Volkskunde". Als eine weitere Frucht seiner an die philologischen Kreise gerichteten Anregungen dürfen wir den werthvollen Beitrag zu unseren Mittheilungen von Herrn Prof. Parsadan Ter-Mowsesjanz, „Das armenische Bauernhaus", betrachten.

Ueber Vorschlag unseres Comités für die Hausbauforschung haben wir die schöne Arbeit des Herrn Prof. Karl Romstorfer, „Typen der landwirthschaftlichen Bauten in dem Herzogthume Bukowina", in Druck legen lassen. Das Material in dieser Richtung ist in so raschem Anwachsen begriffen, dass wiederum neue Aufgaben unser Eingreifen, welches leider durch unsere Mittel beschränkt ist, erheischen. Möge es uns gegönnt sein, Ihnen im nächsten Jahresberichte die glückliche Durchführung derselben melden zu können.

In unseren Literaturberichten finden Sie eine Zusammenstellung der Literatur über die slawischen Bauernhäuser sowie die Inhaltsangabe eines im vorigen Jahre erschienenen polnischen Werkes über die Hausbauten der Podhaler: „Budownictwo ludowe na Podhalu" von Herrn Matlakowsky. Wir sind deren Verfasser Herrn Josef Karásek für dessen freundliche Unterstützung sehr verpflichtet.

Von den Arbeiten über allgemeine Ethnographie erwähne ich zuerst der schönen Arbeit von Dr. Stolpe über „Entwicklungserscheinungen in der Ornamentik der Naturvölker", welche Frau Musealdirector Mestorf eigens zum Zweck der Veröffentlichung in unsere Mittheilungen in's Deutsche übersetzt hat, wofür wir ihr unseren verbindlichsten Dank aussprechen. Ferner Herrn Fr. Heger's „Goldgeräthe aus den Philippinen". Eine andere Arbeit Herrn Fr. Heger's enthalten die „Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums", Bd. VII „Altmexicanische Reliquien aus dem Schlosse Ambras". Ferner verzeichnen wir die unmittelbar bevorstehende Herausgabe des Werkes von Joachim Freiherrn von Brenner, welches die erste Durchquerung der unabhängigen Bataklande beschreibt. Der Massai-Expedition, eines anderen Landsmannes, des Herrn Dr.. Oscar Baumann, folgen wir mit voller Theilnahme.

Besondere Erwähnung verdient eine literarische Erscheinung des Vorjahres, nämlich Dr. L. v. Dargun's „Mutterrecht und Vaterrecht", erste Hälfte, welchem als zweiter Theil „Mutterrecht und Vaterrecht bei den Germanen" nachfolgen soll. Dessen Darstellung der Entwicklung der Familie von den ersten Anfängen bis zur Entstehung der agnatischen Verwandtschaft auf Grund einer strengen Unterscheidung zwischen Verwandtschaft und Gewalt bedeutet einen wesentlichen Fortschritt

in der Verwerthung des so rasch anschwellenden ethnographischen Materials zur Beurtheilung der primären Socialformen, zu der allerdings eine Reihe von Vorgängern, deren Namen Ihnen ja Allen geläufig sind, den Grund gelegt hat. Wir begrüssen mit Freude dieses Product der vergleichenden Rechtswissenschaft, jenes kräftig sich entwickelnden, nun auch in Oesterreich einheimischen Seitensprosses der Ethnologie, aus welchem wohl die Sociologie der Zukunft herauswachsen wird.

Ich darf es nicht unterlassen, der Habilitirung des Herrn Dr. Moriz Hoernes für prähistorische Archäologie und des Herrn Dr. Haberlandt für allgemeine Ethnographie an der hiesigen Universität zu gedenken. Bedeutet die Aufnahme unserer Disciplinen in den Lehrplan unserer Universitäten die Erfüllung eines von uns längst gehegten Wunsches, so müssen wir gerade in der Art und Weise dieser Aufnahme — nämlich in der Zuweisung zweier Hauptrichtungen der Anthropologie an erprobte Vertreter derselben — eine Gewähr für eine wirklich fruchtbringende Thätigkeit der neuernannten Docenten erblicken. Möge die Vertretung der dritten unserer Disciplinen bald nachfolgen und der für uns beschämende Umstand, dass die Wiener Universität kein anthropologisches Laboratorium besitzt, bald aus der Welt geschafft werden. Das warme Interesse, welches nach den mir bekannt gewordenen Mittheilungen in Universitätskreisen den angekündigten Vorlesungen entgegengebracht wird, beweist deutlich das selbst für die gelehrten Kreise vorhandene Bedürfniss, von den bisherigen Resultaten der Antropologie Kenntniss zu nehmen. Wir glauben, nur unserer Pflicht zu entsprechen, wenn wir dabei mit lebhaftem Danke des wohlwollenden Interesses gedenken, welches die Organe des hohen Unterrichtsministeriums, vor Allem Se. Excellenz Freiherr v. Gautsch, dieser Angelegenheit von jeher entgegengebracht haben.

Herr Dr. M. Hoernes gedenkt, seine Vorlesungen im nächsten Sommersemester mit einem Colleg „über die vorgeschichtlichen Alterthümer Italiens" zu beginnen, worauf dann im nächsten Wintersemester ein Ueberblick der vorgeschichtlichen Culturperioden Gesammteuropas mit besonderer Rücksicht auf Oesterreich-Ungarn folgen soll. Geplant sind weiter Specialcollegien über die Vorgeschichte der Länder am östlichen Mittelmeere, über nordische Alterthümer und über einzelne Culturperioden und Erdräume, wie auch Gesammt- und Einzeldarstellungen aus dem Gebiete der Propädeutik, der Systematik und der Typologie der prähistorischen Alterthumswissenschaft. In eigenen Uebersichten sollen auch die ältesten Culturkreise der aussereuropäischen Welt vorgeführt werden.

Herr Dr. Haberlandt gedenkt, zunächst die ethnographischen Verhältnisse Asiens in Specialcollegien darzustellen, wozu die Sommersemester benützt werden sollen; in Hauptcollegien jedoch sollen einerseits die Grundzüge der allgemeinen Ethnologie, wie sie sich auf die wichtigsten Lebenserscheinungen der Völker bezieht, sowie ein vollständiger Abriss der Völkerkunde dargeboten werden. Endlich ist im Programme dieser ethnographischen Vorlesungen eine Serie von Specialcollegien über gewisse Abzweigungen der Ethnologie vorgesehen, welche beim Betrieb anderer Wissenschaften tangirt werden; es sind dies Collegien über vergleichende Religionswissenschaft, über ethnologische Jurisprudenz und ethnologische Kunstgeschichte.

Durch Gewährung einer Subvention aus dem Reisefonde des k. k. naturhistorischen Hofmuseums wurde es Herrn Dr. M. Hoernes ermöglicht, eine Reise nach Italien zu unternehmen und dort in zahlreichen Sammlungen unschätzbar werthvolle Daten zur vergleichenden und genetischen Betrachtung unserer heimischen prähistorischen Funde zu gewinnen. Die Hauptgebiete, über welche sich diese Reise erstreckte, waren das östliche und westliche Oberitalien, dann Mittelitalien und namentlich Sardinien, dessen fremdartige Alterthümer für die europäische Urgeschichtsforschung aus anderen Gründen, aber nicht in geringerem Grade wichtig sind als diejenigen der Poebene und Etruriens.

Der Wunsch, unsere Bestrebungen auf eine etwas breitere Basis zu stellen und neue Theilnehmer sowie Mitarbeiter zu gewinnen, hat unseren Ausschuss zum Beschlusse veranlasst, im Laufe des Winters einige populärwissenschaftliche Vorträge zu veranstalten, welche einen befriedigenden Erfolg aufweisen. Zwei derselben wurden von Herrn Prof. R. Meringer, einer von Herrn Michael Haberlandt übernommen, wofür wir den genannten Herren unseren verbindlichsten Dank aussprechen. Hoffentlich wird es uns möglich sein, auch in diesem Jahre dieselben zur Fortsetzung zu bringen und dadurch Verständniss für die Anthropologie in weiteren Kreisen, für uns aber die so nothwendige innere Erstarkung anzubahnen. Wenn unsere Gesellschaft im verflossenen Jahre einen kleinen Schritt nach vorwärts gemacht hat, so ist dies in erster Linie dem einträchtigen Zusammenwirken des Ausschusses mit den Functionären und dem aufrichtigen Bestreben zu danken, den an uns gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Möge dieser gute Geist auch in Zukunft über uns walten!

3. Der Vorsitzende übergibt das Wort Herrn Rechnungsführer Dr. Otto Müller. Derselbe verliest den Rechnungsabschluss der Anthropologischen Gesellschaft für das Jahr 1892. (Siehe folgende Seite.)

Nach Bestätigung der Richtigkeit des vorgetragenen Rechnungsabschlusses durch die beiden Herren Rechnungs-Censoren Dr. Moriz Bruck und Alois Raimund Hein wird dem Herrn Rechnungsführer Dr. Otto Müller sowie dem Herrn Cassier Karl Freiherr v. Schlosser von der Versammlung das Absolutorium ertheilt.

4. Der Vorsitzende theilt der Versammlung mit, dass nach § 19 der Statuten die Mandate folgender Herren erlöschen:

Franz Heger als Secretär,
Dr. Wilhelm Hein als Secretär-Stellvertreter,
sowie der Ausschussräthe:
Dr. Michael Haberlandt,
Dr. Moriz Hoernes,
Felix Kanitz,

Dr. Josef Karabacek,
Felix Karrer,
Dr. Matthäus Much,
Dr. David Heinrich Müller,
Karl Penka,
Josef Szombathy und
Dr. Wilhelm Tomaschek.

Der Ausschuss beantragt die Wiederwahl sämmtlicher Herren.

5. Der Ausschuss beantragt die Wahl des Herrn Geheimrathes und Akademikers

Leopold v. Schrenck in St. Petersburg

zum Ehrenmitgliede, und der Herren:

Josef Baron de Baye in Paris und
Professor Dr. A. Nehring in Berlin

zu correspondirenden Mitgliedern der Gesellschaft.

Dieser Vorschlag wird von der Versammlung angenommen.

Soll — Rechnungsabschluss der Anthropologischen Gesellschaft in Wien für das Jahr 1892. — Haben

Soll

A. Cassa-Conto:

1. Subvention Sr. Majestät des Kaisers	fl. 200·—		
2. „ des k. k. Unterrichtsministeriums nachträglich für das Jahr 1891	„ 400·—		
„ des k. k. Unterrichtsministeriums für das Jahr 1892	„ 400·—	fl. 1000·—	
3. Mitglieder-Beiträge:			
Jahresbeiträge von 40 unterstützenden Mitgliedern à fl. 10·—	fl. 400·—		
Ausserordentl. Beiträge von 2 unterstützenden Mitgliedern à fl. 10·—	„ 20·—		
Jahresbeiträge von 287 wirklichen Mitgliedern à fl. 5·—	„ 1435·—	„ 1855·—	
4. Ersatz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums für Druckschriften pro 1892	fl. 400·62		
Verkauf von Druckschriften	„ 523·10		
Beiträge und Ersatz für Clichés	„ 247·58	„ 1171·30	
5. Eincassirte Zinsen vom Anlage-Capitale (Werthpapier-Conto)		„ 29·40	
	Summe	fl. 4055·70	

B. Fond für praktische Arbeiten:

6. Spende Sr. Majestät des Kaisers	fl. 1000·—	

C. Werthpapier-Conto:

7. Anlage-Capital: 7 St. Allgem. Staatsschuldverschreibungen à fl. 100·— Nominale Silber zum Courswerthe per 31. December 1892 à fl. 97·40	fl. 681·80		
Halbjährige anhaftende Zinsencoupons dieser Werthpapiere per 31. December 1892	„ 14·70	fl. 696·50	
	Summe	fl. 5752·20	

Haben

A. Cassa-Conto:

1. Cassa-Deficit vom Jahre 1891		fl. 475·17	
2. Kosten der gesellschaftlichen Publicationen:			
Druckkosten	fl. 1935·—		
Für Clichés und Phototypien	„ 496·38		
„ Zeichnungen	„ 155·75		
Honorare für Literaturberichte	„ 93·—	„ 2680·13	
3. Kanzlei-Auslagen:			
Remuneration für den Beamten	fl. 200·—		
Entlohnung des Dieners	„ 96·—		
Post-Expeditionskosten für die Publicationen, Einladungen u. dgl.	„ 301·44		
Auslagen des Secretärs	„ 224·66		
„ „ Cassiers	„ 59·90		
An Steuern	„ 1·08	„ 883·08	
	Summe	fl. 4038·38	

B. Fond für praktische Arbeiten:

4. An Herrn Prof. Dr. Meringer für Hausbau-Studienreisen in Niederösterreich und Steiermark	fl. 300·—		
5. An Herrn Dr. Kaindl für eine Reise zu den Huzulen in der Bukowina	„ 100·—		
6. An Herrn Dr. Moriz Hoernes für Ausgrabungen in Istrien	„ 178·45		
7. An Herrn Prof. Dr. Woldřich für Burgwall-Untersuchungen in Südböhmen	„ 50·—		
8. Für Clichés von Prof. Romstorfer über typische Hausbauten in der Bukowina	„ 200·—	fl. 828·45	
	Summe	fl. 4861·83	
A. Cassarest vom Jahre 1892	fl. 17·82		
B. Ueberschuss des Fonds für praktische Arbeiten	„ 176·55		
C. Courswerth des Anlage-Capitales wie neben	„ 696·50		
Zusammen Activ-Saldo vom Jahre 1892		„ 890·37	
	Summe	fl. 5752·20	

Wien, am 7. März 1893. Carl Frhr. v. Schlosser, d. Z. Cassier. Dr. Otto Müller, d. Z. Rechnungsführer.

Die Rechnungsausweise geprüft und richtig befunden:

Wien, am 10. März 1893. Dr. Moriz Bruck, d. Z. Censor. A. R. Hein, d. Z. Censor

Herr Felix Karrer stellt den Antrag, dieselben per acclamationem wiederzuwählen, was von der Gesellschaft geschieht.

An Stelle des durch Versetzung von Wien ausgeschiedenen Rechnungscensors Edmund Schmidl hat der Ausschuss Herrn Professor Alois Raimund Hein gewählt.

6. Herr Universitäts-Professor Dr. **Emil Zuckerkandl** hält einen Vortrag

Ueber Malayenschädel.

Der Vortragende berichtet über 27 Niasschädel aus der Sammlung des Herrn Barons v. Brenner. Von diesen stammen 25 von einer Begräbnissstelle, zwei

andere (ganz recente) wurden an einem anderen Orte acquirirt. Die Schädel sind meist recent, doch dürften einige, nach ihrem Verwitterungszustande zu urtheilen, viele Jahrzehnte, wenn nicht noch länger, unter der Erde gelegen haben.

Von den 25 Schädeln sind 16 dolichocephal, 9 mesocephal, 18 hypsicephal, 7 orthocephal, 12 platyrrhin, 18 mesorrhin, 4 leptorrhin, 17 hypsikonch, 7 mesokonch, 1 chamäkonch. Die Capacität variirt bei 5 zwischen 1000 bis 1200 kbcm, bei 13 zwischen 1200 bis 1400 kbcm und überschreitet nur bei 3 das Maass von 1400 kbcm; bei 4 konnte der Inhalt des Schädels nicht gemessen werden.

Mit Ausnahme der Verschiedenheit der Indices herrscht unter den 25 Schädeln eine solche Gleichartigkeit vor, dass man es höchst wahrscheinlich mit den Schädeln einer ziemlich unvermischt gebliebenen Rasse zu thun hat. Alle Schädel sind durch Lang- und Hochbau ausgezeichnet, aber ein besonderes Charakteristikon findet sich dabei nur am Stirntheil der Hirnschale. Die Glabella ist nämlich flach, mässig vortretend, die Augenbrauenbogen schwach entwickelt, der Nasenfortsatz des Stirnbeines lang; nur 5 Schädel machen hievon eine Ausnahme. Diese eigenthümliche Bildung ist theils von der Ausbildung der Stirnbeinhöhlen, theils von der Formation des Nasenrückens abhängig. Das Gesichtsskelet ist bei einer Hälfte chamäprosop, bei der anderen leptoprosop, bei allen prognath; die Augenhöhleneingänge sind zumeist hoch.

Am meisten Interesse beansprucht die Form des Nasengerüstes. Zum Unterschiede vom Kaukasier mit stark vortretender Nase ist der Nasenrücken, platt, wie eingedrückt, die Stirnfortsätze der Oberkieferbeine sind schmal und nicht sagittal, sondern frontal gestellt, die Nasenbeine kurz und platt und über die Oberkieferstirnfortsätze nur wenig oder gar nicht vorragend. Bei dem Kaukasier lagern die Nasenbeine in der vorderen Verlängerung der Stirnfortsätze, beim Niaser biegen die ersteren gegen die letzteren rechtwinkelig ab. Beim Kaukasier überwölben die Nasenbeine den Spalt zwischen den Oberkieferstirnfortsätzen, beim Niaser füllen sie ihn einfach aus. Aus diesem Grunde ist bei ersterem die äussere Nasenöffnung lang, oval, am oberen Rande mit gebogener Contour abschliessend, bei letzterem dagegen kurz, viereckig und am oberen Rande wie quer abgestutzt. Diese Form des Nasenrückens wirkt nun wieder auf die der Stirne (des Nasenfortsatzes) zurück. Der Nasenfortsatz des Stirnbeines bildet ein Widerlager für den Nasenrücken, je stärker dieser vorspringt, desto mehr muss der Nasenfortsatz vorgebaut sein. Sinkt der Nasenrücken (wie beim Niaser) ein, dann entfällt die Nothwendigkeit eines solchen Vorbaues an der Stirne und der Nasenfortsatz tritt zurück. Es kann die Glabella wohl auch aus anderen Gründen sich wulsten, aber dies spricht nicht gegen die Richtigkeit der aufgestellten Theorie.

Die Länge des Nasenfortsatzes beim Niaser erklärt sich aus der Kürze der Nasenbeine; neben langen Nasenbeinen ist compensatorisch die Pars nasalis ossis frontis kurz. Diese Bildungen sind deshalb sehr interessant, weil sie lehren, wie abhängig die Schädelform, speciell die der Stirne, von jener des Nasengerüstes ist.

Der untere Grenzrand der äusseren Nasenöffnung ist an einzelnen Schädeln defect; doch kommt es nicht zur Etablirung von Fossae praenasales, sondern es geht der Nasenboden ohne Unterbrechung in den schräg gelagerten Zwischenkiefer über und begründet auf diese Weise ein pithecoides Merkmal, zumal auch noch die Spina nasalis fehlen kann.

An den Schädeln mit erhaltenen Zähnen sind die Kronen der oberen Schneide- und Eckzähne amputirt; an allen Köpfen die noch vorhandenen Zähne schwarz gefärbt.

Von den zwei an einer anderen Stelle acquirirten Niasschädeln ist einer brachycephal, der andere dolichocephal; beide sind hypsicephal und stimmen hinsichtlich der Bildung des Gesichtsskeletes mit den früheren überein.

Die Niaser zeichnen sich durch den Langbau der Schädel aus, während alle jene Malayenstämme, die mit anderen Völkern in Verkehr getreten, im Mittel leicht brachycephal sind. Es kommen hiebei hauptsächlich die Chinesen und Indier in Betracht, die sich an den Küsten der malayischen Inseln angesiedelt und mit den ursprünglichen Bewohnern gekreuzt haben. Da die Chinesen hinsichtlich der Bildung des Gesichtsschädels und speciell der Nasenbildung von den Malayen kaum abweichen, so erklärt es sich, dass bei dieser Kreuzung vorwiegend der Hirnschädel seine Form ändert. Die Niaser unterscheiden sich auch in der That von den übrigen Malayen, die zum Vergleiche herangezogen werden könnten, weniger durch die Form des Gesichtes als durch die Form der Hirnschale.

Ob die vorspringenden Nasenrücken an zwei der Niasschädel auf eine Kreuzung mit Indiern zu beziehen sind, wage ich nicht, in Discussion zu ziehen. Mit den Battas, die B. Hagen für Reste der Urmalayen hält, stimmen, soweit es gestattet ist, nach der Kopfbildung allein ein Urtheil zu fällen, die Niaser im Wesentlichen überein.

7. Herr **J. Knies** in Blansko berichtet über

Forschungen und Funde in Mähren im Jahre 1892.

Im eben verflossenen Jahre beschäftigte ich mich hauptsächlich mit dem Ausforschen der Wege, welche die römischen Kaufleute auf ihren Geschäftsreisen von Carnuntum nach dem Baltischen Meere verfolgten. Aus diesem Grunde besuchte ich Petronell; von da aus begab ich mich zu Fuss nach Mähren und fand, dass sie der Weg gewöhnlich längs des March- und Bečva- (Beczva-) Flusses bis nach Weisskirchen führte, wo sie durch einen Pass in das Thal der Oder übergingen, welcher Fluss ihnen als Leitfaden auf ihrer Reise bis zum Baltischen Meere diente.

Die Richtung dieses Weges kann man nach den Fundorten der römischen Münzen, von denen diejenigen bei Němčic und Křenovic am Hanaflusse die wichtigsten sind, verfolgen.

Im letztgenannten Orte befinden sich unter einem prähistorischen Burgwalle mächtige Culturschichten mit Funden vom La Tène-Typus.

Nicht weit davon wurde ein Brandgrab geöffnet, dessen Inhalt folgender war: 1 Bronze-Armspange; 1 kegelförmige Beinspitze; 1 Scherbenmünze; 3 eiserne Messer, von denen das eine mit einer charakteristischen kreisförmigen Oeffnung zum Anhängen versehen ist; 5 andere eiserne Gegenstände; 1 eiserne Ahle mit einem Griff aus Hirschgeweih; die linke Hälfte eines menschlichen Kiefers; Knochen vom Rehbock, Schwein, Pferd, Ziege, Rind, und Scherben von beinahe 20 Gefässen, sämmtlich auf der Töpferscheibe erzeugt. Nicht weit davon in derselben Schichte wurde eine römische Münze des Kaisers Galba aufgefunden.

Umschrift:

Avers: IMP. SER. GALBA AVG.

Revers: S P Q R (Senatus populus que Romanus)
O B (obsignata)
C. S. (Consensu senatus)

Aehnliche Antiquitäten vom La Tène-Typus mit einer Münze des Kaisers Gallienus fand man auch bei Němčic.

Aus diesen sowie aus anderen, besonders bei Muschau und Lösch schon früher gemachten Funden schliesse ich auf Folgendes:

1. Mähren, besonders Südmähren, war eine gewisse Zeit von Römern occupirt;

2. die Zeit der Occupation durch die Römer fällt in die Zeit der La Tène-Funde;

3. die römischen Kaufleute machten zur Zeit dieser Occupation Geschäftsreisen durch unsere Länder.

Eine ausführlichere Begründung dieser Sache erscheint in der Zeitschrift „Český lid“ 1893.

Von den älteren Funden habe ich publicirt: Den prähistorischen Burgwall bei Lösch, die Schoschuvka-Höhle in Mähren, wo ich einen neuen Fundort des paläolithischen Menschen in Mähren sichergestellt habe, die altslavische Gräberstätte bei Bořitov in Mähren. Hier fand man fünf Menschenskelette, von denen drei Erwachsenen, die anderen zwei Kindern angehören; die ersteren hatten um den Kopf herum (augenscheinlich in den Haaren eingeflochten) kettenförmige, ineinander verhängte, versilberte, schlangenartige Bronze-Ohrgehänge mit S-förmigem Schluss.

Nicht minder interessant ist auch der Telnitzer Fundort, wo ein Ofen zum Brotbacken ausgegraben wurde.

8. Herr k. k. Bezirks-Thierarzt **Florian Koudelka** in Wischau (Mähren) übersendet folgenden

Bericht über die im Verlaufe des Jahres 1892 im politischen Bezirke Wischau gemachten prähistorischen und archäologischen Funde sowie über die ethnographische Bezirksausstellung.

1. In Habrowan (Gerichtsbezirk Austerlitz) hat der Grundbesitzer Franz Pavelka, Nr. 130, bei der Anlage einer Erdäpfelgrube in seinem Garten „za humny“ im Vorjahre in einer Tiefe von circa 2 m eine aus schwarzer Erde, Asche und Holzkohlenpartikelchen bestehende Culturschichte angetroffen, in welcher vermoderte Knochen und Scherben von Thongeschirren und auch ein ganzes becherförmiges Gefäss, welches mit einem Sturze bedeckt war, ausgegraben wurden. Während der Thondeckel zerbrach, wurde das Gefäss geborgen; dasselbe ist aus feinem Thon aus freier Hand geformt, roth gebrannt, 73 mm hoch, hat nach aussen gebogene Ränder, so dass der Durchmesser der Mündung 90 mm misst; der Boden ragt ebenfalls nach auswärts vor und ist circa 10 mm dick. Das Gefäss enthielt schwarze Erde.

Auf dem Habrowaner Riede „nazadním“ (komorsku) „auf den hinteren Feldern bei Gundrum“ wurde ein hübsch zugeschliffenes Steinbeil von 7·5 cm Länge ausgeackert.

In der Gemeinde Habrowan stiess man wiederholt auf künstliche Höhlen (Mitth. d. Anthropol. Ges. in Wien, XIII. Bd., „Künstliche Höhlen in Mähren“); auch in der Nachbargemeinde Gundrum wurde im Jahre 1882 eine derartige künstliche Höhle aufgeschlossen. So kann man aus dem Hause Nr. 8 (Matthaeus Žalud) in Gundrum durch eine Oeffnung im Keller in einen unterirdischen Gang gelangen, welcher bis unter die Kaiserstrasse führen soll.

2. Am 30. Juni 1892 wurde bei der Anlage eines städtischen Canales in der Stadt Wischau in der Pfarrgasse, unmittelbar vor dem Pfarrgebäude, in der Tiefe von einem Meter unter dem Pflaster, eine Grube von circa 1·20 Meter Durchmesser eröffnet, welche einen Meter tief war, eine abgerundete, gewölbte Decke besass und deren mit Lehm ausgeschmierte Wände fest und hart rothgebrannt waren. Diese Grube war theils mit rothgebrannter Erde, theils mit unzähligen Scherben und auch mit Knochenstücken von Hausthieren gefüllt; nebstdem wurden darin fünf ganze Gefässe, ein grösserer und ein kleinerer Krug, ferner drei urnenähnliche Töpfe gefunden. Erstere sind mit Henkel versehen, letztere henkellos. Die Gefässe sind aus schwärzlichgrauem, feinem Lehm auf der Drehscheibe verfertigt, schwärzlich gebrannt, ohne Glasur, nur mit horizontalen, parallelen Riefen verziert. Derartige Gefässe und Scherben werden auf den als slawischen Ursprunges bekannten Fundstellen „Réna“ (Rheinberg) bei Eibenschitz, Staré zámky bei Lösch, „na Klimentě“ bei Lipůvka, „Potěhova zmola“ bei Řeznowitz etc. öfters gefunden.

3. Sporadische Funde an prähistorischen Objecten, insbesondere an geschliffenen Steinwerkzeugen, machte ich bei Witzomělitz (ein kleines Steinbeil aus Chloritschiefer, dessen Schärfe abgebrochen ist und das der Quere nach stumpf noch nachträglich abgeschliffen wurde, so dass der spätere Zweck dieses Artefactes fraglich erscheint), ferner bei Drnowitz und Ważan K. Ferner wurden mir derartige Steinwerkzeuge zugemittelt, welche bei Morein, Marhöf, Drnowitz und bei Podiwitz gefunden worden waren.

Bei dieser Gelegenheit will ich nicht unerwähnt lassen, dass in der Umgebung von Wischau bereits wiederholt römische Münzen gefunden wurden. Im Früh-

jahre 1892 wurde auf dem herrschaftlichen Felde „horní újezd“ bei Mährisch-Pruss ein kleiner Silberdenar des römischen Kaisers Trajan Optimus (98—117 n. Chr.) gefunden, welcher sich gegenwärtig in meinem Besitze befindet; nebstdem gelang es mir, zwei römische Silberdenare zu erwerben, welche der Grundbesitzer Karl Knapp aus Deutsch-Pruss Nr. 17 auf seinem Felde „dolní odsvégarty“ bei Deutsch-Pruss gefunden hat. Weiter besitze ich einen Silberdenar des römischen Kaisers Antoninus Pius († 161 n. Chr.), welcher auf dem herrschaftlichen Felde bei Prödlitz gefunden wurde. Vor mehreren Jahren wurde ein ähnlicher Denar desselben römischen Kaisers auf dem herrschaftlichen Felde bei Doloplaz ausgeackert.

Im August 1892 wurde in Wischau eine kleine ethnographische Bezirksausstellung arrangirt, in welcher circa 1500 Gegenstände ausgestellt waren, welche die ethnographischen Verhältnisse der Hanaken aus der Umgebung von Wischau recht anschaulich illustrirten. Es war hier eine reiche Collection alter interessanter keramischer Erzeugnisse der bekannten Wischauer Töpferindustrie, Erzeugnisse aus Stein, Metall, Hausgeräthe, alte Handschriften, Druckwerke und eine äusserst hübsche Auswahl von hanakischen Trachtenstücken, welche mit slawischen Ornamenten geschmackvoll und reich verziert (gestickt) waren. Eine kurze Beschreibung dieser Ausstellung in böhmischer Sprache hat der Berichterstatter in Druck legen lassen; dieselbe führt den Titel: Krajinská národopisná výstavka ve Vyškově r. 1892.

9. Herr Custos **Moriz Trapp** in Brünn übersendet nachstehende

Notizen über einige im Jahre 1892 in Mähren gemachte und ihm gemeldete prähistorische Funde.

1. Zu Nusslau bei Gross-Seelowitz wurden bei Planirung des Hofraumes im Hause des Gastwirthes Solnička in einer Tiefe von $^3/_4$ m mehrere Menschengebeine und Thierknochen, dann 2 Urnen, 2 messerartige Werkzeuge und 2 Ringe gefunden, welche sich im Besitze des dortigen evangelischen Pfarrers und Arztes befinden. Eine im März 1892 vorgenommene Weitergrabung hat kein Resultat ergeben.

2. Am 19. April 1892 hat der Bahnwächter Ertl während der Erdreichgrabung in einer Böschung ein Menschenskelet entdeckt, das vom Lehrer Filla an Ort und Stelle, Maloměřitz bei Brünn, gleich blossgelegt und hiebei 2 Paar Bronze-Ohrgehänge mitgefunden wurden. Der Fund gelangte an den slavischen Museumsverein in Brünn.

3. Der Gemeindevorsteher Lehnhard in Welleboř bei Müglitz fand im August 1892 in seinem Garten verschiedene Topfscherben, die Herrn Dr. Wankel nach Olmütz eingeschickt worden sein sollen.

4. Bei einer auf den Feldern nächst Neu-Raussnitz vorgenommenen Ausgrabung zu einem Ziegelschuppengrunde stiessen die Arbeiter in einer Tiefe von 1 m auf ein Grab, in welchem ausser einigen Menschenknochen auch ein irdenes urnenähnliches Gefäss vorgefunden ward, was am 24. September 1892 geschah. Ich acquirirte das Gefäss für das Franzens-Museum. Es ist auf der Drehscheibe verfertigt, stark gebrannt und mit mehreren wellenförmigen Linien geziert. Seine Höhe beträgt 11 cm; es ist ferner am oberen Ende 12 cm und am unteren 7 cm weit.

5. Zur selben Zeit im Monate September fand man beim Lehmgraben in der Ziegelei zwischen dem Pratzer Berge und dem Satschaner Teiche auf der Herrschaft Šokolnitz circa 1 m unter der Erde ein Menschenskelet mit besonders starken Knochen, dessen Schädel einen tiefen Quereinschnitt hatte. Einige Lederreste lagen dabei. Man hat die Gebeine wieder vergraben.

6. Am 26. October 1892 wurden zu Ober-Tieschitz bei Keltsch mehrere Gräber aufgedeckt, in welchen sich besonders Bronzegegenstände befanden. Der Fund gelangte, wie berichtet wurde, an das slavische Museum in Olmütz.

7. Demselben Museum soll auch der Fund aus Schwilbogen bei Hohenstadt zugekommen sein. Dort hat nämlich der Häusler Nejedly bei Planirung seines Hofraumes 60 cm tief ein menschliches Skelet, hievon Schädel, Fuss und Handknochen stark, die schwächeren Knochen aber gänzlich vermorscht waren, ausgegraben. Im Grabe lagen zwei vergoldete Achselspangen mit erhabenen Verzierungen. In einiger Entfernung fand sich wieder ein solches Skelet, aber ohne Beigaben.

8. Im October wurden beim Grundgraben für den Zubau des Sparcassagebäudes in der Johannesgasse Brünns 12 Stück schlanke, becherartige Gefässe gefunden, welche 18—20 cm hoch, unten zum Halten schmal und im oberen Theile kelchförmig gestaltet und zugleich mit weiten Linien gestreift sind. Dieselben sind auf der Drehscheibe gearbeitet, stark schwarz gebrannt und klingen wie Steinzeug.

In Brünn wurden vor mehreren Jahren solche Gefässe schon öfters gefunden und von den Leuten als Methbecher bezeichnet.

Während derselben Erdaushebung fanden sich auch 3 Stück sehr hübsch geformte, roth und schwarz gebrannte grosse Retorten vor.

Der Fund, aus dem Mittelalter stammend, kam in das Franzens-Museum.

10. Herr k. k. Conservator und Architekt **E. Glocker** in Pilsen berichtet über

Funde in Franzensbad.

Gelegentlich der Grundaushebung für das neue Brunnenversendungsgebäude der Stadt Eger an der Franzensquelle in Franzensbad wurden Scherben von Gefässen (Thonkrügen) mit rohen Verzierungen, zerhackte Knochen vom Hirsch, Rind und Schwein und auch Zähne dieser Thiere gefunden. Ein etwa 1·50 m langes, ruderförmiges Werkzeug aus Holz scheint, trotzdem es in derselben Moorschichte gefunden wurde, der Neuzeit anzugehören. Die Funde sind Eigenthum der Stadt Eger und werde ich nicht ermangeln, demnächst hierüber einen eingehenden Bericht an Ort und Stelle zu verfassen.

11. Herr k. k. Conservator **Heinrich Richlý** in Neuhaus (Böhmen) berichtet über

Prähistorische Funde und Fundplätze in der Umgebung von Bechyn (Böhmen).

Die nächste Umgebung der Stadt Bechyn (Tábor, 4 Stunden südwestlich) ist in archäologischer Beziehung sehr ungenügend erforscht; ja es ergibt sich in unmittelbarer Nähe der Stadt eine bedeutende Lücke, wo bis zur Stunde keinerlei prähistorische Alterthümer an das Licht des Tages und zur Kenntniss in massgebenden Kreisen gelangt sind.

Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, diese bestehende Lücke auszufüllen, indem ich die Umgebung der genannten Stadt möglichst genau durchforschte, und gebe hierüber die diesbezüglichen Resultate:

1. Hügelgräber „Na Hrobech".

Zunächst von Bechyn, in der Richtung gegen den Ort Hvoždan, befinden sich die kaum erkennbaren Ueberreste einer Anzahl von Hügelgräbern, deren eines abgegraben wurde. 15 cm unter der Erde fanden sich zahlreiche in Lehm gebettete, pflasterartig aneinandergereihte grössere Steine, welche einen Flächenraum von 5 □m deckten; an der Ostseite wurden Asche und Fragmente gebrannter Knochen gefunden.

Sowohl der Name „Na Hrobech" (i. e. auf den Gräbern) als die absichtlich aufgeschütteten, nun ganz abgeflachten Hügel, die Tradition, dass selbe vor Jahren noch viel höher gewesen seien, das Vorhandensein von Asche und Knochen sowie einer absichtlich hergestellten Pflasterung lassen mit Gewissheit darauf schliessen, dass auf dem angedeuteten Platze einstens 10—15 Hügelgräber gestanden waren, welche eine kleine Nekropole bildeten.

2. Hügelgräber bei Radětic. (¾ Stunde nördlich von Bechyn.)

Nördlich vom Orte auf der „Na Hummy" benannten Gemeinde-Hutweide von Ravětic befinden sich ebenfalls 13 Grabhügel, zu denen sich im benachbarten Walde noch zwei andere gesellen.

Die Entfernung der einzelnen Hügel untereinander variirt zwischen 2—12 Schritten, ihr Durchmesser von 7—30 Schritten bei einer Höhe von 1—2 m.

Bei Durchgrabung eines der grösseren Hügel wurden Fragmente von Thongefässen mit dem Wellenornament zu Tage gefördert und in einem anderen kleineren Hügel fanden sich einige zerbrochene Grabgefässe, welche ebenfalls mit dem Wellenornament geziert waren. Auch eine Pferdetrense aus Eisen fand sich in der mit Asche und Knochenresten gemengten Culturschichte.

Vorstehende Nekropole reicht, wie es scheint, nicht hinter das V. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, kann aber auch viel jünger sein.

3. Grabhügel bei Hodonic. (¾ Stunde südwestlich von Bechyn.)

Westlich vom Orte, in dem an die Hutweide anstossenden Gemeindewalde, fand Berichterstatter einen ganz vereinzelnten Grabhügel von fast vollkommen kreisrunder Form, einem Durchmesser von 10 Schritten und ½ m Höhe.

4. Nekropole bei Dražic. (¾ Stunde westlich von Bechyn.)

¾ Stunden von Bechyn, gerade auf dem Punkte, wo der Radětic er Gemeindewald mit jenem der Herrschaft Bechyn zusammenstösst, befindet sich ein elliptisch geformter Grabhügel mit dem Durchmesser von 30 und 21 Schritten und einer Höhe von 2—2½ m; dann 200 Schritte von hier eine kleine Nekropole, bestehend aus 8—12 Hügelgräbern, deren Durchmesser zwischen 8 bis 12 Schritten variirt und welche eine Höhe von meist nur ½ m besitzen; alle scheinen aus blosser Erde ohne Steine aufgeschüttet zu sein.

5. Hügelgräber bei Koloděj. (1½ Stunden südwestlich von Bechyn.)

Am linken Ufer des Lužnicflusses, unmittelbar neben der herrschaftlichen Jägerei (Forsthaus), fand ich 21 Hügelgräber, von denen einige recht ansehnliche Dimensionen besitzen. Die Anordnung der Hügel, ihre grosse Nähe an der Moldau sowie einige zu Tage liegende Gefässscherben lassen es möglich erscheinen, dass diese Grabhügel der eigentlichen Bronzezeit (?) angehören.

6. Hügelgräber im Hemmer-Revier.

Die hier befindliche Nekropole ist eine der grossartigsten, welche im weiten Umkreise bekannt ist; ihre Anordnung auf dem ebenen Terrain hat die Gestalt einer Ellipse mit dem Durchmesser von circa 500 und 1000 Schritten. Die einzelnen Grabhügel sind oft in ganz regelmässigen Zwischenräumen aufgeschüttet und haben hier einen Durchmesser von 25—30 Schritten (5 Schritte = 2 Klafter) bei einer Höhe von 2—4 m; manche sind in der Mitte muldenförmig vertieft, wohl in Folge des Einstürzens einer ehedem im Inneren vorhandenen Wölbung.

Die meisten Hügel sind vollkommen erhalten, auch scheinen ihre gewaltigen Dimensionen und ihre Situirung inmitten des fürstlich Paar'schen Waldes genügende Bürgschaft zu bieten, dass sie auch fernerhin erhalten bleiben werden. Ihre Gesammtzahl dürfte 30 übersteigen.

7. Prähistorische Wallburg „Hradec". (¾ Stunde südlich von Bechyn.)

Südwestlich von Bechyn mündet der Bach Židovská stronha in die Lužnic; steile Felsen umsäumen seinen Lauf zu beiden Seiten schroff und unzugänglich, insbesondere bei seiner Mündung. Hier bildet der Bach einen scharfen Winkel und eine auf drei Seiten von senkrechten, wohl an 30 m hohen Felswänden eingeschlossene Erdzunge. Die Natur selbst hat hier für eine feste Zufluchtsstätte schon so reichlich vorgesorgt, dass es nur noch an der vierten zugänglichen Seite eines Walles bedurfte, um hier einen für prähistorische Verhältnisse fast uneinnehmbaren Platz zu schaffen. An der einen Seite die fischreiche Lužnic, an der anderen die Židovská stronha mitten in einer wildreichen Gegend, rings von senkrechten Felsen und hohen

Wällen geschützt, konnte in derselben auch eine grössere Besatzung feindlichen Angriffen gewiss lange widerstehen, da auch Vieh und Vorräthe aller Art in der an 2000 Quadratklaftern fassenden Wallburg genügenden Platz fanden.

Der aus Erde aufgeschüttete Wall ist nur noch theilweise erhalten und erstreckt sich an dem senkrechten Felsabsturz bei der Lužnic im Nordwesten anschliessend in einer Höhe von 1—2 m an der Innen- und 5 m an der Aussenseite bei einem Durchmesser von 8 m (Sohle) in einer Länge von 100 Schritten bis an die Židovská stronha. Ungeachtet der hier steil abfallenden und schon zugänglichen Felsen befand sich ehedem auch hier (im Süden) ein Wall, welcher bis an die Ostseite reichte, wo noch heute ein Theil desselben erhalten ist.

Die Wallburg „Hradec" war also, obzwar an drei Seiten durch steile Felsen fast unzugänglich, dennoch auch durch starke Wälle und, wie die dort befindlichen zahlreichen Kohlen- und Aschenspuren anzudeuten scheinen, durch Pallisaden geschützt.

An der Oberfläche der einstigen Wallburg finden sich vereinzelnte Thonscherben auf einer sehr unbedeutenden Culturschichte. Die vom Berichterstatter an mehreren Stellen vorgenommenen Versuchsgrabungen ergaben blos eine Reihe prähistorischer Thongefässscherben, jedoch keinerlei wie immer Namen habender Artefacte.

Unter den Thonscherben wären zu nennen:

Fragment eines stark ausgebauchten Graphitgefässes;

Fragment, innen glatt, aussen rauh, mit den Fingern roh gefurcht;

Fragment aus feingeschlämmtem Thon mit nach unten convergirenden Strichen verziert;

Fragment mit Dreiecksornament und eingestochenen Punkten in demselben;

Fragment einer Schüssel und eine Anzahl von Randstücken von weisser, rother und bläulicher Farbe.

Alle Gefässe sind Freihandgefässe. — Mit den vorstehenden Fundstätten erscheint die angedeutete Lücke ausgefüllt.

8. Steinbeil aus Platz (Stráž). (2 Stunden südwestlich von Neuhaus.)

Unmittelbar in der Stadt wurde vor etwa 15 Jahren das Fragment eines geglätteten Steinbeiles aus Kieselschiefer von fast schwarzer Farbe gefunden; es hat sich jedoch blos die scharfe Schneide bis an das Bohrloch, dessen Spuren deutlich kenntlich erscheinen, erhalten. Das Fragment hat eine Länge von 11 cm, ist 6 cm breit und $4^1/_2$ cm hoch. Die an Ort und Stelle vorgenommene Nachgrabung ergab keinerlei aufklärende Details über diesen bis zur Stunde in Platz und in hiesiger Gegend überhaupt ganz vereinzelnten Fund; blos Kohle und Scherben neuester Provenienz wurden zu Tage gefördert. Der erst jetzt bekannt gewordene Fund befindet sich im Museum der Stadt Neuhaus.

9. Depôtfund von Bronzen bei Březí. (Sviny Trhové, $^3/_4$ Stunde westlich von Budweis.)

Einer freundlichen Mittheilung des Herrn Domečka aus Neuhaus verdanke ich die Kenntniss eines Depôtfundes, welcher vor etwa 6 Jahren beim Steinbrechen aus einem Felsenspalt hervorgeholt wurde und aus 28 ganzen und einem viermal gebrochenen Bronzeartefact besteht.

Sämmtliche Stücke sind einander ähnlich und jedenfalls für den gleichen Zweck bestimmt, wenn auch ihre Dimensionen einigermassen differiren, und bestehen je aus einem langen und schmalen, nach den beiden Enden sich gleichmässig verjüngenden und zu einer halben Ellipse umgebogenen massiven Bronzestreifen.

Aehnliche Bronzesachen wurden ebenfalls bei Písek in Hradiště gefunden und als eine Art Brustwehre gedeutet, indem sie, auf einem Lederkoller befestigt, Schutz vor feindlichen Angriffen gewähren sollten; man könnte sie aber auch für Armringe — grösserer Gattung — halten, welche erst durch Zusammenbiegen die gewünschte Form erhalten sollten.

In nächster Nähe des Fundortes bei Slavče wurden ebenfalls einige derartige Bronzestreifen gefunden und dürften möglicherweise aus demselben Funde herrühren.

Die ersteren Bronzestreifen befinden sich dermalen im Landesmuseum zu Prag, die letzteren im Museum der Stadt Budweis.

12. Herr k. k. Conservator **Břetislav Jelínek** in Smichov bei Prag übersendet nachstehenden Bericht über

Prähistorische Forschungen und Funde in Böhmen im Jahre 1892.

Zwischen Lidic und Hřebeč (Bezirk Smichov) erstrecken sich in der Länge von nahezu $^3/_4$ Wegstunden längs des linken Ufers des Hřebeč-Baches vorgeschichtliche Wohnplätze, die an manchen Orten an der Oberfläche des Bodens deutlich wahrzunehmen sind; andere, welche mit der Zeit verweht wurden, zeigen sich beim Nachgraben bis mitunter $1^1/_2$ m tief unter derselben. Solcher soll es hier viele geben. Ich habe deren neun gezählt und bestehen dieselben aus Flächen von 20—30 m Länge und etwa 15—20 m Breite, welche die von Asche und Kohlensplittern schwarz gefärbte Erde gut unterscheiden lässt. In diesen Aschenlagen werden Scherben von rohen, geglätteten, schraffirten und verschiedenartig verzierten Thongefässen, Bruchstücke von Steinwerkzeugen, namentlich von durchbohrten Beilen, von Meisseln, Handmahlsteinen, Reib- und Klopfsteinen, Bronze- und Eisengegenstände, Thierknochen u. s. w. gefunden. Den Grundriss dieser Flächen bilden unregelmässige Ovale, auf welchen die ehemaligen Wohnsitze sich ausgebreitet haben mochten. Soweit ich dieselben habe untersuchen können, mussten diese Ansiedelungen lange bewohnt gewesen sein, und zwar von der neolithischen bis in die La Tène- und mitunter bis in die Burgwalltypus-Periode. Aus der neolithischen Zeit rühren mehrere daselbst gefundene, roh bearbeitete Meissel und Bruchstücke von durchbohrten Steinbeilen, aus der Bronzezeit ein Bronzering, und schraffirte Gefässscherben her; aus der La Tène-Periode stammen namentlich Scherben von den dieser Cultur eigenthümlichen Thongefässen nebst einer Pfeil-

spitze aus Eisen und einer mit Harz umhüllten Kupferdrahtstange. Aus der Periode des Burgwalltypus wurden vornehmlich Gefässscherben gefunden, zumeist aber in der nächsten Umgebung von Lidic, wo bei verschiedenen Erdbewegungen ebenfalls verschiedene, den hier erwähnten Culturen angehörende Objecte gefunden werden. — Jenseits des Baches, gegenüber diesen Wohnplätzen, sind die Ueberreste einer ehemaligen Veste sichtbar, von welcher die Sage geht, dass hier ehemals eine Burg, „Tasov" mit Namen, stand. Dieselbe bildet einen runden, 16 m im Durchmesser betragenden Hügel, umringt mit einem Graben, der heute noch 3—4 m tief und 8—12 m breit ist. Bei der Untersuchung desselben fand ich nebst Scherben von Thongefässen aus der Burgwall-Periode auch Schlacken von gebranntem Thon.

In Königgrätz, in der Prager Vorstadt, werden seit mehreren Jahren beim Ausgraben von Erde verschiedene Objecte gefunden, von welchen Herr Eduard Riedel, ehemaliger Landtagsabgeordneter, eine beträchtliche Collection gesammelt und dem städtischen Museum in Prag zum Geschenke gemacht hat. Es sind namentlich Gefässe und ornamentirte Scherben von solchen aus der Burgwalltypus-Periode und sind dieselben sowohl durch ihre Form als auch durch seltene, dieser Gräberstätte eigenthümliche Verzierungen von anderen dieser Zeit angehörenden Gefässen unterschieden. Ferner wurden hier gefunden: Messer, Schnallen und Bruchstücke von verschiedenen Gegenständen aus Eisen, bronzene S-Ringe, Wirtel aus Thon u. s. w.; Knochen von Hausthieren und auch Menschenknochen. Bei der Untersuchung dieser Fundstätte und namentlich in den neu geöffneten Gruben stellte sich heraus, dass sich daselbst eine Gräberstätte befunden haben muss, welche jedoch durch die Planirung des Terrains zu Festungszwecken und durch die nachher häufig eingetretenen Ueberschwemmungen der Elbe gänzlich zerstört wurde. So viel ich feststellen konnte, waren es Skeletgräber, in welchen ausser anderen Beigaben 2—3 und noch mehr Thongefässe beigesetzt wurden, indem überall Scherben, zerstreute Menschen- und Thierknochen nebst Holzkohlensplittern gefunden werden. Selten nur werden die Gefässe ganz und in der besagten Zahl unversehrt bei einander gefunden; in letzterem Falle kommen bei ihnen Ueberreste von Menschenskeletten vor.

In Hohenbruck (Třebechovice, Bezirk Königgrätz) habe ich die südlich an diese Stadt stossende Gräberstätte untersucht, in welcher Leichenbrand in Urnen zum Vorschein kommt. In einer kesselartigen Grube, die beiläufig 60 cm tief und ebenso breit war, befand sich eine grosse Urne, mit Asche und angebrannten Menschenknochen gefüllt, bei welcher zwei Schüsseln und eine 38·2 cm lange und 2 mm starke, am Kopfe sehr fein gravirte Bronzenadel gefunden wurde. Gegenstände, namentlich Gefässe aus dieser Gräberstätte, habe ich in der Umgebung allenthalben in verschiedenen Sammlungen gefunden, namentlich im Königgrätzer und Pardubitzer Museum und in den Sammlungen der Schule zu Klášter.

Auf der Feldflur „u Křížku" bei Lieben (nächst Prag) wurde beim Sandgraben ein fast vermodertes Skelet gefunden, welches, auf der rechten Seite ruhend, ganz zusammengekauert — wie ein liegender Hocker — lag. Das Grab, und namentlich der Oberkörper des Skeletes, welches mit dem Kopfe gegen Nordwest beigesetzt lag, wurde von den Arbeitern so stark beschädigt, dass ich von dem Schädel blos Trümmer bekommen habe und die Lage der Hände nicht mehr feststellen konnte. So viel konnte ich jedoch ermitteln, dass nahe an dem Kopfe und etliche 40 cm vor dem Gesichte desselben ein kleines Krüglein stand und dass sich somit keine Beigaben mehr im Grabe befunden haben. Der Schädel, den ich mit genauer Noth so weit zusammengefügt habe, dass ich die Messung desselben vornehmen konnte, gehört einem erwachsenen, möglicherweise männlichen (?) Individuum an und erweisen sich dessen Maasse in Millimetern: Länge 171, Breite 131, Ind. ceph. = 76·6.

Durch Herrn Conservator Wiehl auf einige Fundstätten in Smolnic (Bezirk Laun) aufmerksam gemacht, unternahm ich in der Gesellschaft desselben daselbst Nachgrabungen. Auf der Feldflur „nad Sedličkami" liess ich die Humusschichte bis an den Sandfelsen, welcher hier die tiefste Schichte bildet, beseitigen, wobei an einer Stelle Scherben von Thongefässen, eine ganze kleine Schale, ein Wirtel aus Glas und nebst Thierknochen auch zerstreute Menschenknochen zum Vorschein kamen. Bald überzeugte ich mich, dass hier ein, aber bereits vor Zeiten zerstörtes Grab sich befunden hat, welches in den Felsen gehauen war. Beim Oeffnen desselben zeigte sich ein zerdrückter Schädel von einem neugeborenen Kinde, welcher am Becken eines erwachsenen menschlichen Skeletes ruhte. An dem Becken hafteten noch das Steissbein und die an dasselbe anschliessenden Wirbelknochen. Auch die Knochen vom linken Unterarm nebst den Ueberresten des Kinderskeletes, welches gestreckt auf dem linken Oberschenkel des erwachsenen Individuums ruhte und unterhalb dessen auch der rechte Oberschenkel sowie beide Unterschenkel in zusammengezogener Lage sich befanden. Es gelang mir bald, die Knochen aus dem Grabe zu heben. Das Becken und das Steissbein gehörten wahrscheinlich einem älteren Weibe an, wodurch sich der ganze Sachverhalt aufgeklärt hatte. Offenbar wurde hier eine Wöchnerin mit ihrem neugeborenen Kinde beigesetzt. Zu Füssen des Kindes lag eine kleine Schüssel; vor den Knieen des Weibes standen: Ein Henkelgefäss, eine Schüssel, bei welcher ein Thonlöffel lag, und ein Krüglein, welches schief stand. Bei den Füssen desselben wurden ebenfalls ein Henkelgefäss, eine Schüssel und ein schiefstehender Krug gefunden. Das Grab war kesselförmig in den Felsen gehauen, 70 cm tief, oval, die Längenaxe von Nord gegen Süd. Am Boden war es 50 cm breit und 1 m lang, erweiterte sich aber nach oben, und zwar hatte es am Oberrande eine Länge von 150 cm und eine Breite von 1 m. Quer über dasselbe lagen die Knochen von den zusammengezogenen Füssen des Weibes, auf welchen das Skelet des Kindes ruhte. Das Gerippe des Oberkörpers sowie auch der Schädel des Weibes sind wahrscheinlich durch eine bereits vor Zeiten stattgefundene Erdbewegung verloren gegangen; es mochte die Todte, an die westliche Felsenwand

gelehnt, in hockender Stellung beigesetzt worden sein, so dass der Kopf, auf der rechten Seite ruhend und gegen Norden gewendet, den Rand des Grabes berührte. Das Kind lag auf dem Schoosse der Mutter, welche es, wie aus der Lage des Unterarmes hervorgeht, mit der Hand bedeckt hielt. Dasselbe lag aber auf der linken Seite, so dass es, zur Mutter gewendet, gegen Süden hinschaute. Die hier in der unteren Erdschichte hin und her zerstreuten Steine, mit welchen der Obertheil des Grabes umlegt war, so auch die Menschenknochen des Oberkörpers des Weibes, die unter dem Gestein umherlagen, beweisen, dass das Grab ursprünglich mit Steinen umlegt war und bereits vor Zeiten zum Theile zerstört wurde.

Anderthalb Meter von diesem Grabe gegen Westen entfernt habe ich noch eine andere im Sandfelsen gebrochene, 50 cm tiefe und über 90 cm im Durchmesser haltende Grube geöffnet, in welcher der untere Theil einer grossen Urne vorgefunden wurde, wogegen die Scherben von den Gefässwänden um das Grab herum zerstreut lagen, woraus erhellt, dass auch dieses Urnengrab mit dem naheliegenden Skeletgrabe — höchstwahrscheinlich bei einer zufälligen Grabung — zerstört wurde.

Obzwar in diesen beiden Gräbern keine Bronzegegenstände gefunden wurden, kann man deren Alter doch in die Bronzezeit verlegen; denn auf diese weisen der Glaswirtel und die keramischen Erzeugnisse und bekunden bereits einen Fortschritt der Keramik, den man blos in der Bronzezeit vorfindet.

In der Ziegelei des Herrn Žatecký (Nr. 1165), ebenfalls in Smolnic, entdeckte Herr Architekt Wiehl zwei mit Asche, Scherben und Knochen gefüllte Gruben, die bereits durch Abgraben des Lehms zum Theile zerstört waren. Bei näherer Untersuchung derselben fanden wir, dass dieselben beiläufig 150 cm tief, rund und oben im Durchmesser 4 m hatten. Die grösste Breite derselben reichte jedoch nicht tiefer als 40 cm unter die Bodenfläche; denn den wahren Bestandtheil derselben bildeten beiläufig 1 m tiefe und 120 cm am Rande und 65 cm am Boden breite konische Gruben, deren Böden flach und zum Theile mit Steinen belegt waren. Diese Gruben waren gefüllt mit schwarzer Erde, Asche, vermischt mit Scherben von Thongefässen und mit Thierknochen, von welchen mehrere angebrannt waren; auch ein Feuersteinsplitter und zwei Flussmuscheln kamen zum Vorschein. Der Kern derselben dürfte sich jedoch am tiefsten Boden befunden haben, welcher mit reiner Asche gefüllt war. Leider waren diese Gruben bereits zum Theile zerstört, so dass man zu keinem bestimmten Resultate gelangen konnte. Nichtsdestoweniger kann man doch der Vermuthung Raum geben, dass es Kesselgräber sind; denn in der einen Grube, etliche 35 cm tief unter der Humusschichte, kam ein Schädel von einem Kinde zum Vorschein, welcher mit Steinen umgeben und von denselben ganz zerdrückt war. Der Schädel ruhte auf der rechten Schläfe, so dass er gegen Osten hinschaute; ob er aber allein beigesetzt oder ob er als Ueberrest von einem hier begrabenen Kinde, dessen Skelet mit dem Lehm abgetragen sein dürfte, herrührt, konnte ich nicht mehr ermitteln. Jedenfalls spricht dieser Fund für eine Gräberstätte und kann man annehmen, dass die hiesigen Gruben Kesselgräber mit Leichenbrand enthalten und der mittleren neolithischen Zeit angehören; denn die hier gefundenen Scherben, die von rohen und auch geglätteten Gefässen herrühren, sind zumeist mit punktirten Ornamenten — unter welchen namentlich auch ein Mäander hervorgehoben zu werden verdient — und mit vortretenden Nabeln verziert. Der Besitzer dieser Ziegelei versicherte mir, dass daselbst bereits mehrere solcher Gruben aufgebrochen und zerstört wurden, ohne dass man ihnen eine grössere Beachtung beigelegt hätte. Am nördlichen Ende der Lehmbrüche fand ich noch eine solche Grube, die jedoch schon ganz eingestürzt war. Ein weiteres Suchen und Graben nach anderen Gruben, welches daselbst veranstaltet wurde, blieb erfolglos.

Bei Veltěž (Bezirk Laun) auf der Feldflur „na Pískách", wo nach Sand gegraben wird, wurden öfters verschiedene vorgeschichtliche Objecte gefunden, von welchen die Sage ging, dass sie aus Gräbern herrühren. Ueber Anregung des Herrn Architekten Wiehl liess ich daselbst nachgraben und wurden nach längerem Nachsuchen zwei Gruben entdeckt, die ich gänzlich ausgegraben habe. Dieselben variirten ziemlich in ihrer Form von einander. Die erste Grube war halbkugelförmig in der Erde ausgegraben, erreichte die Tiefe von 70 cm und hatte am oberen Rande 1 m im Durchmesser. Die andere Grube hatte 120 cm Tiefe und 150 cm im oberen Durchmesser, erweiterte sich in der Mitte kugelförmig, so dass sie hier einen Durchmesser von 180 cm besass. Der Boden derselben war fast flach.

Beide Gruben waren mit schwarzer Erde und Asche gefüllt, unter welcher zahlreiche Scherben von allerhand rohen und geglätteten Thongefässen nebst häufig von Feuer angegriffenen Thierknochen zum Vorschein kamen. In der ersten Grube wurde ein Bruchstück (die grössere Hälfte mit der Handhabe) einer Bronzesichel gefunden; dass dieselbe vom Feuer gelitten hat, erhellt aus ihrer gekrümmten Form und der rohen Patina. Auch die Schneide und der Bruch derselben sind abgestumpft, was ebenfalls diese Annahme bekräftigt.

In Stradonic (Bezirk Laun) habe ich die seit wenigen Jahren entdeckte Fundstätte besichtigt, welche sich ganz nahe am Dorfe über mehrere Felder und die Strasse ausbreitet und bis in's Dorf hineinreicht. Es ist, so viel ich habe übersehen können, eine 1—2 m hohe Aufschüttung eines Gemisches von Erde und Asche, unter welcher Scherben von Thongefässen, Thierknochen und verschiedene Bruchstücke von vorgeschichtlichen Gegenständen zum Vorschein kommen; darunter stösst man oft auf ganze Gefässe, auf Wirtel aus Thon, Bronze-, Eisen-, Glas- und Steinobjecte, von welchen das dortige Schulmuseum und der Grundbesitzer, Herr Knott, ganze Collectionen besitzen. Oft werden auch ganze Skelette mit verschiedenen Beigaben gefunden. Zu erwähnen ist namentlich ein Skelet, bei welchem eine Kette von Bronze und ein eisernes La Tène-Schwert gefunden wurde. Was die daselbst gefundenen Objecte

betrifft, gehören dieselben zumeist der alten und mitteleuropäischen Cultur und deren Continuation an, neben welchen sich auch die La Tène-Cultur bemerkbar macht, aber in geringerem Verhältnisse zu den eben erwähnten. Ueber die einstige Bestimmung dieser Aschenlagen ist es bislang noch schwer, ein Urtheil zu fällen, weil in denselben bisher keine systematischen Nachgrabungen stattgefunden haben; nichtsdestoweniger würde ich mich immer der Ansicht hinneigen, dass, nachdem daselbst Skelette mit Beigaben zum Vorschein kommen, wir es hier mit einer Gräberstätte zu thun haben, auf welcher nebst Beisetzung von Leichen auch Leichenbrand in überwiegender Zahl stattfand.

Die Reihe der Forschungsresultate des Berichterstatters, von welchen einige an die k. k. Central-Commission und an die Redaction der „Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft" in Wien schriftlich gelangten, beschliesst ein im Prager Club abgehaltener Vortrag: „Ueber die Entwicklung des vorgeschichtlichen Menschen in Böhmen".

13. Herr **Alexander Schernthanner**, k. k. Forstinspections-Commissär in Kitzbühel übersendet folgende

Beschreibung einiger prähistorischer Ausgrabungen in Tirol.

I. Im Iselthale (Gerichtsbezirk Windischmatrei).

A. Welzelach in Virgen [in einem Getreideacker] (1890 und 1891).

Eine Nekropole mit 56 Flachgräbern (sämmtliche Brandgräber) mit Eisenwaffen und Bronzeschmuck. Darunter eine figurale Bronzesitula. Da Herr Prof. v. Wieser eine Abhandlung über diese Funde publiciren wird, so kann ich von einer näheren Beschreibung Umgang nehmen.

B. Zu Obermauer in Virgen (1891).

In einer Weidefläche, wo eine kleine Erdabsitzung erfolgte, fand ich zahlreiche Schmelzschlacken, rohgeformte, dickwandige Thonscherben, Knochen und Zähne (zumeist Wiederkäuer und Pferd), darunter ein Paar abnorm grosse Pferdezähne, ferner ein halbausgehämmertes Bronzestückchen mit deutlich sichtbaren kleinen Hammerschlägen, eine halbe dunkelblaue Glasperle, ein Stück Bronzenadel, auf einer Seite zugespitzt, endlich ein angeschmolzenes Stück eines Gefässhenkels (römisch?, vielleicht auch ein Fibelbügel), viel Kohle und schwarze Erde (circa 50—70 cm mächtig).

Die mächtige, schwarze Erdlage mit Kohle, die zahlreichen kleinen Schmelzschlacken, das halbausgehämmerte Bronzeblechstück, der halbverschmolzene Gefässhenkel veranlassten mich, daselbst eine römische oder prähistorische Werkstätte zu vermuthen. Zu einer grösseren Grabung, die ich beabsichtigte, kam es in Folge meiner Versetzung nicht mehr.

C. Zu Mitteldorf in Virgen (1890 und 1891).

In einem Acker, circa 34 cm unter der Oberfläche, fand sich eine 2 cm starke Kohlenschichte, über dieser in der Stärke von circa 30 cm lehmige Erde mit Kohlenresten und vielen Knochen und Zähnen von Pferden und Wiederkäuern, ferner Schmelzschlacken und rohe, dicke Thonscherben. In dieser Schichte fand sich auch eine Gussform aus Speckstein (Talkstein); auch fand ich einen Eberzahn mit einem Loch zum Anhängen. Ueber dieser Schichte fand sich ein erdiger Steinhaufen (Feldabraum), unter der Kohlenschichte fand sich dagegen eine 30—35 cm starke Schichte von röthlich gefärbtem Lehm. Die Gussform zeigte auf drei verschiedenen Seitenflächen verschiedene Formen. Sie war gebrochen und ich halte eine derselben (die grösste) für die Gussform eines Celtes. Gussform, Kohle, Schmelzschlacke und Scherben veranlassten mich, auch diese Stelle wieder für eine prähistorische Werkstätte zu halten.

D. Auf dem Glanzerberg bei Windischmatrei (1890 und 1891).

In einem Acker (am Waldesrande) beziehungsweise am Ende eines 5—15 m hohen Rückens von Glacialschutt, wo sich auch eine ziemlich mächtige Schichte von ockerigem Sande befindet, zeigt sich auch eine 20—70 cm starke Kohlenschichte, die sich dem Anscheine nach unter den Glacialschutt hineinzieht. In dieser Kohlenschichte fanden sich manchmal Stellen mit dem Anscheine nach künstlich zusammengelegten grösseren Steinen (Feuerherde?), zwischen denen sich aschige oder reine Kohlenerde reichlich vorfand. In dieser Kohlenschichte fanden sich massenhaft derbe, rohgeformte, grobkörnige Thonscherben (manche nahezu 2 cm stark), nebst sehr vielen Knochen und Zähnen von den verschiedensten Thieren und Schmelzschlacken. Die Thonscherben, nur roh aus freier Hand geformt, zeigen entweder kleine Henkel oder nasenförmige Ansätze, wie zum Aufhängen oder zum Einmauern in gewisser Höhe. Weiter fanden sich Thonscherben mit Schlackenresten mit grünem Anflug (wie von einer Bronze- oder Kupferschmelzung). Ferner fand ich eine einschneidige Bronzemesserspitze. Der Sohn des Grundeigenthümers fand ein circa 30—40 cm langes Stück Bronze, das ich nach seiner Beschreibung für eine zweischneidige Dolchklinge (?) hielt; das Stück wurde leider verworfen.

Alle diese Funde veranlassten mich, auch diesen Ort für eine prähistorische Werkstätte zu halten. Inwieweit diese meine Ansicht richtig ist, weiss ich natürlich nicht und muss ich dies speciell dem Herrn Prof. v. Wieser überlassen, indem ich bisher alle meine Funde dem Tiroler Landesmuseum einsandte, welche daher dort der fachkundigen Prüfung unterliegen.

E. Zu Niedermauer in Virgen [in einem Acker] (1891).

Es fanden sich unter einem dem vorigen ähnlichen, aber kleineren Schotterwall (oder Feldraum?) ebenfalls rohgeformte, dicke und auch schwarze graphithältige Thonscherben, ferner massenhaft Knochen und Zähne

aller Art nebst Kohle, aber keine Schmelzschlacken. Nach den Thonscherben zu schliessen, dürften auch diese Funde mit denen in *A* bis incl. *D* beschriebenen in die gleiche Zeitperiode fallen.

F. Zu Obermauer in Virgen (1891).

Als in Obermauer der Friedhof planirt wurde, musste hinter der Kirche eine Abgrabung bis zu circa 3 m gemacht werden, da man glaubte, die circa 600 Jahre alte Kirche sei einstmals verschüttet worden, wobei in 1 und 2 m Tiefe Menschenskelette ausgegraben wurden. Da ich in dienstlicher Angelegenheit zufällig vorbeiging und die Arbeiten sah, besichtigte ich mir die Sache näher und da zeigten mir die Arbeiter, welche fest der Meinung waren, katholische Gräber vor sich zu haben, verschiedene Gegenstände aus Bronze, die ich als Fibeln und Ohrgehänge erkannte; auch sehr dicke Schädel zeigten sie mir (z. B. mit einer Schädeldecke von 8 mm Dicke). Ich habe schnell alle diese Sachen zusammengekauft und einige interessante Schädel in Sicherheit gebracht, begab mich dann zum Herrn Pfarrer und frug ihn, ob ich mir von den offenbar heidnischen Schädeln etc. nicht einige für das Museum zurückbehalten dürfe? Mein Ansinnen wurde aber als nicht minder heidnisch mit Entrüstung zurückgewiesen und bemerkt, dass jede Entnahme von Grabbeigaben etc. aus dem katholischen Friedhofe als Grabschändung angesehen würde. Ich telegraphirte daher sofort dem Herrn Professor v Wieser nach Innsbruck, welcher sogleich kam und durch seine Autorität telegraphisch die bischöfliche Bewilligung einer wissenschaftlichen Ausbeute erwirkte. Im Ganzen wurden circa 40 Skelette gefunden, die aber sehr arm an Beigaben (Fibeln, Ohrringe und Fingerringe) waren, welche nach dem Urtheile des Herrn Professors v. Wieser zwei verschiedenen Perioden angehören, und zwar sind die unteren Gräber, nach den gefundenen römischen Provinzialfibeln zu schliessen, als entschieden römisch und die oberen als aus der Zeit der Völkerwanderung stammend anzusehen. Aus der ganzen Untersuchung des Herrn Professors, die vier bis fünf Tage währte, ging hervor, dass dieser Platz, auf dem die Kirche stand, zuerst zur römischen Zeit als Begräbnissstätte diente, dann vom sogenannten Nillbache circa 1 m hoch verschüttet wurde, da auf den ersten Gräbern Steine von $^1/_2$—1 Kubikmeter darüber lagen und gesprengt werden mussten; dann diente diese Stätte zur Zeit der Völkerwanderung abermals als Begräbnissplatz, wurde aber später vom Nillbache wieder auf circa $^1/_2$—1 m vermuhrt und auf diese Verschüttung wurde endlich im XII. oder XIII. Jahrhundert die Kirche gebaut, was auch ihr terrassenförmiger Sockel bewies, der dem geneigten Terrain angepasst wurde, daher nicht verschüttet worden war, wie man anfänglich glaubte.

Die wenigen Bronzefunde etc. und circa 8—10 Schädel nahm Herr Professor v. Wieser mit sich. Unter diesen Funden fanden sich auch Fragmente von römischen Lanzenspitzen.

G. Zedlach (Landgemeinde Windischmatrei).

In einem Getreideacker wurde 1884 und 1885 bei Wegräumung einer Feldmauer unter derselben eine grosse, schön bearbeitete Platte blossgelegt; unter derselben fand sich Leichenbrand mit reichlichen Beigaben, von welchen der Bauer resp. dessen Kinder Mehreres verschleppten und zerbrachen. So z. B. eine sehr nette Schale aus Bronze; eine schöne grosse Fibula (nach der Beschreibung eine ziemlich grosse Certosafibula) hat der Bauer einem Hadernsammler verkauft.

Zufällig erfuhr ich 1891 von dem Funde, der damals vor 6—7 Jahren gemacht wurde, aber erst nach langer Zeit erfuhr ich erst den Finder selbst, dem ich alsdann Alles, was er hatte, abkaufte. Es waren 5 oder 6 Celte aus Eisen, 2 lange dünne Wurfspiesse aus Eisen mit sehr langen Tüllen, die gedrehten Handhaben von 2 Bronzekesseln, 1 Halsring, 1 Fragment einer Schale (wenn ich nicht irre), diverse andere Bronzefragmente und 1 Schlangenfingerring etc. Alle diese Gegenstände habe ich dem Museum Ferdinandeum zum Geschenke gemacht.

Diverse Einzelfunde im Virgerthale, z. B. römische und Hallstätter (Armbrust-) Fibeln, eine recht gut erhaltene römische Münze von Windischmatrei und eine Bronzehaarnadel (?) kamen ebenfalls geschenkweise dahin.

II. Kitzbühel (Gerichtsbezirk Kitzbühel).

H. Prähistorischer Bergbau (1892).

Auf der Kelchalpe in Kitzbühel zeigen sich allenthalben die Spuren des „alten Mannes“ (unter welcher Bezeichnung man hier auch deren sichtbaren Bergbaubetrieb versteht). Der prähistorische Erzgräber (Kupferbergbau) auf der Kelchalpe hat auf der Jufenhöhe (circa 1800 m Meereshöhe) überall seine Spuren zurückgelassen und wenn man sich genau umsieht, ist es auch nicht so schwer, zu erkennen, wo er schürfte, wo er den Felsen blosslegte und dem Strich der Erzader nachspürte. Auch die noch vorhandenen reichlichen Funde von Küchenabfällen und Thonscherben an gewissen Plätzen geben Zeugniss, dass er sowohl dies- als jenseits der Jufenhöhe stark thätig war. Die Koch- (Wohnplätze?) und Arbeitsplätze sind häufig wechselnd. An einer Stelle zweifle ich nicht (an einer durch einen Felsen sehr geschützten Stelle), wirklich eine Wohnstätte gefunden zu haben mit zwei Feuerherden, starker Aschenlage, viel Kohle, viel Knochen, Zähnen und massenhaften, roh aus freier Hand geformten, grobkörnigen dicken Thonscherben mit den verschiedenartigsten Ornamentirungen, welche wie mit dem Fingernagel oder aber wie mit Kirschkernen eingedrückt erscheinen. Hin und wieder finden sich auch kleine Bruchstücke von einem ziemlich feingeformten Thongefäss, die innen graphitisch glänzen; 2 Stückchen waren ornamentirt.

Nach den Küchenabfällen zu urtheilen, hat der „alte Mann“ viel Fleisch gegessen, und zwar speciell Schweinefleisch, denn die Mehrzahl der gefundenen Zähne sind Schweinezähne (zahm oder wild?).

Zähne und Knochen sind von den oxydirten Kupfererzen schön grün bis himmelbau gefärbt.

An zahlreichen Plätzen über Tags findet man die Spuren, wo der „alte Mann“ die Scheidung der Erze vornahm, und hin und wieder fand ich noch einen faustgrossen Granit- oder Syenitstein (Scheidestein), womit die alten Bergleute vom Erzgestein das unedle Erz und das taube Gestein absprengten und zerschlugen und Haufen oder Häufchen solcher Splitter zurückliessen, die vom oxydirten Kupfererze an ihrer grünblauen schönen Farbe leicht erkennbar sind.

Ich habe einen grossen Theil des Terrains ziemlich fleissig durchforscht und durchgegraben; auffälligerweise stiess ich aber nirgends auf die geringste Spur eines Metalles. Ein oder das andere Bruch- oder Verluststück hätte ich gewiss gefunden, wenn überhaupt solche zu finden wären.

An zwei Stellen fand ich circa 15—20 cm tief (auf Kochplätzen, wofür ich sie halte) je einen grünen Schieferstein, wie er hier auch als Felsen zu Tage tritt, mit einer künstlichen Grube. In beiden Fällen lagen diese Steine, zufällig oder absichtlich, mit der Grube nach abwärts gerichtet in schwarzer, kohliger Erde mit Thonscherben, Knochen und Zähnen. Ob diese zum Zerklopfen der Steine benützt wurden oder irgend eine Bestimmung in ihrer Küche hatten, wird nicht leicht zu bestimmen sein.

Aber auch im Freien beziehungsweise auf der Oberfläche fand ich verschiedene Granit- und Gneissstein (Granit, Gneiss und Syenit kommen in diesem Orte nicht vor, müssen also von anderwärts hergeschleppt worden sein) mit mehr oder minder deutlichen Grübchen; immer aber nur Bruchstücke. Diese dürften wohl bei der Zerkleinerung beziehungsweise Scheidung als Unterlage gedient haben. Endlich fanden sich schalenartige Reibsteine aus Granit und Gneiss mit halbkugeligen Reibern dazu, aber auch nur Bruchstücke. Diese grösseren Reib- oder Mahlsteine zeigen an ihrem Umfange eine reifartige Vertiefung, wie zum Zusammenhalten oder Festigen mittelst eines Reifens oder Ringes. An manchen Plätzen zeigte sich ein gelber, griesartiger Sand, der ohne Zweifel künstlich hergestellt wurde, wahrscheinlich durch Rösten der Erze und Zerreiben derselben mit Hilfe der vorerwähnten Reibsteine.

Auch glaube ich an einer Stelle einen solchen Röstplatz gefunden zu haben, d. h. eine zum Theil halbverkohlte Anhäufung von Holzstücken (richtiger Spänen) unter einer kohligen Erdschichte, in welcher spärlich grün und blau gefärbte Knochen und Zähne und einzelne Thonscherben vorkamen. Separat, unmittelbar rechts (resp. südlich) anschliessend, befand sich wieder eine ziemlich starke Lage eisenschüssigen Reibsandes mit zahlreichen Quarzkörnern, wie diese vielleicht theilweise durch Abnützung der Gneiss- und Granitreibsteine entstanden sein mögen.

Auch eine dritte Art von Mühl- oder Reibsteinen aus Granit fand sich vor, die auf ihrer Reibfläche eine sehr flache Wölbung besassen, auf welcher sich mehr oder minder deutlich feine Kerben zeigten und im Ganzen eine glänzend glatte Fläche in Folge der Abnützung bilden. Auch diese Steine zeigen jene reifenartige Vertiefung. Uebrigens war Herr Dr. Much bereits vor mir an Ort und Stelle und liess sich eine grosse Anzahl solcher Steine (darunter angeblich einige noch ziemlich gut erhaltene) schicken, ebenso Knochen, Zähne und Thonscherben. Die besterhaltenen Steinstücke, welche ich nur als Fragmente vorfand, habe ich dem Museum in Innsbruck eingesendet, ebenso Zähne, Scherben etc.

Der „alte Mann“ hat aber seine Erze nicht nur über Tags gegraben, sondern bewies auch, dass er in das Erdinnere einzudringen verstand.

Sicher glaube ich drei Stollen mit Halden entdeckt zu haben; die Halden sind nicht gross, vollständig verrast, die Stollenausgänge eingestürzt und nicht für Jedermann erkennbar. Nur einer derselben ist noch ziemlich gut erhalten und dem Anscheine nach schlufbar.

Als man vor circa 30 Jahren durch den jetzt seit etwa 1878 aufgelassenen Daniel-Stollen des k. k. Bergwerkes auf den „alten Mann“ stiess, fand man noch hölzerne Keile (aus Buchen- und Eichenholz) im Felsen stecken, die man zweifellos durch Anquellen mit Wasser zur Sprengung des Felsens benützte; ferner Bündel von Holzspänen (einige halb verbrannt) und Holzrinnen zur Wasserleitung, um durch Feueransatz die Erze heiss und durch jähes Abschrecken mit Wasser mürb und brüchig zu machen u. s. w.; ferner fand man aus einem Stück gefertigte napf- und kellenartige Holzgefässe u. s. w., auch ein Blockbau (verschoben und eingedrückt) fand sich in der Grube des „alten Mannes“ vor, dessen Holz (wie mir ein Arbeiter versicherte) noch vollkommen frisch war. Die Conservirung aller dieser Gegenstände dürfte ihren Grund darin gehabt haben, dass der von oben nach abwärts geführte Bergbau des „alten Mannes“, welcher die Erzader nach ihrer natürlichen Lagerung (Schichtung) von oben, wo sie ausbiss (zu Tage trat), nach unten verfolgte und ausbeutete, sich später nach und nach mit Wasser füllte, daher den „alten Mann“ ersäufte und so das Holzwerk erhielt. In ihren Stollen und Schächten scheinen diese Erzgräber zugleich die Scheidung (d. h. Sortirung des guten und unedlen Erzes und tauben Gesteines) vorgenommen zu haben, da man solche Anhäufungen von ausgeschiedenen Erzen und förmliche Verschüttungen damit vorfand, während das Edelerz zu Tage gebracht wurde.

Ein alter Bergarbeiter, der dabei war, als man den „alten Mann“ anfuhr, versicherte mir, dass er dort einen gebrochenen Stab fand (ein Bergmass, wie er glaubte, da er in bestimmten Abständen Kerben zeigte); ausserdem befanden sich auf demselben räthselhafte sonderbare Zeichen. Da er nicht wusste, was dies Alles zu bedeuten habe und was damit zu machen sei und sich auch Niemand hiefür interessirte, so hat er den Stab wieder weggeworfen.

Schlackenhalden und Schmelzstätten, wo der „alte Mann“ sein Kupfer ausschmolz, habe ich noch nicht gefunden; vielleicht glückt mir dies aber. Auch habe ich dieses ziemlich umfangreiche Arbeitsfeld auch noch zu wenig erforscht und hoffe, vielleicht noch Einiges aufzudecken, was zur Erforschung dieses alten Bergbaubetriebes von Wichtigkeit ist. Auch Herr Professor

v. Weber versprach mir, diese Gegend mit mir näher zu untersuchen.

Sehr auffällig erscheinen mir gewisse Gruben (oval oder kreisförmig) mit wulstigen Rändern oder eine Art Wall, die man nicht für natürlich, sondern für künstlich von Menschenhand gemacht, halten kann. Warum sollten dem „alten Mann“ diese Gruben (mit Fellen oder Rinde zeltartig gedeckt etc.) nicht als Wohnstätten gedient haben? Herr Dr. Much hält sie für verstürzte Schächte. Da der „alte Mann“, wie leicht erkennbar ist, diese ganze Gegend anschürfte und genau untersuchte, ob oder wo die Erzader ausbeisst, so könnten diese Gruben wohl vielleicht auch als Schürfgrube anzusehen sein, wo er bis auf den Felsen niederarbeitete, um den Boden beziehungsweise den Felsen auf das Vorhandensein von Erz zu untersuchen.

Auffällig ist auch das Vorhandensein von zahlreichen Wassertümpeln innerhalb des Rayons, wo der „alte Mann“ schürfte.

Sämmtliche Funde wurden vom Berichterstatter dem Tiroler Landesmuseum „Ferdinandeum“ in Innsbruck als Geschenk überwiesen.

14. Herr **Willibald v. Schulenburg** in Charlottenburg übersendet eine Notiz über

Götternamen in Norddeutschland.

1. In Pewestorf (Provinz Hannover), gelegen am Höhbeck, einem Berge an der Elbe, gegenüber der Stadt Lenzen, theilte mir (1887) der Vater des Fährmannes Schultze mit: „Zu Weihnachten oder zu Neujahr, wenn sie die Hede vom Wocken nicht aufgesponnen haben, sagt man: „Nu kömmt die Fru Gauen . . . .“

2. Der bejahrte, nunmehr verstorbene Gastwirth Borchert, an der Elbe bei Lenzen (Kreis Westpriegnitz) wohnhaft, theilte mir (1887) mit: „Bei Lenzen sagte man früher: „De Drak treckt!“ (Der Drache zieht) oder: „Die Frau Johl treckt!“ Er fügte hinzu: „Wenn sie im Gewölk irgend etwas sehen (nämlich Ungewöhnliches am Himmel), erschrecken sie die Kinder“ (damit).

3. Frau Borchert aus Lenzen theilte mir (1887) mit, dass sie den Namen Fru Goel (zu sprechen Go—el), aber blos den Namen, öfter bei Lenzen gehört habe.

4. Frau Plötz, eine 63 Jahre alte Bäuerin in Korswant, einem Dorfe bei Swinemünde, auf der Insel Usedom in Pommern, sagte mir (1892): „In den Zwölften soll man nicht spinnen, sonst kommen die alte Wul (das u lang gesprochen) ein.“ — Das soll heissen: sie kommen in den Rocken, in den Flachs. Sie erklärte das also: „Da kommen Würmer ein, das ist ein altes Sprüchwort (d. h. eine Redensart von altersher), blos in den Zwölften gebraucht.“ „Sonst,“ sagte sie noch, „braucht man das Wort Wule nicht.“ Diese Frau war die Einzige, so viel ich feststellen konnte, die im Dorfe überhaupt noch von dem Glauben wusste. Auch in der Umgegend habe ich von den Leuten nichts weiter darüber erfahren.

Sehr allgemein noch gilt in Norddeutschland bei den Landleuten als alter Glaubenssatz, dass zwischen Weihnachten und Heiligen drei Könige, in der Zeit der Zwölften oder Dreizehn, nicht gesponnen werden darf, sonst erscheint eine Persönlichkeit, die verschiedentliche Strafen verhängt. Sie ist vielfach mit gutem Grunde zurückzuführen auf eine Gottheit, so auf die Gemahlin des Wode (Wodan). Im benachbarten Mecklenburg [1]) kommt in Ueberlieferungen des Volkes Waul (als Götternamе) vor. Deshalb ist anzunehmen, dass auch das von mir aufgefundene Wort Wul auf den Namen eines alten Gottes, im vorliegenden Falle auf den einer Göttin zurückzuführen sei. Man nimmt an, dass Waul sich auf den Wode bezieht. Wodan wurde nach dem Zeugniss des Langobarden Paul Warnefrid [2]) von allen Germanen in Deutschland verehrt. Ganz allgemein ist sein Name den Nachkommen unverständlich geworden, in Korswant sogar zum Begriff von Würmern herabgesunken, wie denn anderwärts in den Zwölften auch Gewürm zur Strafe sich einfinden soll.

Noch in unserem Jahrhunderte kommt in der Ueberlieferung des Volkes der Name Gode neben Wode vor und von den Langobarden ist die Kunde, dass sie vor ihrem Auszuge nach dem Süden an der Elbe wohnten. Deshalb lag es nahe, die Stelle heranzuziehen bei Paul Warnefrid: „Wodan sane, quem adjecta litera Gwodan dixerunt.“ Indessen meinen neuere Germanisten [3]), worauf auch schon Grimm hindeutete, dass die Form Gwodan erst eine Folge von romanischem Spracheinflusse sei, wie z. B. aus warten guardare, aus werra guerra entstanden. In der „Origo gentis Langobardorum“ [4]) wird Wodan ständig Godan genannt. Wie schon erwähnt, findet sich in der Volkssprache unserer Zeit Gode neben Wode. So wäre denkbar, dass auch die von mir aufgefundenen Namen Johl oder Goel einem Wohl entsprechen. Bei Bartsch werden angeführt als Namen (des Gottes Wodan oder der Göttin, seiner Gemahlin), die sich noch jetzt erhalten hatten: Wod, Waud, Wauld, Waul, Wool, Wohl, Wor, Waur, Wauer, Gode, Gauden, Gor, Gauer, Gauerken. Aus dem Alterthum scheint die Form „Wohl“ nicht bekannt zu sein. Im zweiten Merseburger Zauberspruch findet sich nur „Phohl“. Nach Grimm [5]): „Phol ende Wodan vuorun zi holza do wart demo Balderes volon sin vuoz birenkit“ u. s. w., wo „Phohl“ Name des Gottes Balder ist, dessen Pholen zu Schaden gekommen.

15. Herr Dr. **H. Matiegka** in Prag übersendet eine Notiz

Der Schädel des Samojeden Wasko.

Bis heute stehen wir in der Anthropologie noch immer auf dem Standpunkte, dass Schädelmaasse nur wieder mit Schädelmaassen, Kopfmaasse nur wieder mit Kopfmaassen verglichen werden können. Alle Versuche, eine sichere Umrechnungsmethode zu liefern, sind bis nun als erfolglos anzusehen; denn es scheint wirklich,

---

[1]) Vgl. Bartsch, Sagen aus Mecklenburg. Wien, 1879, 1880.

[2]) De gestis Langobardorum, I, 9. Wodan . . . qui apud Romanos Mercurius dicitur et ab universis Germaniae gentibus ut deus adoratur. Tacitus, Germania, IX. Deorum maxime Mercurium colunt.

[3]) Vgl. C. Meyer, Sprache der Langobarden. Paderborn 1877.

[4]) C. Mayer, S. 108, 109.

[5]) Grimm, Deutsche Mythologie, 1876.

dass die verschiedenen Altersstufen, Geschlechter und Rassen besondere Berücksichtigung verlangen.

Die seltene Gelegenheit, den Schädel eines Mitgliedes einer fremden Rasse, das zu Lebzeiten studirt, beschrieben und abgebildet wurde, auch post mortem untersuchen zu können, ist sicher eine so seltene, dass ich glaubte, berechtigt zu sein, die folgende Beschreibung eines einzelnen Samojedenschädels hier der Oeffentlichkeit vorlegen zu dürfen.

Es handelt sich um den Schädel des Samojeden Wasko, recte Vasil Kanjukov, der vor einigen Jahren in Begleitung einiger Stammesgenossen sich in Europa sehen liess und in den vorliegenden Blättern (Bd. XVI, 1886, S. 25) von Herrn J. Szombathy beschrieben und abgebildet wurde. Er starb, wie Herr Szombathy schon (l. c.) anführt, in Prag, und zwar am 19. August 1882 im Alter von etwa 60 Jahren. In Folge der nach Verlauf der gesetzlichen Jahre vorgenommenen Exhumirung war es mir durch gütige Vermittlung des Herrn Stadtphysicus Dr. H. Záhoř und des Herrn Friedhofsverwalters A. Peřina möglich, den Schädel einer Untersuchung zu unterziehen, deren Resultat ich nun vorzulegen mir erlaube.

Der Schädel ist der eines älteren Mannes; die Zähne sind ziemlich stark abgeschliffen, einige defect; die Pfeilnaht beginnt zu verwachsen. Im Uebrigen sind die Nähte sehr einfach, blos die Lambdanaht stärker gezackt und in ihrer linken Hälfte durch kleine Schaltknöchelchen unterbrochen; dagegen befindet sich im Bregma ein grösserer, länglicher (19 × 31 mm) Schaltknochen. Der Schädel ist gracil gebaut, fast wie ein weiblicher, und weist nur kleine Augenbrauenwülste und ganz kleine Zitzenfortsätze auf; die Lineae semicirc. temp. und nuchae sind jedoch stärker ausgeprägt. Im Gegensatze zu dem gracilen Hirnschädel erscheint das Gesichtsskelet entschieden männlich und ist mit deutlichen Muskelansatzstellen und namentlich mit kräftigen Kiefern ausgestattet.

Das Schädeldach wurde bei der seinerzeit vorgenommenen pathologisch-anatomischen Section lege artis durchgesägt. An seiner Innenfläche erscheinen alle Nähte verschmolzen.

In der Norma parietalis erscheint die Schädelcontour als ein kurzes, schönes Eioval mit etwas schmälerer Stirn und einem vollen, kurzen Hinterhaupt. Die Norma occip. zeigt einen sehr niedrigen, breiten Bogen mit flacher Wölbung und fast senkrecht abfallenden Seiten. In der Norma later. fällt die flache, etwas zurückfliehende Stirn, die geringe Scheitelwölbung, die im Bogen in das kurze Hinterhaupt übergeht, und die Niedrigkeit des Schädels überhaupt auf. Das Gesicht erscheint orthognath, die Augenbrauenwülste klein, die Nasenbeine lang, schmal und winkelig zu einander gestellt; die Nase im Ganzen ist ziemlich hoch; Fossae praenasal. finden sich schwach angedeutet. Die Augenhöhlen sind viereckig, hoch und wenig schräg gestellt. Der Gaumen und der ganze Kiefer überhaupt ist breit; auch der Unterkiefer erscheint niedrig und breit, seine Winkel etwas auswärts gebogen, das Kinn rund. Um die oberen Mahlzähne ist der Kiefer exostosenartig etwas aufgetrieben. Das Hinterhauptsloch ist länglich, die Gelenksflächen ziemlich weit nach vorne gerückt und auffallend klein, d. h. fast ebenso kurz als breit. Stenocrotaphie findet sich nicht vor.

Die Messung ergab folgende Resultate[1]):

Grösste Länge	175 (179)	mm
„ Breite	147 (153)	„
Höhe (Basion-bregma)	126	mm
kleinste Stirnbreite	88	„
grösste „	122	„
Stephanionbreite	118	„
Basislänge	97	„
Basisbreite (auric.)	106 (135)	mm
„ (mastoid.)	108	mm
Circumferenz	509 (550)	mm
Querbogen	315	mm
Längsbogen:		
Stirntheil	115	mm
Scheiteltheil	128	„
Hinterhauptstheil	110	„
im Ganzen	353	„
Längsbogen (Sehne):		
Stirntheil (Nasion-bregma)	103	„
Scheiteltheil (Bregma-lambda)	112	„
Hinterhauptstheil (Lambda-opist.)	93	„
„ (Lambda-basion)	112	„
Foramen ovale, Länge	36	„
„ „ Breite	28	„
Gesichtsbreite (bizyg.)	132 (140)	mm
Gesichtshöhe (mentonas.)	125 (126)	„
Oberkieferhöhe (ohne Zähne)	79	mm
Oberkieferbreite	105	„
Interorbitalbreite	25 (34)	mm
Biorbitalbreite	100	mm
Bijugalbreite	114	„
Augenhöhlenhöhe	34	„
Augenhöhlenbreite	35	„
Nasenhöhe	53 (54)	mm
Nasenbreite	24 (41)	„
Nasenaperturhöhe	32	mm
Nasenbeine:		
Insertionsbreite	10	mm
Grösste Breite	17	„
Länge	26	„
Unterkiefer-Höhe	35	„
„ -Winkelbreite	103 (105)	mm
„ -Gelenksbreite	99	mm
Längenbreitenindex	84·00 (85·5)	
Längenhöhenindex	72·00	
Breitenhöhenindex	85·71	
Gesichtsindex	94·69 (90·0)	
Obergesichtsindex (bizyg.)	59·84	
Oberkieferindex	75·24	
Orbitalindex	97·14	
Nasalindex	45·28 (75·9)	
Nasenaperturindex	75·00	
Index des foramen ovale	77·78	

[1]) Die in Klammern beigesetzten Zahlen sind die zu Lebzeiten am Kopfe abgenommen Maasse.

Der Schädel ist also brachycephal, orthocephal, zur Chamaecephalie neigend, leptoprosop, hypsikonch und leptorrhin.

Ein Vergleich der Schädelmaasse mit den zu Lebzeiten am Kopfe gewonnenen Maassen, die ich in Klammern beisetzte, ergibt, dass die Differenz für die absolute Länge 4 mm, für die absolute Breite 6 mm beträgt und dass der Schädelindex um 1·5 geringer ist als der Kopfindex. Die Differenz für den horizontalen Umfang beträgt 41 mm. Die Gesichtshöhe differirt blos um 1, die Breite dagegen um 8 mm, weshalb der Gesichtsindex am Schädel um 4 steigt. Die Nasenhöhe differirt ebenfalls nur um 1 mm, die Unterkieferbreite um 2 mm. Die übrigen Maasse lassen keinen Vergleich zu.

Der Kopf ist also im Vergleiche zum Schädel brachycephaler und „streift nur an die Grenze der Leptoprosopie".

Wie sich aber Wasko in seinen Maassen und Formen nicht unwesentlich von seinen Reisegenossen unterschied, so unterscheidet sich auch der Schädel von einer Anzahl bekannter Semojedenschädel. Am meisten ähnelt er dem im Museum of R. College of Surgeons aufbewahrten Exemplare (M. G. Busk im „Journal of the Anthrop. Inst." III, 494), der ebenfalls brachycephal (L. = 178, B. = 157, Index = 88·2) und sehr niedrig (H. = 125, H. : L. = 70·22, H. : B. = 79·61) ist und ein sehr wenig prognathes, freilich breites Gesicht, aber eine hohe Nase (L. = 56, B. = 24, Index = 42·85) und ziemlich hohe viereckige Augenhöhlen (H. = 35, B. = 40, Index = 87·50) aufweist.

Neben diesen kurzen Formen kommen aber zahlreich längere Schädel vor; ich verweise hier auf die verschiedenen, Samojedenschädel betreffenden Angaben, die Herr J. Szombathy (l. c.) citirte, und füge noch hinzu, dass W. Mainoff (Priviatskaia Tchoud, Petersburg 1879) den mittleren Index mit 77·69 berechnet und dass die sieben Samojedenschädel im Museum der Akademie der Wissenschaften in Petersburg als mittleren Index 79·88 ergaben. Diese Differenzen im Schädelindex beweisen ebenso wie die Unterschiede in der Gesichtsbildung wohl nur die Richtigkeit der Annahme, dass die Samojeden ein Mischvolk vorstellen, das mongolische mit finnischen Elementen in sich vereinigt. (Vgl. Hamy et Quatrefages, Crania ethnica, S. 414 und 482.)

Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande der Jahres-Versammlung am 14. März 1893.

A. Vereinsleitung und Ausschuss.

Präsident:

Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg.**

Vice-Präsidenten:

Dr. Karl **Brunner** Ritter v. **Wattenwyl.**
Dr. Augustin **Weisbach.**

Secretär:

Franz **Heger.**

Secretär-Stellvertreter:

Dr. Wilhelm **Hein.**

Cassier:

Karl Freiherr v. **Schlosser.**

Rechnungsführer:

Dr. Otto **Müller.**

Rechnungs-Censoren:

Dr. Moriz **Bruck.**
Alois Raimund **Hein.**

Ausschussräthe:

Dr. Michael **Haberlandt.**
Dr. Franz Ritter v. **Hauer.**
Dr. Emanuel **Herrmann.**
Dr. Moriz **Hoernes.**
Dr. Karl Theodor v. **Inama-Sternegg.**
Felix **Kanitz.**
Dr. Josef **Karabacek.**
Felix **Karrer.**
Dr. Matthäus **Much.**
Dr. David Heinrich **Müller.**
Karl **Penka.**
Josef **Szombathy.**
Dr. Karl **Toldt.**
Dr. Wilhelm **Tomaschek.**
Dr. Sigmund **Wahrmann.**
Dr. Martin **Wilckens.**
Hans Graf **Wilczek.**
Dr. Joh. Nep. **Woldřich.**
Gundaker Graf **Wurmbrand.**
Dr. Emil **Zuckerkandl.**

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

1. Adolf **Bastian** in Berlin.
2. Anatol **Bogdanow** in Moskau.
3. Ernst **Haeckel** in Jena.
4. Friedrich **Müller** in Wien.
5. J. W. **Powell** in Washington.
6. Franz v. **Pulszky** in Budapest.
7. Wilhelm **Reiss** in Könitz (Thüringen).
8. Leopold v. **Schrenck** in St. Petersburg.
9. J. J. S. **Steenstrup** in Kopenhagen.
10. Praskovja Sergeewna Gräfin **Uwarow** in Moskau.
11. Rudolf **Virchow** in Berlin.

II. Correspondirende Mitglieder.

1. Richard **Andree** in Braunschweig.
2. Dmitri Nikolaewitsch **Anutschin** in Moskau.
3. Max Bartels in Berlin.
4. Josef Baron de **Baye** in Paris.
5. Franz **Boas** in Worcester, Mass. U. S. A.
6. Daniel G. **Brinton** in Philadelphia.
7. Emil **Cartailhac** in Toulouse.
8. Ernest **Chantre** in Lyon.
9. Ernst **Eitel** in Hongkong.
10. A. **Ernst** in Carácas.
11. Otto **Finsch** in Delmenhorst bei Bremen.
12. Oskar **Fraas** in Stuttgart.
13. Alb. S. **Gatschet** in Washington.
14. J. **Girard de Rialle** in Paris.
15. Wilhelm **Grempler** in Breslau.
16. Victor **Gross** in Neuveville.
17. Wilhelm **Gurlitt** in Graz.
18. Theophil **Hahn** in Stellenbosch, Capland.
19. Horatio **Hale** in Clinton, Canada.
20. Josef **Hampel** in Budapest.
21. Ernest **Hamy** in Paris.
22. Jakob **Heierli** in Zürich.
23. Wolfgang **Helbig** in Rom.
24. Theodor von **Heldreich** in Athen
25. C. **Herbst** in Kopenhagen.
26. Anton **Herrmann** in Budapest.
27. Hans **Hildebrand** in Stockholm.
28. W. J. **Hoffman** in Washington.
29. Abel **Hovelacque** in Paris.
30. Urban **Jarnik** in Prag.
31. Julius **Kollmann** in Basel.
32. G. W. **Leitner** in Woking bei London.
33. A. **Lissauer** in Berlin.
34. Paolo **Mantegazza** in Florenz.
35. Christian **Mehlis** in Dürkheim a. d. H.
36. Johanna **Mestorf** in Kiel.
37. A. B. **Meyer** in Dresden.
38. Oskar **Montelius** in Stockholm.
39. Gabriel de **Mortillet** in St. Germain en Laye.
40. Julius **Naue** in München.
41. Alfred **Nehring** in Berlin.
42. Hermann **Obst** in Leipzig.
43. Paul **Orsi** in Siracus.
44. Antonio **Pascoli** in Mexico.
45. Luigi **Pigorini** in Rom.
46. Gustav **Radde** in Tiflis.
47. W. **Radloff** in St. Petersburg.
48. Johannes **Ranke** in München.
49. Friedrich **Ratzel** in Leipzig.
50. Gustav **Retzius** in Stockholm.
51. J. G. F. **Riedel** in Brüssel.
52. L. **Rütimeyer** in Basel.
53. J. D. E. **Schmeltz** in Leiden.
54. Willibald v. **Schulenburg** in Charlottenburg.
55. W. **Schwartz** in Berlin.
56. Georg **Schweinfurth** in Berlin.
57. C. **Schwicker** in Budapest.
58. Theodor Ritter v. **Stefanović-Vilovsky** in Wien.
59. C. L. **Steinhauer** in Kopenhagen.
60. Ludwig **Stieda** in Königsberg.
61. Hjalmar **Stolpe** in Stockholm.
62. Pellegrino **Strobel** in Parma.
63. Aurel v. **Török** in Budapest.
64. Paul **Topinard** in Paris.
65. W. **Troutowski** in Moskau.
66. E. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd** in Paris.
67. Ingvald **Undset** in Christiania.
68. Julien **Vinson** in Paris.
69. Albert **Voss** in Berlin.

III. Stifter.

1. **Sokolowski,** Julian. Wreschen in Posen.

IV. Unterstützende Mitglieder [1]).

1. **Abensperg-Traun,** Hugo Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath und Oberst-Jägermeister. Wien, I. Wallfischgasse 13.
2. **Apponyi,** Alexander Graf. Lengyel, Ungarn.
3. **Auspitz,** Theodor, Procurist der pr. Firma S. Auspitz. Wien, I. Schwarzenbergstrasse 8.
4. **Clary und Aldringen,** Edmund Fürst, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath etc. etc. Wien, I. Herrengasse 9.
5. **Daublebsky von Sterneck zu Ehrenstein,** Maximilian Freiherr, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Admiral, Marine-Commandant und Chef der Marine-Section. Wien, IX. Hörlgasse 2.
6. **Delhaes,** Stefan, Historienmaler. Wien, VIII. Schlösselg. 2.
7. **Dumba,** Nikolaus, Mitglied des Herrenhauses etc. etc. Wien, I. Parkring 4.
8. **Dungel,** Dr. Adalbert, Generalabt, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich.
9. **Dzieduszycki,** Wladimir Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Lemberg, Kurkova 15.
10. **Erwein,** Dr. Josef, Landeshauptmann von Kärnten. Klagenfurt.
11. **Figdor,** Karl, Verwaltungsrath der Wiener Rückversicherungs-Gesellschaft. Wien, I. Löwelstrasse 8.
12. **Grünbaum,** Dr. Hermann. Wien, I. Franzensring 18.
13. **Gussenbauer,** Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Wenzelsplatz 58.
14. **Gutmann,** Max Ritter v., Berg- und Hütten-Ingenieur. Wien, I. Kantgasse 6.
15. **Haas,** Josef, k. u. k. General-Consul. Schanghai.
16. **Harrach zu Rohrau, Prugg und Tannhausen,** Johann Franz Graf, Erlaucht, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Freiung 3.
17. **Hauer,** Dr. Franz Ritter v., k. u. k. Hofrath, Intendant des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Burgring 7.
18. **Kammel Edler v. Hardegger,** Dr. Dominik, Gutsbesitzer. Stronsdorf, Niederösterreich.

---

[1]) Die P. T. Mitglieder werden dringend ersucht, vorkommende Adressenänderungen sofort dem Secretariate der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, I. Burgring 7, anzeigen zu wollen, da nur für diesen Fall die regelmässige Zusendung der Gesellschaftsschriften, Einladungen etc. garantirt werden kann. Den Mitgliedbeitrag wolle man an den Cassier der Gesellschaft, Herrn Karl Freiherr v. Schlosser, Wien, IV. Taubstummengasse 8, einsenden.

19. **Kinsky,** Ferdinand Fürst, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Freiung 4.
20. **Lanckoroński-Brzezie,** Karl Graf, k. u. k. Kämmerer. Wien, IX. Wasagasse 6.
21. **Lanna,** Adalbert Ritter v., Mitglied des Herrenhauses. Prag.
22. **Lieben,** Leopold v., Vice-Präsident der Börsekammer. Wien, I. Oppolzergasse 4.
23. **Lohmeyr,** Ludwig, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Weihburggasse 2.
24. **Mayer,** Dr. Sigmund, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stephansgasse 28.
25. **Miller zu Aichholz,** Dr. Victor Ritter v. Wien, III. Am Heumarkt 13.
26. **Niederösterreichisches Landes-Real- und Obergymnasium in Horn.**
27. **Osborne,** Wilhelm, Rittergutsbesitzer. München, Leopoldstrasse 36.
28. **Presl,** Johann, Badhausunternehmer. Wien, VI. Gumpendorferstrasse 59.
29. **Reich,** S. & Co., k. k. landesbefugte Glaswaarenfabrikanten. Wien, II. Czerningasse 3.
30. **Rothschild,** Nathaniel Anselm Freiherr v. Wien, IV. Theresianumgasse 14.
31. **Salzer,** Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III. Marxergasse 1.
32. **Schadenberg,** Dr. Alexander. Manila, Philippinen.
33. **Schanta,** Karl, Pfarrer. Payerbach, Niederösterreich.
34. **Schoeller,** Philipp Wilhelm Ritter v., Generalrath der österr.-ungar. Bank, Wien, II. Obere Donaustrasse 105.
35. **Schwarzenberg,** Adolf Josef Fürst zu, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, III. Rennweg 2.
36. **Scudier,** Anton Freiherr v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Feldzeugmeister i. P. Wien, I. Friedrichstrasse 2.
37. **Tieftrunk,** Dr. Franz, Advocat. Melnik, Böhmen.
38. **Todesco,** Sophie Baronin v. Wien, I. Kärntnerstrasse 51.
39. **Touristen-Club,** Oesterreichischer. Wien, I. Herrengasse 23.
40. **Wilczek,** Hans Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Herrengasse 5.
41. **Windisch-Graetz,** Ernst Fürst zu, Gutsbesitzer. Wien, III. Strohgasse 11 A.
42. **Wurmbrand-Stuppach,** Gundaker Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Landeshauptmann von Steiermark. Graz, Elisabethstrasse 31.
43. **Zichy v. Vásonykeö,** Edmund Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Weihburggasse 32.
44. **Zwiklitz,** Felix Edler v. Wien, IV. Heugasse 20.

V. Wirkliche Mitglieder.

1. **Adam,** Dr. Josef. Wien, IX. Liechtensteinstrasse 56.
2. **Akademischer Verein** der Mediciner in Innsbruck.
3. **Albert,** Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Maximilianplatz 7.
4. **Alterthumsverein in Worms.**
5. **Andrian-Werburg,** Ferdinand Freiherr v. Wien. I. Kolowratring 5. (Lebenslängliches Mitglied.)
6. **Anthropologischer Verein in Görlitz.**
7. **Anthropologische Section** der Gesellschaft für Physiokratie in Böhmen zu Prag 779-II.
8. **Arneth,** Dr. Alfred Ritter v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Director des k. u. k. Haus-, Hof- und Staats-Archives. Wien, I. Parkring 16.
9. **Arneth,** Dr. Franz Hektor Ritter v. Wien, I. Kolowratring 14.
10. **Arthaber,** Johann Josef Rudolf Edler v., kaiserl. Rath. Wien, I. Löwelstrasse 18.
11. **Auchenthaler,** Dr. Franz, k. u. k. Leibarzt. Wien, I. Habsburgergasse 9.
12. **Bachofen v. Echt,** Adolf. Wien, XIX. Nussdorf, Färbergasse 18. (Lebenslängliches Mitglied.)
13. **Bancalari,** Gustav, k. u. k. Oberst a. D. Linz, Altstadt 30.
14. **Bartsch,** Franz, k. k. Ober-Finanzrath. Wien, III. Salmgasse 14.
15. **Bassanowicz,** Dr. J., Kreisphysicus. Varna, Bulgarien.
16. **Baumann,** Dr. Oskar. Wien, I. Elisabethstrasse 9.
17. **Baumgartner,** Dr. Heinrich, k. k. Gymnasial-Professor. Wiener-Neustadt, Hobelhof.
18. **Beer,** Dr. Adolf, k. k. Hofrath, Professor an der technischen Hochschule. Wien, III./3. Lagergasse 1.
19. **Bellak,** Isidor, Antiquar. Wien, II. Rembrandtstrasse 16.
20. **Benndorf,** Dr. Otto, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. Pelikangasse 18.
21. **Berchtold,** Sigmund Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Kärntnerring 10.
22. **Bielka Ritter v. Karltreu,** Dr. August, k. u. k. Leibarzt. Wien, I. Reitschulgasse 2.
23. **Binder,** Andreas, Bau-Inspector der Kaiser Ferdinands-Nordbahn. Wien, III. Marokkanergasse 1.
24. **Blasius,** Dr. Wilhelm, Director und Professor. Braunschweig, Gauss-Strasse 17.
25. **Böhmerle,** Karl, Adjunct der k. k. forstlichen Versuchsleitung in Mariabrunn 1.
26. **Bogišić,** Dr. Valtazar, Staatsrath, Professor der Rechte an der Universität in Odessa. Paris, Rue des Saints-Pères 71. (Lebenslängliches Mitglied.)
27. **Bohatta,** Dr. Hans, Volontär an der k. k. Universitäts-Bibliothek. Wien, I. Weihburggasse 8.
28. **Brenner-Felsach,** Joachim Freiherr v., k. u. k. Kämmerer. Gainfarn, Niederösterreich.
29. **Bruck,** Dr. Moriz, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Wien, II. Czerninplatz 1.
30. **Brunn,** Ferdinand, leitender Ingenieur der Gewerkschaft Rudolfsthal. Mühldorf bei Spitz, Niederösterreich.
31. **Brunner Ritter v. Wattenwyl,** Dr. Karl, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, VIII. Trautsohngasse 6.
32. **Brunšmid,** Josef, k. Gymnasial-Professor in Agram.
33. **Bühler,** Dr. Georg Johann, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, XIX. Ober-Döbling, Stephaniegasse 22.
34. **Bugiel,** Wladimir, stud. med.
35. **Buschman,** Dr. Ferdinand Freiherr v., Generalsecretär der k. k. Geographischen Gesellschaft. Wien, I. Bauernmarkt 13.
36. **Campi,** Luigi de. Cles, Tirol.
37. **Chrobak,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Frankgasse 6.
38. **Czerny,** Alois, Bürgerschullehrer in Mährisch-Trübau.
39. **Czoernig,** Karl Freiherr v., k. k. Hofrath, Finanz-Landes-Director in Innsbruck.

40. **Dalla-Rosa,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Porzellangasse 2.
41. **Dargun,** Dr. Lothar v., k. k. Universitäts-Professor. Krakau, Basztova 3.
42. **Demuth,** Theodor, Buchhändler. Wien, I. Postgasse 6.
43. **Deutsch,** Joel, kaiserl. Rath, em. Director des israel. Taubstummen-Institutes. Wien, III. Wassergasse 34.
44. **De Vaux,** Karl Freiherr v., k. u. k. Kämmerer und Generalmajor im Geniestabe. Wien, III. Lagergasse 6.
45. **Dillinger,** Andreas, Schriftsteller. Wien, I. Opernring 23.
46. **Döhner,** Richard. Dirna Watra, Bukowina.
47. **Dürrnberger,** Dr. Adolf, Hof- und Gerichtsadvocat, Vice-Präsident des Museums Francisco-Carolinum. Linz.
48. **Duška,** Josef. Josefstadt, Böhmen.
49. **Dworschak,** Dr. Joh., Advocat in Deutsch-Landsberg, Steiermark.
50. **Dzieduszycki,** Thaddäus Graf, Gutsbesitzer. Lemberg, Kurkova 15.
51. **Eigl,** Josef, k. k. Ober-Ingenieur. Salzburg, Neuthorgasse 9.
52. **Elsässer,** Hermann, Ingenieur. Wien, IV. Waaggasse 8.
53. **Epstein,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Wenzelsplatz 58.
54. **Erzbischöfliches Knabenseminar** und Ober-Gymnasium in Trawnik, Bosnien.
55. **Faber,** Dr. Karl Maria. Graz, Lichtenfelsgasse 15.
56. **Familien-Fideicommiss-Bibliothek,** k. u. k. Wien, Hofburg.
57. **Faulhaber,** Dr. Eustachius, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, VI. Getreidemarkt 3.
58. **Figdor,** Gustav, Grosshändler. Wien, II. Kaiser Josefstrasse 38.
59. **Fillenbaum,** Dr. Anton v., k. u. k. Stabsarzt. Wien, IX. Garnisonsgasse 6.
60. **Finck,** Johann, königl. Rath, Bürgermeister von Oedenburg.
61. **Fischer,** Alois, Liquidator des k. u. k. Hofzahlamtes. Wien, V. Margarethenhof 2.
62. **Fischer,** Dr. Ferdinand, k. u. k. Regimentsarzt in Graz, Rechbauerstrasse 30.
63. **Fischer,** Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, VII. Breitegasse 8.
64. **Frischauf,** Dr. Eugen, Notariats-Candidat. Wien, IV. Wiedner Hauptstrasse 22.
65. **Frueth,** Dr. Wilhelm von, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Mauer bei Wien, Valentingasse 4.
66. **Fuchs,** Dr. Edmund Karl. Wien, VI. Gumpendorferstrasse 47.
67. **Gauster,** Dr. Moriz, k. k. Regierungsrath, Director der Landes-Irrenanstalt. Wien, IX. Lazarethgasse 14.
68. **Gesellschaft für Salzburger Landeskunde** in Salzburg.
69. **Globočnik,** Anton, k. k. Regierungsrath in Laibach.
70. **Gomperz,** Dr. Theodor, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Reisnerstrasse 9 a.
71. **Grösel,** Franz Xaver, Präparator am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Klosterneuburg, Albrechtsstrasse 70.
72. **Grohmann,** Frl. Anna, Präsidentin des Damen-Comités der I. Prager Volksküche etc., Hausbesitzerin. Prag, Graben 8.
73. **Gross,** Dr. Konrad, Operateur an der III. geburtshilfl. Klinik. Wien, IX. Garnisonsgasse 22.
74. **Gruber,** Dr. Josef, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Freiung 7.
75. **Gschirhakl,** Dr. Johann, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, VIII. Florianigasse 7.
76. **Habart,** Dr. Johann, k. u. k. Regimentsarzt, Chefarzt bei der königl. ungar. Leibgarde. Wien, VII. Hofstallstrasse 7.
77. **Haberlandt,** Dr. Michael, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhist. Hofmuseum, Privatdocent an der Universität. Wien, IV. Louisengasse 9.
78. **Haberler,** Dr. Franz Ritter v. Wien, VIII. Skodagasse 8.
79. **Hackenberg,** Dr. Ferdinand, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, IV. Margarethenstrasse 7.
80. **Hacker,** P. Leopold, Secretär der Centralverwaltung des Stiftes Göttweig, Post Furth, Niederösterreich.
81. **Halla,** Max Josef, Kaufmann in Triest.
82. **Hartungen,** Dr. Christoph v. Riva am Gardasee. Villa Christoforo.
83. **Hatschek,** Dr. Rudolf. Wien, VIII. Piaristengasse 62.
84. **Hebra,** Dr. Hans Ritter v., Docent an der k. k. Universität. Wien, I. Kärntnerstrasse 14.
85. **Heger,** Franz, k. u. k. Custos und Leiter der anthropol.-ethnographischen Abtheilung am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III. Rasumoffskygasse 1.
86. **Hein,** Alois Raimund, k. k. Professor und akademischer Maler. Wien, V. Bacherplatz 13.
87. **Hein,** Dr. Wilhelm, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Donaufeld bei Wien, Hauptstrasse 2.
88. **Herrmann,** Dr. Emanuel, k. k. Ministerialrath, Professor an der k. k. techn. Hochschule in Wien. VI. Gumpendorferstrasse 58 b.
89. **Herrnfeld,** Heinrich, Schriftsteller. Wien, II. Fischergasse 3.
90. **Herzog,** Jakob, Schriftsteller. Wien, III. Veithgasse 9.
91. **Himmel v. Agisburg,** Heinrich, k. u. k. Oberstlieutenant im Infanterie-Regiment Nr. 6 in Budapest, Herrengasse 66.
92. **Historisches Museum** der Stadt Pilsen.
93. **Hladisch,** Clemens J., Baumeister und Werkstätten-Besitzer. Mährisch-Ostrau.
94. **Hochstetter,** Dr. Arthur Ritter v., Primararzt. Wiener-Neustadt.
95. **Hoelder,** Dr. H. v., k. württ. Ober-Medicinalrath. Stuttgart, Marienstrasse 31.
96. **Hoernes,** Dr. Moriz, k. u. k. Assistent am k. k. naturhistorischen Hofmuseum, Privatdocent an der Universität. Wien, III. Bechardgasse 22.
97. **Hoernes,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Sparbersbachstrasse 29.
98. **Hofmann,** Rafael, Bergwerks-Director. Wien, IV. Heugasse 52.
99. **Hofmeier,** Ernst, Domänen-Besitzer. Pischely bei Prag.
100. **Hohenbruck,** Arthur Schwäger Freih. v., k. k. Ministerialrath im Ackerbau-Ministerium. Wien, I. Nibelungengasse 8.
101. **Holl,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Harrachgasse 21.
102. **Hollaender,** Dr. Alexander, Privatdocent an der Universität. Wien, IX. Ferstelgasse 6.

103. **Holler,** Dr. Anton, Primararzt der niederösterr. Landes-Irrenanstalt. Wien, IX. Lazarethgasse 14.
104. **Houdek,** Victor, k. k. Ministerial-Vice-Secretär. Wien, III. Landstrasse Hauptstrasse 33.
105. **Houška,** Dr. Alois, städt. Polizei-Commissär in Pilsen, Mannsfeldgasse 7.
106. **Hueber,** Dr. Richard, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, XVII. Hernals, Bergsteiggasse 32.
107. **Inama-Sternegg,** Dr. Karl Theodor v., k. k. Sectionschef, Präsident der k. k. statistischen Central-Commission, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Freiung 6.
108. **Jagić,** Dr. Vatroslav, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor, Mitglied des Herrenhauses. Wien, XIX. Ober-Döbling, Hauptstrasse 18.
109. **Jelínek,** Břetislav, Custos des städt. Museums in Prag. Smichow, Hieronymusgasse 13.
110. **Jenny,** Samuel, Fabriksbesitzer, k. k. Conservator. Hard bei Bregenz.
111. **Jurié Edler v. Lavandal,** Dr. Gustav, Privatdocent an der Universität. Wien. I. Bankgasse 7.
112. **Kaindl,** Dr. Raimund Friedrich. Czernowitz, Neueweltgasse 58.
113. **Kaiser,** Franz, k. Rath, Hilfsämter-Ober-Director im k. k. Finanzministerium. Wien, IV. Favoritenstrasse 17.
114. **Kaltenegger,** Ferdinand, k. k. Regierungsrath. Brixen.
115. **Kanitz,** Felix, Curator am k. k. österr. Handelsmuseum, Wien, I. Eschenbachgasse 9.
116. **Kaposi,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Alserstrasse 28.
117. **Karabacek,** Dr. Josef, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Seidlgasse 41.
118. **Karner,** Lambert, Pfarrer in Brunnkirchen, Postamt Furth, Niederösterreich.
119. **Karrer,** Felix, Erster Secretär des Wissenschaftlichen Club. Wien, XIX. Ober-Döbling, Hauptstrasse 80.
120. **Katholicky,** Dr. Karl, k. k. Sanitätsrath. Brünn.
121. **Kemény,** Dr. Ig., k. u. k. Regimentsarzt. Komorn.
122. **Klarwill,** Dr. Ernst Ritter v. Wien, VIII. Tulpengasse 5.
123. **Knies,** Ján. Blansko, Mähren.
124. **Knoll,** Dr. Philipp, k. k. Professor an der deutschen Universität in Prag.
125. **Koblitz Ritter v. Willmburg,** Hans, k. u. k. Artillerie-Lieutenant. Wien, III. Marokkanergasse 3.
126. **Königswarter,** Moriz Freiherr v., Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Kärntnerring 4.
127. **Könyöki,** Alois Dr., Untersuchungschemiker der k. ungar. chem. Staatsversuchsstation. Budapest, Bajnokgasse 2 b.
128. **Koller,** August Freiherr v., k. u. k. Rittmeister im 14. Dragoner-Regiment in Dobřan bei Pilsen.
129. **Komers,** August, k. k. Professor in Znaim, Mähren.
130. **Kominek,** Alois, Güter-Inspector. Wien, I. Bartensteingasse 13.
131. **Kosanović,** Sava, Erzbischof von Sarajevo, Metropolit von Dabro in Bosnien und Exarch von Dalmatien. Dulcigno, Montenegro. (Lebenslängliches Mitglied.)
132. **Kosmač,** Joh., Werkdirector in Zangthal, Post Voitsberg.
133. **Kostersitz,** Ubald, inf. Propst des Stiftes Klosterneuburg.
134. **Koudelka,** Florian, k. k. Bezirks-Thierarzt in Wischau, Mähren.
135. **Kraus,** Franz, k. k. Regierungsrath. Wien, I. Strauchgasse 1.
136. **Krayatsch,** Dr. Josef, Leiter der niederösterr. Irrenanstalts-Filiale in Kierling-Gugging, Niederösterreich.
137. **Kříž,** Dr. Martin, k. k. Notar in Steinitz, Mähren.
138. **Kubinyi,** Nikolaus v., Oberfiscal der Herrschaft Arva. Arva Váralya, Ungarn.
139. **Kübeck zu Kübau,** Max Freiherr v., k. u. k. Legationsrath a. D. Wien, IV. Wienstrasse 27.
140. **Kulka,** Dr. Richard. Wien, VIII. Laudongasse 18.
141. **Kundrat,** Dr. Hans, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, IX. Maximilianplatz 10.
142. **Kutschera,** Hugo Freiherr v., Administrativ-Director der bosnischen Landesregierung in Sarajevo.
143. **Landesmuseum „Joanneum"** (Antiken- und Münzen-Cabinet) in Graz.
144. **Lanfranconi,** Enea Gracioso, Bauunternehmer in Pressburg.
145. **Leger,** F., Privatier. Kolin, Kuttenberger Vorstadt 182, Böhmen.
146. **Leidinger,** Josef, k. u. k. Rechnungsrath in Sr. Majestät Oberstthofmeisteramt. Wien, XIII. Hietzing, Lainzerstr. 70.
147. **Lenz,** Dr. Oskar, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königliche Weinberge, Sladkovskystrasse 8.
148. **Libicka,** Emma, Malerin. Wien, IX. Fluchtgasse 5.
149. **Linardić,** Dr. Dominik, k. u. k. Garnisons-Chefarzt. Oedenburg, Ungarn.
150. **Linden,** Marie Gräfin. Schloss Burgberg, Post Hermaringen, Württemberg.
151. **Lippmann,** Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IV. Karlsgasse 9.
152. **Ludwigstorff,** Anton Freiherr v. Deutsch-Altenburg an der Donau, Niederösterreich.
153. **Lukas,** Dr. Franz, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, IX. Maximilianplatz 4/5.
154. **Luschan,** Dr. Felix Ritter v., Directorial-Assistent am Museum für Völkerkunde in Berlin, W., Maassenstrasse 25.
155. **Makowsky,** Alexander, Professor an der k. k. technischen Hochschule in Brünn, Thalgasse 25.
156. **Marchesetti,** Dr. Carlo de, Director des Museo civico di Storia naturale in Triest.
157. **Margulies,** Dr. Joachim. Wien, IX. Liechtensteinstrasse 55.
158. **Marinitsch,** Josef, Kaufmann. Triest, Via del Lazzeretto vecchio 4.
159. **Maška,** Karl Jaroslav, Oberrealschul-Director in Teltsch, Mähren.
160. **Masner,** Dr. Karl, Custos-Adjunct am k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie. Wien, III. Wassergasse 13.
161. **Matiegka,** Dr. Heinrich, praktischer Arzt. Smichow, Havlíčekgasse 10.
162. **Mattoni,** Heinrich Edler v., kaiserl. Rath. Wien, I. Tuchlauben 14.
163. **Mattula,** Josef, Baumeister in Znaim.
164. **Mattula,** Ludwig, Lehrer in Platt-Zellerndorf, Niederösterreich.
165. **Mauthner,** Dr. Ludwig, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Lugeck 3.

166. **Meringer,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Günthergasse 2.
167. **Milićević,** Dr. Franjo, in Mostar.
168. **Milicsevits,** Dr. Michael, königl. serbischer Hof-Secretär. Belgrad.
169. **Mittler,** Dr. Paul. Wien, I. Elisabethstrasse 16.
170. **Montecuccoli - Polinago,** Rudolf Graf, k. u. k. Linienschiffs-Capitän. Pola.
171. **Mrazović,** Milena, Schriftstellerin in Sarajevo.
172. **Much,** Dr. Ferdinand, k. k. Hofburgtheaterarzt. Wien, IV. Favoritenstrasse 11.
173. **Much,** Dr. Matthäus, Mitglied und Conservator der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- u. histor. Denkmale. Wien, VIII. Josefsgasse 6.
174. **Much,** Dr. Rudolf, Privatdocent an der Universität. Wien, VIII. Josefsgasse 6.
175. **Müller,** Dr. David Heinrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII. Wickenburggasse 24.
176. **Müller,** Dr. Friedrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Marxergasse 24 A.
177. **Müller,** Hugo, Gutsbesitzer. Wien, I. Grünangergasse 1.
178. **Müller,** Dr. Otto, Eisenbahn-General-Secretär a. D. Wien, IX. Berggasse 5.
179. **Musealverein** in Hallstatt, Oberösterreich.
180. **Musejní spolek.** Brünn.
181. **Museum** der Stadt Klattau in Böhmen.
182. **Museum für Völkerkunde** in Leipzig.
183. **Nadenius,** Dr. Joh. Jakob, k. u k. Regierungsrath i. P. Wien, IX. Währingerstrasse 52.
184. **Neugebauer,** Dr. Josef, Secundararzt im Allgemeinen Krankenhaus. Wien, IX. Kolingasse 11.
185. **Neumann,** Dr. Isidor, k. k. Universitäts-Professor in Wien, I. Rothenthurmstrasse 29.
186. **Niederösterreichische Landes - Oberrealschule** und Fachschule für Maschinenwesen in Wiener-Neustadt.
187. **Niedźwiedzki,** Julian, Professor an der technischen Hochschule in Lemberg.
188. **Obersteiner,** Dr. Heinrich, k. k. Universitäts-Professor, Director der Privat-Irrenanstalt in Wien, XIX. Ober-Döbling, Hirschengasse 71.
189. **Oser,** Dr. Leopold, k. k. Sanitätsrath, Universitäts-Professor. Wien, I. Neuthorgasse 20.
190. **Ossowski,** Gottfried, Secretär der anthrop.-archäol. Commission der Akad. d. Wissensch. Krakau, Starowislna 1.
191. **Palliardi,** Jaroslaw, Notariats-Candidat in Znaim.
192. **Pastrnek,** Dr. Franz, Privatdocent an der Universität. Wien, IX. Schwarzspanierstrasse 15.
193. **Pauli,** Hugo, Buchhändler. Wien, I. Rothenthurmstrasse 15.
194. **Paulitschke,** Dr. Philipp, kaiserl. Rath, Privatdocent an der Universität und Gymnasial-Professor. Wien, XV. Neubaugürtel 14.
195. **Peez,** Dr. Alexander, Fabriks- und Realitäten-Besitzer. Wien, I. Opernring 5, 4. Stiege.
196. **Penka,** Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, XVIII. Gersthof, Bergsteiggasse 50.
197. **Pfeiffer,** Rudolf, k. k. Oberbergrath. Wien, XVIII. Währing, Gürtelstrasse 39.
198. **Pick,** Dr. Arnold, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stadtpark 11.
199. **Pièrer,** Dr. F. S. J., Schiffsarzt des österr.-ungar. Lloyd. Triest, Pozzo del mare 1.
200. **Pissling,** Dr. Wilhelm Ritter v., k. k. Statthaltereirath und Professor in Prag, Wenzelsplatz 43.
201. **Plischke,** Dr. Karl. Prag, Karlsplatz 34.
202. **Plohn,** Dr. Sam., Wien, IX. Maximilianplatz 4/5.
203. **Poetsch,** Vincenz, Fabrikant in Randegg, Niederösterr.
204. **Politzer,** Dr. Adam, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Gonzagagasse 19.
205. **Pošepný,** Franz, k. k. Bergrath. Wien, XVIII. Währing, Cottage, Karl Ludwigstrasse 62.
206. **Preen,** Hugo v., akademischer Maler und Gutsbesitzer. Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich.
207. **Pudil,** Ján, em. fürstl. Lobkowitz'scher Baudirector. Prag, Königliche Weinberge, Brandlgasse 16.
208. **Püchler,** Wenzel, k. k. Oberbergrath i. P. Graz, Maiffredgasse 5.
209. **Rabl,** Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor in Prag.
210. **Radić,** Fran. Curzola, Dalmatien.
211. **Radimsky,** Wenzel, k. k. Berghauptmann in Sarajevo.
212. **Reischek,** Andreas, Naturforscher. Linz, Klammstrasse 22. (Lebenslängliches Mitglied.)
213. **Richly,** Heinrich. Neuhaus bei Vesely a. L., Böhmen.
214. **Riegl,** Dr. Alois, Custos-Adjunct am k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie. Wien, I. Schottengasse 3.
215. **Rigler,** Dr. Franz Edler v. Wien, III. Seidlgasse 22.
216. **Rixy,** Josef, Baumeister. Prag, Schulgasse 26.
217. **Rohrmann,** Moriz, Gutsbesitzer. Bludowitz, Oesterr.-Schlesien.
218. **Rokitansky,** Hans Freiherr v. Wien, IV. Wiedner Hauptstrasse 51.
219. **Rollet,** Dr. Emil, Director und Primararzt des Erzh. Sophien-Spitals. Wien, I. Giselastrasse 2.
220. **Romstorfer,** Karl A., Architekt, k. k. Conservator, Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule in Czernowitz.
221. **Rosenberg,** Leopold. Wien, I. Giselastrasse 11.
222. **Rücker,** Anton, k. k. Oberbergrath. Wien, I. Canovagasse 7.
223. **Sarg,** Karl, kais. Rath, Fabriksbesitzer. Liesing bei Wien.
224. **Schacherl,** P. Gustav, Pfarrer Gobatsburg, Post Hadersdorf am Kamp, Niederösterreich.
225. **Schaffer,** Dr. Ludwig, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, III. Rennweg 17.
226. **Schandlbauer,** Dr. Hans. Wien, I. Petersplatz 7.
227. **Scheff,** Dr. Julius, Privatdocent an der Universität. Wien, I. Hoher Markt 4.
228. **Schiff,** Dr. Eduard, Privatdocent an der Universität. Wien, I. Wallfischgasse 6.
229. **Schiffmann,** Louis. Hamburg, Neue Gröningerstrasse 22.
230. **Schlosser,** Karl Freiherr v. Wien, IV. Taubstummengasse 8.
231. **Schmarda,** Dr. Ludwig Karl, k. k. Hofrath. Wien, II. Grosse Pfarrgasse 25.
232. **Schmidel,** Edmund, k. k. Landesgerichtsrath. Steyr, Oberösterreich.
233. **Schmidl,** K. Wien, XIII. Hietzing, Alleegasse 25.
234. **Schmidt,** Dr. Emil, Universitäts-Professor. Leipzig.
235. **Schmidt,** Dr. Josef. Znaim, Bahnhofstrasse 20.
236. **Schmidt,** Theodor, Fabriks-Director. Smichow bei Prag.

237. **Schnapper,** August, Privatier. Wien, VI. Getreidemarkt 17.
238. **Schneider,** Dr. Robert Ritter v., Custos der Antikensammlung des Allerh. Kaiserhauses. Wien, IX. Berggasse 10.
239. **Schott,** Eugen. Wien, VII./2. Burggasse 20, II. Stock, Thür 20.
240. **Schrötter Ritter v. Kristelli,** Dr. Leopold, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Mariannengasse 3.
241. **Schuchardt,** Dr. Hugo, Universitäts-Professor. Graz, Elisabethstrasse 6.
242. **Schulhof,** Dr. Sigmund J. Wien, IX. Allgemeines Krankenhaus.
243. **Schwab,** Dr. Erasmus, Director des Mariahilfer Gymnasiums, Bezirks-Schulrath. Wien, VI. Kasernengasse 20.
244. **Sedlerl,** Josef, k. u. k. Hof-Steinmetzmeister. Wien, III. Reisnerstrasse 51.
245. **Sieger,** Dr. Robert. Wien, III. Marxergasse 19.
246. **Sitte,** Camillo, Regierungsrath, Architekt, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. Wien, I. Schellinggasse 13.
247. **Sonne,** Dr. Eduard. Wien, III. Barichgasse 26, 1. Stock, Thür 8.
248. **Sonnleithner,** Ferd., Oberlandesgerichtsrath. Sarajevo.
249. **Specht,** Jos. Ant., Exporteur. Wien, I. Franz Josefs-Quai 37.
250. **Speyer,** Albert, Commissionswaarenhändler. Wien, I. Neuthorgasse 15.
251. **Spitzer,** Gustav, k. k. Hof-Mode- und Weisswaarenhändler. Wien, I. Kärntnerring 12.
252. **Srbska-Zora,** Akademischer Studenten-Verein. Wien, IX. Mariannengasse 25 A.
253. **Staatsgewerbeschule,** k. k. Wien, I. Schellinggasse 13.
254. **Stache,** Dr. Guido, k. k. Oberbergrath, Director der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Oetzeltg. 10.
255. **Steinen,** Dr. Karl von den, Professor. Wannsee bei Berlin, Villa Maria.
256. **Steiner,** Franz, Cand. phil. Schaab bei Podersam, Böhmen.
257. **Steiner Freiherr v. Pfungen,** Dr. Robert, Primararzt im Kaiser Franz Josefs-Spital im X. Bezirke. Wien, I. Schottengasse 3.
258. **Strobel,** Pellegrino, Professor. Parma.
259. **Strohmayer,** Dr. August, Schriftsteller. Rom.
260. **Stubenvoll,** Hugo, Ingenieur. Vukovar, Slavonien.
261. **Suchomel,** Dr. Theodor, Landesadvocat Matzen.
262. **Supljina,** Matthäus, Pfarrer i. P. Pisino, Istrien.
263. **Suttner,** Arthur Gundaccar Freiherr v. Harmannsdorf bei Eggenburg, Niederösterreich.
264. **Svetlin,** Dr. Wilhelm, Director der Privat-Heilanstalt für Gemüthskranke. Wien, III. Leonhardgasse 3/5.
265. **Szczepanowski,** Stanislaus Prus. Lemberg, Ulice Dabrowskiego 8.
266. **Szombathy,** Josef, k. u. k. Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII. Sigmundsgasse 8.
267. **Tagleicht,** Karl, k. u. k. Hof-Bauschlosser. Wien, II. Czerningasse 6.
268. **Tappeiner,** Dr. Franz. Meran, Tirol.
269. **Ther,** Peter Edler v., k. u. k. Feldmarschall-Lieutenant, Haus-Commandant Sr. Maj. Arcieren-Leibgarde. Wien, III. Rennweg 6.
270. **Thirring,** Julius, Bürgerschullehrer. Wien, V. Bacherplatz 9.
271. **Tietze,** Dr. Emil, k. k. Ober-Bergrath und Chef-Geologe der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Ungargasse 27.
272. **Toldt,** Dr. Karl, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, IX. Ferstelgasse 6.
273. **Tolmatschew,** Dr. Nikolaus, Professor an der Universität in Kasan.
274. **Tomaschek,** Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Nussdorferstrasse 18.
275. **Tonner,** Dr. Wilhelm, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Pisek, Böhmen.
276. **Trapp,** J. F., Kaufmann. Pilsen, Salzgasse 14.
277. **Trapp,** Moriz, Custos des Franzens-Museums in Brünn.
278. **Treulich,** Dr. Jakob, k. u. k. Oberstabsarzt. Wien, IX. Schwarzspanierstrasse 15.
279. **Treutler,** Dr. Ferdinand, k. u. k. Stabsarzt. Wien, III. Ungargasse 63.
280. **Truhelka,** Dr. Ćiro, Custos am bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum in Sarajevo.
281. **Tschudi,** Dr. Arthur, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, IX. Maximilianplatz 13.
282. **Valvajec,** Matija, Professor, Mitglied der südslavischen Akademie. Agram, Kuković 6.
283. **Veszely,** Dr. Karl Constantin, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, IX. Schlagergasse 11.
284. **Vukasović,** Vid Vuletić, Professor. Curzola, Dalmatien.
285. **Wahrmann,** Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I. Wollzeile 29.
286. **Wang,** Nikolaus, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, I. Maximilianstrasse 14.
287. **Wankel,** Dr. Heinrich. Olmütz.
288. **Weinberger,** Isidor, k. k. Commercialrath. Wien, IV. Schwindgasse 20.
289. **Weinzierl,** Dr. Theodor Ritter v., Director der Samen-Controlstation der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft. Wien, IX. Währingerstrasse 46
290. **Weisbach,** Dr. Augustin, k. u. k. Ober-Stabsarzt. Wien, IX. Währingerstrasse 25.
291. **Weiss,** Dr. Johann Baptist v., k. k. Universitäts-Professor. Graz, Stiegengasse 9.
292. **Weiss Ritter v. Tessbach,** Dr. Adolf, Verwaltungsrath der Creditanstalt für Handel und Gewerbe. Wien, I. Nibelungengasse 1.
293. **Weyr,** Rudolf, Professor an der k. k. technischen Hochschule, Bildhauer. Wien, III. Rochusgasse 12.
294. **Wieser Ritter v. Wiesenhort,** Dr. Franz, k. k. Universitäts-Professor, Präsident des Ferdinandeums. Innsbruck, Meinhartstrasse 4.
295. **Wilckens,** Dr. Martin, Professor an der k. k. Hochschule für Bodencultur. Wien, XVIII. Währing, Sternwartestr. 48.
296. **Willner,** Berthold. Wien, IX Frankgasse 6.
297. **Winternitz,** Dr. Moriz. Oxford, 93 Southmoor road.
298. **Winternitz,** Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor, kaiserl. Rath. Wien, I. Wipplingerstrasse 28.
299. **Witlačil,** Dr. Andreas, k. k. Polizei-Chefarzt, Landes-Sanitätsrath. Wien, VIII. Piaristengasse 17.
300. **Wittmann,** Dr. Emil Hugo, Schriftsteller. Wien, I. Weihburggasse 32.
301. **Witzany,** Dr. A., Districtsarzt. Eisgrub, Mähren.

302. **Woldřich,** Dr. Joh. Nep., k. k. Gymnasial-Professor. Wien, III. Neulinggasse 6.
303. **Wolfram,** Alfred, Volontär am k. k. naturhistor. Hofmuseum. Wien, XVIII. Währing, Goldschmiedgasse 19.
304. **Wosinsky,** Moriz, Dechant. Apar, Comitat Tolna, Ungarn.
305. **Zawiliński,** Roman, k. k. Gymnasial-Professor. Krakau, Krowoderska 55.
306. **Zeyer,** Johann, Architekt. Smichow, Inselgasse 91.
307. **Ziller,** Karl, k. u. k. Lieutenant i. d. R. bei der Batterie-Division Nr. 35 in Hermannstadt, Siebenbürgen.
308. **Žitný,** Anton, fürstl. Liechtenstein'scher Forstmeister. Adamsthal, Mähren.
309. **Zsigmondy,** Dr. Otto, Zahnarzt. Wien, I. Reichsrathsplatz 2.
310. **Zuckerkandl,** Dr. Emil, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Günthergasse 1.
311. **Zumbusch,** Kaspar Ritter v., Professor an der k. k. Akademie der bildenden Künste. Wien, III. Jacquingasse 11.
312. **Zwirner,** Hubert, Lehrer an der Volks- und Bürgerschule in Retz, Niederösterreich.

C. Correspondenten.

1. **Bella,** Ludwig. Oedenburg.
2. **Krahuletz,** J. Eggenburg.
3. **Moser,** L. Karl. Triest.

Ausserordentliche Versammlungen am 17. und 24. März 1893.

In denselben hält Herr Dr. **Moriz Hoernes** zwei aneinanderschliessende Vorträge:

Geschichte und Kritik des Systems der drei prähistorischen Culturperioden.

Einleitung.

Das Dreiperiodensystem ist gleichsam der Hauptpfeiler der prähistorischen Archäologie. Hält er Stand, so überblicken wir ein wohlgeordnetes Gebäude von logisch verbundenen Thatsachen, die man im Einzelnen anders gruppiren und deuten, tausendfach vermehren und immer tiefer erkennen mag — aber der Grundplan und die Hauptmauern der Anlage bleiben unverrückt. Wir besitzen ein Haus, ein Heim, wie die anderen Wissenszweige, welche zu wirklichen Wissenschaften erwachsen sind.

Fällt dieser Pfeiler, so stürzt fast Alles durch- und übereinander, was bisher wohlgeordnet schien, und es steht eine Ruine vor uns, die höchstens als Steinbruch für ein neues Gebäude dienen kann.

Unter dem Titel einer Geschichte und Kritik des Dreiperiodensystemes könnte man daher die Gesammtheit der prähistorischen Alterthümer vorführen, ihre bisherige Behandlung zeigen und sie in jenem Lichte darstellen, in welchem sie uns nach dem Ergebnisse aller einschlägigen Untersuchungen erscheinen müssen.

Namentlich seit dem Siege des Dreiperiodensystems in allen europäischen Ländern bewegen sich die neueren Arbeiten nahezu ausschliesslich in dem Rahmen dieses Systems, mit dem ausgesprochenen Bestreben, dasselbe zu begründen, anzuwenden, zu erläutern und voller auszugestalten. Das sagen uns schon die Titel der Aufsätze und Abhandlungen, welche in allen Theilen Europas alljährlich in reicher Zahl über prähistorische Funde erscheinen und kein Wort über die Strittigkeit jenes Hauptpunktes verlieren. Das System gilt heute, wenigstens dort, wo man prähistorische Perioden in einiger Aufeinanderfolge übersieht, als eine ausgemachte Sache.

Aber wie steht es um jenen Sieg? Können wir uns mit dem praktischen Erfolge der Begründer und Anhänger des Systems begnügen? Dürfen wir uns dabei beruhigen, dass die eifrigsten Gegner desselben, Christian Hostmann und Ludwig Lindenschmit, der Eine vor wenigen Jahren, der Andere vor einigen Wochen, gestorben sind und dass sich nun keine ernstliche Opposition mehr regt?

Ich glaube, es ist von der grössten Wichtigkeit, in dieser Cardinalfrage mit eigenen Augen klar zu sehen, die Geschichte derselben kennen zu lernen und durch eigene Kritik der Thatsachen für sich einen Abschluss zu gewinnen. Wie bei so vielen Problemen der Wissenschaft führt die Entwicklung der geistigen Thätigkeit nicht zu einer nackten und kurzen Beantwortung der ursprünglich gestellten Frage mit einem apodiktischen „Ja" oder „Nein", sondern zu einem ganzen Complex von Entscheidungen und Unterscheidungen, die bald in die eine, bald in die andere Wagschale zu fallen scheinen, aber eigentlich für sich selbst einen selbstständigen Werth beanspruchen. Wir werden jedoch sehen, dass das Hauptgewicht thatsächlich in die Wagschale der Assertion, des Zugeständnisses der drei Perioden, fällt.

Die Frage, um die es sich handelt, kann vernünftigerweise nur so formulirt werden:

1. Hat sich der Mensch in seinem langsamen Aufschwunge zu höheren Culturstufen, der Metalle anfangs unkundig oder unfähig, sie zu benützen, zuerst — neben anderen naheliegenden Materien, als: Holz, Horn, Knochen — namentlich des Steines zur Anfertigung seiner Waffen und Werkzeuge bedient?
2. Ist er dann, das Eisen zunächst ausschliessend, zur Benützung des Kupfers und insbesondere einer Legirung desselben mit Zinn, d. i. zur Bronze, übergegangen?
3. Hat er schliesslich erst nach diesen Vorstufen das Eisen nicht nur kennen, sondern auch richtig anwenden gelernt, indem er seine Bedeutung für den menschlichen Haushalt in der Natur immer mehr und mehr erkannte und demgemäss handelte?

Ueber die Punkte 1 und 3 der Frage kann eigentlich kein Zweifel bestehen. Jedermann wird wohl geneigt sein, eine metalllose Urzeit des Menschen zuzugeben. Es kann nur strittig sein, wann und wo wir dieselbe zu suchen haben, ob man von einer Steinzeit in Europa sprechen kann, ob die erhaltenen Steinsachen bestimmter Gebiete einer solchen Periode angehören u. dgl.

Ebensowenig kann es zweifelhaft sein, dass dem Eisen in dieser Hinsicht eine posteriore Stellung zu-

kommt. Dass wir mit dieser Gabe der Natur nur langsam vertraut und noch lange nicht fertig geworden sind, zeigt ein Blick auf die Fortschritte der Technik in geschichtlicher Zeit, auf die grossartige Entwicklung, die in unser eigenes Jahrhundert fällt. Schon hat man die Frage aufgeworfen, ob nicht das Aluminium das Culturmetall der Zukunft sein werde; — vorläufig fertigt man daraus allerlei Schmuck und Tand, gerade so wie man einst das Eisen zu Einlagen, Zierrathen u. dgl. verwendet hat.

So spitzt sich die Frage des Dreiperiodensystemes zur Bronzezeitfrage zu. Dieser Punkt erledigt sich nicht von selbst. Der scheinbare Widersinn, der in der Benützung der Bronze vor dem Eisen liegt, reizt den Geist, und der Eine wird darauf ausgehen, die paradoxe Behauptung aus der Welt zu schaffen, der Andere sich bestreben, sie durch Thatsachen zu stützen und durch Vernunftgründe zu vertheidigen.

I. Geschichte des Systems.

Die Geschichte des Dreiperiodensystems beginnt im fernen Alterthume, wo eine Art dunkle Erkenntniss und Anerkennung desselben geherrscht hat. Diese Thatsache ist zu bekannt, als dass wir hier nochmals darauf eingehen könnten. Wir nehmen unseren Ausgangspunkt dort, wo das System als solches klar gefasst in die Wissenschaft eintritt, um aus derselben nicht mehr zu verschwinden. Dies geschah durch Christian Jürgensen Thomsen (ursprünglich Kaufmann und Amateur, namentlich Numismatiker, aber ohne tiefere literarische Bildung, seit 1816 Director des Museums nordischer Alterthümer in Kopenhagen, gestorben als dänischer Conferenzrath 1865).

Zu Anfang der Dreissiger-Jahre wurden die zahlreichen vorgeschichtlichen Alterthümer des Kopenhagener Museums geordnet, und zwar nach den Materialien, ohne Rücksicht auf den Zusammenhang der Funde, welcher übrigens meist gar nicht oder sehr schlecht bekannt war. So haben sich Fehler eingeschlichen, welche nachträglich berichtigt werden mussten. Denselben Irrthum begeht noch heute so mancher Dilettant, welcher blos mit Rücksicht auf das Material ein Steinwerkzeug der Steinzeit, ein Bronzegeräth der Bronzezeit zutheilt. Die Frucht dieser Arbeit war das Buch „Ledetraad til Nordisk Oldkyndighed", Kjöbenhavn 1836 (deutsch als „Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde", Kopenhagen 1837), herausgegeben von der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde. Das Buch erschien anonym. Thomsen ist darin der Verfasser der „Kurzgefassten Uebersicht über Denkmäler und Alterthümer aus der Vorzeit des Nordens" (S. 25—89 der deutschen Ausgabe). S. 57—64 finden wir „die verschiedenen Perioden, in welche die heidnischen Alterthümer gesetzt werden können", dargestellt. Die beiden Hauptpunkte sind: 1. die Priorität der Bronze vor dem Eisen und 2. die einheimische Fabrikation der meisten nordischen Bronzen.

Neben Thomsen muss Friedrich Lisch genannt werden. Seine Heimat, Mecklenburg-Schwerin, war lange Zeit gleichsam eine Oase in der Wüste der fürstlichen Kunst- und Raritätenkammern. Schon 1804 vereinigte Grossherzog Friedrich Franz die wissenschaftlichen Sammlungen seines Hauses unter einsichtiger Leitung im Schlosse Ludwigslust. Lisch wurde 1836 Director derselben und gab sogleich das von seinem Vorgänger begonnene Werk „Friderico-Francisceum" heraus. Der Text, schon 1836 gedruckt, erschien 1837; er ist von Lisch allein verfasst und enthielt ebenfalls das Dreiperiodensystem, aber nicht in so präciser Fassung wie bei Thomsen. Dagegen beschrieb er genau die verschiedenen Classen der Gräber und drang darauf, den Inhalt derselben beisammen zu halten, wie es auch in seinem Museum mit aller Strenge geschah. Das war ein Fortschritt gegenüber dem Werke Thomsen's, der die Funde einfach nach Formenreihen geordnet hatte. Doch muss anerkannt werden, dass Lisch eine starke Aufforderung hatte, Zusammengehöriges nicht auseinander zu reissen. Er verfügte vielfach über die Ergebnisse systematischer Ausgrabungen, während man in Dänemark mehr Zufallsfunde besass.

Chr. Hostmann („Studien", S. 9, Anm.) behauptet zwar, Lisch habe vor dem Erscheinen des dänischen Leitfadens keine Ahnung von den drei Culturperioden gehabt. Aber Otto Tischler sagt mit Recht in seiner Gedenkrede auf Worsaae, dass diese Entdeckung damals sozusagen in der Luft lag. Danneil in Salzwedel erkannte ebenfalls 1836 die Hauptgliederung, indem er in einem Generalberichte über Ausgrabungen bei Salzwedel (in Förstemann's „Neuen Mittheilungen") Gräber mit Kupfer beziehungsweise Kupferlegirung und solche mit Eisenbeigaben unterschied.

Uebrigens gibt es, abgesehen von Hesiod, Lucretius, Pausanias und anderen Autoren des Alterthumes, in unserem Jahrhunderte selbst Vorläufer der deutschen und dänischen Entdecker. Der Historiker Vedel-Simonsen gibt im I. Bande einer Uebersicht der ältesten Geschichte Dänemarks, 1813, die Eintheilung in ein Stein-, Kupfer- und Eisenalter. Nur blieb dieselbe damals ohne Wirkung in der Literatur und in den Museen. Und Dr. Büsching spricht in seinem „Abriss der deutschen Alterthumskunde", Wien 1824, S. 11, allerdings als Opponent, von den Kennzeichen des Alters, „die wir jetzt immer aufstellen: nämlich die Folge von Stein, Erz und Eisen bei Anfertigung von Geräthen und Waffen". Das Dreiperiodensystem war also schon populär, ehe es wissenschaftlich begründet und mit wechselndem Glücke erläutert wurde.

Nach Thomsen und Lisch musste ein Mann kommen, der mit weiterem Blicke, über die praktischen Bedürfnisse einzelner Museen hinaus, der Forschung ihren Weg bahnte und namentlich die grossen Massen, aus welchen sich die Funde der drei grossen Perioden zusammensetzten, in Unterabtheilungen — womöglich in chronologische Stufen — anordnete.

Dieser Mann war Hans Jakob Asmussen Worsaae (1821—1885), zuerst Thomsen's Assistent, dann Director des Kopenhagener Museums und dänischer Kammerherr, der Schöpfer der vergleichenden prähistorischen Archäologie, deren Grundsätze er in muster-

hafter Weise entwickelte. Worsaae leitete zuerst Ausgrabungen im Inlande und besuchte dann die archäologisch wichtigsten Länder Europas. Ueber „Die nationale Alterthumskunde in Deutschland“ gab er 1846 ein ziemlich abfälliges, aber damals wohlbegründetes Urtheil, das die Gegner der Skandinavier heftig reizte. Von seinen frühesten Werken nennen wir noch die Bücher: „Dänemarks Vorzeit, durch Alterthümer und Grabhügel beleuchtet“ (Kopenhagen 1842, deutsch 1844) und „Nordiske Oldsager i det Kongelige Museum i Kjöbenhavn“, ebenda 1859, ein Atlas in Octav, welcher das Vorbild vieler ähnlicher jüngerer Publicationen wurde.

Worsaae erkannte, dass die Eintheilung der vorgeschichtlichen Zeit in drei grosse Perioden nicht genüge und schuf folgende Unterabtheilungen, zunächst blos mit Rücksicht auf das dänische Fundgebiet:

1. Steinzeit.

a) ältere (Zeit der Kjökkenmöddinge),
b) jüngere (Zeit der Grabkammern);

2. Bronzezeit.

a) ältere (mit Leichenbestattung),
b) jüngere (mit Leichenverbrennung und Moorfunden);

3. Eisenzeit.

a) ältere (0—450 n. Chr. G.),
b) mittlere (450—700 n. Chr. G.),
c) jüngere (700—1000 n. Chr. G.).

Die grösste Neuerung in letzterer Periode lag darin, dass Worsaae die Eisenzeit bereits um Christi Geburt beginnen liess, während sie nach den früheren Anschauungen erst um 500 n. Chr. ihren Anfang nehmen sollte. Später erkannte man, namentlich durch Vedel's Untersuchungen auf Bornholm (1869—1883, Gesammtausgabe 1886) und Undset's Buch über das erste Eisenalter, dass die Eisenzeit in Dänemark und ganz Nordeuropa noch viel weiter zurückreiche und auch vorrömische (La Tène) Funde umfasse.

Worsaae's Zweitheilung der Steinzeit wurde von Japetus Steenstrup, der die Kjökkenmöddinge und die megalithischen Denkmäler für gleichzeitig hielt, vergeblich bekämpft. Die Gliederung der Bronzezeit erfuhr Opposition durch Worsaae's Schüler, Sophus Müller, welcher statt zwei aufeinander folgender Stufen lieber zwei topographische Gruppen unterscheiden wollte. Dagegen wurde jene Gliederung in Schweden durch Montelius, in Deutschland durch Tischler u. A., in England durch Evans, in Frankreich durch Mortillet theils acceptirt, theils bestätigt oder weiter ausgeführt.

Ueber den Ursprung der Bronzecultur äusserte sich Worsaae auf Congressen 1871 und 1872 dahin, dass kein neues Volk dieselbe in Europa zur Herrschaft gebracht habe, sondern ein grosser Culturstrom, dessen erste Quelle in Ostasien gesucht wird, in zwei Armen nach Westen vorgedrungen sei, der eine südlich nach Griechenland und Italien, der andere nördlich über Ungarn nach dem Norden. Das nordische Bronzereich hatte eine Dauer von mehreren Jahrtausenden und verfiel, als endlich auch der stärkere südliche Strom nach Norden vordrang, d. h. als die italischen Bronzen ihren Weg in die skandinavischen Länder fanden. In der vergleichenden archäologisch-ethnographischen Studie „Des ages de pierre et de bronze dans l'ancien et le nouveau monde“ (dänisch: Aarböger 1879, französisch: Mém. de la Soc. des Antiq. du Nord 1880) versucht Worsaae, das System über Ostasien bis nach Amerika, also in einer bisher nicht gewagten Weise, über die ganze Welt auszudehnen, und nicht etwa nur einen Parallelismus der Erscheinungen, wie wir ihn heute zuzugeben geneigt sind, sondern geradezu Beziehungen zwischen den Völkern der entlegensten Erdtheile nachzuweisen.

Die Frage nach der Herkunft der nordischen Bronze bezeichnet jene Bahn, auf welche die skandinavischen Forscher mit Nothwendigkeit gedrängt wurden, nachdem die nackte Thatsache der Existenz einer reinen und staunenswerth entwickelten Bronzecultur für sie ausser Frage gestellt war.

Weniger weltumfassend als Worsaae's Ansichten war die Idee Sven Nilsson's. Dieser schwedische Zoologe (gestorben in Lund 1883) schritt zuerst in der Einleitung der zweiten Auflage seines Werkes über die Fauna Skandinaviens, 1834, zu einer historischen Darstellung der Jagd und Fischerei in diesem Gebiete, dann folgerecht 1838—1842 zu einem Werke über die Ureinwohner des skandinavischen Nordens, worin die Steinzeit in vergleichend-ethnologischer Weise musterhaft behandelt ist. Nur am Schlusse wird die Bronzezeit kurz auf die Einwanderung eines keltischen Stammes zurückgeführt, ein Irrthum, der in der damals herrschenden Vorstellung der Kelten als des eigentlichen Bronzevolkes wurzelte, so dass dem Autor daraus kein besonderer Vorwurf gemacht werden kann. Erst in der zweiten Auflage des Werkes „Skandinaviska Nordens Urinvånare“ (1862—1864) bekannte er sich zu der Ansicht, dass die Phönikier die Urheber der Bronzezeit in Europa seien. Das Werk wurde in's Deutsche (1. Theil: Das Steinalter, Hamburg 1868, 2. Theil: Das Bronzealter, Hamburg 1866), Französische und Englische übersetzt und erfreute sich eines grossen Rufes. Die Phönikierhypothese wurde von Friedrich von Rougemont in einem eigenen Werke („Die Bronzezeit oder die Semiten im Occident“, französisch 1867, deutsch 1869) ausgeführt. Heute wissen wir, dass die Phönikier die ihnen zugedachte Rolle an der Ostsee nicht gespielt haben können; den bündigsten Gegenbeweis lieferte Müllenhoff, indem er zeigte, dass dieses Volk in seinen Nordlandsfahrten nicht über die Nordsee hinausgekommen ist.

Wir müssen in unserem raschen historischen Ueberblicke jetzt zu den jüngeren Forschern, deren Lebenswerk grösstentheils noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden kann, übergehen.

Dr. Sophus Müller, Inspector des Nationalmuseums in Kopenhagen, hat nach umfassenden Reisen wiederholt in sehr bemerkenswerther Weise die Frage des

Systems bereichert. In seinem Buche „Die nordische Bronzezeit und deren Periodentheilung“ (1876, deutsch von J. Mestorf, Jena 1878) wollte er der älteren und der jüngeren Bronzezeit Worsaae's vielmehr eine östliche und eine westliche Gruppe derselben substituiren, ist aber neuerdings davon abgegangen und unterscheidet jetzt, der Montelius'schen Theorie sich nähernd, eine ältere und eine jüngere Bronzezeit mit je zwei Unterstufen, also im Ganzen vier Bronzezeitstufen. In vortrefflichen Editionen hat Müller die Summe seiner Ansichten niedergelegt: „Ordning af Danmarks Oldsager“ (Stenalderen 1888, XIV Tafeln, Bronzealderen 1891, XXVIII Tafeln, mit dänischem Texte und französischem Resumé). Der Bronze-Ursprungsfrage ist er in einer sehr bedeutsamen Arbeit: „Ursprung und erste Entwicklung der europäischen Bronzecultur, beleuchtet durch die ältesten Funde im südöstlichen Europa“ (Aarböger 1882, deutsch von J. Mestorf: Arch. f. Anthr., XV, 1884, S. 324—355) vorwiegend kritisch näher getreten. Er zeigt darin, dass Griechenland mit seinen untereinander und mit dem Norden fast gar nicht zusammenhängenden Gruppen von Mykenä und Olympia nicht das Ausgangsgebiet der nordischen Bronzecultur gewesen sein könne, ebensowenig der Kaukasus, dass aber die sibirische und die ungarische Bronzezeitgruppe solche Verwandtschaft zeigen, dass man beide vielleicht als Ausstrahlungen desselben, weiter im Süden zu suchenden Centrums betrachten könne. Wir erblicken darin eine Weiterführung der Ideen Worsaae's.

Ein Forscher, welcher hauptsächlich das Verhältniss der nordischen Bronzezeit zu anderen ähnlichen Culturgruppen in's Auge gefasst hat, ist Prof. Dr. Oskar Montelius, Conservator am historischen Nationalmuseum in Stockholm. Am bekanntesten ist wohl sein in's Französische, Deutsche und Englische übersetztes populäres Buch „Die Cultur Schwedens in vorchristlicher Zeit“ (Original 1873, deutsche Ausgabe 1885). Entgegen älteren Anschauungen vertritt Montelius in seiner Arbeit „Ueber die Einwanderung unserer Vorfahren in den Norden“ (Nordens Tidskrift 1884, deutsch im Arch. f. Anthr., XVII, S. 151 ff.) den Gesichtspunkt, dass die germanischen Vorfahren der heutigen Schweden schon in der jüngeren Steinzeit, etwa 2000 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung, wahrscheinlich vom Pontus und unteren Donaugebiete her, in den Norden eingewandert sind.

Ein glänzendes Zeugniss für den Weitblick und das immer tiefere Eindringen der skandinavischen Forscher in die archäologischen Verhältnisse sehr entlegener Gebiete liefert eine Reihe anderer Arbeiten von Montelius, zunächst seine hauptsächlich auf italische und griechische Fibeltypen gerichtete Untersuchung „Spännen fran bronsåldern“ (Antiqu. Tidskrift, V, 1880—1882). Ein Atlas der prähistorischen Alterthümer Italiens, worin die Culturstufen und Unterstufen dieses Landes in alle Details hinein ausgeführt erscheinen sollen, ist in Vorbereitung und wurde auf Congressen bereits theilweise vorgelegt. Eine kleinere Arbeit beschäftigt sich mit Sardinien, eine andere mit der Bronzezeit Aegyptens („Bronsåldern i Egypten“, Ymer, Stockholm 1888), die jüngste mit „Der Bronzezeit im Orient und in Griechenland“ (Arch. f. Anthr., XXI, 1892, S. 1—41). Die Existenz einer sehr lange dauernden ägyptischen Bronzezeit wird von Montelius mit aller Entschiedenheit behauptet. Bei der Bedeutung Aegyptens für die ältesten Culturstufen Europas liegt in dieser These eigentlich der Schlüssel für die Erklärung der ganzen paradoxen Erscheinung. Wenn sich die Aegypter so lange Zeit vom Eisen ferne hielten und der Bronze huldigten, die Erbauer der Pyramiden, die Schreiber der „steinernen Bücher“ — dann gibt es eigentlich an der nordischen Bronzezeit nicht mehr viel zu verwundern.

Ueber die nordische Bronzezeit schrieb Montelius die epochemachende Arbeit „Om tidbestämning inom bronsåldern med särskildt afseende pa Skandinavien“ mit einem französischen Resumé (Verhandl. d. königl. Akademie d. Gesch. u. Arch., Stockholm 1885), wodurch die Bronzezeit nicht in zwei Unterperioden, wie Worsaae wollte, sondern in deren sechs mit einer Dauer von je 100—150 Jahren und darüber zerlegt und von 1500—500 v. Chr. angesetzt wird. Die Anfangszahl 1500 ist nicht ohne Anfechtung geblieben; Voss z. B. hält selbst das Datum 1000 v. Chr. noch für zu hoch gegriffen. Montelius stützt sich bei dieser Arbeit vielfach blos auf das Zeugniss der Typen an sich, namentlich der Beilformen, welche gefährliche Methode von S. Müller als „schwedische Typologie“ bekämpft wurde.

Das eigentliche Angriffsobject für den erbittertsten Gegner des Dreiperiodensystems bildete eine Schrift von Dr. Hans Hildebrand, welcher 1879 seinem Vater in dem Amte eines schwedischen Reichsantiquars und Directors der Alterthümersammlung in Stockholm folgte. Die angefochtene Arbeit „Svenska folket under hednatiden“ erschien zuerst 1866 als Promotionsschrift, in zweiter Auflage auch deutsch von J. Mestorf unter dem Titel „Das heidnische Zeitalter in Schweden“, Hamburg 1873. Die Blösse, welche sie bietet, liegt in der Annahme mehrerer Völker, welche einander als Träger verschiedener Culturen auf dem Boden Schwedens gefolgt sein sollen. Hildebrand findet:

1. ein Steinzeitvolk, zwar nicht finnischen (wie man früher gemeint hat), aber auch nicht indogermanischen Stammes;
2. ein Bronzezeitvolk, wahrscheinlich indogermanischen Stammes;
3. zwei Eisenzeitvölker indogermanischen Stammes:
   a) die Götar (nicht Gothen),
   b) die Svear, von welchen die Götar verdrängt werden.

Diese Aufstellung nennt Hostmann ein ethnologisches Spectakelstück in drei Aufzügen. In der That sind alle ähnlichen Hypothesen rasch wieder von der Bildfläche verschwunden. Für Mecklenburg hatte Lisch eine Zeit lang zwischen dem vorgermanischen Volke der Steinzeit, dem germanischen der Bronzezeit und den Wenden der Eisenzeit unterscheiden wollen, aber diese Idee selbst aufgegeben. Für die Pfahlbau-Alter-

thümer der Schweiz wollte Fred. Troyon (Habitations lacustres des temps anciens et modernes, Lausanne 1860) eine ähnliche Betrachtung einführen, begegnete aber dem Widerspruche Ferd. Keller's im V. Pfahlbauberichte, Zürich 1863, S. 186.

Hildebrand's Mitwirkung am Ausbaue des Dreiperiodensystemes hat dagegen eine der werthvollsten Früchte getragen in der Arbeit: „Bidrag til spännets historia" (Antiqv. Tidskrift för Sverige 1872—1873). Die hohe Bedeutung dieser Arbeit für die Vorgeschichte ganz Europas liegt in der Unterscheidung der beiden grossen Gruppen des ersten Eisenalters, welche man seither als Hallstatt- und La Tène-Periode bezeichnet. Diese Gruppen wurden noch 1881 von Undset als topographische aufgefasst, bis man mehr und mehr erkannte, dass ihnen eine vorwiegend chronologische Bedeutung zukommt. In den letzten Jahren hat sich Hildebrand fast ausschliesslich mit Studien über die Kunst und Cultur Schwedens im Mittelalter befasst.

Dr. Ingvald Undset, Universitäts-Bibliothekar in Christiania, vertritt in glänzender Weise den Antheil Norwegens an der europäischen Urgeschichte. Wie Montelius und Müller ist er im Süden unseres Continentes ebenso zu Hause, wie in Mittel- und Nordeuropa, wozu ihn seine ausgedehnten Reisen und Musealstudien, namentlich aber sein mehrjähriger Aufenthalt in Italien befähigt haben. Er zeigte zunächst („Études sur l'âge de bronze de la Hongrie", Christiania 1880, I. Die Fibeln und die Schwerter) den Zusammenhang zwischen der Bronzezeit Mittel- und Nordeuropas, aber auf rein typologischem Wege, d. h. durch Betrachtung der Formen an sich, was zu irrigen Annahmen führte, welche Undset in einem Artikel der Zeitschrift „Vidar" 1888 zurücknahm. Die grösste Anerkennnng fand das grosse Werk: „Jernalderns begyndelse i Nordevropa", Christiania 1881 (deutsch von J. Mestorf, Hamburg 1882), eine gründliche Darstellung seiner Reisefrüchte, welche die Aufstellung zahlreicher Localgruppen enthält und ausserordentlichen Nutzen gestiftet hat. Der Anfang der Eisenzeit in Nordeuropa wird in das V. Jahrhundert v. Chr. gesetzt.

In die Jahre 1881—1884 fallen Undset's Reisen in Südeuropa, seine Studien der Beziehungen von Hallstatt und La Tène zu Italien, Italiens zu Griechenland und dem ferneren Orient. Ueber die erste Eisenzeit Italiens finden wir eine grundlegende Arbeit in den „Annali dell' Istituto di Corrispondenza archeologica", 1885, S. 1—104, über die vorrömische Metallzeit der Rheinlande eine solche in der „Westdeutschen Zeitschrift" 1886. Seit seinem Aufenthalte in Italien ist Undset leider erkrankt; doch lieferte er noch treffliche Aufsätze über südeuropäisches Material in der „Zeitschrift für Ethnologie" (seit 1889) und „Om den nordiske stenalders tvedeling" in den „Aarbögern" 1889 gegen Steenstrup's Zweifel an dieser Zweitheilung.

Da wir nur die Gipfelpunkte wissenschaftlicher Thätigkeit berühren können, reihen wir dieser Schule skandinavischer Baumeister nur noch zwei Namen an, welche anderen Ländern angehören, vor Allem den Namen Tischler's.

Dr. Otto Tischler (1843—1891), ursprünglich Geologe, wirkte als Bibliothekar und Museumsdirector der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Königsberg. Er ist für das Dreiperiodensystem in der Gedächtnissrede auf Worsaae 1886 mit aller Entschiedenheit eingetreten. Seine literarische Thätigkeit ist in lauter kleinen Arbeiten zersplittert, welche zum Theil von der höchsten Bedeutung sind. Tischler war ein ausgezeichneter Formenkenner und unermüdlich im Aufsuchen und Verfolgen leitender Typen. So erkannte er die Bedeutung des sogenannten „echten Schnur-Ornamentes" für die neolithische Periode, gewisser Beilformen für die Unterabtheilungen der Bronzezeit und namentlich der Fibel- und Schwert-Varietäten für die drei von ihm aufgestellten Stufen der La Tène-Periode („Ueber die Gliederung der La Tène-Periode und die Decoration der Eisenwaffen in dieser Zeit", Corresp.-Blatt d. Deutschen Anthr. Ges. 1885).

Die Bronzezeit zerlegte er in drei Stufen:

1. frühe Bronzezeit „Pile-Leubingen" (Pile bei Malmö, Schonen; Leubingen bei Erfurt, Grabhügel) um 1000 v. Chr., im Norden nur durch Depôtfunde vertreten;

2. hohe Bronzezeit „Peccátel": VIII. bis VII. Jahrhundert;

3. späte Bronzezeit (Uebergang zur Eisenzeit): V. Jahrhundert [1]).

Wir haben bisher keine Gelegenheit gehabt, von der paläolithischen Zeit als der ersten und längsten prähistorischen Culturperiode zu sprechen. Sie fehlt im Norden, dessen Eiswüsten dem diluvialen Menschen keinen Standort boten, und darf natürlich nicht mit der älteren Steinzeit Skandinaviens, jener Vorstufe der entwickelten neolithischen Periode, welche durch die Kjökkenmöddinge gekennzeichnet ist, verwechselt werden. Höchstens hätten wir anführen können, dass Japetus Steenstrup in Kopenhagen, der ja auch keine eigene Kjökkenmödding-Periode zugeben will, die Coexistenz des Menschen mit dem Mammuth, namentlich auf Grund autoptischer Untersuchung eines mährischen Fundplatzes in Abrede stellt („Mammuthjaeger-Stationen ved Předmost i Mähren", 1888; deutsch in diesen Mitth. XX, S. 1—31). In dieser Frage hat der greise Gelehrte wohl ganz Europa, namentlich aber das ganze westliche Europa gegen sich.

Indem wir den Namen Gabriel de Mortillet's, Professors an der École d'Anthropologie in Paris, aussprechen und seiner Werke „Musée préhistorique" und „Le préhistorique, antiquité de l'homme" gedenken, müssen wir als das Hauptverdienst dieses Gelehrten, wie überhaupt der meisten französischen Prähistoriker seit Boucher de Perthes, das eingehende Studium der paläolithischen Manufacturen in Frankreich hervorheben. Mortillet ist sehr stark im Schematisiren. Er hat für die Prähistorie ein Gerüste aufgebaut, das 240.000 Jahre seit dem ersten Auftreten des Menschen umfassen soll.

[1]) Eine Zusammenstellung der Bronzezeitstufen Tischler's mit denjenigen Montelius', Beltz' und Lissauer's hat Szombathy in diesen Mitth. XXII, S. 64 ff. gegeben.

Davon entfallen circa 222.000 Jahre auf die ältere Steinzeit mit ihren Unterstufen: Chélleen, Mousterien, Solutréen und Magdalenien. Die jüngere Steinzeit blieb anfangs ungeschieden als Robenhausien, neuerdings wurde sie von SALMON unter Billigung MORTILLET's weiter zerlegt. Die Bronzezeit hat MORTILLET 32 Jahre nach WORSAAE, von dessen Arbeit er wohl keine Kenntniss hatte, in eine frühe (Morgien) und hohe (Larnandien) getheilt und erstere als „Époque du fondeur", letztere als „Époque du marteleur" aufgefasst. Es folgen Hallstattien, Marnien (La Tène), Lugdunien (gute Römerzeit), Champdolien (römische Verfallszeit) und Wabenien (Völkerwanderungszeit). MORTILLET's System soll, natürlich nur in den älteren Stufen, womöglich für die ganze Erde gelten, hat aber in seinem originalen Theile, dem paläolithischen Capitel, sowohl in als ausserhalb Frankreichs starke Anfechtung erfahren. Das Uebrige ist eigentlich nur in der Namengebung theilweise neu. Es mag erwähnt werden, dass ALEX. BERTRAND, Director des Museums nationaler Alterthümer in Saint-Germain bei Paris, die Existenz einer reinen Bronzezeit, wie sie in Skandinavien und Irland geherrscht habe, für Frankreich und die Schweiz, dann auch für Griechenland und Italien leugnet und z. B. die jüngeren Schweizer Pfahlbauten mit ihren Massen reiner Bronzefunde nur als Handelsstationen fremder Metallwaaren-Importeure gelten lassen will.

II. Kritik des Systems.

Doch es ist Zeit, zu den deutschen Angriffen auf das Dreiperiodensystem überzugehen. Die Skandinavier zeigen heute die Grossmuth der Sieger, welche gerne zugeben, dass der Kampf nicht ohne Nutzen gewesen sei. Im Jahre 1854 wählte die Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine eine Commission zur Prüfung der „dänischen Periodentheilung" und es ergab sich, dass diese fremde Eintheilung auf die heidnischen Gräberfunde in Deutschland keine Anwendung finden könne. Die Namen Derer, welche dieses Gutachten abgaben, sind heute in Deutschland grösstentheils verschollen. Unter ihnen befand sich jedoch LUDWIG LINDENSCHMIT, welcher den Kampf nicht bei der Kriegserklärung bewenden liess. Seine Gegenschriften erscheinen seit 1860 im „Archiv für Anthropologie" und in den von ihm herausgegebenen „Alterthümern unserer heidnischen Vorzeit". Man kann mit HILDEBRAND (in dessen „Bidrag til spännets historia") sagen, dass es ihm vor Allem an hinlänglicher Kenntniss des Systems gefehlt habe.

Seit 1864 nahmen die deutschen Angriffe den Charakter eines nationalen und politischen Streites an. Die Dänen wurden der Ueberhebung geziehen, von welcher nach dem Zeugnisse TISCHLER's in ihren Schriften keine Spur zu finden ist. Wer auf einem der damaligen Congresse prähistorischer Archäologen den Ausdruck „Bronzezeit" gebrauchte, musste sich wegen dieses „Skandinavismus" förmlich entschuldigen. Ein kürzlich verstorbener populärer Schriftsteller arbeitete ein in erster Auflage ganz vom Dreiperiodensystem getragenes Buch gründlich um, mit gänzlicher Ausmerzung der verpönten Lehre.

Der schärfste und kenntnissreichste Gegner des Systems war CHRISTIAN HOSTMANN; seine Angriffe sind jedoch ebenso unglücklich als heftig. Die Form derselben ist geschmacklos und derb und sie erregen schon dadurch unseren Widerwillen, dass er die natürlichen Irrungen und Schwankungen, unter welchen sich der Fortschritt vollzog, nicht auf sich beruhen lässt, sondern mit Vorliebe hervorhebt und daraus seine gegen das System gerichteten Waffen schmiedet. In kleinlicher Polemik erhebt er sich nirgends zu einer höheren historischen Betrachtung des geistigen Processes, den er bekämpft.

Seine Hauptarbeit in diesem Streite betitelt sich: „Zur Geschichte und Kritik des nordischen Systemes der drei Culturperioden" und erschien zuerst im „Archiv für Anthropologie", III, 1875, dann 1876—1877 umgearbeitet in „Studien zur vorgeschichtliche Archäologie", mit einer Vorrede von L. LINDENSCHMIT, Braunschweig 1890, S. 3—150. Die wichtigsten Thesen, welche er darin aufstellt und vertritt, sind folgende:

1. Ueber das sogenannte „Steinalter".

Das „Steinzeitvolk" Norddeutschlands und Dänemarks ist nach dem Zeugnisse der Gräberschädel als ein indogermanisches zu betrachten.

Es besass bereits das Eisen und verwendete es zur Herstellung der megalithischen Denkmäler (Kammergräber).

Die in den letzteren enthaltenen Steinsachen sind Reste eines eigenthümlichen Steincultus, welcher dem indogermanischen Urvolke schon vor seiner Zerstreuung eigen war. Diese Annahme, welche sich auf die abergläubische Verehrung der „Donnerkeile" etc. bei Indern, Griechen, Römern, Kelten, Germanen und Slaven stützt, wurde von deutschen und skandinavischen Gelehrten bereits vor 100 Jahren aufgestellt.

Somit gibt es keine factische Steinzeit.

Im Gräberritus herrschte nicht die Bestattung ganzer Leichen, sondern die Verbrennung, welche aber in der Regel nur eine theilweise war.

Die Steinkammern sind nicht immer Gräber, sondern oft Kenotaphien oder Asyle für abgeschiedene Geister. Diese Bauwerke sind vor Allem jung. Die Germanen besiedelten nicht vor dem VI. Jahrhundert v. Chr. Norddeutschland, und die megalithischen Denkmäler reichen etwa vom V. Jahrhundert vor bis in das V. Jahrhundert nach dem Beginne unserer Zeitrechnung.

2. Ueber das sogenannte Bronzealter.

Hier urtheilt HOSTMANN nicht originell, sondern auf Grund folgender Arbeiten: C. F. WIBERG, Einfluss der classischen Völker auf den Norden durch den Handelsverkehr, Hamburg 1867; Derselbe, Ueber den Einfluss der Etrusker und der Griechen auf die Bronzecultur (Archiv für Anthropologie, IV, 1870, S. 11 f.); H. GENTHE, Ueber den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden (neue Bearbeitung, Frankfurt 1874); L. LINDENSCHMIT, Excurse (im II. Band der „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit"). Er lehrt hier Folgendes:

Die schönen Bronzen des Nordens sind alle importirt, etwa seit 450 v. Chr. Die Spuren einheimischer Metallarbeit (Gussformen, Gusszapfen, Schmelztiegel u. s. w.) stammen von wandernden fremden Giessern, aber erst seit römischer Zeit. Daneben herrscht jedoch eine einheimische stabile Eisenschmiedekunst, welche nur nebenher ein wenig einfache Bronzetechnik übt. Die grossen Schallhörner, Schwerter, Dolche, Lanzenspitzen, Streitäxte, Hängegefässe u. s. w. sind südländische Fabrikate und gehören in den Bereich der classischen Archäologie. Die localen Verschiedenheiten erklären sich lediglich durch die Verschiedenheit des Exportfabriken, in welchen für die einzelnen Gebiete gearbeitet wurde, und die möglicherweise in derselben Gasse einer und derselben Stadt, aber in verschiedenen Häusern gelegen waren. Die Vermittlung geschah in der Regel durch den Tauschhandel, aber auch durch die „Beraubung eines (!) südlichen Heiligthumes", dessen Votivgaben später als „Sühnopfer" (!) unter erratischen Blöcken oder auf dem Grunde von Seen niedergelegt worden seien.

Der Ausgangspunkt des Nordhandels kann nicht näher bezeichnet werden! Doch denkt Hostmann wegen der Reise des Pytheas (um 335 v. Chr.) an Massilia und das nördliche Etrurien. Er erklärt es als das Ziel der Betrachtung des „nordischen Bronzereiches": „die fremden Culturkreise aufzusuchen, in deren Totalität jene Alterthümer sich naturgemäss einreihen lassen".

Durch die letztere Forderung richten sich Hostmann's Angriffe heute selbst, denn die „fremden Culturkreise", in welchen er die Heimat der nordischen Bronzen sucht, kennen wir jetzt; aber die Totalität jener Alterthümer lässt sich ihnen nicht einfügen. Das ist so wahr und ausgemacht, dass z. B. Montelius sich mit zwei Stück nordischer Bronzen, welche in Schweizer Pfahlbauten gefunden wurden, und Undset mit anderen solchen Stücken, die in Italien aufbewahrt werden, als mit auffallenden Erscheinungen beschäftigen konnte [1]). Es ist in ferner Vorzeit die Bronze als Material von Süd oder Südost nach Norden gekommen; es sind einzelne Stücke und mancherlei Formengut auf diesem Wege verbreitet worden; aber weiter war die Entwicklung im Norden eine selbstständige, und das technische, wie das ästhetische Können der einheimischen Arbeiter steht hoch über der Vorstellung, welche Hostmann von der Metallkunst dieser Barbaren hegt.

Aehnlich verhält es sich mit seinen Ansichten über die erste Eisenzeit, von welcher wir nur die Hypothesen, welche sich auf die erste Stufe der letzteren beziehen, als besonders charakteristisch hervorheben wollen. Es handelt sich um Torfmoorfunde aus der Zeit vom Beginne unserer Aera bis um 450 n. Chr. Nach Hostmann sind diese zahlreichen Gegenstände einstiger Besitz römischer, vielleicht unter Alexander Severus angeworbenen Auxiliartruppen, deren Spolien um 250 von den siegenden Barbaren in Seen versenkt worden seien. Er unterscheidet sogar Waffen aus römischen Staatswerkstätten, welche der schweren Reiterei, und einheimische Erzeugnisse, welche den leichten Fusstruppen angehört haben.

Hostmann ist ein typischer Vertreter jener Kurzsichtigen, welche den engeren Horizont geschichtlicher Zeiträume in der Prähistorie wiederfinden wollen und gewaltsam herbeiführen möchten, wo er eben fehlt. Ihre Anschauungen sind der Ausdruck des Unbehagens, welches ganze Generationen einer Uebergangszeit bei der Zumuthung empfinden: Archäologie ohne literarische Zeugnisse zu treiben, Denkmäler ohne Schriftquellen zu beurtheilen. Ihr Ziel ist, mehr oder minder bewusst, die Vernichtung der Prähistorie, welche sie am liebsten wieder eingraben möchten. Hostmann's Erklärungen zeugen von demselben Geiste, welcher die diluvialen Mammuthknochen für Reste der verendeten Elephanten Hannibal's oder später die Schweizer Pfahlbauten für Stationen südländischer Importhändler ausgab. In diesem Geiste wird auch die Besiedlung der norddeutschen Tiefebenen erst 1—2 Jahrhunderte vor Pytheas von Massilia zugelassen, als wenn dieses Ereigniss nur darum stattgefunden hätte, damit der Reisende aus dem Süden dort jenseits des Rheines die Teutonen antreffen könne.

Eine theilweise Entschuldigung für diesen Eigensinn erblicken wir in den Uebertreibungen, welche hin und wieder auf der Gegenseite begangen wurden. Ebenso unwissenschaftlich als der historisirende Rationalismus Hostmann's und Lindenschmit's ist die im Sinne mancher Naturforscher gelegene Erwartung, höhere, den bekannten historischen Culturstufen ebenbürtige Entwicklungsstadien der Menschheit in der Stille und Ferne abgelegener Welträume ausgeprägt zu finden, ohne dass wir auf anderem Wege, als durch den Spaten des Ausgräbers davon Kenntniss erhalten könnten.

Hostmann hat auch sprachwissenschaftliche Betrachtungen angestellt, um die Schrifttexte, welche für die Priorität der Bronze vor dem Eisen sprechen, zu entkräften oder in seinem Sinne zu deuten. So schreibt er über das homerische χάλκος und das sanskritische ayas, welche beide nicht nur Kupfer, sondern auch Stahl bedeuten sollen. Wir haben jene Schriftquellen nicht herangezogen, brauchen uns daher auch nicht mit diesen Deutungen zu befassen. Nur nebenher sei bemerkt, dass sie tendenziös und gewaltsam sind. Uebrigens liegen die Quellen der Wahrheit für die prähistorische Archäologie nicht in alten Dichtungen, sondern in den concreten Thatsachen, welche die Erde herausgibt.

Am Schlusse der Hostmann'schen „Studien" findet sich ein Aufsatz über „Die Metallarbeiten von Mykenä und ihre Bedeutung für die allgemeine Geschichte der Metallindustrie". Hostmann hat diese Bedeutung gründlich verkannt. Er behandelt jene Arbeiten als Beweis, dass die Schmiedekunst durchaus der ältere, die Giesskunst der jüngere Zweig der Metalltechnik sei; das sollen auch die Anfänge derselben bei den alten Mexikanern und Peruanern lehren. Wir haben keine Ursache, hierauf einzugehen, nachdem es durch Ausgrabungen tausendfach festgestellt ist, dass der europäische Mensch bei dem wirklichen Anfange seiner Bearbeitung

[1]) Montelius: Två nord. bronsålderssaker funna i Schweiz, Akad. månadsbl. Stockh. 1880, S. 141 ff.; Undset: Nordische Bronzen in Italien, Zeitschr. f. Ethn. XVIII, 1886, S. 1 und Taf. I, II.

der Metalle (den wir gewiss in Mykenä nicht suchen dürfen) überall zuerst das Giessen — natürlich nicht ohne eine gewisse Fertigkeit im Kaltschmieden — und dann erst das Treiben der Metalle geübt hat.

Der in Deutschland erhobene Widerspruch gegen das von Skandinaviern und Norddeutschen begründete Dreiperiodensystem ist demnach als überwunden anzusehen. Aber der Sieg ist doch noch lange kein vollständiger. Das System ist durch unanfechtbare Thatsachen gestützt, soweit die prähistorische Forschung den Boden, aus dem ihre Wissenquellen strömen, hinlänglich aufgelockert hat und die chronologische Schichtenfolge der ältesten culturgeschichtlichen Niederschläge auf unserem Erdball genauer kennt. Dass dieses besser erforschte Gebiet mit verschiedenen Graden der Sicherheit ganz Europa umspannt, kann nicht wohl in Zweifel gezogen werden. Mit geringerer, aber vorläufig genügender Zuverlässigkeit sind die Wege und Umstände ermittelt worden, auf und unter welchen der sichtbare Wechsel der Culturstufen sich vollzogen hat; doch bleibt hier im Einzelnen noch sehr viel aufzuklären und die Lösung der Hauptprobleme ist anerkanntermassen ausserhalb Europas zu suchen.

Ausserhalb Europas kennen wir grosse Gebiete, wie das der Südsee, wo der Mensch zum Theile in Folge der Beschaffenheit des Bodens nicht über die Steinzeit hinausgekommen, und wo auf diese letztere erst unter dem Einfluss der europäischen Entdecker, also unter unseren Augen, eine sehr junge Eisenzeit gefolgt ist. Dann zeigt uns die amerikanische Welt Länderräume, wo der Uebergang vom Stein zum Kupfer und zur Bronze sich eben vollzog, als die Europäer dazwischen traten und so hochstrebenden Entwicklungen, wie sie in Mexiko und Peru angebahnt erscheinen, ein Ende bereiteten. In der alten Welt ist das Negergebiet Afrikas grösstentheils von dem Reiche der drei Perioden auszuscheiden; denn dort hat sich in Folge günstiger Lagerung der Eisenschätze des Bodens auf der Basis der Steinzeit sofort eine primitive Eisenschmelz- und Eisenschmiedekunst entwickelt. Der Nordrand Afrikas bildet dagegen zusammen mit ganz Asien und Europa wahrscheinlich jene grosse, in ihrer Tendenz gleichsam um das Mittelmeer gelagerte Continentalmasse, welche als das Herrschgebiet der drei Perioden betrachtet werden darf. In diesem weiten Gebiete werden wir einmal, wenn die unmittelbare Bodenuntersuchung uns ihre letzten Aufschlüsse geboten hat, die reichsten Vermittlungen und die interessantesten Beziehungen im Sinne des Systems überblicken.

Für Europa ist namentlich Aegypten und Vorderasien von Wichtigkeit. Das Nilland und Babylonien sind die Länder einer langen Bronzecultur, in gewissem Sinne vielleicht die Mutterländer der europäischen Bronzezeit, während mit den Assyriern ein Eisenvolk von Norden nach Süden vorrückt. Aber das bedarf Alles noch sehr der Bestätigung. Europa selbst ist von der Forschung vorläufig länderweise zu behandeln, wie es auch der gegenwärtigen Organisation unserer Wissenschaft am besten entspricht. Er zerfällt ersichtlich in einzelne Gebiete, welche grösstentheils noch viel gründlicher studirt werden müssen, als es bisher geschehen ist. Die Skandinavier sind den meisten anderen Ländern in diesem Punkte voraus, darum konnten sie auch als die Ersten ihre Blicke auf das Ganze der Entwicklung werfen. Aber nothwendig scheitert die Beweisführung dort, wo ihr die positiven Grundlagen fehlen, oder sie verliert wenigstens ihren zwingenden Charakter, den ihr die Deutung einzelner, mehr oder weniger zufälliger Funde nicht ersetzen kann.

Ausschuss-Sitzung am 11. April 1893.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Als neue wirkliche Mitglieder werden aufgenommen:
Franz Storno jun., akademischer Maler in Oedenburg;
Direction des k. k. Staats-Gymnasiums in Oberhollabrunn;
Dr. Titus Ritter v. Alth, k. k. Director der Staats-Oberrealschule im XVIII. Bezirke in Wien;
Dr. Alois Freiherr v. Pražak, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath in Wien, und
Dr. Leopold Glück, Kreisarzt in Sarajevo.

2. Der Ausschuss beschliesst, das von Dr. R. F. Kaindl in Czernowitz im Verlage von A. Hölder erscheinende Werk über die Huzulen zu subventioniren. Mitgliedern der Gesellschaft ist das Recht eingeräumt, dieses Werk um 60% des Ladenpreises zu beziehen.

Monats-Versammlung am 11. April 1893.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Herr Universitäts-Professor Dr. **Rudolf Meringer** hält einen Vortrag

Zur Geschichte des oberdeutschen Hauses.

Der Vortragende berichtet über die Ergebnisse seiner letzten Reise in Obersteiermark. Dieselbe zerfalle nach Haustypen und dem Hausgeräthe in zwei Theile, deren Grenze etwa bei Admont ist. Ein eigentlich „nordsteirisches“ Haus gibt es nicht. Es gäbe blos Variationen des zweizelligen (Stube, Küche) oder des drei- (Stube, Küche, Flur) und vierzelligen (Stube, Kammer, Küche, Flur) Hauses. Dazu treten gewisse locale Besonderheiten im Hausbau, dem Hausrathe und den dialektischen Bezeichnungen, von denen jedes einzelne Merkmal ein besonderes Verbreitungsgebiet hat. Mehrere solcher Gebiete gehen bei Admont ineinander über, weshalb man von einer sich hier vollziehenden Zweitheilung zu reden berechtigt ist.

Zur Geschichte des oberdeutschen Hauses bemerkt er Folgendes: Die einfachste Grundformel desselben sei das zweizellige Haus, das nur aus Stube und Küche besteht. Man werde wohl richtig urtheilen, wenn man vermuthet, dass daraus das dreizellige entstand, indem in der Küche der Herd abgetrennt wurde, und das vierzellige, indem man in der Stube vor der Bettstatt eine Wand zog.

Schwieriger sei es, zu einer annehmbaren Hypothese über die Entstehung des zweizelligen Hauses zu kommen, denn die älteste Form des oberdeutschen wird gerade so einzellig gewesen sein, wie die Sennhütte, das alte niedersächsische Haus und jedes primitive Haus schlechtweg. Es handle sich also um die Herkunft der Stube und ihre Angliederung an den Herdraum. Die Etymologie des Wortes beweise den engen Zusammenhang und die Verwandtschaft mit der Badestube, die Urform des oberdeutschen Hauses sei durch Angliederung der Badestube an den Herdraum entstanden. Zum behaglichen Wohnraume könne die angegliederte Badestube erst geworden sein, als der Ofen genügte. Die Geschichte des Ofens sei der wichtigste Theil der Geschichte der Stube. Der Kachelofen wäre erst für Wohnräume ausreichend gewesen. Er sei der Nachfolger des alten Steinmantelofens der Badestube, verbessert durch die auf antiker Töpferkunst und Architektur beruhende Fertigkeit, Gewölbe aus Gefässen herzustellen, verbessert auch durch das an das Hypocaustum der Römer erinnernde Princip der Erwärmung durch Speisung der Heizvorrichtung von aussen.

Es sei recht gut möglich, dass römische Bauweise in Süddeutschland eingedrungen und geübt worden sei, aber anzunehmen, dass der einfachste oberdeutsche Typus zweizelliger (Küche, Stube) oder dreizelliger Art (Küche, Stube, Flur) überhaupt und ausschliesslich römischer Herkunft sei, dazu fehle es an jeglicher ausreichenden Begründung.

2. Herr Ministerial-Vicesecretär **Victor Houdek** übersendet eine auszugsweise Uebersetzung seiner in der Zeitschrift „Český lid", II. Jahrgang (1892—1893), veröffentlichten Abhandlung

Der hannakische Bauerngrund.

Die im Herzen von Mähren liegende fruchtbare Hanna-Ebene trägt heute hinsichtlich der Wohnhäuser beinahe durchwegs einen modernen, internationalen Charakter zur Schau. Nur die alte Ortsanlage ist geblieben — alle alten hannakischen Dörfer sind Rundlinge —, aber an alten, typischen Häusern weist die Hanna nur mehr ganz vereinzelte Exemplare auf, so dass man heute fast nur von dem ehemaligen Typus des hannakischen Bauernhauses sprechen kann. Derselbe weicht in der oberen Hanna (bei Olmütz und Prossnitz) in einzelnen Dingen von dem südhannakischen Bauernhause (bei Kremsier und Holleschau) etwas ab. Das hauptsächlichste Unterscheidungsmerkmal bildet der massive Thürvorsprung („žudr") in der oberen Hanna, der die ganze Breite des in alten Häusern sehr geräumigen Flurs einnimmt und auf den Dorfplatz sich mit einem breiten Rundbogen öffnet, dessen untere Partie mit einer Holzbrüstung beiderseits bis auf einen engen Durchgang in der Mitte verschalt ist. Hausvorsprünge sind zwar auch sonst in manchen Gegenden Mährens üblich (so auch in der südlichen Hanna und in der Slovakei), sie sind dort aber viel kleiner und tragen verschiedene Namen. Vor 50 Jahren war ein jedes Bauernhaus der oberen Hanna mit einem solchen Hausvorsprunge versehen, wie es noch die aus den Dreissiger-Jahren dieses Jahrhunderts stammenden Katastralmappen beweisen; heute kann man sie beinahe an den Fingern abzählen.

Das althannakische Bauernwohnhaus besteht aus zwei Theilen: Der eine ist stets mit einem Halbstock versehen und umfasst den Flur sammt dem Hausvorsprung und der seitwärts gelegenen Kammer, im Halbstock befinden sich die Oberkammern; der zweite Theil ist nur ebenerdig und besteht lediglich aus der Stube („izba"), neben der oft noch ein einfensteriges Stübchen liegt. Das Niveau dieses Theiles des Wohnhauses liegt um zwei Stufen höher als jenes des anderen Haustheiles. Nachdem auch der lichte Raum der Stuben beträchtlich höher ist als jener des Flurs und der Kammer, so wird der Unterschied zwischen der Höhe der Stubenmauern und jener des anderen Haustheiles trotz des auf diesem aufgebauten Halbstockes bis auf ein Geringes ausgeglichen; trotzdem merkt man diesen Unterschied auch von aussen, namentlich am Dachfirst, der eine gebrochene Linie beschreibt. Die ursprünglichen Strohdächer sind ausnahmsweise schon vor Zeiten dem Schindeldache gewichen.

Die Mauern des Stubentheiles sind von Holz, und zwar aus wagrecht gelegten, der Länge nach gespaltenen, roh behauenen Baumstämmen (daher „trhanice" genannt, als wären die Stämme auseinandergerissen) gezimmert und mit eingerammten Holznägeln bespickt, damit der Lehmbewurf daran fester halte. Die Aussenwände sind in der Regel weiss getüncht; oft aber sind nur die Fenster weiss umrahmt, die sonstigen Flächen jedoch grau oder gelb angestrichen. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts kamen eigenartige Stuccoverzierungen oberhalb der Fenster und Thüren in Uebung, die sich als ländliche Imitation der Barocke, vermischt mit volksthümlichen Ornamentmotiven, darstellen.

Auf der einen Seite vom Hausvorsprung befinden sich zwei, höchstens drei Stubenfenster, auf der anderen aber zwei winzige Kammerfensterchen im Parterre und ebensoviele im Halbstock, oft unsymmetrisch vertheilt. Ebensolche Fensterchen besitzt auch der Halbstock des Hausvorsprunges. Letzterer hat ein aus dem Hauptdache im rechten Winkel auslaufendes Querdach, das entweder mit einem Walm („svisle") oder auch mit einem geschnitzten und bemalten Holzgiebel vorne abschliesst.

Der geräumige Hausvorsprung ist mit rings herumlaufenden gemauerten Sitzbänken versehen und sonst vollständig leer; es ist ein vor dem Unwetter sowie vor der Sonnengluth schützender halboffener Raum, ein Mittelding zwischen Flur und Laube.

Der Hausflur diente noch vor einigen Decennien zugleich als Herdraum; der Ofen und Backofen in der Stube wurden vom Flur aus geheizt; heute ist der Herd überall in die Küche — einen Zubau an der Hofseite hinter der Stube — verlegt. Die alten offenen Herde sind zumeist neueren Sparherden gewichen. Neben der Küche, hinter dem Flur, ist oft ein kleines quadratisches Vorhaus angebaut („podsiňka", bei Olmütz

„přísanek") zum Aufbewahren von Küchengeräthen, die in der Küche keinen Platz finden; hauptsächlich soll es jedoch die Küche vor dem directen Eindringen kalter Luft im Winter schützen. Aus demselben gelangt man auf den Hof; dieser bildet stets ein längliches Viereck, dessen Vorderseite das Wohnhaus, dessen Rückseite die Scheune oder ein Gartenzaun, und dessen eine Längsseite die Ställe bilden, wogegen die zweite Längsseite nie verbaut, sondern durch die Hintermauer der Ställe des Nachbars begrenzt war. Die Ställe schliessen sich an das Wohnhaus unmittelbar, in rechtem Winkel, an; ein durch das vorspringende Dach gedeckter, ehemals gegen den Hof zu ganz offener Gang („náspa") führt zu den einzelnen Stallthüren. Nächst dem Hause liegt die Häcksel- und zugleich Knechteschlafkammer, die vom eigentlichen Pferdestall nur durch den Futtertrog getrennt ist. Sodann folgt ein kleinerer Pferdestall für Militärpferde in dem früher sehr häufigen Falle der Militäreinquartierung (daher auch in der südlichen Hanna „vojanka" genannt), hierauf der Kuhstall und eine Futterkammer für die Kühe, schliesslich der Schweinestall und ein gegen den Hof zu offener Wagenschupfen, eventuell die Ausgedingerwohnung.

Das mächtige, mit Stroh gedeckte Walmdach der Scheune liegt auf 10 massiven Pfeilern aus Lehmziegeln, deren Zwischenräume mit gespaltenen Holzstämmen ausgefüllt sind. Links und rechts von der Tenne, die vorne und hinten mit grossen zweiflügeligen Thoren gesperrt wird, werden die Getreidegarben abgeladen. Diese durch Holzbrüstungen von der Tenne („mlat", „mlatevřa") getrennten Nebenräume heissen in der oberen Hanna „stodoly" (d. i. Scheunen), in der unteren dagegen „přístodůlky" (Scheunen z u b a u). Hinter der Scheune ist der Obstgarten; oft steht jedoch die Scheuer mitten im Garten oder, wenn dieser von einem fliessenden Wasser nicht begrenzt wird, an der äusseren Grenze des Gartens, so dass die langgezogenen, einen mehr oder weniger regelmässigen Kreis bildenden, aus Lehmklumpen gebauten und mit einem Miniaturstrohdache gedeckten Gartenmauern durch die Scheunen unterbrochen werden. In der südlichen Hanna, wo die Scheunen zumeist nur aus Holz bestehen, sind die Gärten mit aus Reisgeflecht bestehenden Zäunen umgeben. Die ganze hannakische Haus- und Hofanlage bildet in der Regel ein längliches Viereck, das sich an der Rückseite etwas verbreitert.

Das althannakische Wohnhaus macht mit seinem massiven Vorsprunge den Eindruck von Behaglichkeit und ist das Ebenbild des vierschrötigen, phlegmatischen Hannaken selbst. Der Verfasser kann der unbedingten Behauptung Meitzen's, dass in Mähren durchwegs der fränkische Typus des Hauses herrsche („Das deutsche Haus in seinen volksthümlichen Formen", S. 14), nicht zustimmen; wird jedoch der Vorschlag Bancalari's („Ausland", 1892, 532), statt „fränkisches Haus" „Hoftypus" zu sagen, acceptirt, dann fällt allerdings das althannakische Haus mit dem fränkischen zusammen, unterscheidet sich jedoch vom eigentlichen fränkischen Hause mindestens so, wie das friesische vom sächsichen. Hauptsächlich unterscheidet sich das hannakische vom fränkischen Hause dadurch, dass das erstere stets mit seiner Längsseite dem Dorfplatze zugekehrt ist, an seinen Schmalseiten keine Fenster hat, dagegen aber einen mächtigen Vorsprung in der Mitte der Vorderfront, und dass eine Längsseite des Hofes immer von Gebäuden ganz frei und nur von der Rückwand der Nachbarställe begrenzt ist.

Verfasser versucht sodann aus den Benennungen der einzelnen Haustheile und den geschichtlichen Nachrichten über dieselben ihr Alter und ihren nationalen Ursprung zu bestimmen.

Der Namen des Flurs „siň", der bereits im Altslavischen vorkommt und mit dem lat. atrium sowie dem griech. μέλαθρον übereinstimmt, entspricht dem Aussehen dieses Raumes in alten Häusern, der fensterlos, daher dunkel ist; er ist der ehemalige Herdraum und ursprüngliche Kern der ganzen Hausanlage; erst mit der Zeit wurde ein Wohnraum daneben („světnice" = „světlice", d. i. lichte Stube a contr. des dunkeln fensterlosen Flurs) mit zwei Fenstern („okno", gewissermassen das „Auge des Hauses") zugebaut. Ob das Wort „světnice" durch „izba" (Stube) verdrängt wurde oder ob „izba" älter ist, wird dahingestellt gelassen. Bemerkenswerth ist, dass das kleinere Stübchen, das vielleicht erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts angebaut wurde, nicht „izbička", sondern „světnička" heisst.

Welches Alter dem Hausvorsprunge beizumessen wäre, kann allerdings nicht mit Bestimmtheit entschieden werden. Denkt man sich den Kern des Hauses — den Flur — mit dem Hausvorsprung allein, so bekommt man den Grundriss des altgriechischen Hauses, mit dem auch das nordische in seiner Uranlage übereinstimmt. Der nächste Vertreter des nordischen Typus — das polnische Haus — ist allerdings ziemlich entlegen. Gegen die nordische Abkunft des althannakischen Hauses spricht aber auch der bisher dunkle Namen des Hausvorsprunges „žudr" selbst. Dieses Wort, welches in der mährischen Slovakei „žoudro" und auch „žoldr" lautet, war in dieser letzteren Form bereits im XV. Jahrhundert in Mähren bekannt („Liber informationum et sententiarum" des Brünner Stadtrathes an den Ungarisch-Hradischer Stadtrath von 1447—1509) und ist identisch mit dem niederländischen „zolder" und mit dem „Söller" (auch „Sölder") der Alpenländer, der vom lateinischen „solarium" abstammt. Dass dieser mährische Söller schon im XV. Jahrhundert mit einer Oberkammer versehen war, bezeugt eine Stelle in den citirten Schöffensprüchen.

Die Beheizung des Wohnzimmers wurde — wie gesagt — bis vor Kurzem vom Flur aus bewerkstelligt; erst in den letzten Decennien wurde der Herd in einen Anbau an die Rückwand der Stube verlegt („kuchyně", aus dem deutschen „Küche"). Der Herd („ohnisko") hat beinahe durchwegs slavische Namen: „čelesno" (die in den Backofen führende Oeffnung, in der südlichen Hanna „čelustě" = Kinnbacken), „sopouch" (Luftzugloch), „peklo" (Aschengrube), ebenso „pec" (Backofen); dagegen ist der Ofen „kamna" und „komín" (Schlot) fremden Ursprunges.

Die Benennung des Daches in seiner Gesammtheit („střecha“) und seiner Theile („svisle“ = Walm, von „svislý“ herabhängend, „kalenice“ = First, weil die Strohbüschel am First mit Koth = „kal“ beschmiert wurden, „zástřeší“ = Dachtraufe u. s. w.) sowie des Dachbodens („hůra“, etwa so viel wie das alpenländische „Obenauf“) sind slavisch; dagegen heisst das Strohdach „doch“, die Strohbüschel „došky“.

Während die Kammer „komora“ heisst, besitzt der neuere Vorflur („podsíňka“, „přísanek“) einen heimischen Namen; ebenso der Gang vor den Ställen („náspa“, von „nasypati“ = aufschütten). Es ist eine offene Frage, ob der deutsche Name für den Pferdestall („maštal“) nicht etwa einen älteren heimischen verdrängt habe. Originell ist der Name der Häckselkammer: in der oberen Hanna „přikladník“ (wahrscheinlich von „přikládati“, also vom Vorlegen des Futters den Pferden), in der südlichen „řízňa“ von „řezati“ schneiden; ebenso ursprünglich ist „chlév“ (Kuhstall), „kůlňa“ (Schupfen, von „kůl“ = Pfahl).

Die slavische Benennung der Scheune „stodola“ wird gewöhnlich von „Stadel“ abgeleitet. Durch dieses Wort wurde die altslavische Bezeichnung der Scheune beziehungsweise Tenne („humno“) verdrängt; die heutige Bedeutung dieses Wortes ist etwas unbestimmt, indem man darunter Scheune, aber auch den Garten sammt der Scheune versteht. Alle Bestandtheile der Scheune haben bis in die kleinsten Details slavische Benennungen. Der Name der Holzbrüstung zwischen der Tenne und deren Nebenräumen „oploty“, von „oplétati“ = flechten, deutet darauf hin, dass ehemals diese Brüstungen aus Reisig bestanden.

Verfasser gelangt zu dem Schlusse, dass am althannakischen Bauernhause unbedingt fremden, und zwar romanisch-deutschen Ursprunges sind: Der Hausvorsprung, die Kammern, die Küche; einige andere Hausbestandtheile sind entweder nur zum Theile fremden oder aber wenigstens zweifelhaften Ursprunges (Stube, Scheune); bei einer Reihe von Hausbestandtheilen schliesslich ist der heimische Ursprung unzweifelhaft, so beim Flur und Vorflur, Dachboden, Kuhstall, Häckselkammer, Schupfen u. s. w.

Nimmt man an, dass der Hausvorsprung älter als die Stube ist, so müsste die Längsachse des althannakischen Hauses ursprünglich quer auf der heutigen gelegen sein, und erst durch den Zubau von Stube und Kammer, rechts und links vom Flur, müsste sich der Hauptfirst um 90 Grad gedreht haben. Aus der einheitlichen, concentrischen Anlage der Runddörfer schliesst Verfasser, dass diese Wandlung respective Ausgestaltung des althannakischen Hauses schon zur Zeit der Gründung der hannakischen Dörfer mit runder Ortsanlage, vor sich gegangen sein musste, da sonst — wie bei den Deutschen — nicht Rundlinge, sondern wahrscheinlich gassen- oder haufenförmige Dörfer entstanden wären. Die Zeit, aus welcher die Rundlinge stammen, schliesst jedoch mit dem XI. bis XII. Jahrhundert ab, weil zu jener Zeit das deutsche Recht die altslavische Hauscommunion und hiemit auch die durch dieselbe bedingte altslavische Form der Ortsanlage verdrängte.

3. Für die Bibliothek sind als Geschenke eingelaufen:

Houdek, V.: Hanácký grunt. Zvláštní otisk z českého lidu, II., čís. 2. a 3. V Praze 1893. 26 S.

Koudelka, Florian: Krajinská národopisná výstavka ve Vyškově r. 1892. Ve Vyškově 1893. 34 S.

Przybysławski, Władisław: Skarb bronzowy znaleziony na prawym brzegu Dniestru pod Unizem z 11 rycinam w tekscie. Odbitka z „Teki Konserwatorskiej“. We Lwowie 1892. 12 S.

Kollmann, Dr. J.: Die Menschenrassen Europas und die Frage nach der Herkunft der Arier. [Separat-Abdruck aus dem Correspondenz-Blatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft 1892. Nr. 10. S. 102—106.]

Kollmann, M. S.: Les races humaines de l'Europe et la question arienne. [Congrès international d'Archéologie préhistor. et d'Anthropol. Moscou 1892. S. 249—262.]

Budapest: Építészeti szemle havi szaklap. Szerkeszti Bobula János. II. Evfolyam. 1. Füzet. Budapest 1893. 28 S.

Battle Creek: The bacteriological world and Modern Medicine. Bulletin of The Laboratory of Hygiene. Sanitarium, Battle Creek, Mich. Vol. 1. No. 9. S. 291—322.

Truhelka, Dr. Ćiro: Prilozi rimskoj arheologiji Bosne i Hercegovine. Separatni otisak iz „Glasnika zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini“. Godina 1892. Knjiga IV. Sarajevo 1892. 26 S. Mit 7 Tafeln.

Truhelka, Dr. Ćiro: Arheološko ispitivanje jajačkog grada i najbliže okoline. Separatni otisak iz „Glasnika zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini. Godina 1892. Knjiga IV. Sarajevo 1892. 6 S.

Ernst, A.: Notes on some Stone-Yokes from Mexico. [Separat-Abdruck aus „Internationales Archiv für Ethnographie“. Bd. V. 1892.] 6 S. Mit 1 Tafel.

Lisboa: Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. 11ª Serie. Nr. 3, 4, 5. S. 165—370. Mit 2 Tafeln. Liboa 1892.

Schurtz, Dr. Heinrich: Katechismus der Völkerkunde. Mit 67 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig 1893. XIV + 370 S.

Figueiredo, Candido de: A penalidade na India segundo o Codigo de Manu. Memoria apresentada à 10ª sessão do Congresso internacional dos Orientalistas. Lisboa 1892. 20 S.

Costa, C. R. da: Les communautés des villages à Goa. Mémoire présenté à la 10e session du Congrès international des Orientalistes. Lisbonne 1892. 34 S.

Cordeiro, Luciano: Diogo d'Azambuja. [Descobertas e descobridores.] Memoria apresentada à 10ª sessão do Congresso internacional dos Orientalistas. Lisboa 1892. 86 S.

Assis Clemente, F. d': Le droit Vatoua. Mémoire présenté à la 10e session du Congrès international des Orientalistes. Lisbonne 1892. 14 S.

Vasconcellos-Abreu, G. de: La responsabilité qui revient au Portugal dans la convocation du Xème Congrès des Orientalistes. Lisbonne 1892. II + 48 S.

Vasconcellos-Abreu, G. de: Passos dos Lusíadas. Estudados à luz da mitolojía e do orientalismo. Memoria apresentada à X sessão do Congresso internacional dos Orientalistas. Mit 2 Tafeln. Lisboa 1892. VI + VIII + 88 S.

Godin, O. L.: Princes et princesses de la famille royale de Portugal ayant par leurs alliances régné sur la Flandre. Rapports entre la Frandre et le Portugal de 1094 à 1682. Mémoire présenté à la 10ème session du Congrès international des Orientalistes. Lisbonne 1892. IV + 48 S.

Cordeiro, Luciano: Diogo Cão. [Descobertas e descobridores.] Memoria apresentada à 10ª sessão do Congresso internacional dos Orientalistas. Mit 12 Tafeln. Lisboa 1892. 80 S.

Leite de Vasconcellos, J.: Sur les amulettes Portugaises. Résumé d'un mémoire destiné à la 10ème session du Congrès international des Orientalistes. Lisbonne 1892. 12 S.

Vianna, A. R. Gonçalves: Deux faits de Phonologie historique Portugaise. Mémoire présenté à la 10ème session du Congrès international des Orientalistes. Lisbonne 1892. 12 S.

Leite de Vasconcellos, J.: Sur le dialecte Portugais de Macao. Exposé d'un mémoire destiné à la 10ème session du Congrès international des Orientalistes. Lisbonne 1892. 10 S.

Mendes, A. Lopes: O Oriente e a America. Apontamentos sobre os usos e costumes dos Povos da India Portugueza comparados com os do Brazil. Memoria apresentada à X sessão do Congresso internacional dos Orientalistas. Lisboa 1892. VIII + 128 S.

Kristoffer, Fabricius Adam: La première invasion des Normandes dans l'Espagne musulmane en 844. Mémoire destiné à la 10ème session du Congrès international des Orientalistes. Lisbonne 1892. 22 S.

Leite de Vasconcellos, J.: Sur les religions de la Lusitanie. Abrégé d'un mémoire destiné à la 10ème session du Congrès international des Orientalistes. Lisbonne 1892. 10 S.

Paiva e Pona, A. P. de: Dos primeiros trabalhos dos Portuguezes no Monomotapa. O Padre D. Gonçalo da Silveira, 1560. Memoria apresentada à 10ª sessão do Congresso internacional dos Orientalistas. Lisboa 1892. 102 S.

Kristoffer, Fabricius Adam: La connaissance de la péninsule Espagnole par les hommes du Nord. Mémoire destiné à la 10ème session du Congrès international des Orientalistes. Lisbonne 1892. 12 S.

Abel, Dr. Charles: L'affinité étymologique des langues égyptienne et Indo-européennes. Mémoire destiné à la 10ème session du Congrès international des Orientalistes. Lisbonne 1892. 30 S.

Cinatti, Demetrio: Autoplastia. Transformação do homem em animal estiolamento e atrophia humana, casos de teratologia pelo Dr. Macgowan. [Sociologia chinesa.] Nota destinada à X sessão do Congresso internacional dos Orientalistas Lisboa 1892. 10 S.

Cinatti, Demetrio: O homem como medicamento. Superstições medicas e religiosas que victimam o homem affinidade d'estas crenças com as crises anti-europeias de 1891 pelo Dr. Macgowan. [Sociologia chinesa.] Nota destinada a X sessão do Congresso internacional dos Orientalistas. Lisboa 1892. 18 S.

Vianna, A. R. Gonçalves: Simplification possible de la composition en caractères arabes. Mémoire présenté à la 10ème session du Congrès international des Orientalistes. Lisbonne 1892. 8 S.

Mac Ritchie, David: The Aïnos. With 19 Plates and 12 Textillustrations. [Supplement zu Band IV des Internationalen Archivs für Ethnographie.] XIV + 72 S. Leiden 1892.

Kiel: Die Heimat. Monatsschrift des Vereines zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck. I. und II. Jahrgang. Kiel 1891 und 1892. IV + 252 + 10 + IV + 268 + 24 S. [Geschenk des Naturwissenschaftlichen Vereines für Schleswig-Holstein in Kiel.]

Jentzsch, Dr. Alfred: Führer durch die geologischen Sammlungen des Provincialmuseums der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg. Mit 75 Textabbildungen und zwei Tabellen, enthaltend eine Uebersicht der Geologie Ost- und Westpreussens. Königsberg i. Pr. 1892. 106 S.

Tomaschek, Wilhelm: Die alten Thraker. Eine ethnologische Untersuchung. I. Uebersicht der Stämme. Wien 1893. II + 130 S.

Steenstrup, J. Japetus S.: Yak-Lungta-Bracteaterne, Archaeologernes „nordiske Gruppe af Guldbracteater" fra den aeldre Jernalder, betragtede som saeregne Minder om en Kultur-Forbindelse imellem Høj-Asiens og det Skandinaviske Nordens Folkefaerd i tidlige Aarhundreder af vor Tidsregning, naermest i Folkevandringstiden. Med 4 Dobbelt-Tavler, I—IV, 3 Enkelt-Tavler, A-C, og mange i Texten indtrykte Figurer. [Vidensk. Selsk., 6. Raekke, historisk og philosophisk Afd. I. 2.] Kjøbenhavn 1893. IV + 140 S.

Koehler, Dr. K. und Erzepki, Dr. B.: Album der im Museum der Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften aufbewahrten prähistorischen Denkmäler des Grossherzogthums Posen. Heft I. Mit 20 Tafeln. Posen 1893. IV + 18 S.

Nicolaysen, N.: Om Ruinerne paa Selje. Med titelbillede og 7 plancher. Udgivet af Foreningen til Norske fortidsmindesmærkers bevaring. Kristiania 1892. II + 8 S.

Zograff, N.: Les types anthropologiques des Grands-Russes des gouvernements du centre de la Russie. [Trudi otdjäla antropologii der kais. Gesellsch. der Freunde der Naturkunde, Anthropologie und Ethnographie, Tom XV.] Moskau 1892. VI + IV + 178 S. Mit 31 Tabellen, 16 Karten und 32 Tafeln. Sammt franz. Resumé. 24 S.

Baye, Baron de: Souvenir du Congrès international d'Anthropologie et d'Archéologie préhistoriques. XIe session. Moscou 1892. I. Allocution prononcée à la séance du 12 août. II. La sculpture en France à l'âge de la pierre. (Séance du 14 août.) III. Origine orientale de l'Orfévrerie cloisonnée. (Séance du 20 août.) Paris 1893. 46 S.

Mortillet, M. Adrien de: Rapport sur les monuments mégalithiques de la Corse. [Extrait des Nouvelles archives des Missions scientifiques et littéraires 1893.] Paris 1893. 36 S. Mit 6 Tafeln.

Lissauer: Ueber einige westpreussische Bronzeringe und deren Verbreitung. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 15. October 1892. S. 469—476.] Mit 1 Tafel.

Lissauer: Rudolf Virchow. Crania ethnica Americana. Sammlung auserlesener amerikanischer Schädeltypen. Mit 26 Tafeln und 29 Text-Illustrationen. Ein Band Folio cart. Berlin 1892. A. Asher & Co. Zur Erinnerung an Columbus und die Entdeckung Amerikas. [Zeitschrift für Ethnologie 1892. S. 241—244.]

Danielli, Dott. Jacopo: Studio sui crani Bengalesi con appunti d'Etnologia indiana. Firenze 1893. VI + 129 S. Mit 1 Tafel.

Kříž, Dr. Martin: Die Höhlen in den mährischen Devonkalken und ihre Vorzeit. [Separat-Abdruck aus dem Jahrbuche der k. k. geolog. Reichsanstalt 1892, Bd. 42, Heft 3.] Mit 3 lithogr. Tafeln. Wien 1893. 164 S.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Weisbach und J. N. Woldřich.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXIII. Der neuen Folge XIII. Band.)

Nr. 3 u. 4. Mai—December. Sitzungsberichte. 1893.

INHALT: **Monats-Versammlung am 9. Mai 1893.** 1. Heger, Aderlassgeräthe bei Indianern und Papuas; S. [83]. — 2. Hein, Dajak-Objecte und Werk von de Clercq-Schmeltz über Neu-Guinea; S. [87].

Ausschuss-Sitzung am 20. Mai 1893. 1. Versammlung in Innsbruck 1894; S. [87]. — 2. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [87]. — 3. Neuer Schriftentausch; S. [88].

Ausflug nach Fischau und auf die Malleiten bei Wiener-Neustadt. Bericht von J. Szombathy; S. [88].

Ausschuss-Sitzung am 14. November 1893. 1. Weisbach, Woldřich; S. [90]. — 2. Versammlung in Innsbruck 1894; S. [90]. — 3. Arbeiten im Sommer 1893; S. [90]. — 4. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [90].

Monats-Versammlung am 14. November 1893. 1. Szombathy, Recognoscirungstour durch die Bukowina; S. [90]. — 2. Hein, Ethnographische Ausstellungen in Mähren 1893; S. [91]. — 3. Schulz, Gräberfeld in Podbaba; S. [91]. — 4. Halaváts, Paläolithischer Fund von Miskolcz; S. [92]. — 5. Zwirner, Prähistorische Funde in Retz; S. [93]. — 6. Matiegka, Böhmische Schädel aus dem XVI. Jahrhundert; S. [93]. — 7. Lissauer, Zwei neue Funde von Hallstatt; S. [94]. — 8. Brincker, Ueber den Gottesbegriff der Bantu-Neger; S. [96]. — 9. Benedikt, Ein Fellah-Gehirn; S. [99].

Monats-Versammlung am 12. December 1893. 1. Much, Prähistorische Wandtafel; S. [102]. — 2. Meringer, Eigl's Werk über das Salzburger Gebirgshaus; S. [102]. — 3. Hein, Kaindl's Werk: Die Huzulen; S. [104]. — 4. Weinzierl, Ein prähistorischer Töpferofen; S. [104]. — 5. Fischer, Neolithische Funde in Schönbühl; S. [106]. — 6. Plischke, Ethnographische Ausstellung in Prag 1895; S. [108]. — 7. Geschenke für die Bibliothek; S. [110].

Verzeichniss der Tauschschriften; S. [112].

Isgwald Undset; S. [113].

Monats-Versammlung am 9. Mai 1893.

1. Herr Custos **Franz Heger** hält einen Vortrag über

Aderlassgeräthe bei Indianern und Papuas[1]).

(Mit 2 Text-Illustrationen.)

In der Völkerkunde finden wir oft eine vollkommene Analogie zwischen verschiedenen Gebrauchsgegenständen in Bezug auf deren Form und Anwendung bei Völkern, bei denen durch die Lage ihrer Wohnsitze an ein gegenseitiges Entlehnen oder Ueberkommen von einem gemeinsamen Ausgangspunkte nicht gedacht werden kann.

Oft haben solche Analogien ihre Ursache in den gleichen Grundbedingungen und erscheint daher deren Vorkommen an räumlich sehr weit von einander getrennten Punkten der Erdoberfläche begreiflich und die Annahme mehrerer Entstehungspunkte zulässig. Mitunter betrifft das aber Geräthe und Vorrichtungen, deren Entstehung an verschiedenen Punkten nicht so einfach aus sich selbst heraus erklärlich ist. Schliesst nun die räumliche Verbreitung derselben die Annahme eines Entlehnens oder Uebertragens so ziemlich aus, so stehen wir vor einem kleinen Räthsel, deren uns ja die Völkerkunde so manche bietet. Es bleibt nur dann einfach übrig — an einen Zufall zu denken, wie er ja oft so merkwürdig spielt, oder manche dieser räthselhaften Analogien aus der bis zu einem gewissen Grade gleichen psychischen Grundanlage der Species homo zu erklären.

In neuerer Zeit macht sich jedoch hier das Bestreben geltend, noch einen Schritt weiter zu gehen und selbst den einzelnen Rassen verschiedene, ihnen specifisch eigenthümliche psychische Grundanlagen zu vindiciren, auf Basis welcher man die Aehnlichkeit gewisser Sitten wie Geräthe und Einrichtungen bei einer Rasse, ohne Zuhilfenahme einer Entlehnung als Erklärungsgrund zu beweisen sucht. Diese Idee, welche meines Wissens zuerst von Friedrich Ratzel[1]), wenn auch nicht streng formulirt, ausgesprochen wurde, fand verschiedenenorts Anklang, ohne dass man sich jedoch Rechenschaft über die Tragweite derselben gegeben hätte. Sie hat auch auf den ersten Blick etwas Verführerisches; sie klingt so einfach und plausibel, dass sie so recht geeignet ist, rasch in weite Kreise zu dringen und dort einfach nachgebetet zu werden. Es ist daher wohl an der Zeit, dieselbe etwas zu prüfen, und das geschieht am besten, wenn man Gründe anführt, welche gegen sie zu sprechen scheinen. Es ist nicht meine Absicht, den Gegenstand in seiner vollen Breite und Tiefe anzufassen; es soll hier nur gleichsam eine Anregung zur Discussion dieser interessanten Frage gegeben werden.

Der Kernpunkt der ganzen Frage liegt wieder darin, ob es nach dem heutigen Stande der Forschung zulässig ist, reine Rassenfragen mit Culturfragen zu verquicken, respective beide von einander abhängig zu machen. Es stellt sich daher die Frage so: Hat die von einander unabhängige Erfindung gleicher oder ähnlicher Geräthe und, wenn wir die Frage auf das geistige Gebiet ausdehnen, das Vorkommen gleicher Ideen und Vorstellungen auch einen Grund in der Rasseneinheit oder nicht? Es sind hier nur solche Erfindungen gemeint, die nicht so einfach sind, dass sie gewissermassen die Grundlage des Culturfortschrittes aller Völker bilden und aus der allen Menschen gemein-

[1]) Dieser Vortrag wurde später etwas erweitert und ergänzt.

[1]) Siehe dessen Arbeit: Die afrikanischen Bögen etc., im XIII. Bande der „Abhandlungen der philologisch-historischen Classe der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften", 1891, S. 336 [46].

samen geistigen Grundanlage von selbst hervorgehen. Um einige Beispiele anzuführen, nenne ich hier zum Beispiel den Gebrauch von Bogen und Pfeil überhaupt, die Kunst des Feuermachens, die Töpferei, das Fangen der Fische mit Netzen, die Verwendung und Verarbeitung von passenden Steinen zu Werkzeugen, den Ahnencultus und Geisterglauben etc. etc. Es wären dies alles Bestandtheile einer primären Culturschichte, deren genaue Feststellung und Umgrenzung sich freilich nicht mit voller Exactheit durchführen lässt. Dann kommen Erfindungen und Ideen, welche nicht mehr so einfach sind und deren Ursprung wahrscheinlich von einem Punkte ausging. Beispielsweise führe ich hier die Heilighaltung gewisser Zahlen (drei und sieben), ferner alle Religionsschöpfungen, zahllose Geräthe und Formen derselben an. Es wäre das als eine secundäre Culturschichte aufzufassen, welche die primäre oft überdeckt, ja mitunter zeitweilig ganz verdrängt hat.

Es wird eine der Hauptaufgaben unserer Wissenschaft sein, auf das Genaueste immer zu untersuchen, was dieser primären und was der secundären Schichte angehört. In vortrefflicher Weise hat ja Baron von Andrian diese Methode inaugurirt[1]), und sie müssen wir in Zukunft weiter verfolgen und nach derselben arbeiten. Erst dann bekommt das Vergleichen gleicher oder verwandter Ideen und Erfindungen einen richtigen wissenschaftlichen Werth.

Kommt jetzt dazu ein neuer Factor, nämlich die Rassenfrage, so wird die Sache schon weit complicirter. Es lässt sich nicht leugnen, dass gewisse Völker und Völkercomplexe Fähigkeiten besitzen, welche den anderen entweder ganz abgehen oder doch bei ihnen in viel geringerem Maasse entwickelt sind. Der Sinn für Ornamentik ist bei vielen Völkern geradezu bewunderungswerth; anderen dagegen mangelt derselbe zum Theil vollständig. Dagegen ist wieder mitunter der bildnerische Sinn bei manchen Völkern mehr entwickelt, als bei anderen. Die Ursachen hiefür jedoch in Rassenverschiedenheiten zu suchen, wurde bisher noch nicht versucht. Es ist daher nothwendig, die eingangs erwähnten Bestrebungen genau auf ihre Stichhältigkeit zu prüfen, und da kann nicht sorgfältig und kritisch genug vorgegangen werden.

Um die vorhin berührten Fragen ganz präcise zu fassen, ist es nothwendig, hier auf die betreffenden Stellen der eingangs citirten Arbeit Ratzel's näher einzugehen. Es heisst dort bei Gelegenheit gewisser auffallender Analogien zwischen den Bögen einiger Congovölker sowie von Papuas auf Neu-Guinea auf S. 333 [43] f. wie folgt: „Am weitesten treten diese asiatischen Anklänge in den Formen des südlichen Congobeckens zurück, die wir als Kassaiformen bezeichnet haben, aber dafür zeigen sich hier Spuren einer viel weiter reichenden Verwandtschaft. Wir glauben, dass wir in ihnen zunächst ältere Formen vor uns haben. Sind doch die Bögen des Süd-Congobeckens, besonders die Kassaiform, schon durch die Gestalt und Lage ihres Verbreitungsgebietes als eingeengte, zurückgedrängte gekennzeichnet. Dieses Gebiet ist von der Küste abgeschnitten oder berührt sie höchstens nur noch an einer engen Stelle, und wenn es auch, entsprechend der regen Kunstthätigkeit der Stämme am Kassai und Lulua, eine hübsche Anzahl von verschiedenen Formen geliefert hat, stehen die letzteren doch wesentlich allein."

„Die Aehnlichkeit dieser Kassaiform mit einer der beiden Neu-Guineaformen muss jedem Beobachter sich aufdrängen. Ich suchte sie zuerst als eine äusserliche abzulehnen, doch kann es bei reiflicher Erwägung dabei nicht bleiben. Es ist etwas Tieferes in dieser so auffallenden Aehnlichkeit, die nicht blos auf Einem Grunde ruht, und eine genauere Prüfung kann nicht umgangen werden."

Auf S. 445 [45] f. heisst es dann weiter:

„Während im Allgemeinen südasiatische Anklänge in der Ethnographie der afrikanischen Neger nicht mehr in Erstaunen setzen, da für drei so grosse Gebiete, wie Ackerbau, Viehzucht und Eisenbearbeitung, die Gemeinsamkeit der Grundlagen diesseits und jenseits des Indischen Oceans feststeht, ist man natürlich weniger geneigt, diese östlichen Beziehungen bis nach Neu-Guinea auszudehnen, wiewohl diese grosse Insel durch die indochinesische Kette doppelt mit dem asiatischen Festlande verbunden ist und es in ihrer Ethnographie trotz der Kluft zwischen den Steinländern, zu denen sie gehört, und den gleich westlich davon beginnenden Eisenländern nicht an asiatischen Spuren fehlt. Man würde diesen Spuren wohl längst ernstere Beachtung geschenkt haben, wenn das mehr gewürdigt worden wäre, was Neu-Guinea und zugleich das ganze melanesische Gebiet so eng an Afrika bindet: die Gemeinsamkeit der Rasse. Wir sind heute weniger geneigt, eine scharfe Sonderung zwischen West- und Ostnegern, Afrikanern und Melanesiern anzunehmen, als vor zwanzig Jahren. Die eingehenderen Untersuchungen haben keine Kluft im Körperbau dieser Völker nachgewiesen; es gibt Neu-Guineer und Neu-Mecklenburger, welche mit Congonegern zu verwechseln wären, und nicht blos äusserlich, sondern im Knochengerüste. Wir haben hier wesentlich Eine Rasse auf beiden Flügeln des Indischen Oceans in Ländern, deren abgekehrte Gestade der Stille und der Atlantische Ocean bespülen. In die Lücke zwischen diesen Wohngebieten der West- und Ostneger fallen die negroiden Inselbewohner Madagascars, der Andamanen, der Philippinen und jene in der Vermischung nur noch unsicher erkennbaren Reste auf Ceylon und in Indien. Auf solcher Grundlage gewinnen natürlich ethnographische Verwandtschaften einen viel höheren Werth, von denen wir nun eben glauben, dass er auch der Aehnlichkeit zwischen der Kassaiform afrikanischer Bögen und der einen von den beiden neuguineischen Bogenformen zukommen dürfte."

Soweit Ratzel. J. D. E. Schmeltz hat sich in einer Besprechung der in Rede stehenden Arbeit Ratzel's

[1]) Ferdinand Freiherr v. Andrian: Der Höhencultus asiatischer und europäischer Völker. Eine ethnologische Studie. Wien, Karl Konegen, 1891.

im „Ausland“ 1892, Nr. 44, dieser Auffassung angeschlossen, indem er dort sagt: „Den höheren Werth, den auf solcher Grundlage ethnographische Verwandtschaften gewinnen, spricht Ratzel auch der Aehnlichkeit zwischen der Kassaiform afrikanischer Bögen und der hölzernen der Papuas von Neu-Guinea zu, und zwar unserer Anschauung nach mit vollem Recht.“

Nach Anführung einiger Parallelen, unter denen z. B. der Ahnencultus an so vielen anderen Orten auch noch vorkommt, schliesst Schmeltz daran noch folgende Bemerkung: „Dürfte man nun auch in erster Linie geneigt sein, in diesen Parallelen, denen sich

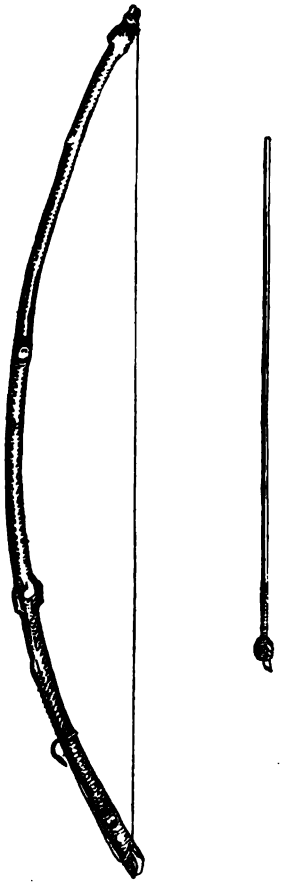


Fig. 27. Bogen und Pfeil zum Aderlassen; im Gebrauche bei den Cayapós in Brasilien. Circa 1/3 nat. Gr.

noch viele hinzufügen liessen, einen Beweis für die nicht an Raum und Zeit gebundene psychologische Einheit des Menschengeschlechtes zu sehen, so lässt sich dennoch nicht leugnen, dass in ihnen ebensowohl solche für eine anthropologische Verwandtschaft verborgen liegen können.“

In beiden Fällen sind nun diese Möglichkeiten mehr angedeutet, als stricte hingestellt. Es ist trotzdem nothwendig, dieser Frage energisch an den Leib zu rücken, und das geschieht vielleicht noch besser durch Anführung von Thatsachen, welche gegen dieselbe zu sprechen scheinen, als durch Anhäufung von Parallelen, welche doch nicht immer ganz gleichwerthig sind. Dazu gehören in erster Linie auffallende Analogien bei Völkern, die nicht einer gemeinsamen Rasse angehören und bei denen auch nicht gut an eine Entlehnung gedacht werden kann. Zudem betrifft es Gegenstände zu einem bestimmten Gebrauche, dessen Art und Weise der Ausführung nicht so von vorneherein auf der Hand liegt, dass die Annahme eines getrennten Ursprunges nicht so selbstverständlich erscheint. Damit komme ich zum eigentlichen Gegenstande meines Themas.

In der grossen brasilianischen Sammlung, welche sich im k. k. naturhistorischen Hof-Museum in Wien befindet,

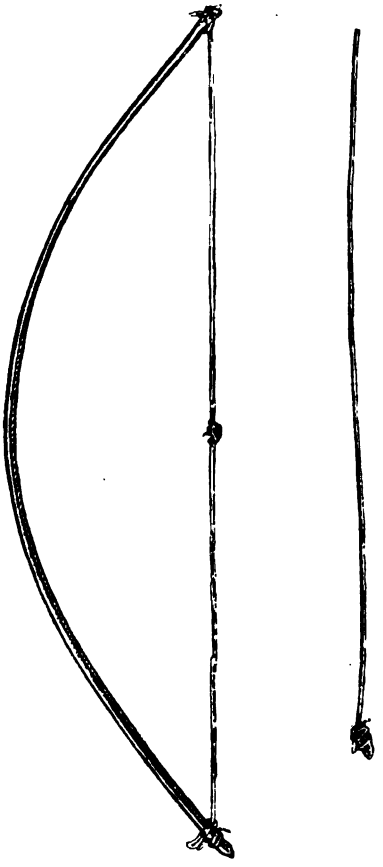


Fig. 28. Bogen und Pfeil zum Aderlassen; im Gebrauche bei den Papuas von Bongu, Deutsch-Neu-Guinea. Circa 1/3 nat. Gr.

sind zwei ganz kleine Holzbögen enthalten; zu jedem derselben gehört ein kleines Miniaturpfeilchen. Ein weiteres Pfeilchen ist beschädigt. Sie tragen die Inventarnummern 660—664. Der erste Bogen (Nr. 660) ist 32 cm lang und besteht aus einem endrindeten, an beiden Enden einfach abgebrochenen Holzstäbchen, an welchem eine Sehne aus brauner Bastfaser befestigt ist. Der zweite Bogen (Nr. 661) ist nur 31 cm lang, das Stäbchen ist nicht entrindet und an beiden Enden zugeschnitten und mit einem kleinen Einschnitte versehen, an dem die feine Sehne aus einer strohartigen Pflanzenfaser befestigt ist. Die zwei completen Pfeile (Nr. 663 und 664) sind jeder 21 cm lang, der kantige

Schaft ist aus Rohr geschnitten, am Ende ist ein kleiner, spitzer Quarzsplitter mittelst eines feinen Rohrstreifens befestigt, so dass der letztere einen kleinen, kugeligen Knoten bildet und der noch ein Stück nach hinten um den Schaft gewickelt ist. Der dritte, unvollständige Pfeil (Nr. 642) ist den vorigen ganz gleich. Die Abbildung eines der Bögen und eines Pfeiles siehe in Fig. 27.

Dieselben stammen von dem Reisenden Dr. J. E. Pohl her, der sie im Jahre 1819 bei den Cayapós in Goyáz sammelte. In seinem grossen Werke über diese Reise[1]) heisst es im ersten Bande auf S. 406 über dieselben: „Bei Kopfschmerzen schröpfen sie die Stirne mittelst eines kleinen Bogens, von welchem ein 8 Zoll langer Pfeil mehrmals gegen den leidenden Theil abgeschnellt wird. Die Pfeile haben am Ende einen Quarzsplitter mit einer knopfförmigen Vorragung, damit der Splitter nicht tiefer als nothwendig eindringen kann. Mit demselben Instrumente, welches ‚Kutuschná' genannt wird, verstehen sie auch gut und richtig zur Ader zu lassen."

Sehr erstaunt war ich nun, als ich zu Beginn dieses Jahres von Herrn Albert Grubauer in Passau, der selbst längere Zeit auf Neu-Guinea weilte, kleine Bögen und Pfeile erhielt, die zu einem ganz ähnlichen Zwecke verwendet werden. In der begleitenden Karte fand sich darüber folgende Bemerkung: „Dieselben werden in dem ganzen Gebiete der Astrolabebai von den Papua-Eingeborenen zum Zwecke des Schröpfens benützt. Diese speciell stammen von Bongu bei Constantinshafen (Deutsch-Neu-Guinea)."

Auf eine Anfrage erhielt ich von demselben Herrn folgende nähere Auskunft über diesen Gegenstand: „Eine Partie ganz kleiner Bögen mit Sehne von Schilfgras, mit Pfeil aus einem Rohrstücke, an dessen Ende ein spitzes Stück Glas befestigt ist. Sehr unansehnlich, aber interessant, da dieses Instrument bei Kranken angewendet wird, indem man die Glasspitze ständig gegen die Brust oder den Rücken des Patienten schnellen lässt und durch die hiedurch hervorgerufenen leichten Blutungen Abhilfe schaffen will. Ich selbst habe oft genug diesen Vorgang beobachtet. Der Mann hockt am Boden und üben die Frauen das Schröpfen meist auf der Brust oder am Rücken aus. Nie sah ich Männer schröpfen, immer nur Frauen. Allgemein ist bei Frauen ferner die Unsitte, bei Kopfschmerzen sich mittelst Glas- oder Muschelscherben tiefe Schnitte am Kopfe oder an der Stirne beizubringen."

Die vier Bögen sind in der Sehne 29—37 cm lang und am Rohre flach geschnitten; die Sehnen bestehen ebenfalls aus dünnen Rohrstreifen und sind an den Enden einfach angebunden. Die Pfeile sind in der Mitte der Sehne an dieselbe angebunden (in der Abbildung Fig. 28 ist der Pfeil jedoch losgemacht und neben den Bogen gestellt); die Schäfte der 25—29 cm langen Pfeile sind ebenfalls aus gespaltenem Rohr hergestellt und an der Spitze ein spitz zugeschlagenes Stück Bouteillenglas einfach angebunden, und zwar wieder mit dünnen Rohrstreifen.

In dem jüngst abgeschlossenen Werke von Dr. Max Bartels: Die Medicin bei den Naturvölkern, Leipzig 1893, findet sich auf S. 268 im Capitel 110: „Der Aderlass" folgende Bemerkung: „Einer originellen Art, die Vene zu öffnen, bedienen sich angeblich die Isthmus-Indianer. Der Operateur schiesst einen kleinen Pfeil mit einem Bogen in verschiedene Theile des Körpers von dem Patienten, bis zufällig eine Vene eröffnet wird. Der Pfeil wird in kurzem Abstande von dem Punkte gehalten, um einem zu tiefen Eindringen vorzubeugen[1]). Jedenfalls steht diese Methode vereinzelt da; nirgends in der Welt findet sich, wie ich glaube, hiefür irgend eine Analogie, und das Verfahren zeigt ohne Zweifel von sehr geringen anatomischen Anschauungen."

Wir sehen daher bei einem anderen Indianerstamme ein ganz gleiches Verfahren der Blutentziehung. Sonderbar ist nur, dass die Anwendung dieses Verfahrens bei den Papuas der Astrolabebai bisher unbekannt blieb. Ich schliesse mich in der Bezeichnung dieses Vorganges Dr. Bartels an, der es als Aderlassen bezeichnet, zum Unterschiede vom eigentlichen Schröpfen, zu welchem immer ein eigenes Instrument, der Schröpfkopf, verwendet wird. Jedenfalls werden hiezu Körpertheile ausgesucht, welche frei von grossen Arterien sind, so die Stirne, gewisse Theile des Rückens und der Brust, so dass für den Patienten keine Gefahr entstehen kann. Der Knopf, welcher die Stein- oder Glasspitze festhält, verhindert überdies, dass der Pfeil mehr als die Haut durchdringt. Ich kann mir übrigens die Entstehung dieses sonderbaren Verfahrens nur bei Völkern denken, welche Bogen und Pfeil als Waffe führen, da sie bei Verwundung durch dieselben genügend Gelegenheit haben, zu beobachten, welche Wirkung schwächere Pfeilschüsse auf verschiedene Körpertheile ausüben. Daraus mag sich allmälig dieses Verfahren des Aderlassens entwickelt haben.

Eine schlagendere Analogie kann nicht leicht gegeben werden, und dies bei zwei ganz rassenverschiedenen Völkern, bei denen an eine Entlehnung nicht gedacht werden kann. Würde ein ähnliches Verfahren zufällig bei einem Negervolke Afrikas gefunden worden sein und dasselbe sonst nur noch bei den Papuas vorkommen, so würde man wieder versucht werden, an eine aus der Rassengleichheit hervorgehende Analogie zu denken, wie dies Ratzel gethan hat. In diesem eclatanten Falle ist dies jedoch vollkommen ausgeschlossen. Und solche Fälle dürften sich noch mehrfach auffinden lassen. Ich erinnere z. B. an das merkwürdige Vorkommen des Mäanderornamentes in Südamerika und in unserem classischen Culturkreise, zwei sowohl räumlich als auch zeitlich weit auseinanderliegenden Gebieten; an das allerdings noch nicht über allem Zweifel

[1]) Reise im Innern von Brasilien. Auf Allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich Franz I. in den Jahren 1817—1821 unternommen und herausgegeben von Johann Emanuel Pohl. Mit Atlas. I. Band. Wien 1832. II. Band in 2 Theilen. Wien 1837.

[1]) Das Citat stammt wahrscheinlich aus dem Werke von Hubert Howe Bancroft, The native races of the Pacific States of North-America. Vol. I. New-York 1875.

erhabene autochthone Vorkommen des Hakenkreuzmotives in Amerika und dann in der alten Welt; an die zahlreichen Analogien zwischen der Baukunst der alten Aegypter und der alten Mexikaner, welche Anlass zu den phantastischesten Hypothesen über den gemeinsamen Ursprung dieser beiden merkwürdigen Culturen gaben; an das Vorkommen der Bronzelegirung in unserem alten classischen Culturkreise, von wo aus sich dieselbe über den grössten Theil Europas und Asiens ausbreitetete, und dann wieder in Amerika [1]). Das sind alles keine so ganz einfachen Dinge, die alle Tage entstehen können und deren von einander unabhängige Entdeckung an zwei oder mehreren Punkten schon merkwürdig genug ist und eine bis zu einem gewissen Grade gleiche psychische Grundlage beim ganzen Menschengeschlechte voraussetzt, die nur gleicher oder ähnlicher Verhältnisse bedurfte, um solche Analogien hervorzubringen.

Mir scheinen die von Ratzel wie von Schmeltz ausgeführten Analogien noch nicht genügend, um aus ihnen eine eigene Rassenpsyche zu construiren. Jedenfalls ist es in Zukunft nothwendig, ein scharfes Augenmerk auf diesen Punkt zu richten. Bei dem schwankenden Charakter des Begriffes „Rasse" würden wir bei Anerkennung des Standpunktes von Ratzel auch einen sehr unsicheren und schwankenden Factor in die Ethnologie hineinbekommen. So lange hiezu keine zwingende Nothwendigkeit vorhanden ist, scheint es mir besser, mit solchen unsicheren Begriffen nicht das ohnehin schwer entwirrbare Dickicht des ethnologischen Urwaldes noch mehr zu verwirren. Es würde mich freuen, wenn das Vorgebrachte Anlass zu einer eingehenden Discussion dieser interessanten Frage geben würde; wie das Resultat auch ausfallen mag, so wird es jedenfalls zum Fortschritt unserer Wissenschaft beitragen.

2. Herr Dr. **Wilhelm Hein** schliesst daran die

Vorlage einiger Dajakobjecte sowie des Werkes von de Clercq-Schmeltz über Neu-Guinea.

Die vorgelegten Dajakobjecte stammen aus einer Sammlung, die Herr Dr. Eduard Sonne während seines Aufenthaltes in Britisch-Nord-Borneo [2]) erworben hatte und die aus 93, zum Theile sehr interessanten Stücken besteht.

Zur Besprechung gelangten drei runde Schilde, davon einer mit Bemalung, welche einen ganz besonderen Typus aufweisen, und ein Schild von der gewöhnlichen dachförmigen Art, der auf der Vorderseite die charakteristische Dämonenfigur und auf der Rückseite ein Menschenpaar mit deutlicher Geschlechtsunterscheidung zeigt. Dieser Schild wurde jedoch in Brunai gekauft. Von den vier Haumessern (Mandau) besitzt eines einen reich geschnitzten Griff mit einer vollkommenen Menschenfigur. Interessant ist auch ein Kettenpanzer. Von den übrigen Objecten seien noch erwähnt: ein hübsch ciselirter Armring, mehrere Frauenröcke, zwei Kapuzen, die wahrscheinlich als Trauerkleidung dienten, und ein Amulet.

Auf Grund der besprochenen Objecte kam der Vortragende zu dem Resultate, dass sich in Britisch-Nord-Borneo verschiedene Cultureinflüsse, theils vom Westen, theils vom Norden nachweisen lassen und dass darum gerade dieses Gebiet ein besonderes Studium verdiene. Herr Dr. Sonne habe sich durch das Sammeln dieser Gegenstände ein besonderes Verdienst erworben.

An der Discussion betheiligten sich die Herren Dr. Michael Haberlandt, der einige Parallelen aus benachbarten Gebieten besprach, und Prof. Alois Raimund Hein, welcher den Schilddecorationen und einigen anderen Ornamenten eine ausführliche Besprechung widmete. Die Sammlung Dr. Sonne's wird in diesen „Mittheilungen" eine weitere Erörterung finden.

Ueber das im Anschlusse an diesen Vortrag besprochene Werk von de Clercq und Schmeltz über die Ethnographie von Nordwest-Neu-Guinea wurde ein Referat in den Literaturberichten auf S. 187 ff. dieses Bandes veröffentlicht.

Ausschuss-Sitzung am 20. Mai 1893.

Vorsitzender: Herr Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Es wird zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestandes der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft die Abhaltung einer gemeinsamen Versammlung im Sommer 1894 in Innsbruck beschlossen. Der Herr Präsident wird ersucht, im Vereine mit dem Herrn Secretär die Einladung bei Gelegenheit der diesjährigen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Hannover zu bewerkstelligen. Die Wahl des Zeitpunktes für diese Versammlung wird der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft überlassen und ferner beschlossen, Herrn k. k. Universitäts-Professor Dr. Franz Ritter v. Wieser in Innsbruck zur Uebernahme der Localgeschäftsführung einzuladen.

2. Die Gesellschaft hat den Verlust von drei wirklichen Mitgliedern durch den Tod zu beklagen. Es sind dies die Herren:

Dr. Lothar Dargun, k. k. Universitäts-Professor in Krakau;

Dr. Hans Kundrat, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor in Wien, und

Hermann Theodor Schmidt, Fabriksdirector in Smichow.

Als neue wirkliche Mitglieder werden aufgenommen:

Dr. August Böhm v. Böhmersheim, Privatdocent an der k. k. technischen Hochschule in Wien;

Josef Karásek, Assistent am slavischen Seminar an der k. k. Universität in Wien;

---

[1]) Es sei hier des sehr auffallenden Vorkommens der grossen Lippenstöpsel bei jüngst von Dr. Stuhlmann beschriebenen Völkern gedacht, die in dieser Riesengrösse nur ein ähnliches Analogon bei den Botukuden Brasiliens haben. (Siehe Dr. Franz Stuhlmann, Mit Emin Pascha in's Herz von Afrika. Berlin 1894, S. 381, 385, 406 u. 411.)

[2]) Vgl. dessen Vortrag „Die Bewohner Britisch-Nord-Borneos mit besonderer Berücksichtigung der Badjohs, Tumbanoas und Sundajaks" in diesen „Mittheilungen", Bd. XXIII, S. [28].

Dr. KONRAD KUHN in Wien, und
Dr. WENZEL MELZER, k. u. k. Stabsarzt in Wien.

3. Mit der Royal Scottish Society Geographical in Edinburgh und dem Musée Guimet in Paris wird der Austausch der Publicationen eingeleitet.

Ausflug der Anthropologischen Gesellschaft nach Fischau und auf die Malleiten bei Wiener-Neustadt

am 4. Juni 1893.

Bericht von JOSEF SZOMBATHY.

(Mit einer Text-Illustration.)

Die lehrreiche prähistorische Ausstellung, welche der Badener Musealverein während der ersten Augusthälfte des vorigen Jahres veranstaltete, enthielt neben den durch die thätigen Mitglieder des Vereines zu Tage gebrachten interessanten Funden von der Königshöhle und dem alten Ansiedelungsplatze bei der Ruine Rauheneck, vom Winschloche, von Guntramsdorf, Leobersdorf und anderen Localitäten aus der Nachbarschaft Badens eine sehr ansehnliche Fundserie von der Malleiten, welche Herr IGNAZ HOFMANN, k. u. k. Militärlehrer zu Fischau, aus seinen eigenen Aufsammlungen zur Ausstellung gebracht hatte. Es war das erste Mal, dass Herr HOFMANN mit seinen Malleiten-Funden, von welchen im engeren Fachkreise bereits seit längerer Zeit gesprochen worden war, vor die Oeffentlichkeit trat und die grosse Bedeutung dieses Fundortes zu allgemeinerer Kenntniss brachte. Unter den charakteristischen keramischen Fundstücken, welche Herr HOFMANN ausgelegt hatte, fielen besonders grosse, dickbauchige Urnen, grosse Schüsseln mit flachem Rande und geometrischen, in kantigen Wülstchen aufgesetzten Ornamenten, zahlreiche kleinere Schüsseln mit eingebogenem Rande, theils unbemalt, theils im Inneren mit fingerbreiten Graphitstrichen bemalt, breite Schalen mit bandförmigem, hohem, derb verziertem Henkel, verschiedene grobe und daneben auch wieder feinere, gut geglättete, aussen mit zartem, geometrischem Ornamente bedeckte Topfgefässe und endlich zahlreiche, zum Theile ziemlich gut und vollständig erhaltene halbmondförmige Idole in die Augen. Der Fachmann sah, es handle sich um einen Ansiedelungsplatz vom archäologischen Charakter der interessanten Wohnplätze auf dem Warischberge bei Oedenburg, welchen die Anthropologische Gesellschaft im vorigen Jahre einen Besuch abgestattet hat, und der Hauptschichte auf dem berühmten Schanzwerke von Lengyel. Viele Analogien mit den Malleiten-Funden wiesen jene vom Rauheneck auf, welche aber neben zahlreichen ähnlichen Thongefässscherben und einem flachen Halbmondfragmente mit der Darstellung von Hirsch und Hund, auch Scherben von roth gefärbten und mit Graphit bemalten Gefässen, eine Doppelspiralfibula, einen Hohlkelt ungarischer Form und das Bruchstück einer Gussform für Hohlkelte umfassen. Somit zeigte sich hier am Westrande des Wiener Beckens eine bemerkenswerthe Fortsetzung des Gebietes der Hallstatt-Facies vom Warischberge, welches bisher nur durch weiter östlich und südlich gelegene Fundplätze deutlich ausgesteckt war.

Es war daher so gut wie selbstverständlich, dass der heuer von Herrn HOFMANN angeregte Plan einer Excursion der Anthropologischen Gesellschaft nach Fischau zum Zwecke der genaueren Besichtigung des Fundplatzes und der Funde von der Malleiten mit Vergnügen aufgenommen und rasch der Verwirklichung zugeführt wurde.

Von Wiener-Neustadt aus, wo sich am Morgen des schönen Frühlingstages neben Mitgliedern der Anthropologischen Gesellschaft und des Wissenschaftlichen Club auch einige andere Freunde prähistorischer Forschung aus Baden und Wiener-Neustadt versammelt hatten, übernahm Herr HOFMANN die Führung der Excursion und brachte uns in einstündiger Fusswanderung über die Heide nach Fischau. Dieser sonst so monotone Weg wurde freundlich belebt durch den Ueberblick über das vor uns sich erhebende Ziel des Tages, von dessen charakteristischer Silhouette der Meistergriffel J. VARRONE's in der Zeichnung Fig. 29 ein aus geringerer Entfernung aufgenommenes treffliches Bild gegeben hat. An den von felsigen Abstürzen umrandeten Gipfel der Malleiten schliesst sich rechts gegen Norden die von der alten, grossen Ansiedelung occupirt gewesene Plateaufläche an. Das Cliché für diese Illustration hat Herr HOFMANN der Anthropologischen Gesellschaft in freundlichster Weise unentgeltlich zur Verfügung gestellt.

Der Vormittag wurde mit der Besichtigung der von Herrn HOFMANN in seiner Wohnung veranstalteten Ausstellung von prähistorischen Funden, dem Besuche des Ortsfriedhofes, auf welchem ein altes, hübsch geschmiedetes Eisenkreuz zu sehen ist, der Fischauer Thermen, der ausgezeichnet eingerichteten und geleiteten Militär-Lehranstalt und eines östlich von Fischau, auf dem mit dem charakteristischen Namen Löberfeld oder Leberfeld belegten Abhange errichteten Tumulus ausgefüllt. Das Hauptinteresse concentrirte sich natürlich auf Herrn HOFMANN's prähistorische Sammlung, welche übersichtlich ausgebreitet war und uns durch einen lichtvollen Vortrag des Besitzers vortrefflich erläutert wurde. Auf ein näheres Eingehen in diese grosse, reichhaltige und instructive Collection darf hier wohl verzichtet werden, nachdem eine eingehende Publication in nicht zu ferner Aussicht steht. VARRONE's Bild zeigt im Vordergrunde eine zum Theile blos durch des Künstlers Griffel gründlich restaurirte Auslese dieser Sammlung. Ausser den bereits oben erwähnten Massen von keramischen Resten sehen wir da noch thönerne Webstuhlgewichte, Spinnwirtel, Gusslöffel, Gussformen, Steinwerkzeuge, besonders eine zugeschlagene Lanzenspitze und einen polirten Steinhammer, Knochenwerkzeuge und einigen Bronzeschmuck. Neben der Hauptsammlung war auf einem besonderen Tische eine hübsche Collection von Malleiten-Funden aus dem Besitze des Herrn Fabriksdirectors Ingenieur JULIUS PICHLER ausgelegt, welche als Ergebniss einer halbtägigen Grabung die Ergiebigkeit der Culturschichte documentirte.

Für die Untersuchung des Tumulus auf dem Leberfelde interessirte sich ganz besonders Herr kais. Rath Dr. Gustav Mayr, welcher auch an Ort und Stelle die Geldmittel hiezu widmete. Es darf hier wohl eingeschaltet werden, dass mittlerweile Herr Hofmann unter der Theilnahme der Herren Dr. W. Hein und Ingenieur J. Pichler die Aufgrabung dieses Tumulus vorgenommen hat, aber leider nicht zu nennenswerthen Funden gelangt ist.

Am frühen Nachmittage wurde auf angenehmen Waldpfaden der Aufstieg auf die Malleiten unternommen.

Das Plateau der Malleiten zeigt schon in den Details seiner Terrainconfiguration, in Terrassirungen und Wallzügen die Spuren uralter Besiedelung. In einem weiten Rundgange rollte Herr Hofmann diese Ueberbleibsel vor unseren Augen auf und mehrere auf Kosten der Anthropologischen Gesellschaft unter Hofmann's und Herrn Ingenieur Pichler's Leitung veranstaltete Probegrabungen entlockten der wenige Decimeter unter der Waldfläche anstehenden Culturschichte eine Fülle charakteristischer Funde, wie Fragmente von Mondidolen und verschiedenartigen Thongefässen, Feuerstein- und

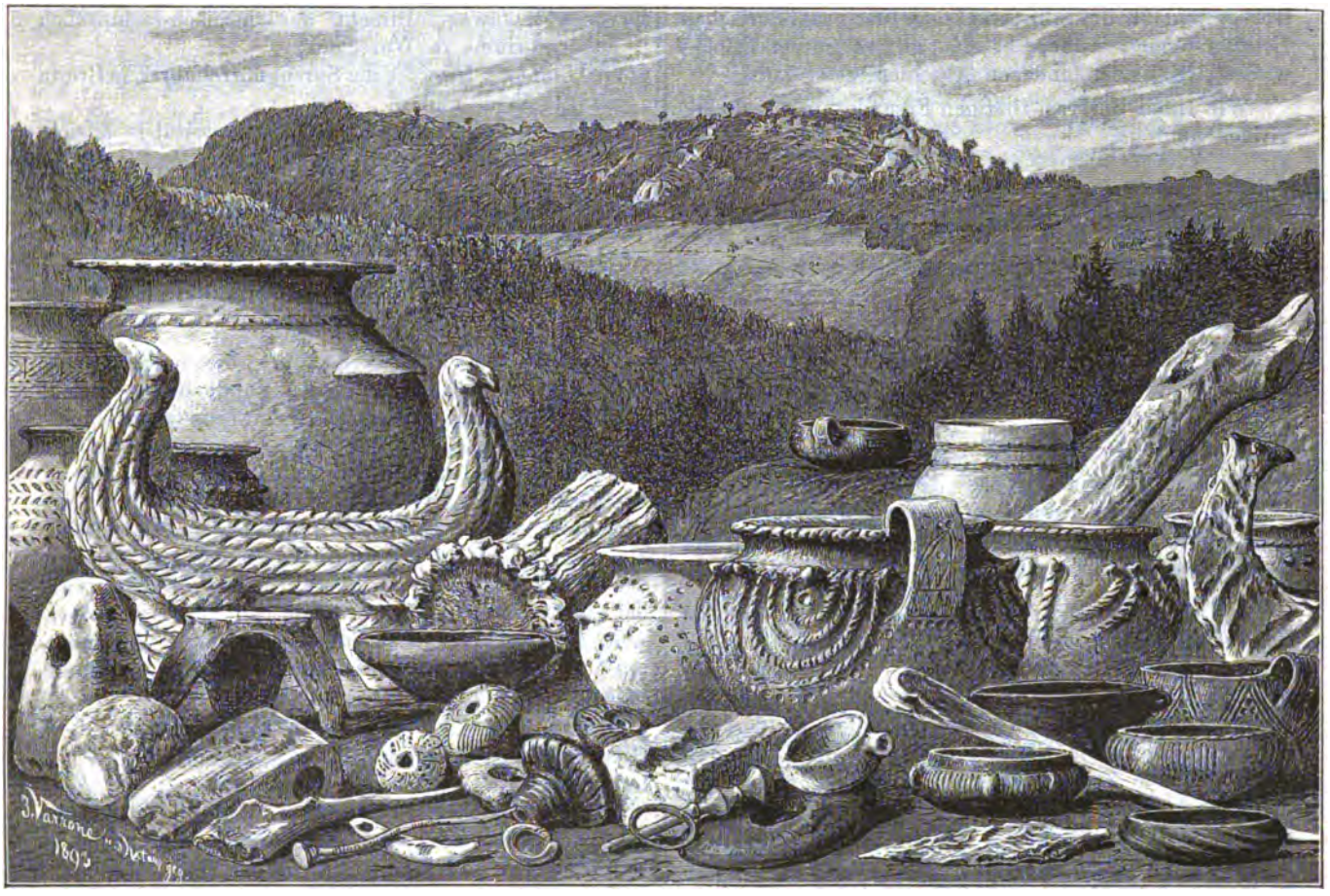


Fig. 29. Funde von der Malleiten; im Hintergrunde die Ansiedelung.

Zwei grossen, tumulusähnlichen Aufschüttungen, welche uns am Waldabhange in der Hälfte des Weges entgegen traten, wurde die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Die Frage, ob sie als Grabhügel zu betrachten sind, konnte damals nicht beantwortet werden. Aber die im Laufe des Sommers Herrn Hofmann gelungene Entdeckung von einem Dutzend kleinerer Grabhügel in ihrer Nachbarschaft und die in nächster Zeit zu gewärtigende, von der Anthropologischen Gesellschaft subventionirte Versuchsgrabung an dieser Stelle wird uns in die Lage setzen, auch diese Frage bald bestimmt beantworten zu können.

Knochenwerkzeuge, Spinnwirtel, Schlag- und Schleifsteine und anderen alten Hausrath. Es ist hier wieder treffend bemerkt worden, wie selten sich in dem Wegwurfe prähistorischer, bereits der Metallzeit angehöriger Niederlassungen Metallreste neben dem übrigen Geräthschutte finden.

Der Abstieg durch den Marchgraben nach Wöllersdorf führte die Excursion an einer kleinen Höhle vorüber, in welcher frühere Versuchsgrabungen deutliche steinzeitliche Culturreste constatirt haben. So reichlich sich die Gesellschaft auch bereits an diesem Tage mit prähistorischem Fundmateriale und fachlichen Aus-

einandersetzungen gesättigt hatte, es gab noch immer einige Herren, welche auch diesen Fundplatz bis in seine letzten Spalten durchschlüpfen mussten und in Wöllersdorf selbst verzichtete eine kleine eifrige Schar auf die nach dem langen Spaziergange so erwünschte Leibesstärkung, um noch der ziemlich grossen Höhle beim Höllthurme einen Besuch machen zu können.

Als endlich die ganze Gesellschaft, an der Eisenbahnhaltestelle Wöllersdorf versammelt, zur Heimkehr rüstete, machte sich die im Laufe des Tages wiederholt laut gewordene ungetheilte Anerkennung für die ausgezeichnete Führung, welche uns Herr Hofmann hatte angedeihen lassen, und für die selbstlose Pflege der prähistorischen Localforschung, welcher er sich mit so gutem Erfolge widmet, in tiefempfundenen Abschiedsreden Luft.

Wir rufen unserem thätigen Freunde ein herzliches „Glück auf“ zu.

Ausschuss-Sitzung am 14. November 1893.

Vorsitzender: Herr Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Der Vorsitzende theilt mit, dass die Gesellschaft durch die Versetzung des Herrn k. u. k. Oberstabsarztes Dr. A. Weisbach nach Sarajevo einen ihrer Vicepräsidenten verloren hat.

Herr Prof. Dr. J. N. Woldřich hat einen Ruf an die čechische Universität nach Prag erhalten.

Der Ausschuss beschliesst, denselben zu ersuchen, seine bisher innegehabte Stelle als Ausschussrath der Gesellschaft auch fernerhin beibehalten zu wollen.

2. Der Einladung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, mit unserer Gesellschaft im nächsten Jahre eine gemeinsame Versammlung in Innsbruck abzuhalten, kam letztere dadurch nach, dass sie den Herrn Secretär nach Hannover entsandte, wo derselbe im Vereine mit dem Herrn Präsidenten die Einladung vornahm. Die Versammlung in Hannover nahm mit lebhafter Acclamation den vom Herrn Präsidenten Freiherr v. Andrian-Werburg gestellten Antrag an und wählte Herrn Universitäts-Professor Dr. Franz Ritter v. Wieser zum Localgeschäftsführer, der auch diese Aufgabe übernahm.

3. Der Secretär berichtet über die im Verlaufe dieses Sommers aus dem Fonde für praktische Arbeiten bewerkstelligten Forschungen. Es wurden folgende Arbeiten durchgeführt:

Von Herrn Custos Szombathy eine Reise nach der Bukowina zur Recognoscirung der prähistorischen Fundplätze.

Von Herrn Prof. Dr. Rudolf Meringer eine Reise nach Steiermark zur Fortsetzung seiner Hausforschungen.

Von Herrn Ignaz Hofmann in Fischau einige Probegrabungen auf der Malleiten.

Von Herrn Dr. Wilhelm Hein der Besuch mehrerer ethnographischer Ausstellungen in Mähren.

4. Seit der letzten Sitzung sind folgende Mitglieder gestorben:

Karl Freiherr v. Czoernig, k. k. Hofrath, Finanz-Landesdirector in Innsbruck;

Dr. Anton v. Fillenbaum, k. u. k. Stabsarzt in Wien, und

Clemens J. Hladisch, Baumeister in Mährisch-Ostrau.

Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen:

Dr. Oskar Hovorka Edler v. Zderas in Wien;

Dr. Hans Koffer, Assistent an der dritten geburtshilflichen Klinik in Wien;

Erasmus Majewski, Director des chemisch-technischen Laboratoriums in Warschau;

Julius Pichler, Director der Sprengmittelfabrik in Brunn am Steinfeld, und

Dr. Otto Stoll, Professor an der Universität in Zürich.

Monats-Versammlung am 14. November 1893.

1. Herr Custos **Josef Szombathy** erstattet

Bericht über eine Recognoscirungstour durch die Bukowina.

Nach einem Ueberblicke über die prähistorische Cultur des eigentlich russischen Fundgebietes, welche bis in die Culminationsepoche der La Tène-Cultur hinein auf der neolithischen Stufe verharrte, und der dieses Gebiet umgebenden Culturprovinzen Sibirien, Kaukasus, Pontusländer, Ungarn und Norddeutschland mit ihrer verschiedenartigen Ausgestaltung der prähistorischen Metallculturen kennzeichnet der Vortragende die Stellung der Bukowina innerhalb dieses Gebietes und erwähnt der bisher daselbst vorgenommenen Untersuchungen, welche nunmehr in dem kürzlich gegründeten Landesmuseum einen ausgezeichneten Stützpunkt gefunden haben.

Hierauf beschreibt er seine Touren, welche von Czernowitz aus die Punkte Hliboka, Radautz, Horodnik, Suczawa, Hatna, Calinesti, Sereth, Hadikfalva, ferner Schipenitz und Hlinitza berührten, und rühmt die ausgezeichnete Förderung und Gastfreundschaft, deren er sich von Seite aller Personen, mit welchen ihn seine Aufgaben zusammenführten, erfreuen konnte.

Er verweilt unter Vorlage der betreffenden Funde bei der Beschreibung der von ihm geöffneten neolithischen Tumuli von Horodnik bei Radautz, der grossartigen, mit neolithischen Werkzeugen und bemaltem Topfgeschirr bis in die La Tène-Periode reichenden Ansiedelung von Schipenitz, der den Jahrhunderten der römischen Herrschaft zuzuweisenden Tumuli von Hliboka und der Burgwälle von Hliboka und Hlinitza.

Zum Schlusse gedenkt er der Eindrücke, welche er in den auf der Rückreise besuchten Museen von Lemberg und Krakau in sich aufnahm, besonders der bekannten, aber leider noch immer nicht zum Gemeingute der archäologischen Fachwelt gewordenen Schätze des gräflich Dzieduszycki'schen Museums, dessen Schöpfer, Se. Excellenz Graf Wladimir Dzieduszycki,

ihm die ausserordentliche Aufmerksamkeit erwies, einen vollen Tag zur persönlichen Vorführung seiner Sammlungen zu widmen.

2. Herr Dr. **Wilhelm Hein** hält einen Vortrag über

Die ethnographischen Ausstellungen in Mähren im Jahre 1893,

in welchem er es als einen trefflichen Gedanken erklärt, dass das Comité für die čecho-slawische ethnographische Ausstellung in Prag 1895 auch die Slawen Mährens zur Betheiligung heranzog; denn kaum eine andere Provinz beherberge eine solche Mannigfaltigkeit an verschiedenen slawischen Stämmen als gerade Mähren. Der Verein des vaterländischen Museums zu Olmütz gab zum Zwecke von vorbereitenden Versuchs-Ausstellungen einen umfassenden Fragebogen mit 700 Fragen heraus, der wesentlich zum Gelingen derselben beitrug. Der Vortragende entwarf ein allgemeines Bild der mährischen Volksstämme und besprach in Kurzem die von ihm besuchten Ausstellungen zu Prossnitz [1]), Drzewohostitz, Holleschau, Frankstadt am Radhost und Prerau. Rühmend gedachte er der hervorragenden Gastfreundschaft, die ihm in diesen Orten zu Theil wurde, und sprach der Anthropologischen Gesellschaft für die ihm erwiesene Unterstützung seinen Dank aus.

(Eine ausführliche Besprechung dieser Ausstellungen wird in den „Abhandlungen" erscheinen.)

3. Herr **W. Schulz** in Prag übersendet durch Herrn Custos Josef Szombathy eine Mittheilung über

Das Gräberfeld in der Mailbeck'schen Ziegelei in Podbaba bei Prag.

Obwohl dasselbe für vollständig ausgebeutet gehalten wird, wurden doch im Jänner 1893 noch drei Gräber entdeckt, deren Inhalt für das böhmische Museum zu erwerben mir gelang. Die Beigaben sind ganz interessant, und deswegen erlaube ich mir, darüber zu berichten.

Die Schädel, von denen einer ganz erhalten, der zweite theilweise beschädigt, der dritte aber fast zertrümmert ist, stimmen mit den früher hier gefundenen überein. Die Beigaben sind folgende:

1. Eine Bronzefibel in Vogelgestalt (ihr am ähnlichsten ist Nr. 13: Taf. 6, in Lindenschmit: Das römisch-germanische Centralmuseum und noch mehr Nr. 13, Taf. 8, im achten Hefte des ersten Bandes von Lindenschmit: Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit), 2·8 cm lang, hat den ganzen Körper durch dreieckige Vertiefungen und Furchen bedeckt. Von anderen derartigen Fibeln dieses Gräberfeldes unterscheidet sie sich dadurch, dass sie nicht nur am Auge, sondern auch am Schwanze eingesetzte rothe Granaten trägt. Von einer anderen derartigen Fibel ist nur die Hälfte erhalten, der Schwanz mit eingelegter violetter Granate verziert.

2. Eine Schnalle aus starkem, kantigem Bronzedraht mit übergelegten Enden, ohne Dorn, hat die Form eines gedrückten Kreises mit den lichten Durchmessern von 2·3—2·7 cm.

3. Eine Bronzeschüssel aus dünnem Blech getrieben, aus ziemlich schlechtem Materiale mit wenigen Spuren einer hellgrünen Patina, ist 10 cm hoch, hat einen nach aussen umgebogenen, etwas verstärkten, 12 mm breiten Rand. Der Durchmesser der Oeffnung beträgt 18·4—19 cm, der des Bodens 9 cm Der Boden ist vollständig abgebrochen und war dann von Neuem mit zwei bis 4 cm breiten Blechstreifen, welche durch 25 Bronzenieten an den unteren Theil der Innenseite der Schüssel angenietet sind, befestigt. Eine sicher interessante Flickarbeit! Im ganzen Gräberfelde wurde neben diesem Gefässe nur noch eine kleine Bronzeschale gefunden. In Selzen (Lindenschmit: Todtenlager bei Selzen, S. 15) kamen wohl mehrere Bronzegefässe, aber von anderer Form, vor.

4. Eine Glasperle von gelb-roth-grüner Farbe, leider sehr beschädigt, ist kugelförmig und von 12 mm Durchmesser.

5. Eine scheibenförmige Bernsteinperle, gut erhalten, mit verwitterter Oberfläche, aus deren Rissen die feuerrothe Masse hervorleuchtet, hat einen Durchmesser von 4 cm bei einer Dicke von 1·5 cm. Das unregelmässige Loch ist 3—4 mm weit.

6. Ein Kamm, 13 cm lang, besteht aus zwei bis 3 mm dicken, ganz gleichen, jetzt 2 cm breiten Knochenplatten, welche auf der einen Langseite mit feinen Zähnen versehen waren, die jetzt leider alle abgebrochen sind. Diese gezähnten Platten sind beiderseits mit gleich breiten und nur ein wenig kürzeren, verzierten Platten belegt; alles das wird durch sechs nicht ganz gleiche und nicht regelmässig vertheilte Bronzenieten zusammengehalten. Die äusseren Platten sind längs der beiden Langseiten mit drei parallel laufenden Furchen verziert, während das freie Mittelfeld mit sechs „Augen" ausgefüllt ist, welche auf einer Seite in drei Paaren, auf der anderen in Gruppen von 1—3—2 „Augen" vertheilt sind. Die Lage dieser „Augen" ist ebenso unregelmässig, wie die der Bronzenieten. Der Kamm ist jetzt gerade in der Mitte, wo die inneren gezähnten Platten sich berühren, gebrochen und etwas beschädigt.

7. Ein in zwei Theile gebrochener, in einer Hälfte sehr beschädigter Biberzahn (?) mit einer Bogenweite von 7·5 cm ist auf der Innenseite in der Mitte mit einer regelmässigen, 1·5 mm breiten und 5 mm tiefen Furche versehen; er diente darnach wahrscheinlich als Handhabe eines halbkreisförmigen Messers (?). Leider ist das Stück so beschädigt, dass man über die muthmassliche Verwendung nicht ganz sicher urtheilen kann. Ein, wie es scheint, ähnliches Stück wurde in dem zehnten Grabe bei Selzen (Lindenschmit: Todtenlager bei Selzen, S. 14 u. grosse Tafel Nr. 10) gefunden, aber auch nicht näher erklärt.

8. Ein starkes Messer aus Eisen mit etwas gebogener Spitze ist in gerader Richtung 35·5 cm lang, wovon 8 cm auf den Griff entfallen. Die Klinge hat eine grösste Breite von 3 cm, der Rücken, soweit er

[1]) Vgl. über diese das Feuilleton in der „Deutschen Zeitung" vom 18. Juli 1893.

gerade ist, eine Stärke von 5 mm. Die Griffzunge ist bis 17 mm breit und 6 mm dick. Die Handhabe war von Holz, von dem kleine Reste noch erhalten sind; sie wurde auf dem einen Ende mit einem Bronzestreifen von 2·5 cm Breite eingefasst und durch drei 5 mm lange Nägelchen an demselben festgehalten. Die Oeffnung des Bronzebeschlages ist auf einer Seite regelmässig oval, 8 mm breit, auf der anderen, der Klinge zugekehrten Seite aber gegen die Schneide zu stark verengt. Das Messer ist gut erhalten und seiner Form nach das einzige Exemplar des ganzen Gräberfeldes. Es ist ziemlich ähnlich der kleineren Art des Sax, welche LINDENSCHMIT in Fig. 107 auf S. 206 seines Handbuches abgebildet hat.

9. Ein kleines Eisenmesser, dem blos die Spitze fehlt, jetzt 7·8 cm lang, wovon 4·6 cm auf die verhältnissmässig sehr starke Griffzunge entfallen. Fragmente eines anderen Messers (?), eines Ringes und eines Eisenstäbchens sind nicht näher bestimmbar.

10. Ein massiver, henkelloser, fast kugelförmiger Topf mit schwarzer Aussenfläche, aus einem sandigen Lehm, ist 11·7 cm hoch bei einem Durchmesser der Oeffnung von 14 cm, des Bodens 10·3 cm. Sein Rand ist schmal, ein wenig eingezogen.

11. Eine Schale aus fein geschlemmtem Thon mit dunkelbrauner, glänzender Oberfläche ist 6·6 cm hoch bei einem Durchmesser der Oeffnung von 11 cm, des grössten Umfanges an den Spitzen 15 cm und des etwas eingedrückten Bodens 6·3 cm. Unter dem geraden Rande, 2·3 cm tief, erweitert sich der Körper zu einer 5—6 mm dicken, bis auf 14 mm abstehenden Platte, welche, durch 2·2 cm weite, bogenförmige Einschnitte getheilt, in 18 Spitzen ausläuft (ähnlich wie in Památky archæologické, XI, Tab. I, Nr. 8, 9, wo aber die Zeichnung nicht besonders gelungen ist). Auf der Oberfläche der Platte laufen ringsum zwei parallele Furchen, oben begleitet von einer dichten Reihe ganz kleiner Punkte. Dieses Gefäss ist das schönste und feinste von allen, die hier überhaupt gefunden wurden, und ist auch sehr wichtig, indem durch dasselbe das Gräberfeld von Podbaba mit jenem von Vinařice bei Schlan (Památky archæologické, XI, S. 23 ff., Tab. I—II), wo Gefässe von demselben Charakter zahlreicher waren und durch dieses auch mit dem reichen Grabe von Uherce bei Laun (Památky archæologické, XIII, S. 321 ff., Tab. XIII) und jenen von Lieben bei Prag (1892) in den engsten Zusammenhang gebracht wird.

Das Gräberfeld von Vinařice muss als das älteste dieser Art in Böhmen angesehen werden, denn in seinen Beigaben findet man noch viele Anklänge an die römisch-provinziale Cultur. Darnach ist dann auch die Partie des Gräberfeldes von Podbaba für die älteste zu halten, in welcher sich Berührungspunkte mit Vinařice finden. Das ist nach den neuesten Funden die unterste Partie des Gräberfeldes, nahe der jetzigen Strasse; von da erstreckte sich das Gräberfeld bergauf. In Podbaba wurde nicht systematisch gegraben, sondern die Funde wurden gelegentlich bei Lehmgewinnung durch Arbeiter gemacht, und es ist nicht mehr möglich, die Reihenfolge aller Gräber genau zu bestimmen. Aber daraus, dass jetzt in der untersten Partie der Ziegelei Gräber mit den oben beschriebenen Beigaben entdeckt wurden, welche als die ältesten des ganzen Gräberfeldes angesehen werden müssen, ergibt sich von selbst, dass das Gräberfeld, im Thale angelegt, auf der Anhöhe seine Fortsetzung fand. Die Arbeiten in der Ziegelei fanden ihren Anfang in den oberen Partien des Lehmfeldes und allmälig gelangte man in die Ebene. Daraus folgt, dass Funde, welche in Podbaba zuerst gemacht wurden, der jüngsten Periode des Gräberfeldes angehören und die Funde der allerletzten Zeit seinem Anfange zuzuweisen sind. Wenn einmal alle Funde des Leichenfeldes beisammen sein werden, wird sich schon aus dem Datum ihres Auffindens ihr gegenseitiges Alter bestimmen lassen.

4. Herr **Julius v. Halaváts**, kön. ung. Sectionsgeologe in Budapest, übersendet einige Bemerkungen

Zum paläolithischen Fund von Miskolcz[1]).

OTTO HERMAN behauptet in der Beschreibung des Miskolczer paläolithischen Fundes Folgendes: „Soviel steht ausser allem Zweifel, dass der paläolithische Fund unter dem Alluvium lag.“ Diese Behauptung entspricht nicht den Thatsachen, denn das Material, in welchem die Silex-Artefacte gefunden wurden, ist ein recentes Sediment, die Gegenstände wurden in der Alluvialschichte gefunden. Die eben erwähnte Behauptung klingt aber um so eigenthümlicher, als der Autor in der Abhandlung selbst eingesteht, dass L. ROTH v. TELEGD, kön. ung. Chefgeologe, bei Besichtigung des Materiales, in welchem die Gegenstände eingebettet waren, sich für ein alt-alluviales Alter desselben aussprach, auf diese Weise seine frühere Behauptung, die er machte, als er das Material noch nicht selbst gesehen hatte, corrigirend, dass die Schichte wahrscheinlich diluvial sei.

Es ist aber auch nicht möglich, dass die Schichte älter als alluvial sei, da die Lage des Fundortes selbst eher darauf schliessen lässt. Die auf S. 80 veröffentlichte Karte zeigt, dass das BÁRSONY'sche Haus unmittelbar am Ufer des Szinva-Baches, d. h. im Inundationsgebiete gebaut wurde. Der Punkt liegt nicht an der Hügellehne, sondern in einem Inundationsgebiete. Dass in dem von diesem Punkte weit entfernt abgeteuften Bohrloche über ähnlichem Lehm Gerölle constatirt wurde, beweist noch nichts für das diluviale Alter des Lehms; dasselbe gilt dafür, dass das im Bohrloche befindliche Gerölle jünger sei, als der auf dem BÁRSONY'schen Hofe befindliche gelbe Lehm, denn beide Sedimente können gleichwohl gleichalterig sein. Jedermann, der mit den mechanischen Wirkungen der Flüsse vertraut ist, weiss eben ganz gut, dass das Gerölle in dem Flussbette sich absetzt, die feinen Lehmmassen hingegen im Inundationsgebiete. Und wenn ich noch hinzufüge, dass auch ich den in einem Cigarrenkistchen befindlichen Lehm gesehen habe, welchen Herr OTTO HERMAN in die kön. ung. geologische Anstalt brachte, als von dem BÁRSONY'schen Hofe herstammend, in dem die Silex-Gegenstände gefunden wurden, und ich der Erste war, der den Lehm für

[1]) Siehe diesen Band der „Mittheilungen“, S. 77 ff.

alluvial angesprochen hat, was Herrn Otto Herman gar nicht gefiel, was aber Herr Chefgeologe L. v. Roth bestätigte und erst später nach den Entgegnungen des Herrn Herman dazufügte, es könnte auch älteres Alluvium sein, fühle ich mich berechtigt, betreffs des geologischen Alters den Zweifel zu zerstreuen und den gelben, mit Quarzkörnchen durchsetzten Lehm, der als solcher dargestellt wurde, dass in diesem die Silex-Gegenstände gefunden wurden, für einen recenten, alluvialen zu bestimmen. Gegen ein diluviales (quaternäres) Alter spricht sowohl die Lage des Fundortes, das Terrain, als auch der petrographische Charakter des Materiales.

5. Herr Bürgerschullehrer **Hubert Zwirner** in Retz berichtet über im Monate Juni 1893 gemachte

Prähistorische Funde in Retz.

Beim Baue des neuen Post- und Telegraphengebäudes stiess man in einer Tiefe von etwa 12 m auf zwei ziemlich ausgedehnte Fundstellen, von denen die eine ganz, die andere, einer zu befürchtenden Erdbewegung wegen, nur theilweise ausgebeutet werden konnte. Merkwürdig ist die erste Fundstelle dadurch, dass man beim Grundausheben zuerst auf eine etwa 2 m im Durchmesser messende, brunnenförmige, 5—6 m tiefe, mit lockerem Sande ausgefüllte Röhre stiess, auf deren Grunde und dem benachbarten, auffallend schwarzaschig durchsetzten Sandboden sich zahlreiche Gefässe, als: Krüge, grosse und kleine Näpfe, Vasen und urnenförmige Gefässe mit dicken, wulstigen Rändern, theils mit, theils ohne Henkel, nebst zahlreichen Speiseresten von verschiedenen Thieren (Hunden, Ziegen, Schafen, Hasen) und viele Scherben etc. vorfanden.

Es war mir leider der rasch vor sich gehenden Arbeiten wegen nicht mehr möglich, bei Ausbeutung der Fundstelle zugegen zu sein, und ist die Bergung der Gefässe dem Herrn Bürgermeister Slabý und Herrn Alois Richter, von welchen ich auch die Situation erfuhr, zu verdanken. Die zweite Fundstelle, welche ich, soweit es die Verhältnisse erlaubten, im Vereine mit Herrn Alois Richter hob, ergab noch einige schöne Urnen und einen grossen, wulstigen Rand einer Kesselurne, sowie eine Menge der verschiedensten Thierknochen, zumeist von Hunden und Schafen. In einem der Gefässe fand sich bei Entleerung des Inhaltes ein Pferdegebiss aus Eisen. Es ist zu bedauern, dass die zweite, dem Anscheine nach bei weitem grössere Fundstelle durch die sich ergebenden Erdrutschungen nicht ganz ausgebeutet werden konnte; gewiss hätte sie noch viel Werthvolles für die Wissenschaft zu Tage gefördert.

Die Gefässe sind zum Theile aus freier Hand, zum Theile aber schon auf der Drehscheibe gearbeitet, ohne Ornamente, meist graphitirt und gut gebrannt. Auffallend sind die in der Form von allen anderen, hier gemachten Funden abweichenden, roth gebrannten Krüge mit flaschenförmigem Halse, drei Ausgüssen (Schneuzeln), nach unten sich verengendem Bauche und einem Henkel. Jedenfalls dienten diese zu Trinkgefässen und Wasserbehältern. Vor einigen Jahren fand man dieselbe Form gelegentlich einer Kellerauswölbung im Hause des Herrn Pappert.

Sämmtliche Funde wurden dem Retzer städtischen Alterthumscabinete einverleibt.

6. Herr Dr. **Heinrich Matiegka** in Smichow übersendet eine Notiz über

Böhmische Schädel aus dem XVI. Jahrhundert.

Als im Jänner 1890 auf Kosten der Prager Stadtgemeinde die Ueberreste der ehemaligen Marienkirche (neben der jetzigen Teynkirche in Prag) und der unter dieser Kirche befindlichen Gruft aufgedeckt wurden, stiess man auf eine grosse Anzahl von Skeletten, die theils in gemauerten Grüften, zum grössten Theile aber im blossen Schutt, und zwar dicht nebeneinander gelagert waren. Alle Umstände sprachen dafür, dass sie aus einer Zeit stammten, in der Prag von einer Epidemie heimgesucht war, und zwar, nach den Münzfunden zu schliessen, aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts; Herr Ingenieur J. Herain, der den ganzen Befund in den „Památky archæol.“, XV, S. 133 seq“ beschrieb, weist mit grösster Wahrscheinlichkeit auf das Jahr 1520 hin, in welchem eine Pest-Epidemie in Prag herrschte.

Spät verständigt, gelang es mir doch, noch zwanzig Schädel zu untersuchen und zu messen, deren genauere Beschreibung unter dem Titel „Lebky české z XVI. století Crania bohemica sæculi XVI.“ in den „Rozpravy České Akademie Císaře Františka Josefa, Ročník II, Třída II, Čo. 22, 1893 (Abhandlungen der böhmischen Akademie)“ erschienen ist. Ich erlaube mir, hier ein kurzes Resumé zu geben und verweise betreffs der Details und der Maasse auf die Originalarbeit und die derselben angeschlossenen, mit französischen Bezeichnungen versehenen Tabellen.

Zehn von den Schädeln gehören erwachsenen Männern, fünf erwachsenen Weibern, zwei Jünglingen (sechzehn- bis zwanzigjährigen), zwei Mädchen (sechzehn- bis zwanzigjährigen) und einer einem Kinde von zwölf bis vierzehn Jahren an.

Was die Schädelformen betrifft, so wies ein Schädel (5 %) den germanischen Reihengräbertypus, fünfzehn (75 %) den Libčaner (Hölder's sarmatischen) Typus und vier (20 %) den Hradsker (Hölder's turanischen) Typus auf. Im Vergleiche zu dem Verhältnisse, in dem die verschiedenen Schädelformen in böhmischen Grabstätten der Burgwall-Periode vertreten sind, haben die kurzen Schädelformen sehr zu-, die langen sehr abgenommen; ja, die extrem lange Form (Index bis 70), die unter den Schädeln der Burgwall-Periode noch in 4·5 % vertreten war (Crania bohemica, I), fehlt unter den Schädeln des XVI. Jahrhunderts schon vollständig. Diese Abnahme der langen Formen setzt sich bis auf unsere Tage fort, da unter der jetzigen Bevölkerung auch schon jene 5 % vom germanischen Reihengräbertypus verschwunden sind, wenigstens nach den Befunden in einzelnen Beinhäusern zu schliessen, wie nach dem in Senftenberg (vgl. Dr. Niederle, Mitth. d. Anthrop. Ges. in Wien, Sitzungsber. 1892, S. 82), wo nur die

beiden anderen Formen (von Herrn Dr. Niederle als A und B unterschieden) vertreten erscheinen.

Ebenso wie in der Form zeigen sich auch in den Maassen und Indices bedeutende Unterschiede nach Typus und Zeit. Der Schädel Nr. 1 vom Reihengräbertypus weicht in seinen absoluten Maassen bedeutend von den übrigen ab.

Der Längenbreiten-Index ist im Durchschnitt für die Schädel der erwachsenen Männer = 80·77 (74·61 bis 91·18), für die der erwachsenen Weiber = 83·60 (80·45 bis 89·94), der Jünglinge = 87·01, der Mädchen = 87·40, des Kindes = 81·54, im Mittel für die Schädel aller Erwachsenen = 81·72, Aller zusammengenommen = 82·80.

Der Längenhöhen-Index ist im Mittel für die Erwachsenen = 74·94, für Alle = 75·21, der Breitenhöhen-Index für die Erwachsenen = 92·11, für Alle zusammen = 91·08.

Der Index des Obergesichtes ist = 53·76 für die Schädel der Erwachsenen, 52·91 für Alle; der Orbital-Index = 84·48 resp. 91·40, der Nasal-Index = 49·53 resp. 49·92.

Die Schädel sind also im Mittel brachycephal, stehen an der Grenze zwischen hoch und mittelhoch, sind leptoprosop, megasem und mesorrhin.

Einen Vergleich der Indices mit denen der Schädel aus der Burgwall-Periode (Crania bohemica, I) und der modernen Schädel aus dem Senftenberger Beinhause erlaubt folgende Uebersicht:

	Burgwall-Periode	XVI. Jahrhundert	Senftenberger Beinhaus
Längenbreiten-Index . . .	78·02	81·72	84·59
Längenhöhen-Index . . .	74·69	74·94	74·70
Breitenhöhen-Index . . .	96·95	92·11	88·43
Obergesichts-Index . . .	53·62	53·76	51·91
Orbital-Index	82·59	89·48	86·37
Nasal-Index	50·12	49·53	49·52

Im Anhang („Židovské lebky středověké", Judenschädel aus dem Mittelalter) sind mit Erlaubniss des Herrn Prof. Dr. Rabl fünf Schädel (im anatomischen Institute der Prager deutschen Universität aufbewahrt) aus dem sogenannten Judengarten in Prag, wo bis zu Vladislav's Zeiten ein jüdischer Friedhof bestand, beschrieben (zwei Erwachsene, drei Kinder). Die zwei Schädel erwachsener Männer weisen Indices von 77·65 und 80·66 auf und weichen in ihren Formen wohl nicht von jenen ihrer christlichen Zeitgenossen ab. Das Gesichtsskelet ist blos an einem Kinderschädel erhalten, so dass in Betreff dessen keine Schlüsse und Vergleiche möglich sind.

7. Herr Dr. **A. Lissauer** in Berlin übersendet eine Mittheilung

Ueber zwei neue prähistorische Funde von Hallstatt in Oberösterreich.

(Mit 4 Text-Illustrationen.)

Bei meinem letzten Aufenthalte in Hallstatt, im September d. J., erfuhr ich durch gütige Mittheilung des Herrn Seeauer, Vorstandes des dortigen Museal-vereines, von zwei neuen prähistorischen Funden, welche sowohl wegen ihrer Fundstellen als wegen ihrer Typen von besonderem Interesse sind; ich erlaube mir daher der geehrten Gesellschaft hierüber Bericht zu erstatten.

I.

Der erste dieser Funde betrifft ein Bronzeschwert von ungarischem Typus (Fig. 30), welches im August d. J. von Herrn Josef Kaiser in Obertraun beim Aufsuchen seiner Schafe zwischen dem Krippenstein und dem Däumelkogel gefunden wurde. Nach genauerer Bestimmung seitens des Herrn Obersteigers Neubacher liegt der Fundort etwa 1750 m hoch, am Fusse des Däumelkogel, etwa 500 m östlich von der Däumel-Alm, ungefähr 2 km von dem jetzigen und 1 km von dem älteren Wege zwischen Obertraun und Schladming entfernt. Das Schwert stak in der Erde mit der Spitze nach oben, so dass der Finder es wegen seiner grünen Patina für ein Blatt der sogenannten Hirschzunge hielt, welches er ausreissen wollte, wobei er seine wahre Natur erkannte. Obwohl die nächste Umgebung der Fundstelle von ihm und von Anderen bald darauf abgesucht wurde, so konnte bisher dort nichts

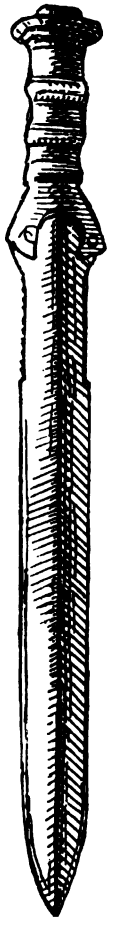


Fig. 30. Bronzeschwert vom Däumelkogel bei Hallstatt. 1/4 nat. Gr.

weiter entdeckt werden. Durch die eifrigen Bemühungen des Vorstandes des Musealvereines wurde der schöne Fund dann vor weiterer Verschleppung gerettet und für das Ortsmuseum in Hallstatt erworben.

Das Schwert besteht ganz aus Bronze, ist vollständig erhalten (Fig. 30), hat eine schöne grasgrüne Patina, welche nur an der Mittelrippe vom Finder blank gescheuert ist, während die Scheide der Klinge schon früher schartig geworden war, wie deren Ueberzug mit der gleichen Patina beweist. Die Länge des ganzen Schwertes beträgt 48·7 cm, davon entfallen 39 cm auf die Klinge und 9·7 cm auf den Griff. Die Klinge zeigt eine scharfkantige Mittelrippe, von welcher das Blatt sich nach beiden Seiten hin in einer schwach concaven Fläche abdacht, um 3—4 mm von der Schneide nochmals eine niedrige Rippe zu bilden und sich dann zur Schneide zu verjüngen. Oben, unmittelbar unter dem Ansatze des Griffes, zieht sich das Blatt auf beiden Seiten etwas ein — dort ist es nur 28 mm breit und hat beiderseits eingekerbte Ränder —, dann springt es plötzlich an beiden Seiten etwas vor und verbreitert sich allmälig, um in dem untersten Drittel, nur 85 mm

Fig. 31. Obere Fläche vom Knaufe des Bronzeschwertes vom Däumelkogel. Nat. Gr.

von der Spitze entfernt, die grösste Breite von 33 mm zu erreichen, so dass man den Eindruck gewinnt, als ob die Klinge ursprünglich länger gewesen und an der Spitze zum zweiten Male abgeschliffen worden wäre.

Der Griff ist voll und umfasst mit einem halbmondförmigen Ausschnitte die Klinge, mit welcher er durch zwei Nieten verbunden ist; doch ist diese Fügung jetzt etwas gelockert. Die Griffsäule zeigt drei flache Wülste, von denen die beiden oberen durch je zwei Fadenlinien eingefasst sind, und endigt mit einer ovalen Scheibe, aus deren Mitte ein niedriger Knauf hervorragt. Die Scheibe selbst ist durchlocht und zeigt an der unteren Fläche drei Furchen und eine Reihe schräger Striche, an der oberen Fläche (Fig. 31) zwei Furchen um den Knauf herum und dazwischen eine Reihe von Grübchen, während der übrige Theil längs der Peripherie in acht Felder getheilt ist, welche mit je drei bis vier bogenförmigen Linien verziert sind. Im Ganzen ist dieses Ornament, wie der ganze Griff, grob und ohne Sorgfalt gearbeitet.

Alle diese Merkmale weisen dieses Schwert dem sogenannten ungarischen Typus und damit zugleich der Vor-Hallstätter Cultur, d. i. der Bronzezeit zu. Da nun der Fundort desselben nahezu auf dem directen Wege zwischen Obertraun am Hallstätter See und Schladming, dem uralten Bergwerke[1]) für Kupfer und Nickel in Steiermark, liegt, so dürfte dieser Fund darauf hinweisen, dass dieser Weg schon in der Bronzezeit begangen worden ist.

II.

Der zweite Fund betrifft eine Bronzefibula (Fig. 32 u. 33), welche Herr Seeauer mir vorlegte. Dieselbe wurde am 16. August am Oetling, der Haltestelle der Eisenbahn, am östlichen Ufer des Sees, nicht weit vom Landungsplatze der Dampfer gefunden, nachdem dort unten einige Erdarbeiten ausgeführt worden waren, um neue Stufen anzulegen. Gerade an diesem Punkte fand der Schiffsführer des Dampfers die Fibula isolirt auf dem Wege liegen, der vom Halteplatze der Eisenbahn zum Anlegeplatze des Dampfers führt, dicht an den neuen Stufen. Herr Seeauer untersuchte alsbald selbst

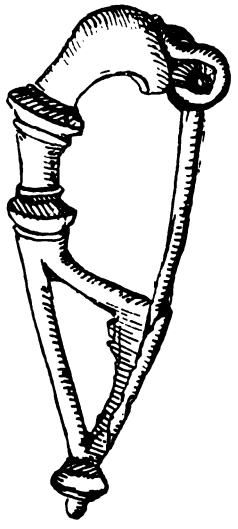


Fig. 32. Bronzefibula von Oetling bei Hallstatt. Nat. Gr.

diese Stelle genauer und fand in der Dammerde, von welcher bei den vorausgegangenen Erdarbeiten die Fibula möglicherweise herabgefallen sein konnte, mehrere Topfscherben. Am 12. September untersuchte ich nun gemeinsam mit Herrn Seeauer diese Stelle und deren Umgebung nochmals; an der letzteren fanden wir unter einer vermorschten Baumwurzel wiederum vorgeschichtliche Topfscherben, ferner zwei Stücke Thon, welche vom Feuer geschwärzt oder roth gebrannt waren, stellenweise sogar wie glasirt erschienen, endlich den Zahn eines kleinen Wiederkäuers und ein Fragment von einem Röhrenknochen. Wir werden daher nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, dass an diesem Punkte einst eine Herdstelle existirt hat, und halten es für sehr wahrscheinlich, dass auch die nahebei an der neuen Stufenanlage gefundenen Scherben und die Fibula mit jener zusammenhängen, zumal die Scherben von beiden Punkten die gleiche Beschaffenheit zeigen.

[1]) v. Sacken, Das Gräberfeld von Hallstatt, S. 142.

Dieselben sind nämlich schlecht gebrannt, von grauer Farbe, sonst aber aus ziemlich feinem Thon gefertigt, der mit feinem Sande gemischt war; darunter ist besonders ein Randstück ausgezeichnet, welches oben einen Eindruck wie von einem flachen Stempel zeigt; ein Ornament liess sich auf den Scherben nicht entdecken.

Von grösserer Wichtigkeit ist aber die Fibula. Sie ist schön erhalten und mit matter Patina überzogen. Während nun der Fuss des Bügels noch ganz den Charakter der jüngeren La Tène-Fibeln zeigt (Fig 32), indem das bei den älteren La Tène-Fibeln als Nadelhalter rückwärts und nach oben umgebogene Stück hier in einen fest angegossenen Rahmen umgewandelt ist — „Fibel mit geschlossenem Fuss" (Tischler) —, zeigt die Spiralrolle schon vollständig den Mechanismus der ältesten römischen Provinzialfibeln (Fig. 33), d. i. der „eingliederigen Fibeln mit oberer Sehne und Sehnenhaken" (Tischler); der Fuss endet dann in einem Knopfe.

Ausserdem zeigt der Bügel oberhalb der Stelle, wo der feste Rahmen für die Nadelscheide sich ansetzt,

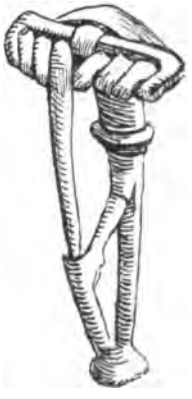


Fig. 33. Die vorige Bronzefibula in anderer Stellung.

noch zwei Kämme von je zwei Fadenlinie eingefasst, gleichsam als Reminiscenz an die Drahtumwicklungen, wie sie für die Fibeln der mittleren La Tène-Zeit so charakteristisch sind. Was die Technik anbelangt, so ist der Guss selbst schön gelungen; doch sind die Unebenheiten an dem inneren Rande des Rahmens und der Nadelscheide, welche von dem Gusse herrühren, nicht abgefeilt, als ob das Stück noch nicht fertig wäre.

Es stellt somit diese Fibula eine jener interessanten Uebergangsformen dar, welche sich aus der La Tène-Zeit unter dem Einflusse der bereits eindringenden römischen Cultur entwickelt haben, aus denen die sogenannten provinzialrömischen Formen hervorgegangen sind [1]). Sie sind von verschiedenen Orten Oesterreichs her bekannt geworden, so von Maria-Rast in Steiermark [1]), vom Hradischte bei Stradonic in Böhmen [2]) und anderen Orten.

Während wir also auf dem Salzberge am westlichen Ufer des Sees die Hallstatt- und La Tène-Zeit, im Südwesten, in der Lahn, die entwickelte provinzialrömische Cultur vertreten finden, haben wir hier am östlichen Ufer des Sees eine Herdstelle, vielleicht eines Fährmannes, aus der Uebergangszeit von der La Tène- zur römischen Cultur, d. i. also etwa aus dem Anfange unserer Zeitrechnung, vor uns.

Zum Schlusse ist es mir eine angenehme Pflicht, dem geehrten Vorstande des Ortsmuseums in Hallstatt für die freundliche Erlaubniss, beide Fundstücke zu untersuchen und zu beschreiben, auch an dieser Stelle meinen Dank auszusprechen.

8. Herr Prof. Ferdinand Blumentritt in Leitmeritz übersendet eine etymologisch-mythologische Studie des Herrn **P. H. Brincker**, Missionär der Rheinischen Missions-Gesellschaft in Stellenbosch, Capland,

Ueber den Gottesbegriff der Bantu-Neger [3]).

Es fällt mit Recht auf, dass man bei der Bearbeitung der verschiedenen Dialekte der grossen Bantu-Sprachenfamilie so vielen Namen für den Begriff „Gott" begegnet. Mit dieser Verschiedenheit der Benennung (wenn uns z. B. in dem Dialekte der Ama-sulu: **U-nkúlunkúlu** [4]), in dem der Ama-xósa u. s. w.: **U-tixo** (x als Lateralclick), in dem der Be-tschuana: **Mo-limo (Mo-dimo)**, in dem der Ova-hérero: **Mukúru**, in dem der Ová-mbo: **Ka-lúnga**, in dem der A-mbúndu und Ba-ilúndu: **'Súku**, in dem der Congostämme: **N-zámbi**, in dem der Va-suahéli, Va-nika u. s. w.: **Mu-lúngu** (**M'-lúngu, M'-súngu**) entgegentritt) verhält es sich nun nicht, wie mit jener in unseren arischen oder indo-germanischen, tatarischen und anderen Sprachen, dass man nämlich mit den verschiedenen Namen ein und dasselbe höchste Wesen meint.

Den ersten Missionären, deren Aufgabe es war, für den Gottesbegriff des betreffenden Stammes zu sorgen, unter welchem ein jeder von ihnen die Arbeit zu beginnen hatte und nichts von einer klaren Tradition, geschweige von Geschichte und Schrift vorfand, wurde es in der

[1]) Vgl. hierüber: H. Hildebrand, Bidrag till Spännets histor. Stockholm 1872, S. 105 f. — Undset, Das erste Auftreten des Eisens. Hamburg 1882, S. 48 f. — Tischler, im „Correspondenzblatte der Deutsch. Anthrop. Gesellschaft." 1885, S. 159.

[1]) Graf G. Wurmbrand, Archiv für Anthropologie, XI, S. 422.

[2]) W. Osborne, Mittheil. der Wiener Anthrop. Gesellschaft, X, S. 254.

[3]) Herr Brincker ist der Verfasser der ausgezeichneten Werke: „Wörterbuch und kurzgefasste Grammatik des Otjihérero mit Beifügung verwandter Ausdrücke und Formen des Oshi-ndonga-Otj-ambo." Leipzig 1886, Lexikon-Octav VIII, 351 und 31 Seiten, und „Lehrbuch des Oshikuánjama". Stuttgart und Berlin 1891, Octav IX, 136 Seiten. (Lehrbücher des Seminars für orientalische Sprachen in Berlin, Bd. VIII.) F. Müller.

Herr Prof. Dr. Friedrich Müller war so freundlich, diesen Aufsatz einer Durchsicht zu unterziehen und einige Bemerkungen dazu zu machen, wofür ihm der beste Dank ausgesprochen wird. Anm. d. Red.

[4]) In den Bantu-Nominibus sind die Nominalpräformativa durch —, vom Stamme, in Verbis die Silben von einander getrennt.

That nicht leicht, einen entsprechenden Ausdruck für „Gott“ zu finden. Man muss dabei bedenken, wie schwach die Gottesidee unter den Bantu im Allgemeinen entwickelt und mit wie vielen Nebenbegriffen dieselbe verdunkelt war, aber auch wie wenig Aufschluss ihnen die betreffenden Eingeborenen selbst darüber zu geben im Stande waren. Was half es z. B., zu fragen (wenn sie überhaupt Fragen verständlich stellen konnten): „Wie nennt Ihr Den, der Himmel und Erde, die Menschen und alle Dinge gemacht hat?“ da dieser Gedanke längstvergangener Zeiten nur noch verworren in den dunklen Sagen der „Alten“ einigermassen bekannt war, deren Ausdruckweise sich schon von der des jüngeren Geschlechtes wesentlich unterschied.

Wir haben nämlich die noch wenig gekannte und beachtete Thatsache vor uns, dass die alten Bantu-Leute einen Dialekt sprechen können, der sich sowohl in Formen als auch in Ausdrücken merklich von dem des jüngeren Geschlechtes unterscheidet. Diese Formen und Ausdrücke sind jedoch meistens in den Trauergesängen und Heldenliedern zu hören, die auch das jüngere Geschlecht nicht mehr versteht. Diese Thatsache ist dem Verfasser oft unter den Ova-hérero und Ova-mbandieru im Damaraland entgegengetreten, sowie er auch Bemerkungen dieser Leute nach Predigten, die er an die Heiden gehalten, öfters hören musste, wie: „Du sprichst von **Mu-kúru** als Dem, der Himmel, Erde, Menschen etc. gemacht hat. Mu-kúru hat aber nur Menschen, Vieh, Regen, Gras etc. gemacht; er gehört speciell den Ova-hérero und nicht Euch, Ovi-rúmbu (Europäern). Was Ihr meint, nannten unsere Alten (ova-kúru) **Ndjambi** oder auch (nach dem Ka-lúnga der Ovámbo) **Ka-rúnga-N-djámbi.**“

Da bei Eintritt der Missionäre unter dieses Volk die eigentliche Gottesidee ganz verblasst war, wusste dasselbe auch nicht, um was es sich im Grunde handelte, denn sie sagten: „Mu-kúru hat die Menschen gemacht und das Vieh, er gibt Regen und Gras“ u. s. w. Dass Mu-kúru jedoch die Menschen und das Vieh gemacht haben soll, stimmte schon nicht mehr mit der Sage vom „hohlen“ Baume Omu-mborombónga, aus dem ja die Menschen und das Vieh stammen sollen. Was lag nun für die ersten Missionäre wohl näher, als zu schliessen: der Name für Gott ist **Mu-kúru,** kommt ihm zum Mindesten sehr nahe. So und ähnlich wird es wohl anderen Missionären unter anderen Bantu-Stämmen ergangen sein. Nach diesen Vorbemerkungen müssen wir nun die oben genannten Namen, die für „Gott“ in der Bantu-Literatur Süd-, Mittel- und Ostafrikas vorkommen, etwas genauer von ihrer etymologischen und mythologischen Seite prüfen.

U-nkúlunkúlu = Mu-kúru.

Die Sage der Ama-sulu sagt: U-nkúlunkúlu ua (wa) dabúla aba-ntu elu-hlang-eni[1]), der Alte-Alte (Ahnherr) haute, spaltete, schälte, die Menschen aus dem „hohlen“ Stamme (U-hlanga = Bambusrohr, Schilfrohr). In der Sage der Ova-hérero lautet das: Mu-kúru ua meme ová-ndu m'omu-mborombónga: „Mu-kúru haute aus (grub aus) die Menschen aus dem Omumborombónga-Baume“, der nämlich der Sage nach inwendig eine grosse, leere Höhlung hat[1]). In dem Oshi-ndonga-Dialekte heisst dieser Baum omŭ-kúku und der Grossvater (pers. I) tate-kúku, die Grossmutter (pers. I) meme-kúku, welche Worte augenscheinlich mit dem Baume mythologisch in ursprünglicher Verbindung gestanden haben. Die Bantu sind, mythologisch betrachtet, baumgeborene Menschen[2]), daher auch dieser Baum oder das Rohr mit dem Begriffe „hohl sein“ nothwendig verbunden ist, da die Bauchung, woraus die Menschen etc. herausgingen, jetzt leer ist. Fromme Ova-hérero pflegten früher Opfer von Glasperlenschnüren in die Bauchung des echten Omu-mborombónga zu werfen. Dieser und U-hlánga der Ama-sulu ist der mythologische Baumbehälter oder die Baumarche.

Ersterer wird gedacht in der Nähe von Omu-ndjávara, letzterer in den Seendistricten Mittelafrikas. Omu-ndjávara scheint bei den Ova-hérero gleichfalls jenen Seendistrict bedeutet zu haben, wie aus der Sage hervorgeht. Ueber diese Periode hinaus (der Seendistrictsbewohnung seitens der Urväter der Bantu-Stämme) scheint kein Stamm irgend eine mythologische Ueberlieferung behalten zu haben.

Natürlich gab sich jeder Stamm mit der Zeit seinen eigenen Urvater, oder knüpfte vielmehr an diesen seine Entstehung, was gleichbedeutend mit „Schöpfung“ wurde. Derselbe war eo ipso weise, mächtig, kunstfertig, wohlthätig und, gleich den arischen Gottheiten, ein Heros. Als Spiritus familiaris galt ihm aller Ceremoniendienst, in seiner Macht und in seinem Namen handelten die Zauberer als seine Stellvertreter; seine Repräsentanten waren und sind noch die Familienhäupter oder Häuptlinge. Je mehr jener in Vergessenheit gerieth, desto höher stiegen diese. Menschenvergötterung tritt überall da ein, wo man Gott vergisst, gottlos wird.

U-nkúlunkúlu und **Mu-kúru** sind im Grunde Eins, nämlich die Urahnen der Ama-sulu etc. und der Ova-hérero, deren Wohnstätte U-hlánga und Omu-ndjávara war, jene Seendistricte Mittelafrikas, mythologisch begriffen, die grosse Weltfluth oder auch die hohle Baumarche, aus welcher der Urvater hervorgegangen war, welche Begriffe den Bantu durcheinander gekommen sind. Die Missionäre unter den Kafir-Stämmen scheinen nachgerade gefühlt zu haben, dass U-nkúlunkúlu auf etwas schwachen „göttlichen“ Füssen steht, daher sind viele von ihnen zu dem folgenden Namen für „Gott“ übergegangen, nämlich zu

U-tíxo.

Man hat vermuthet, dass dieser Name in Verbindung mit dem Tsŭí-Gŏáb der Hottentotten steht und dass die Stämme der Kafir denselben von den

[1]) hl sprich ähnlich wie hschl.

[1]) Vgl. in Jes. 51, 1 den Ausdruck מַקֵּבֶת (von נָקַב und -x'o-búla im Sulu.

[2]) Vgl. Odyssee XIX, 163. F. Müller.

letzteren für „Gott“ adoptirt haben. Wir können uns diese Ansicht ebensowenig wie die Adoption der Clicks (Schnalzlaute) seitens der Kafir von den Hottentotten aneignen. Die Bantu-Stämme haben eine entschiedene Abneigung, ihre Götter (= Ahnen) von einander anzunehmen. Was sollte die Kafir auch genöthigt haben, bei ganz fremden, ihnen noch dazu unsympathischen Menschen einen Namen für „Gott“ zu borgen, da sie doch keineswegs solch' eine deisidämonische Göttersucht hatten, wie die alten Athener? U-tixo ist entschieden in ihrer Idee erst aufgetaucht, als der Gottesbegriff ihnen in der Gestalt des Christenthums näher trat, ebenso wie den Ova-hérero der Ndjámbi unter gleichen Umständen [1]).

Was ist nun aber **U-tixo**? Etymologisch betrachtet, besteht das Wort aus drei Theilen, aus dem Nominalpräformativum hominis personae **U**, der Grundwurzel **-ti** und dem Suff. modificandi **xo**. Die Wurzel -ti ist sehr wahrscheinlich dieselbe wie in umu-ti, „Baum, Medicin“, und xo deutet auf etwas, das an dem Baume geschehen ist, oder in welcher passiven Beziehung das mit ti Begriffene zu dem Nominalpräformativum, das den Begreifer, Besitzer des Begriffenen etc. darstellt, gedacht werden soll, d. h. xo modificirt den Begriff vom Baume als „abgeschält, ausgehöhlt; die Rinde, als Medicin gestampft, gemengt“ und dergleichen (siehe: xo-ba und xo-bula in Sulu).

Hieraus liesse sich nun schliessen, dass U-tixo ursprünglich als ein „Medicinmann“, als ein „weiser Lebensspender“ oder ein „fruchtbarer, sich aufopfernder Baum“ gedacht wurde, der in sich und aus sich durch Saft und Schale Leben und Wohlsein bewirkte.

Eine andere Deutung wäre die der U-tixo als des „Urbaumerzeugers der Menschen“ (Bantu). Das Suffix xo zielte auch in diesem Falle auf etwas, das an dem Baume geschehen ist, als: „behauen, abgeschält, zu einem Gefässe (wie ein Bergungs- und Zufluchtsgefäss, Nachen) zugerichtet“ u. s. w. Beide Deutungen weichen im Sinne der Bantu-Religion nicht weit von einander ab. U-tixo gehört mithin in die Zeit, „wo die Götter noch Menschen und die Menschen noch Götter waren“, und deshalb reicht seine Bedeutung weiter wie U-nkulunkúlu.

Mo-li-mo (Modimo).

In den Dialekten der Ba-sóto, Ba-tjŭána (Betschuana) u. s. w. steht für Gott der Name **Mo-limo**. Ueber die etymologische Bedeutung herrscht keine Einigkeit. Einige bringen ihn mit ho-limo („oben, hoch“) in Verbindung. Diese Ableitung ist erzwungen und grammatisch nicht zu rechtfertigen. Andere denken an Mo-le-mo“, „Medicin“ (Gut). Es wäre noch festzustellen, ob nicht „Mo-le-mo“ eine besondere (z. B. englische, e = i) Schreibweise von Mo-li-mo ist. Wäre dies der Fall, dann sind wir auf dem Wege zu U-tixo mit der Wandlung von t in l, und m in den Lateralclick x; beide wären dann nur dialektische Nuancen mit gleicher Urbedeutung [1]). Bei dieser Deutung (die wohl die wahrscheinlichste ist) verliert Mo-li-mo nun freilich sein ihm von Europäern beigelegtes Attribut: „höchstes Wesen“ und fällt damit ganz auf sein Bantu-Niveau zurück. Mo-li-mo (abgesehen vom Nominalpräformativum) hat auffallende Aehnlichkeit mit einem Worte der Ovambo-Dialekte, d. i. mit e-sŭi-mo (e-zi-mo) in Oshindonga und e-dimo in Oshikuánjama, welches „Urgeschlecht, Urfamilie, Kaste mit besonderen bürgerlichen Einrichtungen“ bedeutet. Es läge nun in der That nicht weit, in diesem Worte eine innige Beziehung zu Mo-li-mo zu vermuthen. E-sŭi-mo = e-dimo wäre (wie das Präformativum e andeutet) demnach der „Urfamilienstamm mit seinen Gesetzen, Gebräuchen“ etc.; Mo-li-mo hingegen (mit dem Präformativum der Classe: Mensch) der „Urstammmensch, der Urvater der Familie“. So verschieden sich die Bantu-Stämme in Mundarten und Gebräuchen, nach den Umständen (was wohl zu beachten ist) abwärts gehend, entwickelt haben, so haben sie doch in diesem und jenem Punkte immer etwas Gemeinsames und Gleiches in Worten, Wesen, Sitten, Einrichtungen etc. beibehalten, doch so, dass man dieses Gemeinsame und Gleiche hierhin und dahin, oft Hunderte von Meilen auseinander zerstreut finden kann, als hätte ein launiger Kobold die Ursprache der Bantu wie Blätter eines Baumes im Winde auseinander getrieben. Mo-li-mo und U-tixo sind nach obigen Bemerkungen als eine Person aufzufassen. Dies legt die Vermuthung nahe, dass die Kafir- und Batjuána-Stämme vor Alters eine grosse Familie waren.

Ka-lúnga.

In diesem Worte ist Ka das Nominalpräformativum einer Wortclasse, deren Anschauungen als etwas Kleines, Geringes etc. aufgefasst werden sollen. Der Wortstamm ist lú-nga, verwandt mit ru-ka, „Jemand einen Namen geben, benennen“ und mit lú nga = ru-nga, „im Angesicht die Erregung des Gemüthes zeigen, kühn, tapfer, tüchtig sein“ (wie in lu-ngá-ma in Oshikuanjama). Dass ein so hohes Wesen, wie Ka-lúnga, mit diesem Nominalpräformativum gebräuchlich ist (was wohl in den Bantu-Dialekten nicht oft vorkommen mag), legt den Verdacht nahe, dass der Name ursprünglich einem puren Menschen beigelegt war, wie die alten Ova-mbándieru auch Ka-kúru statt Mu-kúru zu sagen pflegten.

Man hat Ka-lúnga mit Mu-lúngu (M'lúngu) der ostafrikanischen Dialekte identificiren wollen, was wohl anginge, wenn nur der Sprung von a zu u in der Endung nicht so gross wäre. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, dass dem Ka-lúnga die Bedeutung von lu-ngá-ma [2]) (was in den östlichen Dialekten möglicherweise lu-ngú-ka [3]) mit dem Begriffe von „kühn, tapfer, tüchtig, geschickt sein“ war) zu Grunde liegt, was die Bedeutung von Mu-lúngu,

[1]) Dies müsste wohl erst bewiesen werden. Damit stimmt auch nicht die Bemerkung am Schlusse des Abschnittes.
F. Müller.

[1]) Dies ist eine sehr gewagte Etymologie.
F. Müller.

[2]) ma, Suffix der Verba stativa.

[3]) ka, Suffix der Verba intransitiva.

wie wir bei diesem Namen gleich sehen werden, an die Hand gibt.

Auffallend ist die Aehnlichkeit von Ka-lúnga mit omu-lúnga, „der Fächerpalmenbaum", welcher im Ovamboland der vorherrschende, üppig gedeihende, sehr hoch werdende und reichlich Früchte tragende Baum ist. Wir haben schon auf die Tendenz der Baumapotheose in den Bantu-Sagen hingewiesen. Möglicherweise hat auch der traditionelle Stammvater der Ovámbo einen in die Landesverhältnisse übertragenen ähnlichen Namen gehabt. Nach ursprünglicher Sage soll Kalúnga (wie ja auch von Mo-li-mo geglaubt wurde) unter der Erde wohnen. Auch das Grab Mu-kúru's soll irgendwo zwischen Hérero- und Ovámboland sein. Man denkt sich also die Ahnenväter als gestorben, ihren Geist aber noch in dunkler Idee als wirksam und Einfluss übend, um das auch in der stumpfesten Heidenbrust wohnende Suchen und Sehnen durch Zauberei, Opferspende und allerlei Ceremonien in Noth und Tod zu befriedigen. Die Ova-hérero gaben dem Ka-lúnga (in ihrem Dialekte Ka-rúnga) noch den Beinamen Ndjámbi. Ersteren haben sie von den Ovámbo gehört, letzteren aber haben sie mit den Stämmen am Kongo (in deren Nzámbi) gemein. Dieser Name ist in ihrer Erinnerung einigermassen haften geblieben, seit sie (etwa vor 150 Jahren) in das Kaokoland und darauf in ihr jetziges Land vom Norden her einwanderten.

Das Wort o-ndjámbi bedeutet jetzt in ihrer Mundart „Lohn", wird aber nur unter gewissen Umständen für diesen Begriff gebraucht. Früher hat es wohl Zusammenhang gehabt mit uu-jámba der Ovámbo „Glück, Segen". Ndjámbi in apellativer Form mit der Terminatio activa i gibt den Sinn von „Glück-, Segenbringer, Glückgebender". Wir können hier nicht beurtheilen, ob Nzámbi der Kongostämme dieselbe Bedeutung hat; Ndjámbi ist aber gleichfalls die dialektische Anpassung jenes Namens. Karunga Ndjámbi wurde folglich als „Segen- und Glückgebender Karunga" aufgefasst, was dieser auch ursprünglich gewesen sein mag.

Mu-lúngu, M'lúngu (M'súngu).

Mŭ-lungu (u in dem Präformativum kaum hörbar gesprochen) wird von denjenigen Stämmen der Bantu verehrt, die eine gewisse Stufe von Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit in künstlichen Arbeiten haben. In dem Dialekte der Amaxósa ist Um'-lúngu geradezu ein „Künstler", ein „Genie". Da die Ama-xósa-Kafir die ältesten Stämme der Bantu im östlichen Südafrika zu sein scheinen, so hätten diese die eigentliche Bedeutung von M'lúngu am besten bewahrt, jene aber hätten das „Genie" zu ihrem göttlich verehrten Wesen gemacht. In anderen Mundarten ist der Name M'-súngu dem Europäer als demjenigen, der ihnen das Wesen des M'lúngu am vollständigsten charakterisirte, beigelegt. Dieser Name scheint nach Abwerfung aller Nasallaute bei den A-mbúndu und Ba-ilunda in Angola gleich Suku zu sein [1]). Die Ama-súlu benennen den Europäer nach Art ihres Dialektes mit Um'-lúmbi, die Ova-hérero mit Otji-rumbu und legen demselben den Wortstamm **lu-mba = ru-mba**, „geschickt, kunstfertig, arbeitsam sein", unter (in Oshikŭánjama **lu-ngá-ma**). Merkwürdig ist nun, dass diese Stämme einen Künstler (wie einige Künstler die Kunst) zu ihren Genius rector gemacht haben. Da könnte etwas mehr dahinter gesteckt haben, als jetzt darin gefunden wird und die künstlichen Bauwerke in Südostafrika, welche man asiatischen, schätzesuchenden Völkern zuschreibt, könnten am Ende die Väter der Kafir-Bantu-Stämme zu Miturhebern haben.

[1]) Dies ist wohl eine sehr kühne Behauptung. F. Müller.

9. Herr Professor Dr. **Moriz Benedikt** in Wien beschreibt

Ein Fellah-Gehirn.

(Mit 5 Text-Illustrationen.)

Es schien anfangs ein unlösliches Problem, die Constructionsideen auf der Gehirnoberfläche der Primaten mit jenen der anderen Säugethiere zu vergleichen und auf dieselben Grundideen zu reduciren.

De facto hat sich aber meine Idee bewährt, durch das Studium von Gehirnen von Degenerirten und von exotischen Rassen den gemeinschaftlichen Schlüssel aufzufinden (siehe meine Abhandlung: „Vergleichende Anatomie der Gehirnoberfläche. [Realencyclopädie der gesammten Heilkunde. 2. Aufl. Urban & Schwarzenberger, 1893.])

Besonders schwierig war es, den Parietallappen des Thieres auf jenen des Menschen zu reduciren und umgekehrt. Als Muster des vollständigen Vierwindungstypus erschienen die Gehirne vieler Raubthiere, z. B. des Hundes mit den drei Urwindungsfurchen von Leuret und Gratiolet, die ich mit l_s, l_m und l_i bezeichnet habe. Die Spuren dieser vier Windungen respective der drei Furchen im menschlichen Gehirne konnten ursprünglich nur aus den Trümmern mehr errathen als nachgewiesen werden.

Es waren hauptsächlich zwei methodische Grundsätze, die es mir ermöglichten, den Schlüssel zur vergleichenden Anatomie der Gehirnoberfläche zu finden. (Siehe l. c.)

Der erste lautet: Man müsse beim Studium einer Furche von demjenigen Typus derselben ausgehen, welcher möglichst alle Elemente enthält, welche von ihr bei den verschiedensten Thierclassen inclusive der Primaten vorhanden sind („Idealfurchen").

Der zweite lautet: Man müsse jede Furche in ihre Theile zerlegen, weil jeder dieser Theile für sich auftreten und verschwinden und jeder für sich mit Theilen anderer Furchen sich verbinden kann.

Da das ägyptische Gehirn, dessen Beschreibung Gegenstand dieser Abhandlung ist, vorzugsweise zum Beweise der identischen Constructionsidee des Scheitellappens bei den verschiedensten Thierclassen geeignet ist, so will ich eine kurze Darstellung des Hundegehirnes (Fig. 34) vorausschicken.

Die Zeichnung ist Turner entlehnt und ich habe dieselbe — durch Vergleichung mit anderen Hunde-

gehirnen — nur insoferne „stilisirt", als ich von der Fissura ecto-lateralis ($el = o_s$) den Bogen weggelassen habe, der sie bei TURNER mit der oberen Fissura Leuret (l_s) verbindet.

Man sieht die drei Urwindungsfurchen (l_s, l_m, l_i), welche um die Sylvi'sche Furche (S), die dem sogenannten aufsteigenden Schenkel der Sylvi'schen Furche des Menschen (S in Fig. 35 und 36) entspricht, herumgeschwungen sind.

Durch die Furchen sind die vier Urwindungen (I—IV) von einander abgegrenzt.

Die Elemente dieser drei Urfurchen sind schon bei den Thieren vielfach auseinandergerissen oder fehlen, und beim Menschen vereinigen sich oft die Trümmer aller drei Urfurchen zu einer gemeinschaftlichen Furche der sogenannten Interparietalfurche (ip), welche massgebend für die anatomische Darstellung des menschlichen Scheitellappens geworden ist.

Wie man aus der Fig. 1 ersieht, habe ich erkannt, dass der hinten absteigende Bogen (t_1) der unteren Urwindungsfurche (l_i), als erste hintere Parallelfurche,

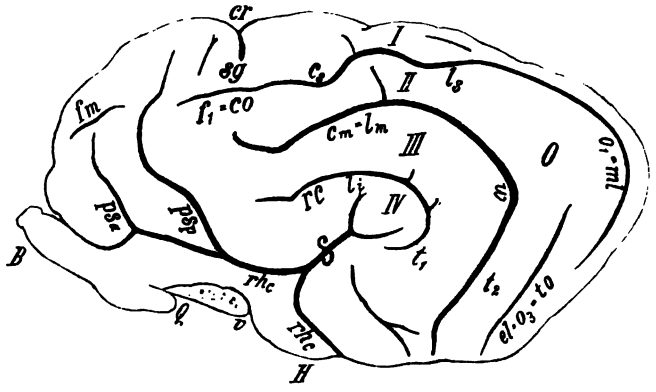


Fig. 34.

der Sylvi'schen Furche, der ersten Schläfenfurche des menschlichen Gehirnes entspricht.

Wegen der analogen Beziehung zur Sylvi'schen Furche entspricht der hintere absteigende Schenkel (t_2) der mittleren Urwindungsfurche (l_m) der zweiten Schläfefurche des Menschen.

Andererseits muss der vordere absteigende Bogen (rc) der unteren Urwindungsfurche (l_i) als erste vordere Parallelfurche zu S als analog dem unteren Theile der Retrocentralfurche des Menschen angesehen werden und andererseits der vordere absteigende Bogen (c_m) der zweiten Urwindungsfurche — als zweite vordere Parallelfurche zu S — als unterer Theil der Centralfurche des Menschen.

Dass die Querfurche (c_s) der ersten Urwindungsfurche (l_s) dem oberen Drittel der Centralfurche entspricht, habe ich seit Jahren aus den Thatsachen der Histologie, der experimentellen Physiologie und der Pathologie abgeleitet, und diese Lehre kann heute nach langem, vielseitigem Widerspruche als allgemein giltig angesehen werden.

Zur weiteren Erklärung der Fig. 34 sei noch bemerkt, dass das Bogenstück der mittleren Urwindung, das mit w bezeichnet ist, der von mir als Wernicke'sche Furche bezeichneten entspricht (Fissura parieto-occipitales externa der Autoren), ferner dass die mit c_s in Verbindung stehende Furche co jener Coronarfurche entspricht, welche ich in der vergleichenden Gehirnanatomie als untere bezeichnet habe und die ich mit der ersten Stirnfurche (f) der Primaten identificirt habe, ferner dass die Fissura ecto-lateralis (el) mit einer constanten Furche (to), die von mir beim Menschen nachgewiesen wurde, gleichbedeutend ist, sowie auch die Fissura medio-lateralis (ml) ihre Analogie beim Menschen hat. Die kleine mit fm bezeichnete Furche repräsentirt die Fissura fronto-marginalis beim Menschen (EBERSTALLER), während ps_a und ps_p die vordere und hintere Fissura praesylvica bezeichnet und mit rh die Fissura rhinalis (in der Zeichnung ist irrthümlich der vordere — frontale — Theil dieser Furche mit rh_c statt mit rh_f bezeichnet.

Bevor ich zur Schilderung des ägyptischen Gehirnes übergehe, möge noch die allgemeine Bemerkung Raum finden, dass das Studium verschiedener Rassengehirne seine Bedeutung behalte, unabhängig davon, ob das Endresultat in Bezug auf durchgreifende Verschiedenheit positiv oder negativ ausfalle. Denn sowohl der Endsatz, dass auch das Gehirn durchschlagende Varietäten zeige, als die Antithese, dass das Genus Homo sapiens einen gleichartigen Hirnbau habe, wäre von fundamentaler Bedeutung. Die Schilderung muss weiter in's Detail gehen, weil wir heute nicht beurtheilen können, welches Vorkommniss von Bedeutung sei oder nicht.

Ich gehe nun zur Darstellung des Fellah-Gehirnes über, das ich der Güte der Collegen SANDWITH und KAUFMANN in Kairo verdanke. Die principielle Bedeutung dieses Gehirnes für die vergleichende Anatomie liegt vor Allem darin, dass es durch die Zusammenstellung beider äusseren Gehirnoberflächen (Fig. 35 und 36) gelingt, den Nachweis zu liefern, dass die Auffassung der dritten Urwindungsfurche und ihrer Bestandtheile beim Thiere und der betreffenden Vorkommnisse beim Menschen correct ist [1]).

Betrachtet man nämlich in Fig. 35 den Verlauf der ersten Schläfenfurche (t_1), so sieht man dieselbe sich in einem vollständigen Bogen um den aufsteigenden Ast der Sylvi'schen Furche nach vorne biegen, und nur durch ein kleines Windungsstück von dem unteren Theile der Retrocentralfurche (rc_i) getrennt. Vergleicht man dieselbe Furche in der linken Hemisphäre (Fig. 36), so sieht man umgekehrt den unteren Theil der Retrocentralfurche (rc_i) sich im Bogen über den aufsteigenden Ast der Sylvi'schen Furche (S) herumbiegen, und nur durch ein kleines Windungsstück von der ersten Schläfenfurche (t_1) getrennt.

Durch die complementäre Vollständigkeit ist es hier möglich, die dritte Urwindungsfurche (l_i) sowie die Umgrenzung der vierten Urwindung (IV) vollständig

[1]) Es sei bemerkt, dass in der rechten Hemisphäre der basilare Orbitallappen so steil von der äusseren Fläche abfiel, dass er in einer Ansicht mit der letzteren gezeichnet werden konnte, wodurch freilich die oberen Theile dieser äusseren Fläche in Verkürzung erscheinen.

wie beim Hunde herzustellen. Natürlich ist hier auch dieser Theil im Parietalhirne ungewöhnlich entwickelt, während die oberhalb gelegenen Theile zurückbleiben.

Wenden wir uns nun weiters der äusseren Fläche der rechten Gehirnhälfte (Fig. 35) zu. Wir sehen den Mittelbogen der zweiten Urwindungsfurche (l_m), welcher dem mittleren Bogen der Interparietalfurche (ip_m) entspricht, sowohl von der Wernicke'schen Furche (w) als von dem unteren Theile der Retrocentralfurche (rc_i) getrennt und seine Verbindung mit dem hinteren Theile der Interparietalfurche (ip_p) demonstrirt eher die Nichtzugehörigkeit zu letzterem Bogen als das Gegentheil. Dass aber die Interparietalfurche des Menschen aus drei Theilen bestehe, hat zuerst Sernof erwiesen, und dass der untere vordere Theil zum Systeme der dritten, der mittlere (ip_m) zum Systeme der zweiten und der obere, hintere (ip_p) zum Systeme der ersten Urwindungsfurche gehört, habe ich erkannt und wird diese Thatsache durch dieses Gehirn wieder bestätigt.

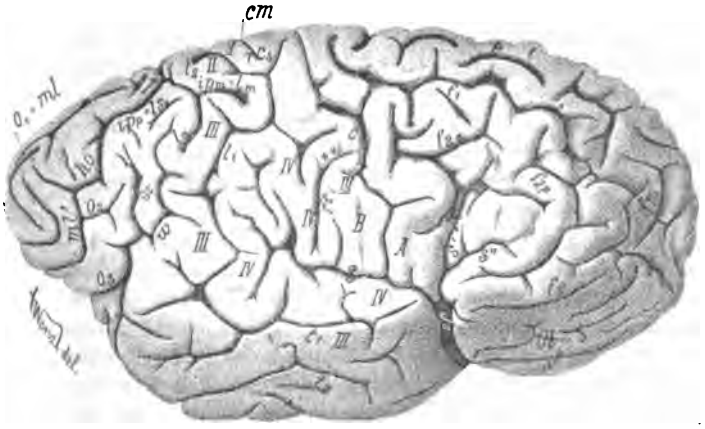


Fig. 35.

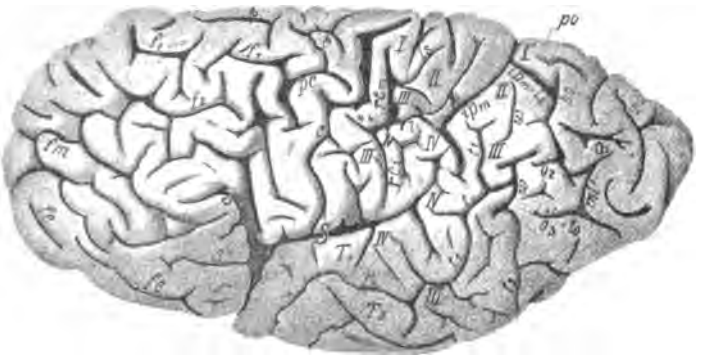


Fig. 36.

Man sieht auch hier deutlich, dass der obere Theil der Interparietalfurche (ip_p) in der Flucht jener vorwärts gelegenen Secundärfurche des Parietallappens liegt, welche ebenfalls mit l_s bezeichnet ist und mit ihr die erste oder obere Leuret'sche Furche (l_s) darstellt. Es ist also hier vollständig möglich, im Parietallappen den Vierwindungstypus (I—IV) des completen Raubthiergehirnes zu erkennen.

Von höchstem Interesse ist die weitere Betrachtung der äusseren Oberfläche dieser Gehirnhälfte.

Man sieht, dass die sogenannte horizontale Hinterhauptsfurche (ho), die merkwürdigerweise als horizontal bezeichnet wird, weil sie alles nur nicht horizontal, sondern transversal ist, sich zu einer mächtigen Tranversalfurche entwickelt, dessen unteren Theil ich mit mt' bezeichnet habe. Genau dieselbe Entwicklung sieht man (in Fig. 36) auf der anderen Seite. Bis jetzt ist diese Entwicklung beim Menschen nicht beobachtet worden, und sie repräsentirt gewiss eine bedeutsame Varietät, welche viele scheinbar unbedeutsame secundäre transversale Furchenbildungen anderer Gehirne aufklärt. In sagittaler Richtung durchquert diese transversale Furche rechts blos die zerrissene zweite Hinterhauptsfurche (o_2), während sie auf der anderen Seite (Fig. 36) auch von der unteren Occipitalfurche (o_3) durchquert wird.

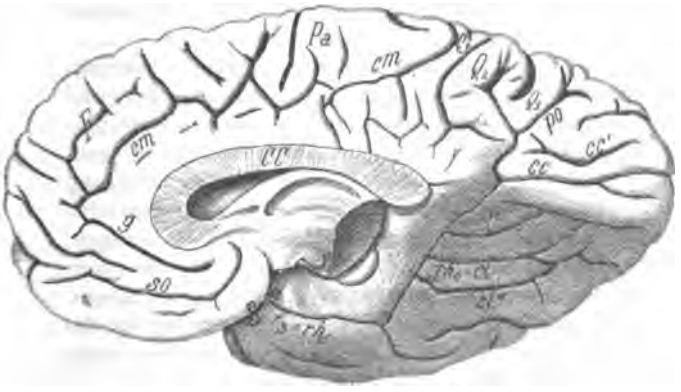


Fig. 37.

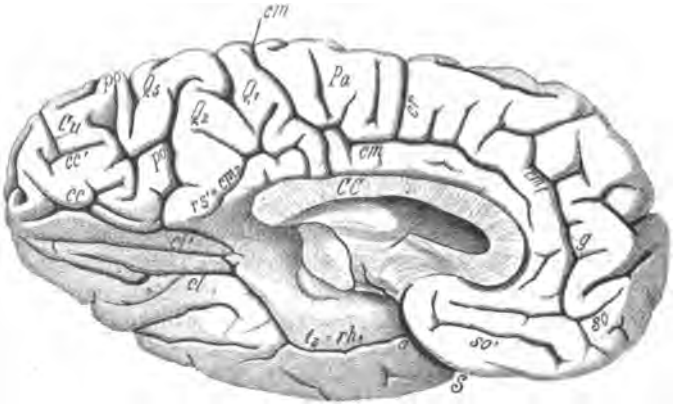


Fig. 38.

Die Centralfurche (c) hängt hier wie auf der anderen Seite mit der Sylvi'schen Furche zusammen. Eigenthümlich ist auch rechts (Fig. 35) das Verhalten der zwei vorderen Fortsätze (S' und S'') der Sylvi'schen

Furche. Diese dringt nämlich tief in die dritte Stirnwindung ein und gibt die genannten zwei Furchen als gabelige Endtheilung ab.

Bemerkenswerth ist ferner der Zusammenhang der ersten Stirnfurche (f_1) durch das obere Stück der Präcentralfurche mit der Centralfurche.

An der linken Hemisphäre (Fig. 36) ist die Interparietalfurche (ip_m) ganz verkümmert. In dem Winkel, wo sie mit der unteren Leuret'schen Furche (l_i) zusammenfliesst, ist das Parietalhirn nach vorne operculös verkümmert und der obere Abschluss dieses Operculum ist der eigentliche vordere Theil des mittleren Interparietalbogens (ip_m).

Die anderen wichtigen Vorkommnisse an der äusseren Fläche dieser Gehirnhälfte sind schon bei der Beschreibung der anderen hervorgehoben worden.

Die innere Fläche der rechten (siehe Fig. 37) und der linken Hemisphäre (siehe Fig. 38) enthalten einige Eigenthümlichkeiten, die auch mehr oder minder als Rasseneigenthümlichkeiten gelten dürften.

Dazu gehört vor Allem, dass beiderseits die Fissurae parieto-occipitales internae (po) die äussere Fläche nicht erreichen und einen gabelförmigen Ast in den Quadratlappen schicken.

Auffallend ist ferner wieder beiderseits der Zusammenhang der gabelförmigen Hinterhauptsfurche ($po + cc$) mit der Fissura collateralis ($cl = rh_o$) und mit der dritten Schläfenfurche ($t_3 = rh_i$) und der Zusammenhang dieses ganzen Systemes mit der Fissura fossae Sylvii (S) durch die Fissura amygdalina (a).

Auffallend ist ferner die grosse Steilheit der Fissura parieto-occipitalis und ihr Abseitsrücken von Splenium corporis callosi, was besonders in der linken Hemisphäre (Fig. 38) zur Bildung einer ausgiebigen secundären Fissura retrosplenica ($rs' = cm_p$) Veranlassung gibt.

In der linken Hemisphäre (Fig. 38) ist die Fissura calloso-marginalis in drei Theile zerrissen, enthält aber alle Elemente der „Idealfurche", wie wir sie beim Pferde und beim Gehirne degenerirter Menschen beobachten und darunter auch die soeben erwähnte Fissura retrosplenica.

Die Bildung und die ganze Art des Zusammenhanges der Hinterhauptfurche mit der Rhinalfurche bis zur Sylvi'schen Furche dürfte umsoweniger als eine individuelle Eigenthümlichkeit dieses Gehirnes, sondern vielmehr als eine Rassenvarietät angesehen werden, als sie gleichmässig auf beiden Seiten vorhanden ist.

Dasselbe gilt von dem beiderseitigen Verhalten der dritten Urwindungsfurche beider Scheitellappen und der Transversalfurche im Hinterhaupte. Die mächtige Abweichung dieses Gehirnes vom Typus der normalen europäischen Gehirne dürfte auch kaum als Ausdruck einer Degeneration anzusehen sein, sondern vielmehr als Ausdruck eines Variationstypus.

Jedenfalls hat sich dieses Gehirn als sehr geeignet bewährt, unseren morphologischen Blick und unsere morphologische Einsicht in die vergleichende Anatomie der Gehirnoberfläche zu erweitern und zu vertiefen und ich hoffe, es wird weiter anspornen, das Studium exotischer Gehirne zu betreiben.

Monats-Versammlung am 12. December 1893.

1. Herr Dr. **M. Much** legt den Probedruck einer von ihm im Auftrage des hohen Ministeriums für Cultus und Unterricht entworfenen

Prähistorischen Wandtafel

für Volks- und Mittelschulen und Lehrerbildungs-Anstalten vor.

Der Vortragende führt die Gründe an, welche für die Herstellung einer eigenen Tafel für die Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie massgebend gewesen sind und legt die Grundsätze, welche hiebei die Richtschnur gegeben haben, dar.

So anerkennenswerth das erste derartige Unternehmen, die von dem Freiherrn v. Tröltsch herausgegebene Tafel ist, so war deren unveränderte Annahme für Oesterreich doch nicht möglich; abgesehen davon, dass keiner der auf ihr dargestellten Gegenstände in Oesterreich selbst gefunden worden ist, schien es bei der in den weiten Ländern unserer Heimat doch wesentlich anders als im südwestlichen Deutschland hervortretenden Bedeutung der prähistorischen Culturperioden, wie beispielsweise schon bei der ersten derselben, der Steinzeit, nothwendig, eine andere Auftheilung zu treffen.

Da man sich hiezu einmal entschlossen hatte, liess man überhaupt eine andere Oekonomie mit dem Raume platzgreifen; man schied die Perioden strenger, beschränkte sich darauf, auf der Tafel nur die Figurenerklärung anzubringen, die man der leichteren Lesbarkeit wegen an den Fuss der Tafel setzte, und den auf das kleinste Maass beschränkten Abriss der vor- und frühgeschichtlichen Culturentwicklung und die nothwendigen Verhaltungsregeln, zusammen vier Quartseiten füllend, besonders zu drucken und dem Lehrer als Führer unmittelbar in die Hand zu geben.

Durch diesen Vorgang gewann man Raum zur Darstellung einer grösseren Zahl von Gegenständen und schuf sich die Möglichkeit einer zweckmässigeren Eintheilung. Massgebend für die Aufnahme der Gegenstände war der typische Charakter und die Signalisirung des Eintrittes neuer Culturmittel, neuer Kunstfertigkeiten und die ganze Periode kennzeichnender Erscheinungen.

Es ist beabsichtigt, diese Wandtafel in den verschiedenen Sprachen Oesterreichs erscheinen zu lassen.

Die künstlerische Ausführung derselben lag in der Hand des vortrefflichen Landschaftsmalers Ludwig Hans Fischer, eines Mannes, der sich selbst an unseren Forschungen betheiligt, der also nicht nur seine künstlerische Befähigung zur Verfügung stellte, sondern auch mit eigener Liebe für die Sache seine Aufgabe vollführte und das Werk wenigstens in dieser Beziehung zu einem gelungenen machte.

2. Herr Professor Dr. **Rudolf Meringer** bespricht unter Vorlage das jüngst erschienene Werk von Josef Eigl:

Das Salzburger Gebirgshaus (Pinzgauer Typus).

Mit dem Werke Eigl's hat die Bauernhausforschung in Oesterreich wieder einen Schritt, und zwar diesmal

einen grossen, nach vorwärts gethan. Der Vergleich des vorliegenden Werkes mit dem von GLADBACH drängt sich von selbst auf, und EIGL wird mit Ehren die vergleichende Prüfung bestehen.

Auf das Glücklichste reiht sich das Werk an die anderen, das österreichische Bauernhaus behandelnden Arbeiten. Was diese mit für die technische Seite der Frage ganz unzulänglichen Mitteln versucht haben, ist hier in geradezu mustergiltiger Weise gelöst.

EIGL's Werk soll hiemit blos mit Freuden begrüsst werden. Die Forschung wird es als eines der wichtigsten Hilfsmittel nicht mehr aus dem Auge lassen dürfen, und so wird jedem Mitarbeiter bei der Erforschung des volksthümlichen Hauses noch reichliche Gelegenheit geboten werden, dem Werke in jeglicher Weise gerecht zu werden.

* * *

Wir geben im Anschlusse daran eine eingehendere Mittheilung über den Inhalt dieses Werkes[1]).

Das von der Verlagshandlung LEHMANN & WENTZEL in Wien herausgegebene Werk „Das Salzburger Gebirgshaus (Pinzgauer Typus)" von JOSEF EIGL bringt eine eingehende Schilderung der Anlage von Hof und Haus im Pinzgau, in welchem kleinen Gebirgsgaue die Ausbildung der bäuerlichen Bauweise seinerzeit zu einer hervorragenden Entwicklung gelangt ist.

Dieselben Arten der Bauanlagen zeigen sich auch in dem an den Pinzgau angrenzenden Pongau, ferners sehr ähnliche in den, einstmals unter salzburgischem Cultureinflusse gestandenen, angrenzenden Tiroler Gebieten, ja, selbst theilweise in gewissen, nördlich vom Pinzgau und Pongau gelegenen Gebirgstheilen. Es ist demnach mit der vorliegenden Schilderung der Pinzgauer Bauweise auch im Allgemeinen jene des Salzburger Gebirgshauses gegeben, wobei allerdings der zwar politisch zum Kronlande Salzburg gehörige, geographisch und ethnographisch aber keineswegs dahin zu zählende Lungau strenge ausgeschieden bleiben muss.

Wir erblicken in dieser Bauweise jene des altbaierischen Gebirgshauses, welches ja im weiten Umkreise dominirt, im Pinzgau und Pongau einerseits, dann im benachbarten Tirol, insbesondere aber im salzburgischen Flachgau und Vorgebirge constructiv abweichende Entwicklungen gefunden hat.

Von diesen Entwicklungsvarianten hat die im Pinzgau und Pongau typische im Pinzgau eine hervorragend reiche und schöne Ausbildung erfahren, und dürfte nach dem Obigen der Pinzgau-Typus das Salzburger Gebirgshaus in seiner schönsten Blüthe repräsentiren.

Allerdings muss hier gleich im Vorhinein bemerkt werden, dass die Blüthezeit des Pinzgauer Hausbaues längst vorüber ist und sich auch dort — wie fast allerwärts — ein bedauerlicher Rückschritt in der bäuerlichen Bauweise bemerkbar macht. Umsomehr erscheint es angezeigt, dass Dasjenige, was aus guter Bauzeit noch erhalten ist, vor völliger Vergessenheit bewahrt und wenigstens bildlich der Nachwelt überliefert werde.

Der Verfasser hat es sich nun zur Aufgabe gestellt, den Typus des salzburgischen Gebirgshauses in dem angekündigten Werke durch Vorführung von Beispielen bäuerlicher Bauten aus Pinzgau eingehend zu schildern und sich hiebei der grössten Gründlichkeit bemüht, um ein möglichst genaues Bild desselben zu geben.

Nach einem Vorworte, aus welchem wir entnehmen, dass das in Wort und Bild gebrachte Material im Laufe von Jahren an Ort und Stelle und im unmittelbaren Verkehre mit dem Volke gesammelt worden ist, bringt die Einleitung zunächst eine kurze Schilderung des Pinzgaues in geographischer, geognostischer und klimatischer Beziehung, aus welcher hervorgeht, dass dieser fast allseitig abgeschlossene Gebirgsgau, welcher erst vor kaum zwei Decennien durch eine Bahnlinie dem Hauptverkehre eigentlich erschlossen ist, in zwei Flussgebiete zerfällt, mit welcher Zweitheilung auch eine verschiedene Art der Hofanlage in gewissem Zusammenhange steht.

Der Inhalt des Werkes selbst ist in drei Theilen behandelt, von welchen insbesondere der erste Theil, „Die allgemeine Anlage von Hof und Haus" erläuternd, für anthropologische Kreise von Interesse sein dürfte.

Es sind hiebei zweierlei Arten der Hofanlage unterschieden:

a) Die Anlage des Hofes als Gruppe von Baulichkeiten („Gruppenhöfe" — welche Anlage der bestbekannte Hausforscher Herr Oberst BANCALARI sehr charakteristisch als „Haufenhof" bezeichnet);

b) die sogenannte „Vereinigte Hofanlage", bei welcher Wohn- und Wirthschaftsgebäude, unter einem First, zu einem Hauptgebäude zusammengezogen sind (eine Anlage, welche von BANCALARI als „Einheitshaus" bezeichnet ist — wobei der Verfasser noch zwei Varianten dieser Anlage, je nach der Anordnung der Tenne, unterscheidet).

Diese beiden Arten von Hofanlagen sind in kleinen Ansichtsskizzen versinnlicht und in der Weise im Detail erörtert, dass die Grundrissanlage und der Aufbau nicht nur von dem Wohngebäude, sondern auch von den wesentlichen Nebengebäuden an der Hand planlicher Darstellungen klar vorliegen.

Ein besonderes Gewicht ist hiebei — wie wohl erklärlich — der Schilderung der Wohntheile beigemessen, wenngleich auch auf die bauliche Einrichtung der Stallungen — soweit dieses der zugemessene Raum gestattet — eingegangen ist.

Auch der Besitz- und Wirthschaftsverhältnisse ist bei Besprechung der vorgeführten Beispiele gedacht und desgleichen der ortsüblichen Benennung der Bautheile und deren Benützung.

In einem dritten Capitel dieses Theiles behandelt der Verfasser:

[1]) Siehe den Literaturbericht Nr. 34, S. 231 in diesem Bande der „Mittheilungen".

c) Die „Einzelhäuser", und zwar unter diesen: das Haus des Kleinbauers, die Sölde, das Miethhaus und die Mauthmühlgebäude.

Der zweite Theil des Werkes gibt ein genaues Bild der üblichen Constructionsweise.

Zunächst wird der gemauerte Unterbau, sodann der Holzbau näher beleuchtet und hiebei insbesondere der Art der Holzgewinnung und Holzverwendung ein näheres Eingehen gewidmet, das uns erkennen lässt, mit welcher Vorsicht und Sorgfalt nach dieser Richtung hin zur Blüthezeit der Bauweise vorgegangen worden ist und wodurch uns auch das hohe Alter vorgeführter Bauten erklärlich wird.

Mit besonderer Ausführlichkeit ist sodann auf die Constructionsdetails eingegangen und sind insbesondere eingehend die Wandconstructionen, sowie das Legschindeldach, dann die Feuerungsanlagen behandelt und hiebei manche bisher selbst in Fachkreisen kaum bekannten Details und ihre Herstellungsweise genau erörtert.

Insbesondere ist auch die Entwicklung der Construction der Glockenthürmchen von ihrer einfachsten bis zur reichsten Form dargelegt, was von erhöhtem Interesse sein dürfte, weil diese originellen Dachzierden anderen Haustypen gänzlich fremd sind und dieselben nirgends zu gleich reicher und mannigfacher Ausbildung gelangt sind, wie im Pinzgau.

Im dritten Theile des Werkes ist die Architektur des Pinzgauer Bauernhauses besprochen, und zwar zunächst am Gebäudeäusseren, sodann am Gebäudeinneren.

Es ist in erster Linie darauf hingewiesen, dass sich die Holzarchitektur dieser Haustype auszeichnet durch: Harmonie in allen Theilen, Zweckmässigkeit, Ersichtlichmachung der Construction und Originalität der Formen.

Bei Erörterung der architektonischen Details werden insbesondere die noch völlig unbekannten, zum Mindesten unbeachteten Verzierungen an den sogenannten Schliessschrotten, die Ausstattung der Giebelaustragung mit an der Fasche angebrachten Malereien und Sinnsprüchen, die mannigfachen Thür- und Fensterverkleidungen, Gitter etc., die reichhaltige Ausbildung der Hausgänge und Altane mit ihren Ständern, Säulen und Blumentischchen, dann die reiche Ausstattung des Dachvorsprunges an der Giebelseite, die Verzierung der Dachpfetten etc., sowie endlich die schon erwähnten Glockenthürmchen gewiss mehrfaches Interesse sowohl in Fach- als auch in Laienkreisen bieten.

Im Gebäudeinneren ist der Decken- und der Wandtäfelungen gedacht, wie auch der originellen Ofen-Hängegerüste etc.

Endlich ist auch der inneren Einrichtung der Räume und des Hausgeräthes kurz erwähnt, soweit dieses eben der Umfang und der Hauptzweck des Werkes gestatteten.

Dank dem Entgegenkommen der Verlagsfirma entspricht die graphische Ausstattung des Werkes allen Anforderungen, indem die Wiedergabe der Zeichnungen in 37 Tafeln auf photolithographischem Wege erfolgt und durch Beigabe einer Farbentafel sowie durch entsprechende weitere Erläuterung der Wirkung der Malerei thunlichst Rechnung getragen ist.

67 in den Text gedruckte Figuren geben überdies dem Leser an passender Stelle erwünschte bildliche Aufklärung.

Der Ladenpreis von 15 fl. ö. W. ist für dieses illustrativ so reich ausgestattete Werk als ein sehr mässiger zu bezeichnen.

3. Herr Dr. **Wilhelm Hein** legt das kürzlich erschienene Werk von Dr. R. F. Kaindl in Czernowitz:

Die Huzulen

vor [1]).

* * *

Dieses mit Unterstützung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien herausgegebene Werk ist mit 30 Illustrationen und einer Farbendrucktafel ausgestattet und zählt ausser einer Einleitung 17 Capitel. In der Einleitung sind kurze Mittheilungen über die Wohnsitze, Abstammung, die Sprache und den Namen der Huzulen enthalten. Die 17 Capitel handeln aber über folgende Gegenstände: Das Kind. Bursche und Mädchen. Werbung und Hochzeit. Mann und Weib. Die Familie. Haus und Hof. Das Dorf und die Behörden, Rechtsanschauungen. Lebensweise, Nahrung und Kleidung. Beschäftigung. Religiöse Anschauungen und Festkalender. Teufel und Gespenster. Zauberei. Heilkunst. Kosmogonie, Himmelskörper und Naturerscheinungen, das Weltende. Thiere und Pflanzen. Volksdichtung. Der Tod und die Leichenfeier.

4. Herr **R. v. Weinzierl** in Prag-Lobositz übersendet eine Notiz:

Ein prähistorischer Töpferofen.

(Mit 3 Text-Illustrationen.)

Im Jahre 1892 wurde bei der Neuanlage des Canales in der Hauptstrasse von Lobositz eine bedeutende Tiefgrabung vorgenommen. Unter dem Pflaster war nur theilweise eine geringe Aufschüttung, darunter die Ackerkrume, welche eine mächtige Lage Ziegelthones deckt.

Längs der ganzen Aushebung reihten sich Aschenlöcher, Feuerherde bis zu 4 m Durchmesser, bei einer Tiefe bis 1·50 m aneinander, wovon jedoch nur erstere wenige rohe Scherben ohne jedes Ornament enthielten.

Die Grabung wurde von der Ausmündung des Canales, also der niedrigsten Stelle angefangen, gegen den höchst gelegenen Theil fortgeführt. Die Ausmündung liegt noch im Inundationsgebiete der Elbe und von da an aufwärts nahmen die Aschenlöcher an Häufigkeit und Volumen zu.

Auf dem höchsten Punkte dieses Canales, in der Mitte der Hauptstrasse gegenüber dem Vincenz Pfannschmid'schen Familienhause, schürften die Arbeiter wieder ein Aschenloch an und brachten mir Stücke ge-

[1]) Siehe den Literaturbericht Nr. 32, S. 225 in diesem Bande der „Mittheilungen".

brannten Thones, mit Löchern versehen. Vor Jahren schon erhielt ich ein grosses Stück eines solchen mit Getreidespreu vermengten, durchgeglühten und mit Löchern versehenen platten Thonklumpens, welches leicht gewölbt war. Leider war ich damals gelegentlich der Grundaushebung zu einem Hausbau nicht zugegen, weshalb ich weiter nichts mehr constatiren konnte, als eine elliptische Form des Brennofens, bei einem Längsdurchmesser von 1·50 m und einem Querdurchmesser von 1 m. Dieser Rost lag zerstört auf einem Haufen Holzasche; über demselben wurden rohe und feinere Gefässscherben gefunden.

Als mir nun die Arbeiter des Canalbaues ein Stück solchen „Rostes“ brachten, ging ich sofort daran, das

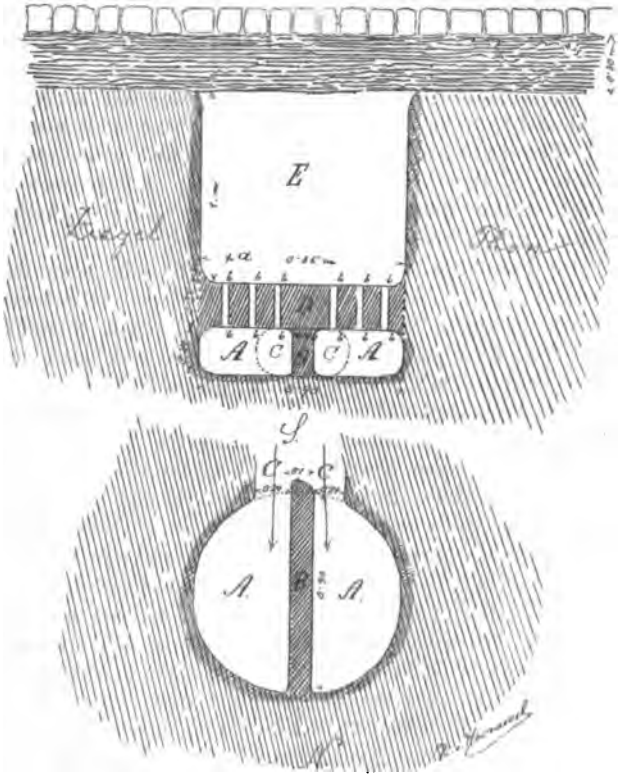


Fig. 39. Durchschnitt und Querschnitt eines prähistorischen Töpferofens in Lobositz.

„Aschenloch“ genau zu untersuchen. Da der Brennofen durch den Canal nur angeschürft wurde, so war es mir möglich, diesen ganz blosszulegen.

Unter dem Pflaster befindet sich eine 30 cm mächtige Schichte Ackerkrume; unter dieser, wie eingangs erwähnt, eine mächtige Schichte Ziegelthon[1]). In diesem, 1·48 m tief, war der „Gefässbrennofen“ eingeschachtet. Er zerfällt in zwei Theile (Fig. 39): den Feuerungsraum (*A*), den Brennraum für Gefässe (*E*), beide getrennt durch den 24 cm starken, ebenen und eingesetzten Rost (*D*)[2]), der in drei concentrischen Reihen ziemlich regelmässig 20—25 bis 5 cm im Durchmesser haltende Zuglöcher (*b*, *b*) hat. Dieser Rost ist gestützt durch eine diametral unterstellte, 10 cm starke Stützwand aus Thon (*B*), die den Feuerungsraum (*A*) in die Hälfte theilt. Der Eingang zum Feuerungsraum, gegen Süden gelegen, ist 58 cm breit, also beiderseits der Stützwand *B* ein Spielraum von 24 cm zum Zufeuern (*C*, *C*).

Die Wände des Brennschachtes (*E*) als auch die des Feurungsraumes (*A*, *A*) sind ausgeschmiert (geglättet) und bis zu 10 cm tief rothgebrannt, ein Beweis, dass der Brennofen viel in Verwendung gestanden hatte.

Der Ofen, im Querschnitt kreisrund, hat im Brennschacht einen Durchmesser von 85 cm, bei einer Tiefe von 1 m; der Feuerungsraum ist 24 cm hoch, bei einem Durchmesser von 90 cm.

Die Anlage des ganzen Brennofens entspricht vollkommen den heutigen primitiven Ziegelbrennöfen und

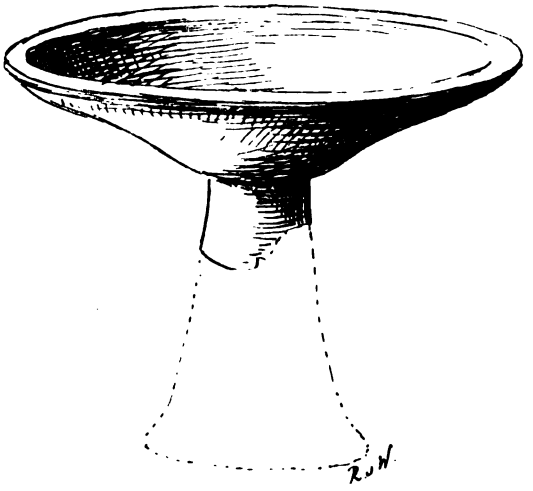


Fig. 40. Fussschale von Lobositz. 1/3 nat. Gr.

muss derselbe auch bis zuletzt im Gebrauche gewesen sein, da er vollkommen intact war.

Der Feuerungsraum war mit Holzasche und Holzkohlenstücken vollgefüllt; auch der Brennschacht enthielt Holzasche, Erdreich nebst Holzkohlenstücken und rohen Scherben.

Bei *a* in Fig. 39 fand ich eine aus rothgelbem Thon gut gebrannte Schale, deren Standfuss abgebrochen ist (Fig. 40). Die flache Schale ist auf der Drehscheibe verfertigt, ohne Glasur, mit verdicktem Rande.

Oberhalb dieses Bechers, tiefer in der Asche, fand ich eine 13·5 cm lange Nähnadel (Fig. 41) aus Eisen, mit langem Oehr, die beinahe ganz vom Rost zersetzt war und schleunigst conservirt werden musste.

Diese Nadel entspricht genau jenen der La Tène-Zeit. Leider war es mir nicht möglich, unter der Strasse hin den Eingang zur Feuerung näher zu untersuchen.

Etwas weiter aufwärts, gegenüber dem Hôtel „Zum schwarzen Ross“, wurde in einer Aschenlage ein schwacher

[1]) Die örtliche Untersuchung des Brennofens wurde mir in zuvorkommender Weise vom Bürgermeister, Herrn Dr. J. Kolb, gestattet.

[2]) Mit eingekneteter Getreidespreu — wahrscheinlich vom Weizen. Weizen fand ich bereits an vier Orten um Lobositz, in zwei Varietäten, einmal mit Korn gemischt.

Bronzereifen (Ohrring?) mit bommelartigem Anhängsel nebst einem kleinen Bronzenagel mit Kopf gefunden.

Noch muss ich erwähnen, dass beim Beginne des Canalbaues (oberhalb der Ausmündung desselben) ein Skelet aufgedeckt wurde, wovon leider nichts erhalten

Fig. 41. Nähnadel aus Eisen von Lobositz. $^2/_3$ nat. Gr.

blieb und bei welchem ein kleines Eisenmesser[1]), ein flacher, kleiner, gekerbter Bronzering nebst einigen Feuersteinsplittern, welche deutliche Eisenrostspuren tragen, gefunden wurde. Diese Grabstätte konnte ich nicht mehr untersuchen, da dieselbe bei meiner Ankunft bereits übermauert war.

5. Herr **Ludwig Hans Fischer** übersendet einen Bericht über

Neolithische Funde in Schönbühl an der Donau

(Niederösterreich, Gerichtsbezirk Melk).

(Mit 11 Text-Illustrationen.)

Die Donau in Niederösterreich scheint im frühesten Alterthume eine ganz besondere Bedeutung gehabt zu haben, nicht nur als sicherer Verkehrsweg, sondern auch als Grenzscheide von einzelnen Volksstämmen. Es macht den Eindruck, als ob vom Norden herab und vom Süden hinauf sich hier die Volksmassen gleichsam gestaut hätten, denn die Menge der Ansiedelungen, welche an den beiden Steilufern des jetzigen und einstigen Flussbettes zu finden sind, ist eine auffallende, und stets mehrt sich die Zahl der aufgedeckten historischen und vorhistorischen Ansiedelungen.

Am rechten Ufer, von Melk bis hinab nach Hainburg, zeichnen sich die Ufer durch einzelne vorgeschobene Anhöhen aus, die von der Natur schon zu befestigten Anlagen geschaffen, oft nur geringer Nachhilfe bedurften, um ihre Bestimmung zu erfüllen. Solche Punkte, die in prähistorischer Zeit schon bewohnt waren, weisen in der Regel eine spätere Besiedelung durch die Römer auf, und heute krönen sie Klöster, Burgen oder Städte, wie: Melk, Göttweig, Mautern, Hollenburg u. s. w.

Bei allem guten Willen, etwas zu finden, ist es doch zumeist der Zufall, dem man eine neue Entdeckung zu danken hat, und so liess mich auch der Zufall nahe dem Kloster in Schönbühl bei Melk ein Steinbeil aus Serpentin auflesen, welches mich bald auf die Spur einer prähistorischen Ansiedelung brachte. Der Fahrweg, auf dem ich das Steinbeil fand, durchschneidet, einen kleinen Hohlweg bildend, den Boden einer alten Ansiedelung, wahrscheinlich eines einzelnen Gehöftes, der sich durch die graue Erdfarbe bald verrieth.

Die Terrainschwierigkeiten gestatteten mir vorläufig nicht mehr, als je 3 m² an zwei neben einander liegenden Parcellen abzugraben. Grabungsversuche an mehreren anderen Stellen blieben ohne Resultat; ich musste es daher wieder dem Zufalle überlassen, eine günstige Stelle zu weiteren Grabungen zu finden.

Im Nachfolgenden gebe ich den Bericht über das Resultat meiner Ausgrabungen. Bei dem verhältnissmässig geringen Umfange der aufgedeckten Schichte war das Resultat ein ganz günstiges und gibt ein gutes Gesammtbild dieser neolithischen Ansiedlung.

Die Aschenschichte, in der die meisten Artefacte lagen, war 10—15 cm dick; weiter davon entfernt war die Schichte gegen den darunter liegenden Löss dunkel, bräunlich gefärbt und speckig horizontal blätterig. Alle darin vorkommenden Gegenstände waren bunt durcheinander gestreut, Topfscherben und Bruchstücke von den verschiedensten Artefacten und Knochen.

Die Topfscherben sind $^1/_2$—1 cm dick, von grobem Materiale, an den Aussenflächen von feinerem, lichtbraunem Thon, im Kern aber schwarz, mit groben Sandkörnern gemischt. Die Ränder der Gefässe sind glatt, nicht umgestülpt, oft leicht nach innen oder aussen gebogen. Die Scherben lassen ihrer Krümmung nach auf Gefässe mit einem Durchmesser von 20—40 cm schliessen. Wenn Ornamente darauf vorkommen, so sind es zumeist aufgelegte Wülste, die mit dem Finger oder einem Instrumente in gewissen Abständen eingedrückt wurden (Fig. 42—45).

Bemerkenswerth ist, dass in Göttweig gefundene Gefässscherben denen in Schönbühl sehr gleichen, wie auch das von mir gefundene Steinbeil in Form und Gestein einem in Göttweig gefundenen gleicht.

Aus Thon gebrannt war ferner ein Webstuhlgewicht (Fig. 46) von cylindrischer Form mit einem Loche in der Achse des Cylinders. Der Thon war durch die Feuchtigkeit der Erde ganz mürbe, so dass ich das Webgewicht nur in Stücken erhielt; ich habe dasselbe aber noch ganz gesehen, als es beim Graben zum Vorschein kam.

Zahlreiche unregelmässige Stücke gebrannten Thones, die vor dem Brennen mit Stroh gemengt waren, halte

[1]) Dieser Fund wird im Bürgermeisteramte aufbewahrt.

ich für Reste eines Wandbewurfes. Einzelne Stücke von Ziegeln halte ich für zufällig hinzugekommen.

Unter den Artefacten aus Stein ist zu erwähnen:

Ein Steinbeil, 7 cm lang (Fig. 47), aus Serpentin, polirt, mit seitlich abgeschliffenen Rändern. Ein Bruchstück eines anderen, sehr schmalen Beiles lag in der Aschenschichte.

Eine dreikantige Pfeilspitze aus Feuerstein (Fig. 48).

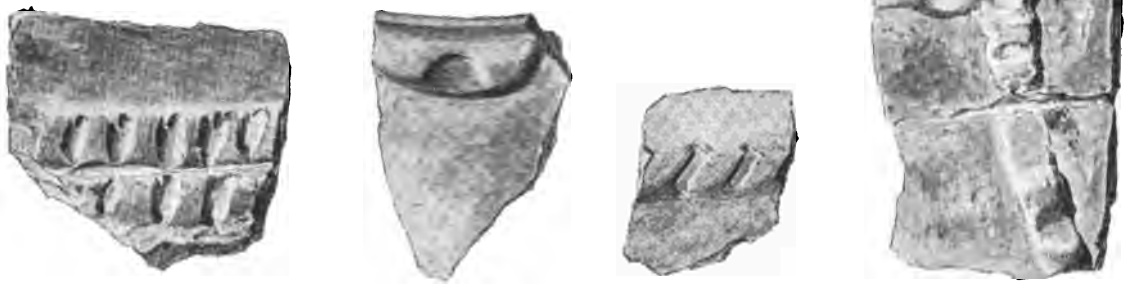


Fig. 42—45. Neolithische Topfscherben von Schönbühl an der Donau (Niederösterreich). $^2/_3$ nat. Gr.

Fig. 46. Webstuhlgewicht aus Thon von Schönbühl. $^2/_3$ nat. Gr.

Ein Steinmesser (Fig. 49), ein Bruchstück eines Steinwerkzeuges und verschiedene Splitter.

Das Vorkommen von Bronze ist nur durch ein kleines Stück verbogenen Drahtes documentirt.

Fig. 48. Pfeilspitze aus Feuerstein von Schönbühl. Nat. Gr.

An Knochen-Antefacten fand ich einen Bohrer, aus einem Knochensplitter gemacht (Fig. 50), und ein 8·5 cm langes cylindrisches Stück aus Hirschhorn mit ziemlich stumpfer Spitze (Fig. 51). An den Seitenflächen ist einerseits die Bearbeitung deutlich erkennbar, andererseits die ursprüngliche Oberfläche des Hirschhornes. Ausserdem fand ich die Hälfte eines kleinen durchbohrten Cylinders aus Hirschhorn (Fig. 52). Hiezu rechne ich auch ein Stück Hirschhorn eines mächtigen Geweihes, das Mittelstück einer Gabelung. Es ist leider nicht daran zu erkennen, ob es bereits einem bestimmten Zwecke gedient hat oder vielleicht nur dazu in Vorbereitung war.

Fig. 47. Steinbeil von Schönbühl. $^2/_3$ nat. Gr.

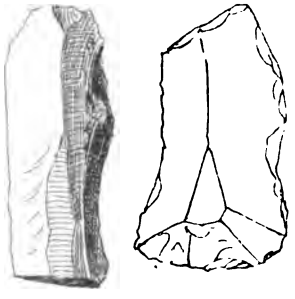


Fig. 49. Steinmesser von Schönbühl. Nat. Gr.

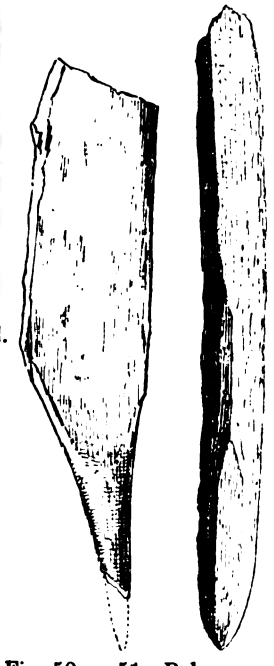


Fig. 50 u. 51. Bohrer aus Knochen und cylindrisches Stück aus Hirschhorn von Schönbühl. Nat. Gr.

An Knochen fanden sich vor: Edelhirsch, Ziege und Schwein.

Ganz in der Nähe der Fundstätte sollen vor dreissig Jahren mehrere Skelette in hockender Stellung ausgegraben worden sein; ob Beigaben dabei waren, konnte ich nicht eruiren.

Prähistorische Scherben habe ich in der Umgebung von Schönbühl an verschiedenen Stellen auf Aeckern gesammelt, besonders auf einem Hügel, der in schöner Rundung gegen die Donau abfällt, dem sogenannten

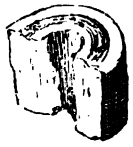


Fig. 52. Durchbohrter Cylinder aus Hirschhorn von Schönbühl. Nat. Grösse.

Klosterniedel, auf dessen ebener Krönung ein Weingarten des Klosters ist.

Es ist wohl Hoffnung vorhanden, dass hier noch Gelegenheit sein wird, mehr zu finden. P. Lambert Karner, der meine Fundstelle besucht hat, vermuthet aus einigen hier gefundenen Thonscherben, dass diese Gegend auch später durch die Römer besiedelt war.

6. Herr Dr. **Karl Plischke** in Prag berichtet über

Die Ethnographische Ausstellung in Prag im Jahre 1895.

Als im Jahre 1891 in Prag eine allgemeine Landesausstellung von Gewerbe- und Industrieerzeugnissen veranstaltet wurde, gelangten auch andere Gebiete zur Geltung, so namentlich die bildenden Künste, das Schulwesen, Alterthümer (namentlich prähistorische) und Anderes. Kurz vor Eröffnung der Ausstellung kam noch eine ethnographische Fachausstellung dazu. Für die Sammlungen derselben wurde ein eigenes Gebäude in der Gestalt eines nordböhmischen Bauernhauses errichtet; Einiges kam auch zur Ausstellung auf der Galerie des Industriepalastes. Diese Abtheilung, namentlich das Bauernhaus selbst, erfreute sich eines so massenhaften Besuches seitens der Ausstellungsgäste, dass der Gedanke nahe lag, dieses offenkundige Interesse des Publicums für die böhmische Ethnographie auszunützen. Es fand sich auch bald ein Mann, der, gestützt auf seine mannigfaltigen Erfahrungen, dem Gedanken eine bestimmte Form lieh. Im Monate Juli 1891 wurde eine Versammlung sämmtlicher Fachmänner und Freunde der Ethnographie des böhmischen Volkes einberufen und derselben stellte ihr Einberufer, der Director des böhmischen Nationaltheaters, F. A. Šubert, auf Grundlage eines bereits ausgearbeiteten Programmes den Antrag zur Annahme, dass in Prag im Jahre 1893 eine selbstständige čecho-slavische ethnographische Ausstellung veranstaltet werde. Dieser Antrag fand die ungetheilte Zustimmung der Anwesenden, nur in dem Zeitpunkte der Veranstaltung gingen die Meinungen auseinander und wurde endlich festgesetzt, dass die Ausstellung im Jahre 1893, längstens aber im Jahre 1894 stattfinden solle. Unverzüglich wurde ein Comité gewählt, dem es zur Aufgabe gemacht wurde, alle Vorarbeiten vorzunehmen. Bald wurde dieses Comité zu einem definitiven Ausschusse für die Veranstaltung der Ethnographischen Ausstellung umgewandelt und die Arbeiten nahmen einen regelmässigen Fortgang. Das ursprünglich fast ausschliesslich auf das eigentlich Volksthümliche in dem Leben der Landbevölkerung beschränkte Programm wurde insbesondere durch die Bemühungen des Geschäftsleiters des Ausschusses, des Herrn Universitätsdocenten Dr. Em. Kovář, auf das gesammte physische und psychische Leben des böhmischen Volkes in allen seinen Schichten erweitert und so auf die Grundlage der modernen Ethnographie der Culturvölker gestellt. Auf diese Weise entstand ein sehr umfassendes Programm, zu dessen Ausführung sich die früher festgestellte Frist als unzulänglich erwies und den Aufschub der Ausstellung auf das Jahr 1895 nöthig machte, welcher Aufschub freilich auch durch andere, ausserhalb des Ausschusses liegende Ereignisse allgemeiner Natur wesentlich mitbeeinflusst wurde. Nach dem auf diese Weise entstandenen Programme wird in der Ethnographischen Ausstellung den eigentlichen Kern eine systematische Abtheilung von 15 fachwissenschaftlichen Gruppen bilden. In dem Hauptgebäude werden die Abtheilungen für Geographie, Demographie, Anthropologie, Sprachenkunde, Gebräuche, volksthümliche Literatur, volksthümliches Drama, volksthümliche Musik, Volkstrachten und Stickereien, volksthümliche Baukunst und die volksthümliche Kunst überhaupt enthalten sein. Zum Theile werden daselbst auch collective Regionalausstellungen installirt werden. Die Landescultur, die Viehzucht, Bienenzucht, Fischerei und Schifffahrt, Jagdwesen, Holzindustrie, Kohlenbrennerei, Berg- und Hüttenwesen werden in besonderen selbstständigen Localitäten zur Ausstellung gelangen. Die Häuslichkeit des Volkes wird durch besondere in der Ausstellung errichtete Dorfgebäude veranschaulicht. In selbstständigen Gebäuden werden auch die bildenden Künste und eine Sammlung von Alterthümern, insbesondere der prähistorischen Zeit, untergebracht. Zweck dieser archäologischen Abtheilung ist, ein systematisches Bild der Culturentwicklung des böhmischen Volkes in der vorhistorischen Zeit durch eine Reihe chronologisch zusammengestellter, typischer Funde zu geben. Nebst einzelnen systematisch zusammengestellten Funden werden dieselben auch durch ganze Gräber, durch Bilder, Reconstructionen und ausserdem durch archäologische Karten dargestellt werden. Ein Pavillon wird auch die selbstständige Exposition der Studentenschaft bergen, damit auch die für das Leben des Volkes wichtige Thätigkeit derselben zur Geltung kommt. Im Pavillon der Stadt Prag soll die Abtheilung für das böhmische Kriegswesen und die Geschichte der Waffen in den böhmischen Ländern Platz finden. Dieser Abtheilung wird dann eine heraldische Ausstellung angereiht werden, in welcher sich eine vollständige Sammlung der Wappen böhmischer Geschlechter und Städte, Siegel und Aehnliches befinden soll.

Die untere Partie des Ausstellungsplatzes wird nebst dem böhmischen Dorfe und den Gebäuden für Hüttenwesen, Bienenzucht etc. eine besondere Schulabtheilung enthalten, welche die Schulsection nach ihrem Specialprogramme arrangiren wird.

Weitere Abtheilungen werden die Expositionen der Journalistik und Literatur, des Dramas und der Musik bilden.

Die Abtheilung für Baukunst wird öffentliche und private Stadtbauten, Burgen und Schlösser, Kirchenbauten, welche eine historische Bedeutung oder Kunstwerth besitzen, als: Capellen, Kirchen, Klöster, Glockenthürme, Friedhöfe, Einsiedlerhütten, Rathhäuser, Schulgebäude, Stadtthore, Wälle, Portale, Fontänen und denkwürdige Plätze überhaupt darstellen.

Die Abtheilung für Volkstrachten wird aufweisen: *a)* Reste von Stoffen und Bestandtheile von Trachten (Spangen, Nadeln etc.) und Schmuckgegenstände aus archäologischen Funden, insoferne ihr böhmischer Ursprung sichergestellt erscheint; *b)* anschauliche Skizzen von Trachten böhmischen Ursprunges, sowie auch von Trachten, welche in den böhmischen Ländern üblich waren. Diese Skizzen sollen nach den erhaltenen Denkmalen, nach Miniatur- und Wandmalereien, nach Münzen, Siegeln, Epitaphien, Statuen etc. gezeichnet werden. Dabei werden die einzelnen Zeitalter, welche neue Epochen in der Entwicklung der Trachten bezeichnen, ihrem Charakter entsprechend getrennt werden und es soll das Hauptgepräge jeder betreffenden Zeit und die Hauptzüge der Mode jedes Zeitabschnittes zur Veranschaulichung gelangen.

Die Abtheilung für Religion wird ihrem Wesen nach die Entwicklung der kirchlichen Kunst, ausserdem kirchenhistorische Karten der böhmischen Länder, Karten der Kirchengüter, Bilder aus der Religionsgeschichte, die theologische Literatur etc. enthalten.

In einer Nachbildung eines Theiles von Alt-Prag werden die Abtheilungen für den böhmischen Handel und für die Geschichte der Industrie untergebracht werden.

In erster Reihe wird aber die Sorge des Ausstellungscomités dem Kerne der Ausstellung, nämlich der volksthümlichen Abtheilung, zugewendet werden.

Behufs Ausführung dieses umfassenden Pensums wurde eine rege Thätigkeit entfaltet. Durch gedruckte Aufrufe und Fachprogramme, durch Reisen und Vorträge der Ausschussmitglieder und anderweitige Agitation wurde die Organisation von Localsectionen in Böhmen, Mähren und Schlesien begründet. In Böhmen griff man zu der Institution der autonomen Bezirksvertretungen. Dieselben erwiesen sich auch fast durchwegs dem Gedanken freundlich und errichteten in den Gebieten ihrer Amtsthätigkeit locale Comités und schafften auch in der grössten Anzahl von Fällen die nöthige materielle Basis für die Aufnahme der Thätigkeit. In Mähren und Schlesien, in welchen beiden Ländern keine Bezirksvertretungen functioniren, bildete man Ortssectionen in allen wichtigeren Städten und Orten oder auch Gausectionen für ganze Landstriche (so z. B. für die mährische Slovakei). Die Thätigkeit in den Sectionen wurden nicht überall mit gleicher Intensität aufgenommen. Es waren nur wenige Sectionen, die vom ersten Augenblicke an sich mit Hingabe der keineswegs leichten Arbeit unterzogen. Wenn man bedenkt, welche Unsumme von Arbeit und Mühe nur die Sammlung des bereits bestehenden Materiales aus den Dörfern und die Ueberführung desselben in die Bezirksstadt kostet, so wird man erst ersehen, welch' grosse Aufgabe die vollständige Durcharbeitung des Programmes den Sectionen auferlegt, besonders da es gewöhnlich nur einige wenige Personen sind, welche die ganze Arbeit zu bewältigen haben.

In Mähren, und in der Folge indirect auch in Böhmen, kam der ethnographischen Bewegung der Umstand zu statten, dass bereits vor einer Reihe von Jahren der unterdessen verstorbene Professor der Prager Universität, Dr. M. Tyrš, bestrebt war, den Kunstsinn in Mähren durch Veranstaltung kleiner Kunstausstellungen in verschiedenen Städten zu heben. Das Verdienst, diese Art Agitation auch für die Ethnographische Ausstellung geweckt zu haben, gebührt den Herren P. Ign. Wurm, Consistorialrath in Olmütz und JUC. J. Tuna in Göding, welch' letzterer zu dem Zwecke verschiedene Theile Mährens wiederholt bereiste. Der Erfolg dieser Bestrebung war überraschend, denn bald erkannte man, dass dies der beste Modus war, um in den Localsectionen intensive Arbeit zu erwecken. Ohne die aus der Veranstaltung solcher ethnographischer Sammel-Ausstellungen erflossene Rivalität einzelner Sectionen untereinander würde man in vielen derselben für die Ethnographische Ausstellung kaum die Hand gerührt haben. So aber entstand ein förmliches Ringen um die besten Leistungen in dieser Richtung. Ausser diesem einen Erfolge der Regional-Ausstellungen ist auch noch ein zweiter, nicht minder wichtiger, zu verzeichnen. Es ist dies die Zerstreuung des vielfach vorkommenden Misstrauens der Landbevölkerung und deren Belehrung über den Werth der ethnographischen Denkmale. So manches werthvolle und unersetzliche Stück geht nur deswegen verloren, weil sein Eigenthümer sich dessen Werthes nicht bewusst ist. In Mähren war die Gefahr, auf diese Weise Alles zu verlieren, nicht so gross, wie in Böhmen selbst, denn die mährische Landbevölkerung führt theilweise noch immer, oder hat doch noch vor wenigen Jahren das eigenartige, specifische Leben geführt, während in Böhmen kaum mehr irgendwo die ursprünglichen Sitten und Gebräuche, Trachten und Bauten sich lebendig erhalten haben. Der höhere Grad in der Pflege der Industrie und überhaupt der vorgeschobene Posten Böhmens gegen das Abendland zu haben es bewirkt, dass die Bevölkerung in ihrer äusseren Lebensweise das Eigenartige abgestreift und mehr oder minder die internationalen Formen angenommen hat. Dieser Process hat schon vor einer Reihe von Decennien begonnen und ist zur Stunde derart vorgeschritten, dass man kaum mehr als die Trümmer zu retten hoffte. Das überaus günstige Resultat der Sammel-Ausstellungen in Böhmen hat in Folge dessen sehr überrascht. Der wohl überall bestehende Conservativismus des Landvolkes hat mehr bewahrt, als zu vermuthen war. Selbst in der unmittelbaren Nähe Prags, in den bestcultivirten Bezirken, hat sich eine solche Fülle von ethnographischem Materiale erhalten, so dass fast mit Sicherheit zu erwarten ist, dass noch so ziemlich Alles, was zu der specifischen Lebensweise des böhmischen Landvolkes am Anfange des XIX. Jahrhunderts gehörte, durch

typische Proben wird vorgeführt werden können. Im Anschlusse an mehrere dieser Ausstellungen wurden auch Congresse von Vertretern der einzelnen Sectionen abgehalten und ist namentlich der Congress in Hlinsko zu erwähnen. Dieser Congress verhandelte nicht nur über die weitere Organisation der Vorarbeiten für die Ausstellung, sondern befasste sich auch mit dem Schutze der Ausstellungsobjecte vor Agenten, welche sich gleich bei Gelegenheit der ersten Sammel-Ausstellungen einstellten und ihrer Thätigkeit, an manchen Orten leider nicht ohne Erfolg, eifrig oblagen. Der Congress fasste auch mehrere Beschlüsse in dieser Richtung, von welchen die wichtigsten hier angeführt werden mögen. So zeigte es sich, dass die Sammel-Ausstellungen in Folge der Bezeichnung derjenigen Gegenstände, welche den einzelnen Ausstellungs-Commissionen nur leihweise verliehen wurden, mit dem Namen des Eigenthümers zu förmlichen Adressbüchern für die Agenten geworden sind und es war zu befürchten, dass die grosse Ausstellung in Prag, insoferne diesem Missstande nicht gesteuert werden sollte, einen bequemen Marktplatz für diese Händler abgeben würde. Es wurde also beschlossen, in Zukunft die Namen der Privateigenthümer geheim zu halten; dies ist aber freilich nur eine Präventivmassregel. Die Gegenstände müssen, soferne es möglich ist, in feste Hände kommen. Zu diesem Zwecke soll ein dichtes Netz von Bezirksmuseen gegründet werden, welche einerseits durch ihre eigenen Sammlungen belehrend und conservirend wirken, andererseits aber zu Sammelcanälen für ein grosses Centralmuseum in Prag werden sollen. Für alle diese Museen wird ein gemeinschaftliches Statut ausgearbeitet, in Folge dessen sie nur Glieder einer allgemeinen, einheitlich verwalteten Organisation sein werden. Zu diesem Zwecke werden wohl auch im Wege der Landesgesetzgebung Anstrengungen gemacht werden. Andererseits hat man auch am 28. September 1893 eine Čecho-slavische Ethnographische Gesellschaft in Prag constituirt, welche zwar in den ersten Jahren ihres Bestandes hauptsächlich bei der Rettung und Aufbewahrung von Ethnographicis behilflich sein soll, deren Aufgabe in der Zukunft aber die systematische Sichtung und wissenschaftliche Bearbeitung des gesammelten Materiales bilden wird. Auf diese Weise hofft man, durch diese ausserordentliche Anstrengung des ganzen Volkes in einigen wenigen Jahren ein Werk auszuführen, auf dessen Gelingen man kaum mehr gehofft hat, sobald man des rapiden Schwindens alles des specifisch Eigenartigen gewahr wurde, was das Leben des Volkes aufzuweisen hat.

Die Aufgabe ist nicht leicht, doch wird wohl deren Gelingen nicht nur den erwünschten Erfolg für die Ethnographie des čecho-slavischen Stammes bringen, sondern auch zum Wegweiser für andere Völker werden, wie es auch ohne Initiative des Staates möglich ist, die Rettung der ethnographischen und anderer Denkmale in grossem und erschöpfendem Massstabe in kurzer Zeit zu bewerkstelligen [1]).

[1]) Ausgezeichnete Vorbilder sind dafür schon vorhanden in der grossartigen Thätigkeit, welche Dr. Hazelius in Stockholm seit einer Reihe von Jahren entfaltet, ferner in dem Berliner Museum für Volkstrachten, in der Daschkow'schen ethnographischen Sammlung (im Rumjanzow-Museum) in Moskau und endlich in Oesterreich in dem ausgezeichneten Museum, welches der grosse Patriot Wladimir Graf Dzieduczycki in Lemberg schuf. Anm. d. Red.

7. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Bella, Lajos: Jelentés a Sopronmegyei régészeti társulat 1892. évi működéséről. Sopron 1893. 26 S.

Nehring, Dr. A.: Ueber die Tundren-, Steppen- und Waldfauna aus der Grotte „Zum Schweizerbild" bei Schaffhausen. (Naturwissenschaftliche Wochenschrift. VIII. Nr. 10. S. 91 bis 93.)

Sarajevo: Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini. Urednik Kosta Hörmann. Godina III, 1891. Knjiga IV und Godina IV, 1892. Knjiga IV. Sarajevo 1891. 1892.

Montreal: The Canadian Record of Science. V, 4. Montreal 1892.

München: Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXIV. Jahrg. Nr. 1—4. S. 1—32.

Berlin: Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde. II. Band. 3./4. Heft. Berlin 1892. VIII + (81 bis 164) S.

Milwaukee: Tenth Annual Report of the Board of Trustees of the Public-Museum of the City of Milwaukee. September 1st, 1891, to August 31st, October 1st 1892. Milwaukee 1891. 74 S.

Melingo, P. v.: Griechenland in unseren Tagen. Studien und Bilder. Wien und Leipzig 1892. XII + 224 S.

Paris: Société d'Anthropologie de Paris Reconnue d'Utilité Publique en 1864 (Rue de l'École-de-Médecine, 15) Catalogue de la Bibliothèque à la date du 31 décembre 1890. Première partie: Catalogue alphabétique. Deuxième partie: Catalogue par ordre de matières. Paris 1891. IV + 352 + IV + IV + 470 S.

Manouvrier, Docteur L.: La détermination de la taille d'après le grands os des membres. [Extrait des Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris. 2e série, t. IV. p. 347—402.] Paris 1892. Mit 6 Tafeln.

Moscou: Congrès internationaux d'Anthropologie et d'Archéologie préhistorique et de Zoologie à Moscou le 10/22—18/30 août 1892. Matérieaux réunis par le Comité d'organisation des congrès concernant les expositions, les excursions et les rapports sur des questions touchant les congrès. Première Partie. Moscou 1893. IV + 158 + 16 + X + 138 + 12 + 36 S. Mit 11 Tafeln.

Boas, Franz: The growth of children. [Science, vol. XX. Nr. 516. S. 351—352.]

Boas, Franz: Notes on the Chinook language. [From the American Anthropologist for January, 1893, p. 55—64.]

Boas, F.: Anthropologie in Amerika. [Separat-Abdruck aus dem Correspondenz-Blatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft 1892. Nr. 11 und 12. (Bericht der XXIII. allgemeinen Versammlung in Ulm a./D.) S. 114—116.]

Brinton, Daniel G.: Address delivered on Columbus Day, October 21, 1892, at the Library and Museum Building of the University of Pennsylvania, Philadelphia. Philadelphia 1892. 8 S.

Brinton, D. G.: Further Notes on Fuegian Languages. [Reprinted June 2, 1892, from Proc. Amer. Philos. Soc. Vol. XXX, p. 249—254.]

Brinton, Daniel G.: Further Notes on the Betoya Dialects; from Unpublished Sources. [Reprinted Jan. 7, 1893, from Proc. Amer. Philos. Soc. Vol. XXX, p. 271—278.]

Brinton, D. G.: The Etrusco-Libyan Elements in the Song of the Arval Brethren. [Reprinted Jan. 30, 1893, from Proc. Amer. Philos. Soc. Vol. XXX, p. 317—324.]

Brinton, D. G.: Reminiscences of Pennsylvania Folk-Lore. [The Journal of American Folk-Lore. Vol. V, p. 177—185.]

Brinton, Daniel G.: Analytical Catalogue of works and scientific articles by Daniel G. Brinton. 16 S.

Gatschet, Albert S.: Der Yuma-Sprachstamm nach den neuesten handschriftlichen Quellen dargestellt. Vierter Artikel. [Separat-Abdruck aus Zeitschrift für Ethnologie. Jahrg. 1892.] Berlin. 18 S.

Radde, Dr. G.: Bericht über das kaukasische Museum und die öffentliche Bibliothek in Tiflis für das Jahr 1892. Tiflis 1892. 26 S.

Brinton, D. G.: The Botarini-Aubin-Goupil Collection of Mexicana. — Current Notes on Anthropology. XXIV. The Neanderthal Skull. [Science. Vol. XXI. Nr. 527, p. 127, 133, 136.]

Brinton, D. G.: Current Notes on Anthropology. XXIII. — The Alphabets of the Berbers. [Science. Vol. XXI. Nr. 525, p. 102, 104.]

Brinton, D. G.: Current Notes on Anthropology. XVII, XVIII, XIX, XX, XXI, XXII. [Science. Vol. XX. Nr. 507, p. 232. Nr. 509, p. 260. Nr. 511, p. 285. Nr. 515, p. 339. Vol. XXI. Nr. 521, p. 46. Nr. 523, p. 75.]

Brinton, D. G.: Crania Ethnica Americana. (Book Review.) [Science. Vol. XX. Nr. 510, p. 278.]

Kopenhagen: Nordiske Fortidsminder. Udgivne af det kgl. Nordiske Oldskriftselskab. Avec des Résumés en Français. 2. Heft. S. 35—68. Mit Taf. VI—XIV.

5 Photographien von Perchtenmasken aus dem städtischen Museum Carolino-Augustum in Salzburg. (Geschenk des Herrn Directors Dr. Alexander Petter.)

München: Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXIV. Jahrgang. Nr. 5, S, 33—40.

Montreal: The Canadian Record of Science. Volume V. Number 5. S. 261—316. Mit 4 Tabellen.

Battle Creek Michigan: Modern Medicine and Bacteriological World. Bulletin of the Laboratory of Hygiene Sanitarium, Battle Creek, Mich. Vol. II, No. 3. March, 1893. [59—82] + 28 S.

Kellogg, J. H.: Methods of precision in the investigation of disorders of digestion. Read before the Cincinnati meeting of the Mississippi Valley medical Association, Oct. 13, 1892. Battle Creek, Mich., 1893. 74 S.

V Brně: Výroční zpráva o činnosti Musejního spolku brněnského za rok 1892. V Brně, 1893. 24 S.

Campi, L.: Das Heiligthum des Saturnus auf den schwarzen Feldern (campi neri) bei Cles. S. 69—75.

Guben: Niederlausitzer Mittheilungen. Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde. III. Band. 1. und 2. Heft. Guben, 1893. 132 S. Mit 2 Tafeln.

Mies, Dr. Joseph: Ueber die Knöchelchen in der Symphyse des Unterkiefers vom neugeborenen Menschen (Ossicula mentalia). Mit 3 Abbildungen. [Abdruck aus: Anatomischer Anzeiger. VIII. Jahrgang (1893). S. 361—365.]

Talko-Hryncewicza, Dra Julijana: Zarysy lecznictwa ludowego na Rusi południowej. Kraków 1893. IV + 462 pp.

Naue, Dr.: L'age de bronze dans la Haute-Bavière. [Société d'Anthropologie de Lyon, Séance du 5 décembre 1891.] IV + 16 pp. Mit 14 Tafeln.

Campi, L.: Scoperte archeologiche fatte a Vervò nell'Annaunia. Pubblicazione eseguita a cura della Società degli Alpinisti tridentini. Rovereto 1892. 12 pp. Mit 1 Tafel.

Sarajevo: Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini. Urednik: Kosta Hörmann Vladin savjetnik. V. 1893. 1. Sarajevo 1893. 172 S. Mit 5 Tafeln.

Hettner, Dr. Felix: Die römischen Steindenkmäler des Provincialmuseums zu Trier mit Ausschluss der Neumagener Monumente. Mit einem Beitrag von Dr. Hans Lehner und 375 Textabbildungen von E. Eichler und P. Thomas. Ueberreicht von der Gesellschaft für nützliche Forschungen. Trier 1893. VI + 294 S.

Pigorini, L.: La Terramara Castellazzo di Fontanellato nel Parmense. Estratto dalle Notizie degli Scavi del mese di dicembre 1892. Roma 1893. 6 S.

Boas, Franz: Zur Mythologie der Indianer von Washington und Oregon. [Sonder-Abdruck aus dem „Globus". Band 63. Nr. 10, 11 und 12. 10 S.]

Mestorf, J.: Aus der skandinavischen Literatur. [Archiv für Anthropologie. Bd. XXI, S. 455—470.]

Mestorf, J: Urgeschichte und Archäologie. V. Dänemark. VI. Schweden. VII. Norwegen. [Verzeichniss der anthropologischen Literatur; Archiv für Anthropologie. Bd. XXI, S 23—25.]

Zaborowski, M.: Découverte de deux squelettes à Villejuif et à Thiais. Leurs caractères ethniques. Leur ancienneté d'après la methode de M. Ad. Carnot. 4 S.

Martin, Dr. Rudolf: Zur physischen Anthropologie der Feuerländer. Mit 19 Abbildungen und 2 Tafeln. Braunschweig 1893. IV + 64 S.

Rački, Dr. Franjo: Osvrt na 25-godišnje djelovanje jugoslavenske Akademije znanosti i umjetnosti. U Zagrebu 1893. 28 S.

Kasan: Iswjästija obschtschestwa archeologii, istorii i etnografii pri imperatorskom Kasanskom uniwersitet. Tom. IX, Heft 1 und 2; Tom. XI, Heft 1. Kasan 1891—1893.

Kasan: Trudii tchestwertago archeologitscheskago sjäsda w Rossii, biwschago w Kasan s 31 ijulja po 18 awgusta 1877 goda. Tom perwii. Kasan 1884. [Geschenk von Professor Dr. Nikolaus Tolmatschew.]

Lisboa: Boletim da Sociedade da Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. 11ª Serie, Nº 6—10. Lisboa 1892.

Berlin: Kunst-Salon von Amsler & Ruthardt. Jahrgang 1892/93. Heft 1—6.

Orsi, P.: Contributi all' Archeologia preellenica Sicula. Parma 1891. 64 S. Mit 3 Tafeln.

Kaindl, Dr. Raimund Friedrich: Zur Alterthumskunde der Bucovina. Das Landesmuseum. Der Serether Museum-Verein. Das Münzen- und Antiquitätencabinet an der Universität Czernowitz [Separatabdruck aus Nr. 5 der „Romänischen Revue" 1892. Wien. 14 S.]

Jahres-Bericht des städtischen Museum Carolino-Augusteum zu Salzburg für 1892. 88 + XIV S.

Archiv for Mathematik og Naturvidenskab. Udgivet af Sophus Lie, Worm-Müller og G. O. Sars. Trettende Bind. 1.—4. Heft. Kristiania 1889.

Ranke, J.: Professor Dr. Hermann Schaaffhausen, Geheimer Medicinalrath in Bonn. 42 S. (Geschenk von M. Schaaffhausen.)

Schlegel, G.: Messrs. Hoffmann and Serrurier's Japanese Dictionary. [Extrait du T'oung pao.] Leide 1893 6 S.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Verzeichniss

der

Institute, Vereine und Redactionen, mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in Wien im **Schriftentausch** steht.

(S. bedeutet nur Tausch gegen die Sitzungsberichte.)

Agram: Südslavische Akademie der Wissenschaften.
— Kroatische archäologische Gesellschaft.
Amsterdam: Königliche Akademie der Wissenschaften.
— Aardrijkskundig Genootschap.
Athen: Kaiserlich deutsches archäologisches Institut.
Basel: Evangelische Missions-Gesellschaft.
Batavia: Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
Belgrad: Redaction des Starinar archäologickoi družtva.
Berlin: Königliche Akademie der Wissenschaften.
— Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte.
Bombay: Anthropological Society.
Bonn: Verein von Alterthumsfreunden der Rheinlande.
Boston: Redaction d. Journ. of Amer. Ethnol. and Archaeology.
Braunschweig: Redaction des Globus.
Bregenz: Vorarlberger Museumsverein.
Breslau: Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur.
— Museum für schlesische Alterthümer.
Brünn: Mährisch-schlesische Gesellschaft für Ackerbau, Natur- und Landeskunde.
— Naturforschender Verein.
Brüssel: Académie Royale des Sciences.
— Société d'Anthropologie.
— Société d'Archéologie.
Budapest: Ungarisches National-Museum.
— Gesellschaft für die Völkerkunde Ungarns.
Calcutta: Asiatic Society of Bengal.
Cambridge: Archaeological Institute of America.
— Redaction des Journal of American Folk-lore.
Chicago: Redaction d. Amer. Antiquarian and Oriental Journal.
Christiania: Foreningen til Norske Fortidsm. mærkers Bevaring.
Czernowitz: Bukowinaer Landesmuseum.
Danzig: Naturforschende Gesellschaft.
Demerara: Roy. Agricult. and Commerc. Soc. of British Guiana.
Dorpat: Gelehrte Esthnische Gesellschaft.
Dresden: Naturwissenschaftliche Gesellschaft „Isis".
Dublin: Royal Society.
Dürkheim a. H.: Naturwissenschaftlicher Verein „Pollichia".
Edinburgh: Scottish Geographical Society.
Florenz: Società italiana di Antropologia etc.
Frankfurt a. d. O.: Redaction der Societatum litterae. (S.)
Genf: Société de Géographie.
Görlitz: Gesellschaft f. Anthr. u. Urgeschichte d. Oberlausitz
Graz: Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark.
Haag: Koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indie.
Halle a. d. S.: Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinische Akademie.
Helsingfors: Finska Videnskabs Societeten.
— Finnische Alterthums-Gesellschaft.
Innsbruck: Museum Ferdinandeum.
Irkutsk: Ostsibirische Section der kais. russischen geographischen Gesellschaft.
Kasan: Gesellschaft für Archäologie und Ethnographie an der Universität.
Kiel: Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein.
Kiel: Anthropologischer Verein in Schleswig-Holstein. (S.)
Klagenfurt: Naturhistorisches Landesmuseum.
— Geschichtsverein für Kärnten.
Königsberg: Alterthumsgesellschaft „Prussia".
— Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Kopenhagen: Kongel. Danske Videnskabernes Selskab.
— Kongel. Nordiske Oldskrift Selskab.
Krakau: Akademie der Wissenschaften.
Laibach: Musealverein für Krain.
Leiden: Internationales Archiv für Ethnographie.
Linz: Museum Francisco-Carolinum.
London: Royal Society.
— Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland.
— Redaction des Journals Folk-Lore.
Lüttich: Institut archéologique Liègeois.
— Société du Folklore Wallon.
Lyon: Société d'Anthropologie.
— Muséum d'histoire naturelle.
Mailand: Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere.
— Società italiana di scienze naturali.
Modena: Società dei Naturalisti.
Montreal: Geological and Natural history-Survey of Canada.
Moskau: Kaiserliche Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie.
— Kaiserliche Archäologische Gesellschaft.
München: Königliche Akademie der Wissenschaften.
— Redaction der prähistorischen Blätter. (S.)
New-York: Redaction der Science.
Nürnberg: Germanisches National-Museum.
Parenzo: Società istriana di Archeologia e storia patria.
Paris: Société d'Anthropologie.
— Redaction des Journals L'Anthropologie.
— Société de Géographie.
— Société nationale des Antiquaires de France.
— Redaction der Mélusine.
— Redaction des Journals La Tradition.
— Redaction der Revue mensuelle de l'École d'Anthropologie.
— Redaction der Revue archéologique.
— Redaction der Zeitschrift „Le Tour du Monde".
— Musée Guimet.
Philadelphia: American philosophical Society.
Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
— Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft in Posen.
Prag: Königl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.
— Naturwissenschaftlicher Verein „Lotos".
— Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
— Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
— Redaction des Český lid.
Rio de Janeiro: Museo nacional.
Rom: R. Accademia dei Lincei.
— Società geografica italiana.
— Redaction des Bullettino di Paletnologia italiana.
Salzburg: Gesellschaft für Landeskunde.
Santiago: Deutscher wissenschaftlicher Verein. (S.)

Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte.
Shanghai: China branch of the Asiatic Society.
Singapore: Straits branch of the Royal Asiatic Society.
Sophia: Fürstlich bulgarische literarische Gesellschaft.
Spalato: Redaction d. Bullettino di Archeol. e Storia Dalmata.
Stockholm: Kon. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademia.
— Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi.
St. Petersburg: Kaiserliche Archäologische Commission.
— Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
— Kaiserliche Geographische Gesellschaft.
— Russische Anthropologische Gesellschaft. (S.)
Strassburg: Redaction der Antiqua.
Stuttgart: Redaction der Württembergischen Vierteljahrshefte.
Sydney: Royal Society of New South Wales.
Tiflis: Kaukasische Abtheilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft.
Tokio: Anthropological Society.
— Asiatic Society of Japan.
Toronto: Canadian Institute.
Trient: Biblioteca e Museo comunali di Trento.
Trier: Gesellschaft für nützliche Forschungen.
Turin: Redaction der Zeitschrift Cosmos.
Warschau: Redaction der Wisła.
Washington: Smithsonian Institution.
— United States Geological Survey.
— Anthropological Society.
Wellington (Neu-Seeland): Polynesian Society.
Wien: K. k. Gesellschaft der Aerzte.
— K. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.
— K. k. geographische Gesellschaft.
— K. k. geologische Reichsanstalt.
— K. k. naturhistorisches Hofmuseum.
— Verein für Landeskunde von Niederösterreich.
— Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.
— Wissenschaftlicher Club.
Wiesbaden: Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung.
Woking: Redaction der Asiatic Quarterly Review.
Zürich: Gesellschaft für vaterländische Alterthümer.

Ingwald Undset †.

Nicht unvorbereitet und dennoch überaus schmerzlich trifft uns die Nachricht von dem Heimgange unseres correspondirenden Mitgliedes Dr. Ingwald Martin Undset, der in Christiania am 3. December 1893 einem langwierigen Rückenmarksleiden erlag. Ein tragisches Geschick hat einen der grössten Forscher auf dem Gebiete der prähistorischen Archäologie, welcher seit seiner Jugend seine hervorragenden Geistesgaben mit selbstloser Hingebung der Urgeschichte gewidmet hatte, noch lange, ehe er das Zenith seiner steil ansteigenden Gelehrtenlaufbahn erreicht hatte, gehemmt und ihm nicht vergönnt, seinen ungeheueren, durch systematische und mit den grössten Opfern durchgeführte Studien und Studienreisen zusammengetragenen Schatz von Fachkenntnissen der Wissenschaft vollauf nutzbar zu machen.

Ingwald Undset wurde in Drontheim am 9. November 1853 geboren. Er hat also das 40. Lebensjahr nur wenig überschritten. Es wird berichtet, dass er bereits als Schüler der Lateinschule seiner Vaterstadt bedeutende Anlage und Vorliebe für historische und prähistorische Studien zu erkennen gab. Diese Studien pflegte er denn auch speciell auf der Universität zu Christiania und schon mit 19 Jahren begann er, sie durch selbstständige Forschungen zu vertiefen, indem er zunächst Studienreisen in seinem engeren Vaterlande unternahm, um ihnen später eine auf immer weitere Kreise sich erstreckende Ausdehnung zu geben.

Die skandinavischen Staaten, in welchen die Archäologie mehr als anderwärts auf die seit vielen Generationen systematisch gesammelten vaterländischen, also grossentheils „prähistorischen" Alterthümer angewiesen ist, haben sich vor dem übrigen Europa den Vorsprung erworben, die urgeschichtlichen Studien schon sehr früh zu einer von staatswegen geförderten Aufgabe zu machen und dieser vorgeschrittenen Auffassung verdankte Undset wiederholte Reisestipendien, welche es ihm ermöglichten, seine Studienreisen der Reihe nach auf die skandinavischen Nachbarländer, auf Norddeutschland (1876, 1879 und 1880), die übrigen mitteleuropäischen Staaten und endlich auf Italien und Griechenland auszudehnen.

Schon im Jahre 1876 machte er sich auf dem Internationalen Congress für Anthropologie und prähistorische Archäologie zu Budapest unter der grossen Schar hervorragender Fachmänner, die da versammelt war, durch seine umfassenden Kenntnisse bemerkbar. Der Aufenthalt in Ungarn regte ihn zu seinen „Études sur l'âge de bronze de la Hongrie" (I. Theil, Christiania 1880) an, welche aber unvollendet blieben und deren Resultate (Ableitung mittel- und nordeuropäischer Bronzezeitformen von ungarischen) er später, nachdem er Italien kennen gelernt hatte, selbst theilweise richtigstellen musste. Als reife Frucht seiner Musealstudien (er hatte allein 60 nordeuropäische Sammlungen besucht) erschien 1881 sein bedeutendstes Werk, „Jernalderens begyndelse i Nordeuropa", uns in der von J. Mestorf besorgten vortrefflichen deutschen Ausgabe unter dem Titel: „Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa", Hamburg 1882, wohl vertraut. In dieser bahnbrechenden, ein grossentheils bis dahin unpublicirtes riesiges Fundmaterial beherrschenden Untersuchung zeigte er ganz im Detail die wohlbekannte, aber niemals vorher so genau studirte Erscheinung, dass das Eisen in den nordeuropäischen Funden, trotz der zahlreichen, von einem dauernden Verkehre zwischen Nord und Süd zeugenden Einzelnobjecte um mehrere Jahrhunderte später als in den südlichen auftritt, und zwar um so später, je weiter man nach Norden geht, so dass es in Norddeutschland während der La Tène-

Periode und in Skandinavien erst während der römischen Kaiserzeit herrschend wird. Mit diesem, seitdem zum Gemeingute aller Prähistoriker gewordenen Hauptinhalte des Buches war unter Anderem auch den Lehrmeinungen von der Priorität des Eisens vor der Bronze (Hostmann, Beck etc.) die archäologische Bedeutung vollkommen abgeschnitten, wenn auch erst ein Decennium später (durch Olshausen) die volle Haltlosigkeit der vorgebrachten Belege nachgewiesen wurde. Ausser diesen Hauptresultaten kam aber den Fachmännern jedes einzelne Capitel im Besonderen zu statten, so dass das Buch zu einer oft und oft ausgebeuteten Fundgrube wurde. Mit vollstem Rechte konnte Undset selbst die nur in einem solchen Werke als nicht unbescheiden zu bezeichnende Ansicht aussprechen, „einen Wegweiser gestellt zu haben, der zur Orientirung in dem Gewirre des grossen Materiales behilflich sein wird"; und zu hoffen, „dass die dadurch gewonnene Uebersicht die archäologischen Verhältnisse Norddeutschlands in der hier behandelten Epoche in neuem, klarerem Lichte zeigen werde, dass die von mir versuchte Zusammenstellung des Materiales den deutschen Collegen nützlich sein und meine Arbeit in mancher Hinsicht ein Ausgangspunkt für neue Untersuchungen werde". Er hat auch, ohne je ein aufdringliches Wort fallen zu lassen, diesen Untersuchungen vielfach die Wege gewiesen. Bald erlebte er die Freude, dass seinem Werke einstimmig der Platz und der Wirkungskreis, den er ihm gewünscht hatte, zuerkannt wurde.

Die Funde der ersten Eisenzeit Italiens und der Ostalpen hatte Undset in „Jernalderens begyndelse i Nordeuropa" als die Basis an den Anfang seiner Untersuchungen gestellt und der genauesten Kenntniss der südeuropäischen Funde galt sein nächstes Bestreben. Ohne Säumen machte er sich noch im Jahre 1881 nach Italien auf, um in diesem Lande sowie in Griechenland das Material für den gross geplanten Ausbau seines Werkes zu sammeln. Drei Jahre widmete er diesem Studium, und kaum eine öffentliche oder Privatsammlung, keine der beachtenswertheren Antiquitätenhandlungen dieser Länder blieb undurchforscht. Einige Nebenproducte dieses im regsten, empfangenden und spendenden Verkehre mit den dortigen Fachgenossen betriebenen Studiums waren schon während dieser Zeit zu finden in der Zeitschrift für Ethnologie (1883, Grabstellen von Pesaro; 1886, Nordische Bronzen in Italien), dem Bullettino di Paletnologia Italiana (1882 und 1883, darunter: Se la fibula esista nella terremare) und den Annali dell' Instituto di corrispond. archaeolog. Aber diese Studien forderten von ihm auch ausserordentliche Opfer — an seiner Gesundheit und an seinem Vermögen. Die classische Arbeit „L'antichissima necropoli Tarquiniese" (Annali dell' Inst. 1885), mit welcher er im Vereine mit Helbig, der die jüngeren Partien (Annali 1884) bearbeitete, ein einheitliches Werk über die Funde von Corneto schaffen wollte, wurde durch eine lebensgefährliche Erkrankung so weit zurückgehalten, dass er sie erst im Jahre 1885 herausbringen konnte.

Von diesen Reisen zurückgekehrt, musste er, anstatt in seiner Heimat oder vielleicht in Deutschland eine Stellung zu finden, welche ihm, dem damals besten Kenner der vorgeschichtlichen Funde Italiens und Mitteleuropas, ermöglicht hätte, ganz der Wissenschaft zu leben, den Posten eines Universitätsbibliothekars in Christiania antreten. Dies hat den grossen Zug seiner Arbeiten unzweifelhaft beeinträchtigt. Wir finden ihn in dieser Zeit mit verschiedenen Themen beschäftigt. Eine Reihe von mehr als einem Viertelhundert wichtiger Publicationen behandelt: Allgemeine Fragen der Urgeschichtsforschung, Die Station La Tène, Rheinländisches, Ungarisches, vornehmlich aber nordische Funde, in welch' letzteren sich seine kritischen Studien bis auf die mittelalterlichen Inschriften erstreckten.

Als aber jene Krankheit, die an seinem Leben zehrte, so bedrohliche Fortschritte machte, dass ihm wohl selbst um die endliche Ausführung seiner grossen Pläne bange werden mochte — er konnte ja seit Jahren die Feder nicht mehr selbst führen und war auf die Secretärsdienste seiner geliebten, aufopferungsvollen Gattin angewiesen — da entschloss er sich, etwas von seinem auf den Südreisen gesammelten Baumateriale in losen Steinen herauszugeben. Es erschienen in der Zeitschrift für Ethnologie die „Archäologischen Aufsätze über südeuropäische Fundstücke" (I. Zu den ältesten Fibeltypen, II. Zu den Bronzen von Olympia, 1889; III. Die ältesten Schwertformen, IV. Antike Wagengebilde, V. Ueber italische Gesichtsurnen, 1890; VI. Alterthümer der Völkerwanderungszeit in Italien, VII. Orientalische Einflüsse innerhalb der ältesten europäischen Civilisation, 1891), wahre Schatzkästchen für den Prähistoriker.

Das, was allen diesen Arbeiten den gemeinsamen Charakter verleiht, ist die mit der eindringendsten Sachkenntniss gepaarte Bedächtigkeit des Gelehrten, welche ihn nicht mit einem einzigen Worte weiter gehen lässt, als das mit seltener Meisterschaft beherrschte Fundmaterial ihn führt. Durch diesen Charakter haben seine Schriften etwas an der ihrem Reichthume gebührenden zündenden Wirkung und an momentanem Erfolge eingebüsst, aber sie haben sich einen für lange Zeit hinaus gleich bleibenden Werth gesichert.

Alle, die mit Undset in nähere Berührung gekommen, rühmen seine echte persönliche Liebenswürdigkeit und die hinter seinem ernsten, ruhigen Aeusseren lodernde helle Begeisterung nicht nur für seine Fachstudien, sondern auch für antike und moderne Kunst und Geschichte, für alles Schöne, Grosse und Edle. Unsere Gesellschaft hat ihm und sich selbst die Ehre der Wahl zum correspondirenden Mitgliede im Jahre 1881 erwiesen und er hat den Verkehr mit Wien seitdem stets aufrecht erhalten. Neben dem Verluste des unersetzlichen Fachgelehrten haben wir den Verlust eines wackeren Freundes zu beklagen.

J. Szombathy.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Weisbach und J. N. Woldřich.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

Beiträge zur Urgeschichte Böhmens.

Von **Dr. Joh. Nep. Woldřich.**

Fünfter Theil.

(Mit einer Tafel [I] und 39 Textfiguren.)

Einleitung.

Die Ferien der Jahre 1890, 1891 und 1892 habe ich neben geologischen und paläontologischen Studien vornehmlich den Untersuchungen über den Bau der Hradiště (Wallburgen) in Böhmen, besonders in Südböhmen, gewidmet, und zwar mit Subvention von Seite der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, sowie unter Förderung Sr. Durchlaucht des Herrn regierenden Fürsten Adolf J. zu Schwarzenberg und Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten Karl zu Trauttmansdorff, sowie auf eigene Kosten. Ferner habe ich mehrere Gräberplätze und Grabhügel untersucht, sowie die Fundplätze bei Peruc und Postelberg u. s. w. besucht und in einigen Provinzialmuseen, so zu Budweis, Klattau und Taus, Studien gemacht; auch sind mir wichtige Funde zur Berichterstattung zugesendet worden. Ueber die Resultate dieser Forschungen erlaube ich mir im vorliegenden fünften Theile meiner „Beiträge zur Urgeschichte Böhmens“ [1]) zu berichten.

I. Untersuchungen über den Bau der Hradiště.

Die von mir während der angegebenen Zeit in grösserem oder geringerem Umfange untersuchten Hradiště sind: „Na Hradu“ bei Litoradlic, „Na Hradci“ bei Poněšic, „Hradiště“ bei Strakonic, „Baba“ bei Frauenberg, „Hradiště“ bei Wällisch-Birken nebst Umgebung, „St. Lorenzen“ bei Bischof-Teinitz, „Dřevic“ bei Laun, „Porta Apostolorum“ bei Postelberg.

Die Zahl der heute im Königreiche Böhmen bekannten Hradiště beträgt 166 [2]) und dürfte wohl in Wirklichkeit nahezu doppelt so gross sein. Sie sind über das ganze Land verbreitet und heissen zumeist jetzt noch je nach ihrer Grösse entweder Hradiště, Hrad (grad) oder Hradec oder nur Hrádek, oder ihre Namen sind verloren gegangen und wurden mitunter durch andere ersetzt. Sie kommen auf isolirten Anhöhen, in schwer zugänglichen Wäldern, an den Zusammenflüssen zweier Gewässer, auf Flussschlingen und in den Ebenen vor. Die Wälle, von denen sie umgeben sind, bestehen entweder aus Lehm oder aus Steinen oder sind aus beiden gemischt. Die Zahl der mit Steinwällen versehenen Burgen beträgt bei 45; einzelne derselben sind verschlackt (Glasburgen, spečené valy) und ihre Zahl beträgt heute 8 oder 9. Die Errichtung einzelner Hradiště reicht bis in die Metallzeit zurück; diese wurden häufig auf neolithischen Ansiedlungsstätten aufgeführt und waren mitunter bis in die historische Zeit besiedelt. Die meisten, besonders die kleineren, stammen aus der Nach-La Tène-Zeit, aus der Zeit der mitteleuropäischen Unruhen, in welcher das Bedürfniss nach denselben gestiegen ist. Später, besonders im VII., VIII. und IX. Jahrhundert, entstanden zahlreiche kleinere Burgen (Hrádek, Týn, Týnec [Tein, Teinitz] von týniti, umzäunen, dvor (Hof), tvrz (Feste) als Wohnsitze, welche sich die Vornehmen des Landes (zemané) zum eigenen Gebrauche bauten. Einzelne Burgen besassen eine umfriedete Vorburg (podhradí); so heisst heute noch das unter der einstigen wichtigen Burg, auf welcher heute das stolze Schwarzenberg'sche Schloss Frauenberg steht, befindliche Städtchen „Podhrad“. Einzelne Hradiště, besonders die grösseren, welche längere Zeit hindurch besiedelt waren, liefern eine grosse Ausbeute an Funden, andere, und deren sind sehr viele, dienten blos als Refugien und liefern wenige Funde; ja, es gibt solche, die wohl zum Zwecke des Schutzes in der Gefahr errichtet wurden, aber nie in die Lage kamen, von der Bevölkerung benützt zu werden; diese liefern gar keine Funde. Eine sehr beachtenswerthe, besonders in geschichtlicher Beziehung wichtige Monographie, in welcher speciell die in Böhmen vorkommenden Wallburgen besprochen

[1]) Siehe den I. Theil: Mitth. d. Anthropol. Ges. in Wien. Bd. XIII, 1883; II. Theil: daselbst, Bd. XIV, 1884; III. Theil: daselbst, Bd. XVI, 1887; IV. Theil: daselbst, Bd. XIX, 1889.

[2]) Dr. J. L. Píč, Památky arch., Prag, Bd. XV., Heft 6 bis 7, S. 376. Ich erlaube mir hier zu bemerken, dass in diesem Fachblatte in neuerer Zeit die Gepflogenheit auftritt, dass als Citate einfach die betreffenden Fachblätter (z. B.: Mitth. d. Centralc., Jahrg., oder: Mitth. d. Anthropol. Ges., Jahrg., angeführt werden, ohne den Namen des betreffenden Autors zu nennen, der doch bei Citaten am wichtigsten ist).

werden, hat der Custos des städtischen Museums in Prag, Herr Břetislav Jelínek, veröffentlicht [1]).

Da speciell die Untersuchung dieser häufig von Ortschaften entlegenen und oft schwer zugänglichen Wallburgen zeitraubend und kostspielig ist und noch dazu wenig Aussicht auf etwaige nennenswerthe Funde bietet, so konnte ich dieselbe nicht ganz auf eigene Kosten vornehmen und bin im Namen der Wissenschaft für die mir von mehreren Seiten zutheil gewordene werkthätige Unterstützung meiner diesbezüglichen Forschungen sehr verbunden. Ueber die Resultate meiner Untersuchungen des Jahres 1890 habe ich im Herbste desselben Jahres in einer Plenarversammlung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien einen Vortrag gehalten, der mit viel Interesse aufgenommen wurde.

Verschlackte Wallburg „Na Hradu" bei Litoradlic.

Ich beginne mit der Besprechung über die Untersuchung dieser grossartig angelegten, am linken Moldauufer nördlich von Frauenberg gelegenen verschlackten Wallburg, die ich im Jahre 1882 entdeckte und über deren Lage, Dimensionen und Grundriss nach den Aufnahmen eines Schwarzenberg'schen Forstingenieurs ich seinerzeit berichtete [2]).

Die Untersuchung, an welcher sich Se. Durchlaucht der Herr Erbprinz Johann Fürst zu Schwarzenberg persönlich betheiligte, begann mit einem 2·7 m langen Durchschnitte im Westen des inneren Walles, da, wo in der Abbildung des Grundrisses in meinem oben citirten ersten Berichte unter Nr. 5, Fig. 1 die Querschnittlinie *l* angedeutet ist. Die Breite des Walles betrug hier 15 m und die Höhe vom Kamme bis zum Untergrunde 3·5 m. Das Profil (vgl. beistehende Fig. 1) ergab das nachstehende Resultat:

Auf dem Naturboden lag eine 0·4 m mächtige und 7 m breite Kohlenschichte (1), darüber folgte eine gewölbte Lage von gelbgebranntem Sand und über diesem grosse, theilweise gebrannte Steine, zusammen 0·6 m mächtig (2), darüber folgte nach innen (im Osten) eine Schichte lehmigen, schwach gebrannten Sandes von 0·5 m Mächtigkeit (3); nun folgte, ebenfalls mehr nach innen entwickelt, abermals eine 0·3 m mächtige Kohlenlage (4) und darüber gewölbt und die früheren Lagen überdeckend eine mit etwas Lehm gemengte Steinschichte, welche nur äusserlich stellenweise verschlackt war, 0·4 m mächtig (5); über dieser war wieder eine dritte 0·3 m mächtige, gewölbte Kohlenlage ausgebreitet, welche nach innen steil abfiel und nach aussen in der Mitte des Walles ausbiss (6); auf dieser ruhte zunächst eine Lage gelbgebrannten, stellenweise lehmigen Sandes und auf diesem eine Lage gebrannter und verschlackter grosser Steine, zusammen 1 m mächtig; sowohl in dem Sande als zwischen den Steinen zeigten sich Reste von Luftlöchern. Nach aussen lagen auf dem Walle, sowie unterhalb desselben noch auf 2 m Tiefe herabgerollte Steine und Schlacken. Es wiederholten sich hier also im Innern des Walles nach innen zu drei Lagen von Kohlenresten.

Im Südwesten des Hauptwalles wurde nahe dem Moldauflusse, da, wo in Nr. 5, Fig. 1 meines ersten Berichtes die Querlinie *h*, *i* geführt ist, ein zweiter 2 m breiter Durchstich

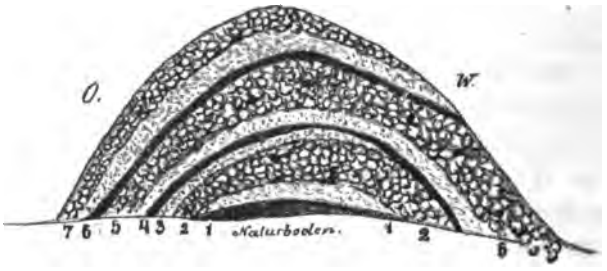


Fig. 1. Erstes Profil des innersten Walles (Litoradlic).

vorgenommen. Das Profil (Fig. 2) ergab dieselbe Aufeinanderfolge von Kohlen, Sand, Lehm und Steinlagen, wie der erste Durchstich, nur die Mächtigkeit der Lagen war etwas verschieden. Das Profil zeigte: zu unterst eine 0·2 m mächtige Kohlenlage (1), darauf schwach gelbgebrannten, lehmigen Sand mit grossen Steinen und abermals Sand, 0·5 m mächtig (2 und 3); eine sehr schwache 0·02 m mächtige Kohlenschichte (4), darauf lehmigen Sand 0·7 m und Steine mit Lehm untermengt 0·6 m (5); hierauf folgte wieder eine 0·15—1·2 m mächtige Kohlenlage (6) und darauf gelbgebrannter sandiger

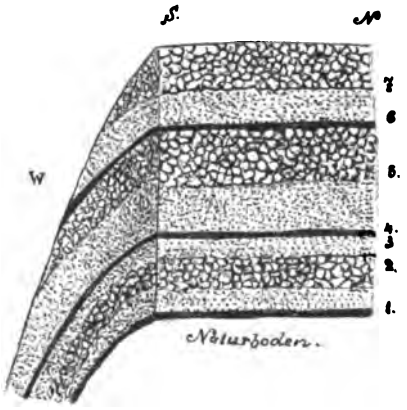


Fig. 2. Längsschnitt und zweites Profil des innersten Walles (Litoradlic).

Lehm und zu oberst gebrannte und verschlackte grössere Steine, im Ganzen 1·2 m mächtig (7); auch hier zeigten sich Spuren von Luftlöchern. Es war also auch an dieser Stelle eine dreifache Kohlenlage vorhanden.

Zwischen diesen beiden Durchstichen wurde an dritter Stelle ein 1 m langer Abstich vom Kamme des Walles zum Naturboden auf der Innenseite vorgenommen, wobei sich dieselbe Schichtenfolge mit dreifacher Kohlenlage wiederholte.

Auf der nordöstlichen Seite fällt der Rand der Burg ziemlich steil gegen den Hradní Strouha-Bach ab, weshalb hier der innerste Wall nicht so hoch ist, wie auf der West-

[1]) Břetislav Jelínek, Ueber Schutz- und Wehrbauten u. s. w., Prag 1885.

[2]) Woldřich, Beiträge zur Urgeschichte Böhmens, I. Theil, mit VIII Tafeln. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien, Bd. XIII.)

seite. Etwa 30 m vom Flussufer entfernt wurde hier ein 2·5 m langer Durchstich gegraben (Fig. 3). An der Innenseite des 5 m breiten Walles bedeckte den Fuss desselben zunächst ein lehmiger, 0·3 m mächtiger Waldboden (*a*), darunter folgte eine 0·5 m mächtige, sandige Lehmlage, oben mit spärlichen Scherben (2), unter dieser eine bei 0·4 m mächtige Kohlenlage (1), welche sich unter dem Wall hinzog; dieselbe ruhte auf sandigem Naturgrus, unter dem der Felsboden folgte. Im Walle lag auf der Kohlenschichte eine Lage gelb gebrannten, lehmigen Sandes, bedeckt von sehr stark roth gebrannten, grossen Steinen und Steinschlacken (3). Hier stiess man auf ein ziemlich gut erhaltenes Luftloch (4) zwischen Sand und Steinen, das bis zur Kohlenlage reichte; von diesem Luftloch wurden grössere Wandfragmente verwahrt. Die Innenwände der Steine, die dasselbe bildeten, waren am stärksten glasartig geschmolzen und die sandigen Lehmstücke, welche zur Ausfüllung der Lücken zwischen den Steinen dienten, waren compact und hart gebrannt. Die Arbeiter selbst bezeichneten sofort das Luftloch als „Zug" und glaubten hier einen Feuerherd vor sich zu haben. Nach aussen lagen unter der Kohlenschichte aufgeschüttete Steine; ob sich unter diesen auch noch eine Kohlenlage befand,

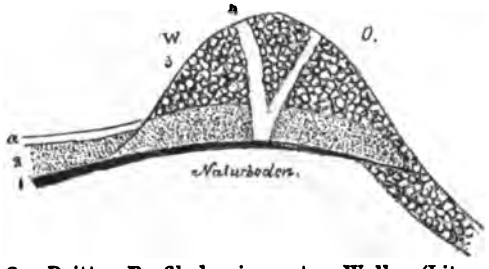


Fig. 3. Drittes Profil des innersten Walles (Litoradlic).

konnte der einbrechenden Nacht wegen nicht mehr untersucht werden.

Auf der Westseite wurde der zweite Wall an einer Stelle untersucht; derselbe bestand hier aus kleinen Steinen, der dritte Wall bestand aber aus mit Steinen versetztem Lehm. Schlacken kamen in diesen Wällen nicht vor.

Die sonstigen im Innenraume vorgenommenen Grabungen waren folgende:

Vor dem ersten Durchstich des Walles wurde nach innen ein 2·5 m breiter und 3 m langer Graben gezogen; unter einer äusserst schwachen Lage von Walderde folgte eine etwa 0·4 m mächtige Lehmlage mit wenigen kleinen Scherben und darunter sandiger Grus als Naturboden. Ein solcher Graben wurde auch vor dem zweiten Durchstich gezogen; unter schwachem Waldboden lag sandiger Lehm mit einigen kleinen Scherben, zusammen 0·5 m mächtig, darunter folgte sandiger Grus als Naturboden. In der Mitte der Burgfläche, die seit Menschengedenken mit Waldbäumen bewachsen war und deren regelmässige Furchen von ihrer einstigen Benützung als Ackerland sprechen, wurde ein 2 m breiter, 10 m langer und 1 m tiefer Graben gezogen; es lag hier zu oberst ein 0·5 m mächtiger Waldboden, unter dem eine etwa 0·4 m mächtige Lehmlage mit wenigen Spuren von Scherben folgte und auf sandigem Grus ruhte, unter welchem sich der Naturfelsen zeigte. An einer anderen Stelle der Mittelfläche zeigte ein kleinerer Graben dieselbe Schichtenfolge, ohne eine Spur von Scherben oder Kohlen.

Scherben. Die gefundenen Scherben sind durchwegs kleinere Fragmente, welche als solche in die Lagerstätte gelangten. Die bei dem ersten Durchstiche gefundenen Scherben sind durchwegs Wandstücke ohne Verzierung, aus geschwärztem, sandigem Lehm, innen und aussen gelb bestrichen, oder aus grobsandigem, röthlichem Lehm, schwach gebrannt und von freier Hand verfertigt; ihre Dicke wechselt zwischen 0·8 und 1·3 cm.

Die bei dem zweiten Durchstiche gefundenen Scherben sind von dreierlei Art, und zwar zunächst ähnlich den oben besprochenen, nur sind einige dünnwandiger und andere mit Graphit schwach bestrichen, alle sicher aus freier Hand verfertigt; ferner ein 1 cm dickes Wandfragment aus mit Graphit schwach gemengtem Lehm, auf der Drehscheibe verfertigt; endlich bis 1 cm dicke aus stark glimmerhältigem, grobem Lehm verfertigte Fragmente, auf der Drehscheibe verfertigt und gebrannt; zwei davon zeigen das ältere Wallburgornament, bestehend aus eingedrückten, fischgrätenartig aneinandergestellten, quergestrichelten Furchen (Fig. 4), wie solche sonst neben dem Wellenornamente häufig vorkommen. Die vor dem nordöstlichen Walle gefundenen kleinen Scherbenfragmente sind den vorbesprochenen ähnlich, ohne Ornament und theils

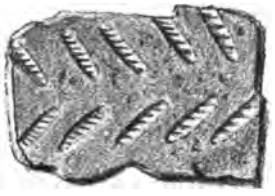


Fig. 4. Thongefässscherben, $^1/_1$ nat. Gr.

aus freier Hand, theils auf der Drehscheibe verfertigt. Die aus der Mitte des Innenraumes stammenden Scherben bestehen aus grobem, braunem oder mit Kohle geschwärztem Lehm und sind gelb oder röthlich bestrichen und aus freier Hand geformt; ein Randstück mit Fingereindrücken auf einem Wulste scheint auf der Töpferscheibe verfertigt zu sein und ist schwach gebrannt.

Resultate. Aus den angeführten Untersuchungen geht hervor, dass hier bei Errichtung des innersten verschlackten Hauptwalles an den betreffenden Stellen zunächst auf dem Naturboden eine Lage von Holzkohlen ausgebreitet wurde, die gewiss viel mächtiger war, als die jetzigen unverbrannten Reste derselben. Auf die Kohlen wurde stellenweise Lehm gelegt, damit nicht der nun darauf geschüttete Sand überall zwischen die Kohlen sinke; zum Theile in die Sandlage, zumeist aber über dieselbe, wurden grössere Steine so vertheilt, dass von der Kohlenlage durch den Sand bis zwischen die Steine Luftlöcher führten, worauf die Kohlenlage in Brand gesetzt wurde. Beim Verbrennen der Kohle setzte sich die ganze Schichtenfolge; durch die sich hiebei entwickelnde Hitze wurden der Lehm und der Sand sowie einzelne Steine gebrannt, nahe den Luftlöchern wurde der Sand

geschmolzen und die Steine verschlackt. Das Ganze bildete dann eine ziemlich gut verbundene compacte Masse; es dürfte hiebei zunächst nur eine kürzere Strecke, wie es scheint von etwa 10 m Länge, hergestellt worden sein, an die sich dann die nächste Strecke anreihte. Die Erhöhung des Walles erfolgte dann auf dieselbe Weise, indem wieder eine Kohlenlage über dem bereits errichteten Walle ausgebreitet wurde, auf welche Sand und Steine folgten, und diese Manipulation wiederholte sich hier an Stellen, welche die grösste Befestigung erforderten, dreimal. Bei der dritten Vornahme der Verschlackung konnte eine mächtigere Lage von Steinen wohl deshalb aufgeschüttet werden, weil der nunmehr stark erhöhte und gewölbte Wall während des Brandes einen grösseren Zutritt der Luft ermöglichte. An Stellen, die des natürlichen Abfalles wegen keinen so hohen Wall erforderten, wie es hier im Nordosten der Fall ist, wurde nur ein niederer Wall durch eine einmalige Verschlackung hergestellt. An Stellen, die von Natur aus unzugänglich waren, wie es hier im Osten der Fall ist, wo der Rand der Burgfläche sehr steil (30·8 m tief) gegen die Moldau abfällt, wurde kein Wall errichtet.

Interessant ist ferner der Umstand, dass bei dreifacher Verschlackung die mittlere mehr gegen die Innenseite vorgenommen wurde und dass auch die dritte Verschlackung nach aussen nicht so weit reichte, wie nach innen. Der Zweck des Vertheidigens bringt es mit sich, dass der Vertheidiger eine festere Brustwehr vor sich haben wollte, während der angreifende Feind aussen vom steilen Abhange des Walles mit den losen Steinen herabkollern konnte.

Aus den spärlichen, oben besprochenen Scherben lässt sich die Zeit der Errichtung dieser Wallburg nicht sicher bestimmen. Die in der Umgebung derselben befindlichen Hügelgräber gehören meist der Hallstätter-Zeit an, für welche auch ein Theil der auf der Wallburg gefundenen, aus freier Hand verfertigten, leider unverzierten Gefässfragmente sprechen würde. Sicher ist, dass diese Burg zur älteren Wallburgzeit noch benützt wurde, wofür die verzierten Scherben und das graphitische Scherbenfragment sprechen. Wenn man den Umstand in Betracht zieht, dass in Böhmen aus freier Hand geformte und schwach gebrannte Gefässe bis in das VII. Jahrhundert neben dem Gebrauche der Töpferscheibe sich erhalten haben, so könnte man allerdings an die wahrscheinliche Errichtung dieser befestigten Stätte in der älteren Wallburgzeit oder in der Zeit des älteren Wallburgornamentes denken.

Hradiště bei Strakonic.

Auf dem eine Wegstunde südwestlich von Strakonic am linken Wolynkaufer sich erhebenden Rücken des Hradištěberges liegt eine ausgedehnte verschlackte Wallburg mit einer Vorburg, welche ich schon im Jahre 1874 in diesen Blättern besprach [1]). Die Wallburg gehört zum Gutsbesitze des Malteser Ritterordens in Strakonic. Auf mein Ersuchen, die Stätte untersuchen zu dürfen, erhielt ich sofort die Erlaubniss hiezu und erfreute mich der zuvorkommendsten Unterstützung des Gutsverwalters Herrn J. Miltner. An der Untersuchung betheiligten

Fig. 5. Planskizze des Hradiště bei Strakonic.

sich die Herren: Frà Jos. Hamršmid aus Strakonic, bischöflicher Secretär P. Slavík aus Budweis und Oberlehrer Hesoun aus Sousedovic.

Die Burg ist von einem einzigen mächtigen Walle eingeschlossen (s. Skizze, Fig. 5), weil sie im Norden, Osten und Westen ziemlich steil abfällt; an der südlichen, leichter zugänglichen Seite des Bergrückens befindet sich eine schwächer befestigte, ebenfalls mit einem Walle umgebene Vorburg und da diese an der südwestlichen Seite sehr steil abfällt, fehlt auch hier ein emporragender Wall, dafür ist hier zur Ausgleichung des abschüssigen Terrains eine künstliche Bodenausgleichung vorgenommen worden. Der Steinwall der Hauptburg ist nach einer längs

[1]) Woldřich, Verschlackte Steinwälle etc. in der Gegend von Strakonic. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien, Bd. IV, 1874, Fig. 2.)

seines Kammes vorgenommenen Messung etwa 425 m lang, aussen 7—18 m, innen 3—4 m hoch; die Breite schwankt zwischen 4—10 m. Der Steinwall der Vorburg ist an 390 m lang (den 90 m langen, steilen Rand im Südwesten nicht gerechnet), 3—5 m hoch und 4—5 m breit. Der Innenraum derselben ist 45 m breit.

Im Westen der Hauptburg (siehe den Punkt 5 auf der beigefügten Planskizze) wurde ein innen 2·5 m, nach aussen 4 m langer Durchstich vorgenommen. Der Wall war hier 10 m breit und innen unter dem Kamme 2·5 m hoch. Das Profil (Fig. 6) zeigte Folgendes: Auf dem Naturboden mit nur vereinzelten Spuren von Kohlenstückchen ruhte eine 1 m mächtige Lage kleiner, mit Lehm untermischter Steine; gegen den Naturboden zu fanden sich darin einige Thierknochen und Scherben vor; hierauf folgte eine Lage sehr grosser Steinblöcke (um einen solchen Stein fortzuwälzen, waren fünf Mann nöthig), auf diesen lagerte stellenweise lehmiger Sand, eine 0·02 m mächtige Kohlenschichte auf rothem, angebranntem Sand und eine mächtige Lage von kopfgrossen Steinen feinkörnigen Granits; die Steine waren stellenweise gebrannt oder verschlackt; ein grosses Schlackenstück lag gegen den Rand zu.

Ein zweiter Durchstich von 3 m Länge wurde im Südosten des Walles der Hauptburg vorgenommen (6 auf der Planskizze);

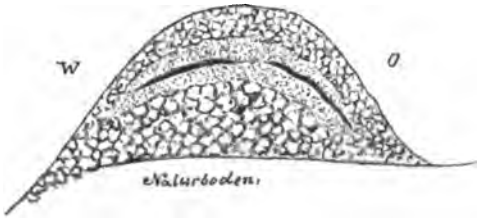


Fig. 6. Profil des Walles der Hauptburg (Hradiště bei Strakonic).

der Wall war hier 10 m breit und innen unter dem Kamme 2·5 m hoch. Das Profil war ähnlich dem früheren, nur fehlten hier die Kohlenreste. Auf dem Naturboden lag eine gegen 1 m mächtige Schichte kleinerer, mit Lehm gemengter Steine, zwischen denen viele Scherben nebst einem halben Thonwirtel und einige Thierknochen gefunden wurden; darauf folgte eine stark aschige, an 0·2 m mächtige Lage ohne Kohlenreste, auf dieser ruhten etwas gelblicher Sand und grosse Steine, welche stellenweise angebrannt waren. Schlacken kamen hier nicht vor; über der Aschenlage kam ein dickes, graphitisches Scherbenstück zum Vorschein.

An dem sehr steil abfallenden südwestlichen Rande der Vorburg, wo sich kein Wall befand (1 auf der Planskizze), wurde nach innen zu ein 6·5 m langer, 2 m breiter, vorne 1·4 m und hinten am Rande 1·6 m tiefer Graben gezogen, welcher höchst beachtenswerthe Aufschlüsse bot. Das Profil (Fig. 7) zeigt, dass hier auf nach aussen abschüssigem Naturboden eine etwa 0·4 m mächtige Kohlenlage ruhte (1), die sich nach innen zu (gegen den Innenraum) allmälig auskeilte; auf dieser ruhte gelb gebrannter, etwas lehmiger Sand (2), einige Scherben enthaltend; darüber folgte eine etwa 0·02 m mächtige Kohlenlage (3), über welcher wieder gelb gebrannter Sand und angebrannte mittelgrosse Steine lagerten (4); zu oberst ruhte eine dunkle, humöse Erde (5) mit einigen Scherben und Thierknochen.

Im Südosten der Vorburg (2 auf der Planskizze) wurde vom Kamme des Walles herab ein 2·5 m breiter Abstich vorgenommen (Fig. 8); der Wall war hier innen 3·5 m hoch. Auf sandigem Boden ruhte eine 0·02 m dicke Kohlenschichte (1), auf welcher gelblich gebrannter Sand und dann grössere Steine ruhten, die theilweise gebrannt waren (2); hierauf folgten weitere Steine bis zum Kamme.

Die im Innenraum vorgenommenen Grabungen waren folgende:

Nahe der Mitte der Hauptburg wurde auf ebenem Boden (7 auf der Planskizze) ein 3 m langer und 2 m breiter Graben gezogen. Unter einer schwachen Lage Walderde folgte der

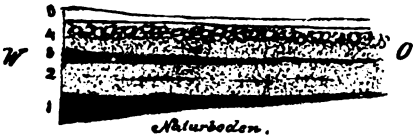


Fig. 7. Profil der Innenraum-Ausgleichung (Hradiště bei Strakonic).

aus sandigem Grus bestehende Naturboden. Südöstlich von dieser Stelle wurde neben einem hervorragenden Naturfelsen (8 auf der Planskizze) ein anderer 3 m langer und 1 m breiter Graben gezogen; unter einer 0·4 m dicken Lage humöser Erde, in welcher sich Thierknochen, ein gebranntes Lehmstück, ein mittelalterliches, gepresstes Thonfragment und ein Eisenmesser vorfanden, ruhte der Naturfelsen. Ein knapp unter dem Felsen gezogener 2 m langer und 1 m breiter Graben zeigte eine nur 0·2 m dicke Lage humöser Erde, in der sich nichts vorfand, und darunter den Felsen.

Vor dem östlichen Walle der Hauptburg (9 auf der Planskizze) wurde ein 3 m langer und 2·5 m breiter Graben gezogen; zu oberst lag hier eine 0·6 m mächtige Schichte humöser Walderde, in welcher Scherben, Thierknochen und ein Eisenstück

Fig. 8. Profil des Walles der Vorburg (Hradiště bei Strakonic).

gefunden wurden; darunter lagerte bis zur Tiefe von 0·8 m sandige Erde und hierauf Naturgrus.

Ausserhalb des östlichen Walles wurde unterhalb des hier vorspringenden Aussichtsfelsens ein 3 m langer und 1·5 m breiter Graben gezogen, der eine 0·4 m mächtige Lage von Walderde ohne Reste zeigte und darunter den Felsen erkennen liess.

Unterhalb des Verbindungswalles im Süden der Hauptburg (11 auf der Planskizze) wurde ein 2 m langer und 1 m breiter Graben gezogen; in der humösen 0·5 m mächtigen Walderde wurden einige mittelalterliche Scherben und ein Hufeisen gefunden; unter dieser folgte der Naturboden. Auf der südwestlichen Erhöhung des Innenraumes (12 auf der Planskizze) zeigte ein 2 m langer, 1 m breiter und 1 m tiefer

Graben eine schwache Lage Walderde, unter welcher Naturgrus folgte, ohne Funde. Neben dem südwestlichen Walle (13 auf der Planskizze) ergab ein 2 m langer, 1 m breiter Graben dasselbe Resultat.

In der Vorburg wurde vor dem südöstlichen Abstich (2 auf der Planskizze) ein 5·5 m langer und 2·5 m breiter Graben vom Walle gegen den Innenraum zu gezogen. Unter einer 0·1 m dicken Lage Walderde folgte eine 0·4 m mächtige Schichte sandiger Erde mit einigen Scherben, einem Thonwirtel und Thierknochen. Nach innen lag dieselbe auf dem Naturboden; gegen den Wall zu folgte unter ihr bis zu dem hier in eine Tiefe von 1 m reichenden Naturboden eine Lage humöser, schwarzer Erde mit einigen Scherben, die sich nach innen auskeilte.

Auf der Seite des südwestlichen Randes der Vorburg (3 auf der Planskizze) wurde ein 6 m langer und 3 m breiter Graben neben einem schwach hervorragenden Felsen gezogen; zu oberst lag eine 0·3—0·5 m dicke Schichte humöser Erde mit einigen Scherben, Thierknochen und einem Wirtel, tiefer folgte der Naturfelsen. Nahe der Mitte der Vorburg (4 auf der Planskizze) zeigte sich in einem 4 m langen und 2 m breiten Graben unter sehr schwacher Walderde eine 0·3—0·5 m dicke Lage sandiger Erde, in welcher oben einige Scherben und ein Klopfstein gefunden wurden; darunter folgte Naturboden. Endlich wurde unterhalb des Verbindungswalles an der östlichen Seite der Vorburg (14 auf der Planskizze) ein 3 m langer und 1 m breiter Graben gezogen, welcher eine schwache Lage humöser Erde mit wenigen Scherben und darunter den Naturboden zeigte.

Funde. Was zunächst die Scherben anbelangt, so gehören mit wenigen Ausnahmen fast alle derselben Zeit, und zwar dem älteren Wallburgtypus an; sie sind, wenige ausgenommen, auf der Drehscheibe geformt und ziemlich dickwandig. Sie bestehen aus grobem, sandigem Lehm und nur wenige aus etwas geschlemmtem Lehm, und diese sind röthlichgelb bestrichen oder aus mit Kohlenstaub versetztem Lehm verfertigt. Die Randstücke sind meist stark nach auswärts gebogen. Die Ornamentik besteht durchwegs aus eingeritzten und eingedrückten Verzierungen, die aus Wellenlinien bestehen oder sich aus diesen in Combination mit geraden Linien, Punkten und Strichen zusammensetzen. Einzelne Fragmente zeigen eine sehr sorgfältige und zierliche Ausführung mit freier Hand, während andere von unsicherer Hand höchst flüchtig verziert sind. Die beistehende Fig. 9 gibt einen schematischen Ueberblick über zehn verschiedene Combinationen der eingeritzten Verzierung. Ausserdem stellt Fig. 10 ein im Walle der Hauptburg (6) gefundenes Scherbenstück dar, das auch am Innenrande mit aus Punkten bestehenden Reihen verziert ist, und Fig. 11 zeigt die Verzierung eines in der Vorburg (3) gefundenen Scherbens.

Ein im Walle (6 auf der Planskizze) gefundenes Stück besass unterhalb des Randes ein eingebohrtes kleines Loch; ein an dieser Stelle zum Vorschein gekommenes 0·4 m dickes Wandstück von einem mittelgrossen Gefässe besteht aus mit Graphit versetztem Lehm und ist mit eingeritzten Punktreihen verziert; das zwischen den Steinen an diesem Orte gefundene Fragment besteht aus fast reinem Graphit, ist unverziert, besitzt einen ziemlich dicken flachen Rand und stammt von einem mittelgrossen Gefässe.

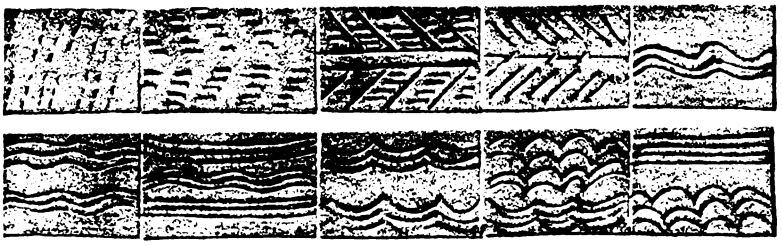


Fig. 9. Schema eingeritzter Verzierungen auf Thongefässfragmenten aus der Wallburg Hradiště bei Strakonic.

Fig. 10.

Fig. 11.

Verzierte Thongefässscherben aus der Wallburg Hradiště bei Strakonic, $^1/_2$ nat. Gr.

Hier wäre noch das von mir im Jahre 1873 auf der Westseite der Vorburg gefundene Fragment aus graphitischem Lehm zu erwähnen. Diese Graphitscherben entsprechen vollkommen den von mir auf einem Felde in den nordöstlich von Hradiště gelegenen Station Modlešovic in grösserer Menge vorgefundenen Graphitscherben[1]). Die aus freier Hand geformten Scherben sind: ein Randstück eines flachen Gefässes,

[1]) Woldřich, Verschlackte Steinwälle etc. in der Gegend von Strakonic. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien, Bd. IV, 1874.)

wahrscheinlich von einer Schüssel mit nach innen gebogenem Rande aus mit Kohlenstaub versetztem Lehm ohne Verzierung; ferner ein 1 cm dickes, gebranntes Wandstück aus geschlemmtem Lehm, innen und aussen schön gelb bestrichen, beide Scherben mit Wellenornamenten im Walle der Hauptburg (6 auf der Planskizze) gefunden; endlich das Fragment eines kleinen flaschenförmigen Thongefässes mit verschmälertem Halsrand, an welchem Wellenlinien verlaufen, von denen Punktreihen herablaufen. Dasselbe wurde im Innenraum der Vorburg (4) mit auswärtsgebogenen Randfragmenten eines sehr grossen Gefässes mit Strichverzierung gefunden.

Schliesslich wäre noch ein Bodenfragment zu erwähnen, das einen kreisrunden, aus concentrischen Kreisen bestehenden, tief eingedrückten Stempel besitzt und im Innenraum der Vorburg (2 auf der Planskizze) gefunden wurde; endlich ein dünnwandiger mit viereckigem Stempel und undeutlicher Prägung versehener, wahrscheinlich spätmittelalterlicher Scherben aus dem Innenraum der Hauptburg (7 auf der Planskizze).

Das in der Hauptburg (8 auf der Planskizze) gefundene Lehmstück, welches als Wandbewurf gedeutet werden könnte, ist mit Spreu vermengt und schwach gebrannt. Der im Walle (6 auf der Planskizze) gefundene Thonwirtel ist flach, besitzt einen Durchmesser von 2·8 cm, eine Dicke von 1·4 cm und ein weites Loch und ist schwach gebrannt; ähnlich sind die beiden anderen Stücke. Der im Innenraum der Vorburg (4) gefundene Klopfstein aus Quarzit zeigt deutliche Gebrauchsspuren, ein zweites Stück ist fraglich; das im Walle (6 auf der Planskizze) gefundene Gneissgeschiebe dürfte auch ein Klopfstein sein.

Eine im Innenraum der Hauptburg (8) gefundene abgebrochene Messerklinge aus Eisen ist schmal, besitzt einen geraden, verdickten Rücken und dürfte mit dem vorbesprochenen gepressten Thonstücke dem späten Mittelalter angehören; desgleichen ein an anderer Stelle (9 auf der Planskizze) gefundenes Hohlmesser, das mit dem heute noch von Holzschuhmachern verwendeten Messer identisch ist, und ein an dritter Stelle (11) gefundenes kleines, halbes Hufeisen nebst mittelalterlichen Scherben.

Knochenfunde. Die gefundenen Knochenfragmente gehören den nachstehenden Thieren an: Bos taurus L., Bos brachyceros Rütim., Equus caballus L., Capra hircus (zwei Stirnzapfen aus dem Walle bei 5), Sus (offenbar Sus scr. palustris Rütim.). Ein Knochen ist vom Haushund benagt, drei Knochenfragmente von Bos und Capra sind gebrannt.

Resultate. Aus der Untersuchung der Wälle geht hervor, dass diese Burg nach denselben Grundsätzen aufgeführt wurde, wie die vorbesprochene Schlackenburg bei Litoradlic, nur dass hier, den localen Verhältnissen entsprechend, welche keine allzu grosse Festigkeit der Wälle erforderten, die Verschlackung nur durch einen einmaligen Kohlenbrand bewerkstelligt wurde und dass die Verschlackung daher der Mächtigkeit des Walles wegen nicht so vollkommen stattfinden konnte. An der südöstlichen Seite der Hauptburg dürfte die Kohlenlage vollständig verbrannt sein; daher hat sich die Asche derselben zwischen den zwei Sandlagen in grösserer Menge bis heute erhalten. Auch der Wall der Vorburg wurde durch eine einmalige Kohlenlage in Brand gesetzt.

Interessant erscheint die an der abfallenden südwestlichen Seite des Innenraumes der Vorburg vorgenommene Ausgleichung des Terrains. Da eine einfache Aufschüttung von Sand oder Steinmateriale vor dem Abrutschen nicht sicher gewesen wäre, wurde hier die Ausgleichung des Bodens nach derselben Methode vorgenommen, wie die Aufführung eines verschlackten Walles. Zunächst wurde eine nach innen sich ausbreitende Lage von Kohlen aufgeschüttet, auf welche eine Sandlage folgte; die Kohlen verbrannten hier wegen des nicht hinreichenden Luftzutrittes sehr unvollständig; auf den Sand folgte wieder eine Lage Kohlen und darüber Sand und Steine; die Verbackung erfolgte jetzt besser. Auf diese Weise wurde hier sozusagen ein Wall in die Tiefe angelegt und zweimal in Brand gesetzt.

Da diese Wallburg an einem hohen, an sich schon schwer zugänglichen Bergrücken gelegen ist, so war die Festigkeit der Wälle nicht so wichtig und man begnügte sich hier mit nur einmaliger Verschlackung.

Dieses ziemlich ausgedehnte Hradiště war offenbar eine Gauburg, für deren Errichtungszeit die in den Wällen vorgefundenen Scherben deutlich genug sprechen. Die wenigen aus freier Hand gefertigten Scherben ohne Verzierung könnten auf die ältere Metallzeit bezogen werden; auch die Graphitscherben könnten noch auf die La Tène-Zeit hinweisen, allein sie alle wurden mit noch jüngeren Thonscherben gefunden, welche die Hauptmasse aller bilden. Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, dass sich aus freier Hand verfertigte Thongefässe in Böhmen bis gegen das VII. Jahrhundert erhalten haben; dickwandige Graphitgefässe (Kessel) reichen daselbst bis in's Mittelalter hinein. Der ältere Wallburgtypus der Hauptmasse der Scherben spricht für die Errichtung dieses Hradiště im VI. und VII. Jahrhundert n. Chr. Besiedelt war dasselbe nicht, wenn auch die spärlichen Funde im Innern auf eine zeitweise Benützung desselben hinweisen. Die wenigen spätmittelalterlichen Objecte dürften mehr durch Zufall auf diese Burg gelangt sein.

Was die in nördlicher Richtung von hier sichtbare und schon lange bekannte verschlackte Wallburg auf der Kátovická Hora oder Kněží Hora anbelangt, welche zwischen Strakonic und Horaždovic am linken

Ufer der Wotawa gelegen ist [1]), so geht aus der Beschreibung des eifrigen Forschers Beneš in Wocel's „Pravěk" hervor, dass die zwei äusseren, sowie auch theilweise der innerste Wall, dreifach verschlackt sind. Beneš erwähnt schon daselbst theilweise verschlackter Lagen von Sand und Steinen; nur dass er als Brennmaterial Holz annimmt und dasselbe auf die Stein- und Sandschichte legen lässt. Dieser Vorgang wäre schon deshalb unpraktisch, weil die durch den Brand des oben aufliegenden Holzes erzeugte Hitze wohl nach oben, aber nur unbedeutend nach unten wirkt; nie aber könnte die Gluth die unterhalb des Sandes gelegenen Steine verschlacken. Der Vorgang hiebei war, wie wir dies bei den Litoradlicer Wällen so deutlich gefunden haben, gerade umgekehrt: das Brennmateriale befand sich unten. Was das letztere anbelangt, so war auch ich ursprünglich der Meinung, dass dasselbe Holz gewesen sei; allein bei näherer Untersuchung der Schlacken von Litoradlic, vom Jerusalemberg bei Kesmark in der Slovakei und von einigen anderen Orten überzeugte ich mich, dass als Brennmateriale Holzkohle verwendet wurde, da die Abdrücke in den Schlacken nicht von Holz, sondern von Holzkohle herrühren. Diese Ansicht vertritt auch Schaaffhausen [2]). Meine vorliegenden Untersuchungen haben diese Ansicht vollkommen bestätigt. Es ist dieser Vorgang auch begreiflich, denn es lässt sich die Holzkohle leichter und besser vertheilen als Holz und die durch dieselbe erzeugte Hitze ist bedeutender.

Die Wallburg an der Kátovická Hora stimmt also durch ihre dreimalige Verschlackung mit der Litoradlicer Burg überein und wird wohl nicht nur auf dieselbe Art hergestellt, sondern auch in derselben Zeit errichtet worden sein, wenn auch bis jetzt keine Scherben auf derselben vorgefunden wurden.

Ausser den genannten sind noch folgende verschlackte Wallburgen in Böhmen bekannt: bei Bukovec, bei Mitov, am Tuhošt, am Vladař, bei Zvikov, Baba bei Frauenberg und fraglich bei Nezabudic. Die südlich vom Strakonicer Hradiště am linken Ufer der Wolynka zwischen Malenic und Čkyň gelegene Wallburg „Věnec" oder „Pržmo", welche ich im Jahre 1873 entdeckte [3]) und im darauffolgenden Jahre näher besichtigte und beschrieb [1]), dürfte den daselbst von mir gefundenen Scherben zufolge mit dem Hradiště von Strakonic übereinstimmen. Eine von mir geplante nähere Untersuchung dieser Burgstätte hat mir auf mein Ansuchen der Besitzer derselben, Prof. Dr. Zitek in Prag, nicht gestattet, „weil er sich seinen Wall nicht verunreinigen lassen wolle".

[1]) Siehe das vorhergehende Citat: Verschlackte Steinwälle etc.

[2]) Woldřich, Beiträge zur Urgeschichte Böhmens, I. Theil. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien, Bd. XIII, 1883.)

[3]) Siehe meinen Aufsatz: Verschlackte Steinwälle etc., wie oben.

Wallburg „Bába" bei Frauenberg.

Diese kleine, aber vierfach umwallte, an der Moldau nordöstlich bei Frauenberg gelegene Burg, deren Innenraum 97 Ar umfasst, habe ich im Jahre 1883 beschrieben und abgebildet [2]). Im Jahre 1891 unternahm Se. Durchlaucht Erbprinz Johann zu Schwarzenberg eine Durchgrabung des innersten und äussersten Walles; diese Untersuchung setzte ich in seiner Gesellschaft im Jahre 1892 fort.

Der Durchstich des innersten Walles erfolgte im Westen beiläufig an der Stelle, welche in dem in meiner vorcitirten Beschreibung enthaltenen Situationsplane Nr. 3, Fig. 1, mit *f* bezeichnet ist. Der Durchstich war 2 m lang, der Wall an dieser Stelle 9 m breit und unter dem Kamme 1·5 m hoch. Das Profil ergab das nachstehende Resultat:

Auf dem Naturboden lag eine 0·5 m mächtige Schichte von Gestein, auf dieser ruhte eine 1 m starke Lage sandigen Lehms, der offenbar aus der innen neben dem Walle verlaufenden grubenartigen Vertiefung stammte. Es zeigten sich keine Spuren von Kohle oder von Sand, auch keine Scherben wurden gefunden. Vor diesem Walle wurde nach innen ein 4 m langer und 1 m breiter Graben ausgehoben; hier breitete sich unter einer sehr schwachen Schichte Walderde sandiger Lehm aus, der auf Naturboden ruhte und vereinzelte abgewetzte Scherbenfragmente ohne jede Verzierung enthielt; einige dieser Scherben waren innen und aussen mit Graphit bestrichen, alle von freier Hand gemacht und gar nicht oder nur schwach gebrannt. Ein 2 m langer Durchstich wurde im äussersten (vierten) Walle ebenfalls im Südwesten vorgenommen. Der Wall war hier 12 m breit und unter dem Kamme an 3 m hoch. Das Profil war folgendes:

Auf dem Naturboden lag steinig-sandiger Lehm, 0·8 m mächtig, darauf ruhte nach innen eine 0·4 m mächtige Lage Holzkohle, die nach aussen ausging; auf diese folgte lehmiger Sand, roth gebrannt, 1·2 m mächtig, und hierauf lag eine 0·6 m starke Steinschichte, unten röthlich gebrannt, jedoch nicht verschlackt. Die Kohlenschichte verlor sich bei der Erweiterung des Durchstiches nach Süden und an ihrer Stelle lag aschiger, röthlich gebrannter Sand.

Von dem äussersten Walle wurde im Jahre 1892 eine grosse Menge Steinmaterial zu Bauzwecken gewonnen.

Resultat. Die Herstellung dieser Wallburg dürfte in zwei verschiedenen Zeiten erfolgt sein,

[1]) Woldřich, Wallburgen im südwestlichen Böhmen. (Mitth. d. Anthrop. Ges. Wien, Bd. V, 1885.)

[2]) Siehe meine: Beiträge zur Urgeschichte Böhmens. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien. Bd. XIII.)

und zwar dürfte der innere Wall mit der weiter unten besprochenen Wallburg „Na Hradci“ von Poněšic gleichzeitig hergestellt worden sein; dafür spricht nicht nur die Anlage des innersten Walles, wenn auch die Steine und die Lehmschichte desselben hier eine umgekehrte Anordnung zeigen, sondern auch die hier gefundenen Scherben, welche viele Aehnlichkeit mit denen von der Burg „Na Hradci“ besitzen. Diese ursprüngliche Burg mag nicht nur als Wacht am Ufer der Moldau, sondern vielleicht auch zu Cultuszwecken eine Wichtigkeit erlangt haben, wie dies die heidnische Benennung „Bába“ des gegen die Moldau vorspringenden Felsens derselben anzudeuten scheint; sie wurde deshalb später, zur Zeit der Anlage der verschlackten Wälle, noch sicherer befestigt durch Errichtung zweier kleinerer, durch Gräben getrennter Wälle und eines äussersten, aber mächtigsten Walles, der nach Art der verschlackten Wälle durch Kohlenbrand hergestellt wurde.

Wallburg „Na Hradci“ unweit Frauenberg.

Auf dem rechten Ufer der Moldau befindet sich im Poněšicer Revier auf dem Gipfel des „Hradec-Berges“ eine ebenfalls von mir aufgefundene Wallburg, die jedoch, wie der Name besagt, klein ist und nur 90 Ar umfasst. Ihre Anlage habe ich im ersten Theile meiner „Beiträge zur Urgeschichte Böhmens beschrieben und unter Nr. 4, Fig. 1, 2, 3 und 4, abgebildet.

Die nähere Untersuchung unternahm ich unter Betheiligung Sr. Durchlaucht des Erbprinzen Johann Fürsten zu Schwarzenberg im Jahre 1890. Dieselbe begann am innersten Steinwalle an einer am besten erhaltenen Stelle im Südwesten, da wo im Grundriss meines ersten Berichtes unter Nr. 4, Fig. 1, der Querstrich *m e* sich befindet. Es wurde hier ein 3 m langer Durchstich des Walles vorgenommen; die Höhe des im Ganzen sehr zerfallenen Walles betrug hier 1·4 m, die Breite 9 m; das Profil (Fig. 12) zeigte auf dem Naturboden eine sandige Lehmlage von 0·8 m Mächtigkeit (1), die (wenigstens zum Theile) wahrscheinlich der inneren Vertiefung neben dem Walle entnommen wurde; darüber lagen grössere Steine, aus Quarzit und Gneiss bestehend, 0·6 m mächtig (2); von Kohlen war, von drei winzigen zufälligen Stückchen abgesehen, keine Spur vorhanden, auch waren weder Sand, noch Lehm, noch die Steine gebrannt oder verschlackt. Sowohl in der Lehm- als in den Steinlage kamen Scherben vor.

Ein zweiter ähnlicher Durchstich auf der östlichen Seite ergab dasselbe Resultat.

Der Innenraum wurde zunächst an der höchsten Stelle, etwa 10 m vom östlichen Walle entfernt, untersucht, indem hier ein 4 m langer, 1 m breiter und 0·6 m tiefer Graben gezogen wurde; unter einer sehr schwachen Lage Walderde folgte sofort ein sandig-steiniger Naturboden ohne jegliche Reste. Auf der nordwestlichen Seite wurde neben dem Walle ein 4 m langer und 1 m breiter Graben gezogen; hier lag eine 0·3 m mächtige Schichte humöser Walderde, unter welcher, auf dem Naturboden liegend, mehrere Scherben zum Vorschein kamen. Diesem Walle gegenüber wurde im Nordosten neben dem Walle ein 2 m langer und 1 m breiter Graben gezogen; hier lagen unter einer schwachen Schichte Walderde einige Stückchen Kohlen auf dem sandigen Naturboden. In der Mitte der südlichen Hälfte wurde auf erhöhter Stelle ein 2 m langer, 1 m breiter und 1 m tiefer Graben angelegt, der unter einer schwachen Lage Waldboden einen sandig-lehmigen Naturboden ohne Reste zeigte. Endlich wurde noch in der Mitte des Innenraumes ein 2 m langer, 1 m breiter und 0·8 m tiefer Graben gezogen, in welchem unter schwacher Walderdelage sandig-lehmiger Naturboden folgte, auf dem zwei kleine Scherben und ein grosser Henkel von einem Thongefässe lagen. Auffallend ist der Umstand, dass hier keine Thierknochen vorkamen.

Scherben. Unter den ziemlich zahlreichen Scherben befinden sich Wand-, Rand- und Bodenfragmente sowie sehr kleine und grössere Henkel; einige Randstücke sind nach auswärts gebogen, ein Bodenstück besitzt einen sehr kleinen nach innen eingedrückten Boden; einige Wandstücke stammen von niedrigen, weitbauchigen, kleinen Gefässen. Im Ganzen sind die Scherben, von denen leider keiner eine Verzierung trägt,

Fig. 12. Profil des innersten Walles auf der Wallburg „Na Hradci“.

von den Scherben der benachbarten Litoradlicer verschlackten Burg ziemlich verschieden und zeigen ein entschieden älteres Gepräge; sie sind meist dünnwandig und aus geschlemmtem Lehm erzeugt, viele mit Graphit glänzend schwarz, andere innen und aussen roth und gelb bestrichen; alle diese Scherben sind aus freier Hand verfertigt und schwach gebrannt.

Resultate. Bei Errichtung dieser von drei ringsherum verlaufenden Wällen eingeschlossenen kleineren Wallburg wurde, den vorgenommenen Untersuchungen zufolge, zunächst eine sandige Lehmlage auf dem Grunde des Walles aufgeführt, welche dann durch übereinandergelegte Steine erhöht wurde; eine Benützung von Kohle und Feuer zum Zwecke der grösseren Festigkeit kam hier nicht vor. Es konnte hier constatirt werden, dass das zum Baue verwendete Quarzitgestein von einem südöstlich am Libochova-Bache gelegenen alten Steinbruche auf den Berg, wahrscheinlich auf Schleifen, befördert wurde, denn es stimmt nicht nur das Gestein, sondern es liegen noch vereinzelte Quarzitgesteine längs einer Linie am Abhange des Berges, die vom Steinbruche zur Wallburg führt. Aus den vorgefundenen Scherben lässt sich mit grosser Wahrscheinlichkeit

schliessen, dass diese Wallburg in der Hallstätter-Zeit, wenn nicht früher, errichtet wurde, wofür auch die umliegenden Grabhügel sprechen. Dieselbe ist entschieden älter als die vorbeschriebenen verschlackten Burgen.

Hradiště bei Wällisch-Birken.

Diese Wallburg habe ich im Jahre 1874 aufgefunden, in einem Berichte[1]) kurz besprochen und skizzirt. Westlich von Wällisch-Birken (Vlachovo Březí) zieht sich ein bewaldeter Bergrücken hin, der in der Generalstabskarte als Hradiště-Berg, offenbar nach älteren Karten, bezeichnet ist, denn in der Bevölkerung weiss man wenig von diesem Namen. Dieser Bergrücken fällt im Norden gegen den Libotinský-Bach steil ab. Oberhalb des Dorfes Unter-Kožlí ist die entlegene und schwer zugängliche Wallburg situirt; dieselbe ist Eigenthum der Frau Theresia Gräfin von Heberstein in Wällisch-Birken. Auf mein Ansuchen erhielt ich in zuvorkommendster Weise die Erlaubniss zur Untersuchung dieses Hradiště, welche ich im Jahre 1891 unter Betheiligung der Herren Oberförster Fr. Kulhavý und Oberverwalter Alois Tichý vornahm.

Die Innenseite bildet eine, wie es scheint, theilweise absichtlich geebnete Fläche. Dieses Plateau ist ringsherum von einem circa 300 m langen Steinwalle (neben dem Walle innen gemessen) eingeschlossen. Im Nordosten ragt ein Felsvorsprung hervor, mit schöner Aussicht auf Wällisch-Birken und weit in's Land hinein; von diesem zieht sich ostwärts ein ebener, absichtlich hergestellter Rand über einen steilen Abfall hin, worauf der Steinwall beginnt; dieser ist vielfach zerfallen, stellenweise noch 5 m hoch und bei 5 m, an zerfallenen Stellen 8 m breit; an einer Stelle ist aus dem Gestein des zerfallenen Walles auf und längs desselben eine schmale Waldgrenzmauer aus jüngster Zeit aufgeführt. Im Westen zieht sich unterhalb des ersten Walles bogenförmig gegen Nordwesten ein zweiter stark zerfallener Steinwall hin; Spuren eines solchen sind auch im Südosten vorhanden.

Im Südwesten wurde ein 2·5 m langer Durchstich vorgenommen; die Höhe des Walles betrug hier 3·5 m, die Breite 5·5 m. Das Profil zeigte auf dem Naturboden eine sandig-lehmige Aufschüttung von 0·6 m Mächtigkeit, dieser folgten zunächst kleinere und dann grössere Steinblöcke aus Gneiss, aus welchem Gestein auch der Naturgrund besteht; es kamen weder Spuren von Kohlen noch Scherben zum Vorschein. Ein zweiter im Nordwesten vorgenommener Durchstich ergab dasselbe Resultat.

Nahe der Mitte des Innenraumes wurde ein 4 m langer und 2 m breiter Graben gezogen, welcher unter einer schwachen Lage von Walderde eine sandige Schichte und bei 0·6 m Tiefe den felsigen Naturboden zeigte und keine Funde ergab. Ein im Süden neben dem Walle gezogener 3 m langer und 2 m breiter Graben lieferte dasselbe Resultat. Ein vor dem Aussichtsfelsen gezogener 2 m langer und 1 m breiter Graben zeigte unten sandigem Waldboden bei 0·5 m Tiefe den Naturboden und keine Spur von Funden. Die terrassenförmige Aufschüttung im Osten besteht aus sandig lehmiger Erde von 1 m Mächtigkeit an der untersuchten Stelle.

Resultate. Wir haben es hier mit einem ziemlich ausgedehnten und der Lage nach sehr gut gewählten Hradiště zu thun, dessen mühevolle Untersuchung nicht einmal einen Scherben ergab. Die Wälle bestehen vorherrschend aus aufgeschichteten Steinen; der steile Abfall nach der Ostseite ist durch eine aufgeschüttete Erdterrasse ausgeglichen. Dieses Hradiště ist offenbar nur als Refugium errichtet, aber nie benützt oder bewohnt worden. Ueber die Zeit seiner Errichtung lässt sich vor der Hand nichts mit Bestimmtheit sagen, doch scheint es mir, dass dasselbe zu den im VIII. Jahrhundert n. Chr. errichteten Gauburgen (Župní Hradiště) gehören dürfte. —

In der Umgebung von Wällisch-Birken sollen sich, nach Aussage des Oberförsters Kulhavý, bei Lipovic und Budkau Grabhügel vorfinden und an letzterem Orte soll ein solcher aus Steinen bestehender Grabhügel die Reste eines menschlichen Schädels enthalten haben, die in Verlust geriethen.

Etwa 15 Minuten Weges in westlicher Richtung vom besprochenen Hradiště entfernt erheben sich am Rande des Waldes zwei Felsen oberhalb der Strasse, die von Winterberg nach Husinec führt. Diese Felsen sind durch eine niedere, ein Rechteck bildende Steinmauer verbunden; das Rechteck ist 50 m lang und 20 m breit. Der untere Felsen gewährt eine schöne Aussicht auf den Böhmerwald. Hinter dem nördlichen Felsen ist eine 50 m lange, mehrere Meter breite und 4·5 m hohe Mauer aus kleinen Steinen aufgeschichtet und fällt durch die grosse Masse von Steinen sofort auf. Da sich jedoch bei der an drei Stellen des Innenraumes vorgenommenen, 1 m tiefen Grabung nur Walderde, sandiger Grus und Felsen zeigten, glaube ich, dass diese Stelle, so auffallend sie auch ist, und trotzdem der untere Felsen im Volke den Namen „Kazatelna“ (Kanzel) führt, keine prähistorische Bedeutung besitze, obwohl sie vielleicht mit dem jüngsten Heidenthume in Verbindung gebracht werden könnte. Die aufgeschichteten Steine sind sicherlich nur von den umliegenden Feldern stammende Klaubsteine.

Noch weiter westlich ragt oberhalb Mýkov ein spitzer Felsen hervor, auf dem eine alte Fichte steht; rings um den Felsen sind Gruppen von Steinhaufen gestellt; an prähistorischen Anzeichen fand ich jedoch

[1]) Woldřich, Wallbauten im südwestlichen Böhmen. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien, Bd. V, Nr. 8 und 7, 1875.)

bei mehreren Grabungen nichts vor. Der Felsen gewährt eine so wundervolle Fernsicht, wie man eine solche nicht einmal von dem Kubanyberg (Boubín) geniesst; da der Felsen von der Husinec-Winterberger Strasse ohne viel Zeitverlust und Mühe leicht erreicht werden kann, ist derselbe den Touristen besonders zu empfehlen.

Háj bei Žárovna.

Unterhalb Kosmo, rechts von der Strasse, die von Winterberg nach Husinec führt, erhebt sich hinter dem Dorfe Žárovna ein kegelförmiger, bewaldeter, weit sichtbarer Hügel, dem ich im Jahre 1891 einen flüchtigen Besuch abstattete. Auf seinem Gipfel fand ich einen ringsherum verlaufenden, aus ziemlich grossen Steinen bestehenden, niederen und vielfach zerfallenen Wall; auf der nördlichen Seite zieht sich eine lange, aus Erde aufgeführte, auf grossen Steinen ruhende Terrasse dahin. Der ganzen Anlage nach erinnert dieser Hügel an den aus jüngster heidnischer Zeit stammenden Hájek bei Putkan, nordöstlich von Winterberg, den ich seinerzeit beschrieb und abbildete [1]), nur ist diese Anlage bedeutend grösser und gehört ohne Zweifel, sowie der angedeutete Hájek, zu den letzten geheiligten Hainen (Háj). Zu Grabungen hatte ich leider keine Gelegenheit, denn mein Besuch fiel auf einen Sonntag.

Bei dem in der Nähe gelegenen Dorfe Pěčnov (Pietschnau) ist vor 25 Jahren auf einem Felde ein Topf (Urne?) gefunden worden, in der sich mehrere metallene, „nicht aus Eisen verfertigte" Ringe befunden haben sollen, die verworfen wurden. Man führte mich an die betreffende Stelle, an welcher ich nichts Auffälliges bemerken konnte.

Wallburg „St. Lorenzen" unweit Bischofteinitz im Bezirke Hostau (Hostouň).

Nordwestlich von Bischofteinitz befindet sich zwischen den Dörfern Schüttarschen (Štitary) und Taschlowitz (Tašlovice) ein ansehnliches Hradiště auf einem kegelförmigen, isolirten Hügel, der von der Radbuza an drei Seiten umflossen wird. Auf dem flachen Gipfel des Hügels steht heute eine kleine alte Kirche, „St. Lorenz", um welche sich ein kleiner, mit einer Mauer umgebener Friedhof befindet, in dem die Verstorbenen von Schüttarschen begraben werden. Die heutige Kirche wurde aus einer älteren umgebaut. Der Umstand, dass der Todtengräber beim Tiefgraben auf Skelette stiess, die mit S-förmigen Schläfenringen versehen waren, veranlasste mich, den Ort im Jahre 1890 von Bischofteinitz aus zu besuchen, wohin mich eine freundliche Einladung Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin Karl zu Trauttmansdorff führte. Ich war nicht wenig erstaunt, den Berg mit gross angelegten Wällen befestigt zu finden, und beschloss sofort, diese Stätte, soweit es meine Zeit erlaubte, zu untersuchen. An dieser Untersuchung betheiligten sich Se. Durchlaucht Fürst Karl zu Trauttmansdorff, die beiden jungen Grafen Ferdinand und Alfons Trauttmansdorff und Erzdechant

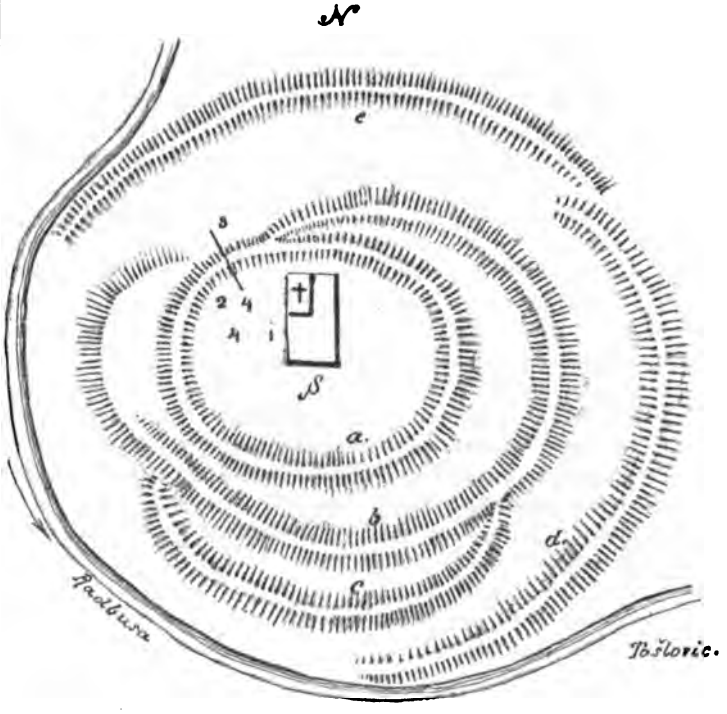


Fig. 13. Planskizze der Wallburg St. Lorenzen bei Štitary.

Brauer. Ich nahm eine flüchtige Skizze dieser Wallburg auf (siehe Fig. 13), zeichnete darauf die Lage der Wälle und mass ihre beiläufige Länge durch Schritte ab.

Das Plateau des Gipfels ist fast kreisrund; nahe der Mitte, mehr gegen Norden gerückt, steht die Kirche mit dem Friedhofe. Der Rand des Plateaus ist von einem mässig hohen, an 300 m langen Erdwalle, der im Osten jetzt noch eine Höhe von 4 m besitzt, eingeschlossen (*a*); diesem schliesst sich im Norden ein zweiter, ringförmig verlaufender Wall an (*b*), der gegen Westen als steiler, natürlicher Abfall in einer Länge von circa 200 m, im Süden als niederer und im Osten als hoher Wall in der Länge von beiläufig 370 m verläuft und hier eine innere Höhe von 5 m, aussen eine Höhe von 10 m erreicht, im Ganzen also eine Länge von circa 570 m besitzt. An diesen Wall schliesst sich von Südwest bis Südost bogenförmig ein dritter, sehr hoher Wall von beiläufig 180 m Länge

[1]) Woldřich, Wallbauten im südwestlichen Böhmen. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien, Bd. V, 1875.)

an (*c*). Von Süden verläuft dann über Osten gegen Nordosten ein vierter, terrassenförmiger Wall (*d*) von beiläufig 400 m Länge und von hier folgt dann im Norden ein fünfter, circa 460 m langer Wall (*e*), der vom ersten gegen 65 m entfernt ist. Die Befestigung ist also auch hier an den leichter zugänglichen Stellen im Süden und Osten am stärksten.

Da nun nach dem Berichte des Herrn Erzdechanten Brauer aus dem Jahre 1875[1]) „der Todtengräber auf menschliche Skelette von stärkerem Gliederbaue, theils in sitzender, theils in liegender Stellung stiess, auf deren fünf Schädeln sich eben so viele bronzene Ringe (etwa Armbänder) befanden und Urnenreste daselbst schon früher vorfunden wurden" und da man auf dem heutigen Friedhofe keine Nachgrabungen vornehmen darf, so wurde auf ungeheiligtem Boden neben der westlichen Friedhofsmauer ein 10 m langer, 1·5 m breiter und ebenso tiefer Graben gezogen (1 auf der Planskizze Fig. 13). Zu oberst lag hier eine 0·4 m hohe, aus Schutt und Ziegelfragmenten bestehende Schichte, unter welcher eine 0·3 m hohe erdige Lage folgte, in der sich eine gebrannte, mit gepresstem Ornamente versehene Thonplatte vorfand; hierauf folgte bis zu einer Tiefe von 1·5 m eine stark humöse Schichte mit Eisennägeln und Thierknochen, darin lag in blosser Erde ein Menschenskelet, ausgestreckt von Osten nach Westen mit dem Kopfe im Westen; unweit von der rechten Hand lag eine Silbermünze; ferner lagen hier noch drei andere Menschenskelette, darunter die Reste eines Kindes, durcheinander, ohne jede Beigabe. Das erste Skelet wurde ganz und von den anderen die gut erhaltenen Stücke gehoben.

Im Nordwesten wurde neben dem inneren Walle (2) ein 3 m langer, 1 m breiter und 1·5 m tiefer Graben angelegt. Die ganze Schichte, welche bei der angeführten Tiefe auf dem Naturfelsen ruhte, bestand aus sandig-lehmiger Erde, welche oben humös war. Gleich unter der Oberfläche kamen eine Münze, dann Scherben und Fragmente von Thierknochen, ein Thonwirtel, eine Eisensichel und tiefer einige Menschenknochen vor. Im Norden (3) wurde der Wall angegraben; derselbe bestand aus mit kleinen Steinen untermischter Erde und lieferte keine Reste. Zwischen der ersten und zweiten Grabung (bei 4) wurden an zwei Stellen Grabungsversuche gemacht, doch folgte hier unmittelbar unter der Grasdecke der Naturfelsen. Dasselbe Resultat ergab ein Grabungsversuch südlich vom Friedhofe (5).

Sämmtliche gefundenen Objecte blieben in Verwahrung des Herrn Ferdinand Grafen zu Trauttmansdorff. Die von mir in das Schloss nach Bischofteinitz überbrachten Skelette wurden zu meinem grössten Leidwesen nach meiner Abreise wieder vergraben und sind leider nicht mehr zu haben.

Funde: Zwei Schläfenringe aus Bronzedraht, an einem Ende S-förmig, am anderen stumpf endigend, Durchmesser 1·7 cm und 6 cm; dieselben stammen von den oben besprochenen, innerhalb des heutigen Friedhofes angetroffenen Skeletten. Ein einfacher Glasring von rundem Körper, äusserer Durchmesser 2·1 cm, Dicke 0·4 cm. Ein runder, abgeflachter Thonwirtel aus schwarzbraunem Lehm mit weitem Loche, schwach gebrannt, Durchmesser 2·8 cm, Dicke 1·5 cm. Ein 4·8 cm langer, 0·3 cm dicker Eisenstift mit kurzem, kegelförmig zugedrehtem Ende (Bohrer?), am anderen Ende abgeplattet. Eine Eisensichel mit schmaler, gestreckter, sensenförmiger Klinge (Fig. 14); dieselbe erinnert an die Form der römischen Sicheln; der Griff ist theilweise abgebrochen; gerade Länge vom Griff bis zur Spitze der Klinge 27 cm, Bogenlänge am Rücken 40 cm, Breite der Klinge oberhalb des Griffes 1·4 cm, grösste Breite derselben 3·6 cm. Ein Thon-

Fig. 14. Eisensichel, 1/4 nat. Gr.

gefässfragment, auf der Töpferscheibe geformt, gebrannt, mit wellenförmigem Ornamente.

Die bei dem Skelete im ersten Graben gefundene Silbermünze ist ein Denar des Herzogs Vratislav II. (1061—1086) und stimmt vollkommen überein mit dem in den Skelettgräbern von Otmice (Otmyky) gefundenen Denar[1]). Die in der obersten Lage des zweiten Grabens gefundene Silbermünze mit einseitiger Prägung stammt nach dem Ausspruche Sr. Durchlaucht des Herrn Ernst Fürsten zu Windischgrätz

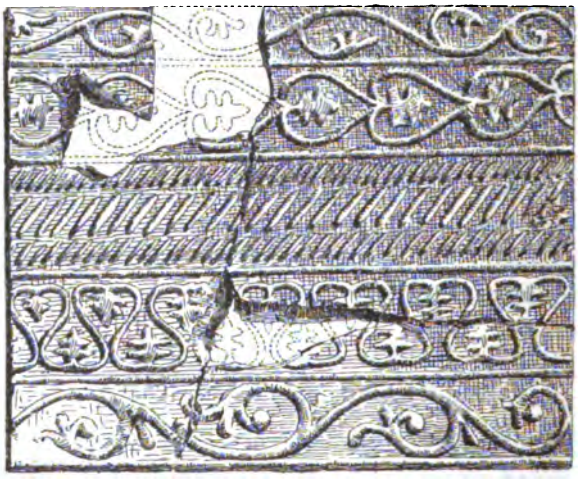


Fig. 15. Verzierte Thonplatte, 1/4 nat. Gr.

von Ludovicus I. (1516—1526). Neben den drei Stücken dicker Eisennägel des ersten Grabens lag noch ein langes fragliches Eisenfragment.

Die im ersten Graben gefundene, beschädigte Thonplatte ist 31 cm lang, 26 cm breit und 2·5 cm dick, viereckig; die auf der einen Seite befindliche Verzierung (Fig. 15) ist erhaben; dieselbe entstand durch Pressung mit einem Model,

[1]) Woldřich, Heidnische Begräbnissstätten bei Hostau-Bischofteinitz. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien 1876, B. VI, Nr. 1 und 2.)

[1]) Mužik, Památky archéolog., Prag, XII, Heft 1, S. 19, Taf. II, Fig. 12.

worauf die Ränder der Figuren mit einem scharfen Instrumente nachgebessert wurden. Das Ornament ist sehr zierlich und ziemlich symmetrisch, doch zeigt seine Ausführung keine sichere und geübte Hand.

Vor einigen Jahren wurde auf diesem Hradiště ein ausgehöhltes, massives Steingefäss gefunden, dessen Zeichnung und Dimensionen mir Herr Ferdinand A. Graf zu Trauttmansdorff freundlichst zusendete (Fig. 16). Dasselbe besteht aus Granit und ist stark verwittert; die Höhlung ist elliptisch, der kleine Boden flach; Höhe des Gefässes 13 cm, des Fusses 3 cm, der inneren Höhlung 8 cm, grösster Durchmesser oben 21 cm, der Oeffnung 15 cm, Durchmesser des inneren Bodens 10 cm, Wanddicke 3 cm.

Resultate. Dieses Hradiště gehört zu den jüngeren, stark befestigten Wallburgen Böhmens und scheint, wenigstens während einer längerer Zeit, nicht besiedelt gewesen zu sein. Es dürfte jedoch in heidnischer Zeit als eine geheiligte Stätte benützt worden sein, wofür nicht nur das beschriebene Steingefäss, das als Opfergefäss anzusehen wäre, sondern auch der Umstand

Fig. 16. Gefäss aus Granit, $^1/_6$ nat. Gr.

spricht, dass man hier vor Zeiten beim Ackern auf den tieferen Gehängen des Berges verkohlte Eichenstämme von verschiedenen Dimensionen vorfand. Sicher ist, dass man hier gegen Ende der heidnischen Zeit, also in der zweiten Hälfte des XI. Jahrhundertes, wie dies die bei dem Skelete vorgefundene Münze, welche noch nicht mit der Krone des Königs Vratislav II. (1086—1092) geziert ist, beweist, die Verstorbenen (wahrscheinlich des uralten slavischen Ortes Štitary) beerdigte. Die Bestattungsweise und die Beigaben (Schläfenringe, Münze in der Hand) stimmen vollkommen überein mit dem von mir im Jahre 1882 [1]) beschriebenen Gräberfelde bei Schüttenhofen. Dieser Gebrauch war übrigens in Böhmen, wie dies die in den letzten Jahren gemachten Erfahrungen darthun, sehr verbreitet. Derselben Zeit gehören wohl auch die übrigen, hier im zweiten Graben gemachten Funde an, mit Ausnahme der Münze aus dem XVI. Jahrhunderte, welche wohl später zufällig auf den Berg gelangte. Anlässlich der in diesen Gegenden von Baiern her erfolgten Verbreitung des Christenthums dürfte der die Abhänge bedeckende Eichenhain durch Feuer vernichtet und an der Stelle der heidnischen Begräbnissstätte eine Kirche gebaut und ein christlicher Friedhof errichtet worden sein. Dieser alten Kirche mag die beschriebene verzierte Thonplatte angehört haben. Eine derartige Wandlung alter heidnischer Stätten ist in Böhmen nicht selten anzutreffen.

[1]) Woldřich, Slovanské pohřebiště u Sušice. (Památky archéolog., Prag 1882, Bd. XII, Heft 1.)

II. Funde in Wallbauten.

Hradiště Dřevič.

In Gesellschaft des fürstlich Schwarzenberg'schen Güterdirectors Herrn Olschbauer in Citolib besuchte ich im Jahre 1891 die genannte, schon lange bekannte Wallburg, deren Name der Geschichte angehört. Nach Cosmas [1]) hat sich Fürst Odalrich (Oldřich) dieser äusserst festen Burg bemächtigt. Wocel [2]) gibt auf Grundlage der Berichte von Beneš eine ziemlich ausführliche Beschreibung dieser südlich von Laun, zwischen Vinařic und Ročov, auf einem hohen Bergrücken gelegenen Wallburg. Der gegen 4 m hohe Wall zieht sich im Norden und Osten um die ausgedehnte ebene Burgfläche herum und besteht nach Wocel aus Erde und Schiefergerölle; im Westen fällt der Bergrücken steil ab und es entfiel hier die Nothwendigkeit einer Befestigung. An einer frischen Durchbruchstelle im östlichen Walle, die etwa 0·5 m tief ging, fand ich, dass hier der Wall aus sandigem Lehm bestand; gegen den Grund desselben zeigte sich Asche. Eine nähere Untersuchung des Walles wäre sehr wünschenswerth; ich hatte hiezu leider nicht die nöthige Zeit. Im Nordosten führt ein kurzer Doppelwall zu einem Brunnen. Im Süden biegt der Wall schlingenförmig nach innen um und lässt zwischen dem westlichen Abfalle nur einen schmalen Zugang offen, der vielfach als „Eisernes Thor" bezeichnet wird. Ohne Zweifel befand sich hier ein befestigter Zugang; allein an die Existenz eines Thores aus Eisen ist hier wohl nicht zu denken. Mir wurde der gegenüberliegende hohe Felsen als „Eisernes Thor" bezeichnet. Gegenwärtig steht in der nordwestlichen Ecke der Wallburg ein Jägerhaus und östlich von diesem eine Capelle des heiligen Wenzel (im Renaissancestil) erbaut.

[1]) Cosmas, I., 70, ad ann. 1002. „Dux Odalricus rediens ad patriam, intrat munitissimum castrum nomine Drevic etc."

[2]) Wocel, Pravěk, S. 429—431. Siehe auch Památky arch., VII, S. 604.

Vor dieser Capelle sind Arbeiter beim Tiefackern auf Skelette gestossen, die mich veranlassten, einen Ausflug nach dieser Burg zu machen. Die Skelette waren wieder vergraben und zwei grosse Steinplatten, welche dieselben bedeckten, lagen noch vor. Eine dieser Steinplatten zeigte auf der ebenen Seite ein kleines schiefes, eingemeisseltes Kreuz. Ich unternahm in nächster Nähe an ungestörter Stelle eine Grabung und stiess in einer Tiefe von 1 m in humöser Erde auf ein gestreckt liegendes Skelet, dessen Kopf sich im Südosten befand; dasselbe lag in blosser Erde ohne jegliche Einfassung und enthielt keine Beigaben. Der Schädel wurde mit dem ganzen Erdballen gehoben und eingepackt. Bei der Untersuchung zeigte es sich, dass derselbe einen Sprung hatte, so dass das Gesicht verschoben erscheint und eine sichere Messung nicht gestattet. Es ist ein Langschädel, dessen Längenbreitenindex circa 78 beträgt, das Gesicht breit, orthognath, der Unterkiefer hoch. Grösste Länge des Humerus 35·5 cm, des Radius 25·8 cm, des Femur 47 cm, der Tibia 39·2 cm. Diese Reste gehören also einem ziemlich grossen Individuum an und stammen offenbar aus der Anfangszeit des Christenthums, in welcher nach heidnischem Gebrauche eine Steinplatte das Grab bedeckte, die aber mit einem einfachen eingemeisselten Kreuzzeichen versehen wurde.

Der dortige Förster übergab mir ein Schädelfragment, das vor längerer Zeit „irgendwo am Dřevič" gefunden wurde, dem das Hinterhaupt sowie der Unterkiefer fehlen. Dieses einem etwa 20jährigen Individuum angehörige Schädelfragment zeigt einen anderen dolichocephalen Typus als der vorerwähnte Schädel; es besitzt ein schmales Gesicht und eine flache, zurücktretende Stirne.

Ferner wurden mir Scherben übergeben, die, auf der Drehscheibe geformt, sehr gut aus lichtem Lehm gebrannt und mit Wellenornamenten verziert sind, und dem jüngeren Wallburgtypus angehören.

Sr. Durchlaucht, dem regierenden Fürsten Adolf Johann zu Schwarzenberg wurden im Jahre 1891 die nachstehenden „von oder bei Dřevič" gefundenen Objecte überbracht:

Eine Lanzenspitze aus Bronze, schön grün patinirt, Länge 12·5 cm; Länge der Flügel 8·5 cm, des Schaftloches 4 cm, Durchmesser des letzteren 2·4 cm, gegossen; das Schaftloch reicht bis gegen die Spitze und ist an den Seiten mit Resten von Gussleisten versehen. Leider ist es mir nicht gelungen, Näheres über die Fundstelle dieses aus der Bronze- oder aus der Hallstätter-Zeit stammenden Stückes zu eruiren. Zwei Sporen mit sternförmigen Rädern; eine Eisenpfeilspitze mit Widerhaken, alle dem späteren Mittelalter angehörig; endlich ein wohlerhaltenes Eisenschwert mit Griff aus einem Stück, messerförmig; Gesammtlänge an 75 cm, Breite der Klinge unter dem Griff 5 cm; die 14 cm lange und 3·5 cm breite Griffzunge ist mit drei Löchern und einem aus Eisenplatten bestehenden, seitlich geschweiften Kopfe mit Gesicht versehen. Der dazugehörige Gürtel besteht aus gepressten, verzierten Blechringen aus Messing mit Spuren von Vergoldung. Nach Ansicht des Herrn Custos Boeheim ist dies ein „böhmisches Bauernschwert" aus dem XIV. Jahrhunderte. Die Technik des Schwertes und des Gürtels verrathen orientalischen Einfluss.

Unterhalb dieser Wallburg sollen sich in der Nähe des Meierhofes Gräber befunden haben, in denen Bronzenadeln gefunden wurden, die sich im städtischen Museum zu Laun befinden sollen. Wahrscheinlich wurde hier auch die oben besprochene Lanzenspitze aus Bronze gefunden.

Am westlichen Abhange des Berges dürfte ein unterirdischer Gang vorhanden sein, vor dessen Mündung gebrannte Steine, Scherben mit Wellenornamenten und Knochen vorkommen; von dieser Mündung einige Meter entfernt, kommt an einer Stelle gebrannter Kalk zu Tage, in dem ich kleine Knochenfragmente mit grüner Metallfärbung vorfand.

Flacher Wallbau bei Postelberg.

Die Eger bildet unmittelbar vor Postelberg einen Bogen, in dem sich niedere, stellenweise ziemlich breite Erdwälle auf kaum merklich erhöhtem, ebenem Terrain vorfinden.

Es scheint, dass einst ein Arm dieses Flusses, vom linken Ufer abzweigend, zunächst ostwärts und dann, südlich sich wendend, die besagte inselartige Erhöhung umflossen hat. Vom linken Ufer der Eger zieht sich bogenförmig ein niederer Wall nordostwärts, der eine über fünf Joch grosse Fläche einschliesst (Parcelle 392). Vom niedrigen, steil abfallenden Ufer der Eger zieht im Süden dieser Parcelle ein höherer und mächtigerer Wall quer ostwärts und verbindet sich hier mit dem in südlicher Richtung verlaufenden steilen Wallabfalle; diese beiden Wälle schliessen mit der Eger die bedeutend über ein Joch grosse Parcelle 389/1 ein, die weiter südlich, unweit vom Flussufer entfernt, ebenfalls von einem Erdwalle begrenzt war, der sich von Westen nach Osten zog und dessen Spuren man noch deutlich auf dem geackerten Felde verfolgen kann. In der nordöstlichen Ecke dieser umwallten Parcelle steht ein kleines Haus, das „Levanicer Jägerhaus", vulgo „Königlhaus" genannt.

In Postelberg ist die historisch nicht unbegründete Ansicht verbreitet, dass an der Stelle der beiden bezeichneten Parcellen einst die befestigte Burg „Draguš" und später das Kloster „Porta apostolorum" gestanden sei. Da die beiden Parcellen fast zur Gänze fürstlich Schwarzenberg'sches Eigenthum sind, wurden hier auf Veranlassung des Herrn Guts- und Fabriksdirectors Josef Maschat in Postelberg Grabungen vorgenommen, die nicht uninteressante Resultate ergaben und mich veranlassten, im Jahre 1891 die Gegend zu besuchen und weitere Grabungen vorzunehmen.

Ich lasse zunächst den Bericht des Herrn Directors Josef Maschat über die Grabungen im Jahre 1890 folgen.

„Aus den Vorerhebungen des fürstlichen Registrators Johann Veselý geht hervor, dass an dieser Stelle bereits im Jahre 869 unter Herzog Neklav eine feste Burg, beziehungsweise die Stadt Draguš für den Saazer Herzogssohn Zbislav errichtet wurde. An dieses historische Ereigniss erinnert die noch lange darnach bestandene Benennung der nebenan situirten Wiese „na Drahuši", wie diese in alten Rechnungen der Stadt Laun nachgewiesen erscheint.

An der Stelle dieses unvollendeten Herzogssitzes wurde hierauf gegen Ende des XI. oder am Anfange des XII. Jahrhundertes das Benedictiner-Kloster „Porta apostolorum" errichtet. Den Standort dieses Klosters kennzeichnet ein Erlass vom 17. Mai 1702, mit welchem bestimmt wurde, dass „der Künigelgarten" dem fürstlichen „Befehle gemäss" dort errichtet werde, wo ehemals das Kloster „Porta apostolorum" stand.

In. diesem Kloster existirte neben der Prälatur eine schöne Marienkirche, in welcher nach der im Prager Capitelarchive verwahrten amtlichen Eingabe vom Jahre 1320 die adelige Familie Sekerka von Sedčic ihre altbestandene Grabstätte hatte. Das reiche und prachtvolle Kloster zu Postelberg war der Hauptsitz der Aebte der Benedictiner in Böhmen; es wurde im Jahre 1420 von den Hussiten eingeäschert. Am Orte dieses Stiftes, dessen Gesammtfläche 11 Joch 230 Quadratklafter umfasste, entdeckte man bei den in diesem Jahrhunderte durchgeführten Hopfenanlagen, Feldarbeiten und theilweisen Eger-Uferernеuerungen Thongefässe und andere Gegenstände aus der heidnischen Zeit, dann Gebäudegrundmauer-Fragmente, unterirdische Gewölbe (?), Keller (?) und Piloten (?), ferner verschiedene römische Münzen, wie auch eine Denkmünze aus der Zeit 1002—1024, auf der zu lesen ist: Herzog Heinrich der Fromme, Otto etc., endlich eine Anzahl Gold- und anderer Münzen, die an fremde Käufer gelangten. Es ist erklärlich, dass diese Funde in Kreisen der Geschichtsforschung und bei vaterländischen Kunstfreunden immer mehr Neugierde nach neuen Entdeckungen weckten.

Diese geschichtlichen Vorerhebungen und die mit ihnen übereinstimmende Tradition liessen es als zweifellos erscheinen, dass der Standort des ehemaligen reichen Benedictinerklosters sowie der alten Stadtanlage Draguš sich beim sogenannten Jägerhause am linken Egerufer befunden haben musste.

Die Nachgrabungen wurden nur auf dem fürstlichen Besitztheile jenes Terrains vorgenommen. Auf dem gegen Süden folgenden, im Privatbesitze befindlichen Theile ist ein quer verlaufender Wall wahrzunehmen, der jedoch durch Ackern stark verfallen ist. Unterhalb desselben sollen die römischen Münzen gefunden worden sein.

Zuerst wurde ein Hauptgraben mit einer Tiefe von 2 m durch die Mitte der Parcelle 389/1 geschlagen. „Bald stiess man im Norden auf menschliche Knochen, die zerstreut herumlagen, bald auf Knochen in Häufchen gruppirt, ohne jede merkliche Umhüllung, bald auf ganze Särge, die, obwohl schon grösstentheils Moder und Asche, dennoch mit Vorsicht blossgelegt wurden und in ihrem Innern noch ziemlich gut erhaltene menschliche Skelette bargen. Der Hauptrichtung nach lagen sämmtliche Leichname von Westen nach Osten, mit dem Gesichte gegen Osten gewendet.

Zwischen diesen aus der Christenzeit stammenden Gräbern wurden in dem Profile dieses Hauptgrabens auch mehrere Heidengräber blossgelegt, welche in der bekannten Anordnung, überdeckt mit Steinplatten und umgeben mit Steinen und Schlackenstücken, Urnenfragmente in den verschiedensten Gestalten und Grössen einschlossen, wovon einzelne nebst der Leichenasche auch recht interessante bronzene Schmuckgegenstände erhielten.

Nachdem es sonach klar war, dass man hier auf jene Terrainstelle gestossen war, die sowohl den Heiden, als auch den Christen zur Beerdigungsstätte diente, wurden die Grabungen an dieser Stelle sistirt, und vor Allem noch die unmittelbare Umgebung des Jägerhauses durchforscht.

Hier stiess man wohl bald auf Mauerfragmente, die anfangs der Hoffnung auf interessante Entdeckungen Raum gaben, sich jedoch bei näherer Untersuchung bald als lose Steingefüge entpuppten, die aber keinesfalls Fundamente von Klostermauern gewesen sein konnten.

Die weiteren Nachgrabungen wurden nun auf der Parcelle Nr. 392 in der Weise fortgesetzt, dass wieder ein Hauptgraben in der Richtung von Osten nach Westen geschlagen wurde, worauf kürzere Gräben neben dem Wege angelegt wurden.

Auch hier kam man bald auf Mauerreste, die dann in der Richtung nach Süden und Norden verfolgt wurden, dabei jedoch kein zusammenhängendes Bild boten, sondern immer spurlos verschwanden, um an einer anderen Stelle in unregelmässiger Form auf's Neue aufzutreten. Auch hier war das Gefüge der vorgefundenen Mauerreste nur lose und ohne Kalkverband. Dabei zeigte sich eine verworrene Anordnung der Funde, welche darauf schliessen lässt, dass hier schon in früherer Zeit Umwälzungen des Erdreiches stattgefunden haben mussten.

Wenn auch bei diesen Forschungen die Grundmauern des Klosters nicht entdeckt und besonders werthvolle Denkwürdigkeiten des Klosters nicht aufgefunden wurden, so beanspruchen doch die gemachten Funde ein hohes Interesse und lassen vermuthen, dass das Kloster, welches im Jahre 1420 von den Hussiten zerstört wurde, an dieser Stelle gestanden sei."

Leider ist weder von den angeblich aus der Christenzeit stammenden, ziemlich gut erhaltenen, noch von den heidnischen Skeletten irgend ein Theil conservirt worden; die nähere Untersuchung derselben und eine gegenseitige Vergleichung wäre hier für die Forschung von grosser Wichtigkeit gewesen. Dieser Umstand war mit ein Grund, warum ich meine auf einige Tage beschränkten Untersuchungen auf die Parcelle 389/1 verlegte. Aber auch da war es mir nicht möglich, im nördlichen Theile dieser Parcelle zu graben, wo die Skelette vorgefunden wurden, weil dieselbe mit Zuckerrüben bebaut war; ich musste also meine Grabungen weiter südlich, nahe der Mitte dieser Parcelle verlegen. Dieselben wurden unter Betheiligung des Herrn Directors Jos.

Maschat auf Kosten Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten Adolf Johann zu Schwarzenberg vorgenommen, auf dessen Einladung ich mich nach Postelberg begab.

Vom Ufer der Eger her wurde bis zu dem ostwärts gelegenen Wall ein 1 m breiter Quergraben von 95 m Gesammtlänge angelegt; seine Tiefe wechselte je nach Bedarf zwischen 1—1·7 m. Das Ufer war durch einen schwachen Erdwall erhöht; gleich neben demselben, also im Westen, lag zu oberst eine 0·4 m mächtige Lage Ackererde, unter welcher eine aschig-lehmige Schichte von 0·3 m Mächtigkeit folgte; unter dieser breitete sich eine 0·1—0·15 m mächtige Kohlenschichte aus (in der einige Scherben vorkamen), die auf Sand ruhte und bis zu 1·5 m Tiefe anhielt. Einige Meter weiter gegen Osten kam im Graben eine 0·6 m breite Mauer zum Vorschein, die auf der Kohlenschichte ruhte und von Norden nach Süden verlief; jedenfalls keine Grundmauer für ein Gebäude. Weiter ostwärts hielten dieselben Lagen an; nur ruhte hier die Kohlenschichte auf sandigem Lehm, unter dem der Sand folgte, der bis zu 1·7 m Tiefe fortsetzte. Die etwas mächtigere Kohlenlage enthielt hier sehr viele russige Gefässscherben und ein Eisenmesser. In der Mitte des Feldes war die Ackererde 0·45 m mächtig, und da hier die Kohlenlage fehlte, folgte unter derselben die ebenfalls 0·45 m mächtige sandige Lehmlage, und unter dieser Sand. Weiter ostwärts wurde die Ackererde aschig, 0·8 m mächtig, enthielt einige Scherben und Knochenartefacte, und ruhte auf Schotter. Vor dem östlichen Walle endlich, der auch aus Erde aufgeführt war, folgte unter 0·4 m mächtiger Ackererde sandiger Lehm bis zu 1·7 m Tiefe, und dann Sand.

Hierauf wurde einige Meter südlicher im Osten und im Westen ein kurzer Quergraben gezogen. Neben dem Walle lag im Westen unter der Ackererde Schutt bis zu 1 m Tiefe, keine Kohlenlage, sandiger Lehm und darunter Sand bis zu 1·7 m Tiefe. Die im ersten Graben blossgelegte schmale Mauer wurde auch hier angetroffen. Am östlichen Wallrande war die Schichtenfolge ganz ähnlich jener des früheren Grabens.

Funde. Ich erlaube mir nun, die bei diesen Grabungen gemachten Funde zu beschreiben, und zwar zunächst jene vom Jahre 1890, welche auf Parcelle 389/1 vorkamen: Zwei grössere bronzene Schläfenringe mit einem S-förmigen und einem stumpfen Ende; Stärke des Drahtes 0·3 cm, äusserer Durchmesser 5·3 cm; fünf kleinere bronzene Schläfenringe mit einem S-förmigen Ende, kettenartig aneinanderhängend; Stärke des Drahtes 0·2 cm, äusserer Durchmesser verschieden, 2·4—2·8 cm. Ein bronzener Fingerring aus dünnem, 0·7 cm breitem Blech; die schmäleren Enden sind übereinandergebogen und nicht verbunden.

Die angeführten Objecte stammen offenbar aus den heidnischen Gräbern, in denen auch wellenförmig verzierte Gefässscherben vorkamen.

Ein Gürtelschluss aus Eisen, einem Uhrzeiger ähnlich (Fig. 17), auf der unteren am Riemen anliegenden Seite flach, auf der oberen erhaben in eine Längskante auslaufend. Der runde Kopf besitzt eine länglich-rechteckige Oeffnung zum Einhaken des entgegengesetzten Schlussstückes; der Hals ist schmal und geht in das dolchförmige Befestigungsstück über, das am Grunde zwei Nieten und gegen die Spitze ein Loch für eine dritte Niete zur Befestigung am Gürtel enthält; Gesammtlänge 9 cm.

Ein starkes Eisenmesser von 35·8 cm Gesammtlänge; die 24 cm lange Klinge ist nach der linken Seite flach, so dass der dicke Rücken in die schief stehende, rechte Seite übergeht; der Griff ist rechts vertieft, besitzt drei Löcher am Ende und vier Löcher nebeneinander nach vorne zu (Fig. 18).

Ein kleines Eisenmesser mit roh bearbeitetem Handgriff aus Hirschhorn; Gesammtlänge 16·2 cm, Klinge 8·8 cm; dazu gehört zweifellos eine zweizinkige kleine Eisengabel mit abgebrochenem Griff; die Zinken sind viereckig, Länge ohne Griff 9·2 cm. Eine viereckige Lanzenspitze (Pike) aus Eisen, 8·1 cm lang.

Unter mehreren sehr stark verrosteten oder vom Feuer angegriffenen kleinen Eisenbestandtheilen befinden sich: Die

Fig. 17. Eiserner Gürtelschluss, $^1/_2$ nat. Gr.

Dille einer grossen Lanzenspitze; ein kleines Messerchen mit kurzem Griff (Länge 9·2 cm); das Fragment eines grösseren Messers, drei S-förmig gebogene kleine Zierstücke (Thür- oder Fensterbeschlag), eine vierkantige Lanzenspitze (Pike) und Hakenfragmente.

Alle die genannten Eisenobjecte sind, vielleicht mit Ausnahme des Gürtelschlusses, viel jünger als der vorbesprochene Bronzeschmuck, und dürften in das XII. bis XIV. Jahrhundert reichen, während der Bronzeschmuck und mit ihm die heidnischen Gräber in das VIII. und IX. Jahrhundert reichen dürften; hiefür sprechen auch die Thongefässscherben, unter denen sich Wandstücke und auswärts gebogene Randstücke befanden, aus schwärzlichem Lehm, nicht sehr dickwandig, auf der Töpferscheibe geformt, sehr gut gebrannt, und mit groben und feinen eingeritzten Wellenornamenten versehen;

Fig. 18. Eisenmesser, $^1/_4$ nat. Gr.

ein etwas gröberes Fragment besteht aus graphithältigem Lehm, hat einen aufrechten verdickten Rand (2·6 cm) und schnurförmig aneinandergereihte Fingereindrücke.

Bei den Grabungen auf der Parcelle Nr. 392 wurden im Jahre 1890 die nachstehenden Objecte vorgefunden:

Fünf Stücke Beinahlen aus Knochenfragmenten vom Rind und Schaf, mit dem Steinmesser zugeschnitzt; Länge 11·4—13 cm; zwei davon geriethen in Verlust. Zwei Geweihfragmente des Edelhirsches, darunter ein einjähriger Spiess, 28·5 cm lang, vom Schädel abgeschnitten; ferner ein 19 cm langes Ende, angeschnitten und abgebrochen. Zwei rundliche, rohe, unbehauene Steinscheiben mit einem Bohrloche in der Mitte, Durchmesser 8·2 und 11·7 cm, wahrscheinlich Dreschscheiben; ein Schlittenknochen aus dem Metacarpus von Bos taurus L.; ein flacher Wirtel aus einem Scherben, Durchmesser 4 cm, Dicke 0·7 cm.

Zwei kugelige Steinwirtel, je aus einer an zwei entgegengesetzten Seiten abgeflachten und durchbohrten Steinkugel bestehend, Durchmesser 2·9 cm, Lochweite 1·8 cm; ein Stück ist in Verlust gerathen. Eine Steinkugel von 4·7 cm im Durchmesser und eine kleine, flache, dicke Steinscheibe, nicht durchbohrt, offenbar ein unvollendeter Wirtel; endlich einige gebrannte Thonstücke.

Die meisten der hier angeführten Objecte, wahrscheinlich alle, stammen aus neolithischer Zeit.

Ferner: Eisenschlacken und eine stark vom Feuer angegriffene Pfeilspitze mit Widerhaken und weiter Dille, 7 cm lang.

Das Fragment (etwa ein Viertel) eines Mühlsteines mit weitem Loch; oben flach, mit kreisförmigen Strichen, unten flach, unbehauen, am Rande unregelmässig; Radius 17 cm, Dicke 8 cm. Die Hälfte eines zweiten, nicht zum obigen gehörigen, viel sorgfältiger bearbeiteten Mühlsteines mit rundem Loch in der Mitte; oben stark concav vertieft und mit concentrischen Kreisen versehen; der kreisrunde Rand sorgfältig behauen; unten flach, unbehauen; Durchmesser 51 cm, Dicke am Rande 4·5 cm, innen beim Loche 2·5 cm, Weite des Loches 6·5 cm. Ein cylindrisch geformtes Fragment eines Bausteines, Länge 22 cm, Durchmesser 14 cm.

Alle genannten Objecte gehören, vielleicht mit Ausnahme des kleineren Mühlsteinfragmentes, dem späteren Mittelalter an.

Unter den ziemlich zahlreichen aufgefundenen Knochen befinden sich solche von nachstehenden Thieren: Bosbrachyceros Rütim. (mehrere Stirnzapfen und Extremitätenfragmente), Bos primigenius-Rasse (Extremitätenfragmente); Bos taurus L., eine stärkere und eine schwächere Form; Sus scr. palustris Rütim., Equus cab. minor Woldř., ein Metacarpus 21·5 cm lang, ohne Griffelbein); Sus europaeus Pall. (ein Unterkieferfragment etc.), Ovis aries L. (ein kräftiger Stirnzapfen etc.), Ursus arctos L. (ein linker unterer Eckzahn), Cervus elaphus L. (Geweihfragmente), Cervus capreolus L. (ein Metatarsus), Gallus domesticus L. und Anser cinereus L. Benagte Knochen weisen auf einen Hund hin. Da diese Thiergesellschaft aus verschiedenen Zeiten stammen dürfte, erlaubt sie keine weiteren Schlussfolgerungen.

Die bei meinen Grabungen im Jahre 1891 gemachten Funde waren:

Eine sehr primitive Beinahle aus einem Schafknochen und eine angefangene Knochenpfeife aus der Ulna der Gans, an beiden Enden abgeschnitten, aufgefunden durch meine Gattin in den unteren Lagen; vielleicht der neolithischen Zeit angehörig.

Eine grössere Anzahl von Gefässscherben von allen Fundstellen, alle vom selben Typus und Alter; aus grauem, stark glimmerhältigem oder geschwärztem Lehm, auf der Drehscheibe verfertigt, sehr gut gebrannt; die Ränder nach auswärts gebogen, unter dem Rande und am Bauche mitunter sehr reich und sorgfältig verziert, mit einem groben und feinwelligen, eingeritzten Ornament des jüngeren Wallburgtypus, meist dickwandig; ein Wandfragment, 1 cm dick, aus stark graphithältigem Thon.

Ein stark angegriffenes Eisenmesser mit abgebrochenem Griff, der Rücken der 11·5 cm langen Klinge nach vorne zu nach abwärts gebogen.

Die Knochenfragmente, welche theils auf dem Grunde der Ackererde, theils in der Kohlenschichte gefunden wurden, gehören nachstehenden Thieren an: Bos primigenius-Rasse, Bos brachyceros Rütim., Sus scr. palustris Rütim., Sus europaeus Pall., Equus caballus L. (ein Metacarpus eines mittelgrossen Pferdes 22·5 cm lang, mit Griffelbeinen), Anser cinereus L.

Resultate. Aus den bisherigen Untersuchungen lässt sich noch wenig Bestimmtes sagen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass schon während der neolithischen Zeit an dieser Stelle Ansiedelungen waren, denn die oben angeführten hieher gehörigen Reste konnten durch das Wasser der Eger nicht hergeschwemmt worden sein, weil sie keine Abwetzung zeigen; ebenso scheint es mir sicher zu sein, dass die Burg Draguš hier nicht erbaut wurde; dieselbe dürfte vielmehr auf der nordöstlich sich erhebenden Anhöhe gestanden sein. Sicher ist es, dass sich im Norden der Parcelle 389/1 in der letzten heidnischen Zeit ein Begräbnissplatz befunden habe, wofür die bei den Skeletten vorgefundenen typischen, S-förmig endigenden Schläfenringe und die Thongefässscherben vom jüngeren Wallburgtypus deutlich sprechen. Dass das Benedictinerkloster hier gestanden war, und zwar entweder da, wo heute das Jägerhaus steht, oder noch wahrscheinlicher auf der Parcelle 392, die noch viel zu wenig untersucht ist, scheint sich zu bestätigen. Grosse, mächtige Grundmauern zu demselben brauchen für die damalige Zeit (Ende des XI. Jahrhunderts) nicht vorausgesetzt zu werden. Sehr räthselhaft erscheint die beschriebene Kohlenlage, da ich weder im Hangenden noch im Liegenden derselben Brandspuren entdeckt habe. Der Umstand, dass in derselben Scherben von kleineren Gefässen, sowie verrusste Scherben nebst zerschlagenen Thierknochen vorkamen, scheint dafür zu sprechen, dass hier Asche mit Kohlenresten, zerbrochene Gefässe und Speisereste (Knochen) nebst dem zerbrochenen Eisenmesser (Tischmesser) auf eine grössere Fläche hingeworfen wurden; die Asche wurde im Laufe der Zeiten vom Regenwasser ausgelaugt. Diese kohlige Schichte mit den Küchenresten konnte während des Bestandes des Klosters entstanden sein. Die schmale Mauer aber, welche über der Kohlenschichte verläuft, dürfte den Grund einer späteren, viel jüngeren Gartenmauer bilden. Die ganze Area ist jedoch noch viel zu wenig untersucht, um weitergehende Schlüsse im Detail zu erlauben.

Dass man hier bedeutendere Funde machen wird, möchte ich bezweifeln; die „zwölf silbernen Apostel“ aber, von deren Vergrabung im Volke die Sage geht, wird man hier ebensowenig finden, wie an zwei anderen von hier weit entfernten Orten Westböhmens, wo man mir ebenfalls von diesen zwölf silbernen, vergrabenen Aposteln erzählte.

III. Diverse Funde und Untersuchungen.

Diluviale Funde in der Umgebung von Postelberg.

Von Postelberg aus sind für das fürstliche Museum in Ohrada eingesendet worden: Ein schwach angekauter Backenzahn vom Nashorn, Atelodus (antiquitatis Brandt?), aus einer Schottergrube nächst der Zuckerfabrik von Priesen (Březno), Parcelle Nr. 602; hieher gehört auch noch ein später (siehe bei Postelberg, S. 33) besprochener Schädel dieses Thieres. Ein doppelt gebogenes Ende eines Hirschgeweihes; abgebrochen und erst nach dem Funde frisch mit einem Messer beschnitten, aus Tuchořic, Bezirk Schlan; vielleicht Cervus elaphus var. canadensis.

Das im 6 m mächtigen Diluvialschotter bei der Meierei Ploscha auf dem Felde „Tattina II", Parcelle Nr. 736, in einer Tiefe von 1·3 m vorgefundene menschliche Schädelfragment, neben dem ein Halswirbel und das Schlüsselbein gelegen sein sollen, ist nicht diluvialen Alters, sondern stammt offenbar aus einem viel jüngeren Grabe.

Diluviale Fauna der Höhle „Turska maštal" am Berge Tetín an der Beraun.

Unter den mir im Herbste 1892 durch Herrn Ingenieur Jos. Neumann in Beraun zugesendeten Knochenfragmenten aus dieser Höhle bestimmte ich die nachstehende Fauna: Leopardus pardoides Woldř., Hyaena spelaea Goldf., Vulpes vulgaris fossilis Woldř., Lupus vulgaris fossilis Woldř., Ursus spelaeus Rosenm., Bos spec., Ibex spec.; Cervus elaphus var. canadensis, Equus cab. fossilis Rütim., Equus cab. fossilis minor Woldř., Elephas primigenius Blmb., Rhinoceros tichorrhinus Cuv., Sus spec.

Die meisten der Knochen dieser Thiere sind ursprünglich von Menschenhand zerschlagen; einzelne zeigen deutliche Kratzlinien mit dem Feuersteinmesser, besonders ein Fragment einer Crista von Ursus spelaeus, so dass an der Existenz des diluvialen Menschen in dieser Gegend nicht zu zweifeln ist. Näheres über diese Fauna veröffentliche ich in einer besonderen Abhandlung.

Funde in Gräbern bei Ferbenz (Rvenice), Bezirk Postelberg.

Aus mit Steinen umstellten Gräbern in den Aschenlagern am südöstlichen Ende der Parcelle Nr. 200/1 der Meierei in der Katastralgemeinde Ferbenz wurden für das fürstlich Schwarzenberg'sche Museum die nachstehend beschriebenen Objecte eingesendet:

Acht Stück Becher mit Henkel, von denen zwei vollkommen erhalten sind. Dieselben sind aus feingeschlemmtem, gelbem Thon aus freier Hand geformt, dünnwandig, innen und aussen glatt, roth bestrichen; der kleine Boden ist schwach nach innen eingedrückt. Der Henkel ist im Querschnitt dreikantig, aussen halbkreisförmig gebogen, ragt etwas über den Rand empor und ist mit diesem etwas nach innen eingedrückt (Fig. 19). Ein ähnlicher Becher mit dreikantigem, eingedrücktem, aber höher über den Rand hinaufragendem Henkel befindet sich unter den Funden der Bronzezeit von Gemein-Lebarn in Niederösterreich im k. k. naturhistorischen Hofmuseum.

Maasse des kleinsten Bechers: Höhe 4·8 cm, Mündungsdurchmesser quer 10 cm, derselbe zum Henkel 9 cm, Bauchdurchmesser 8·6 cm, Bodendurchmesser 3 cm, Wanddicke 2·0 cm. Maasse des grössten Bechers: Höhe 6 cm, Mündungsdurchmesser quer 13 cm, Bauchdurchmesser 11·5 cm, Bodendurchmesser 3·2 cm, Wanddicke 0·2—0·3 cm.

Zwei Becher derselben Form sind aus grauem Thon, innen und aussen glatt, glänzend schwarz bestrichen; Höhe 4·5 und 4·8 cm, Mündungsdurchmesser 9 und 10 cm, Bodendurchmesser 2·5 und 2·8 cm. Ferner liegt ein Randfragment eines dritten, etwas grösseren schwarzen Bechers vor.

Eine dicke, graue Becherschale ohne Henkel mit etwas hervorstehendem Boden und einfachem, dünnem Rande, ist

Fig. 19. Thonbecher, 1/6 nat. Gr.

aus freier Hand aus grauem, sandigem Thon geformt. Höhe 6 cm, Mündungsdurchmesser 14·8 cm, Bodendurchmesser 2·8 cm. Von einer ähnlichen Schale aus feinem, grauem Thon, innen und aussen schwarz geglättet, dünnwandig, liegt ein Randfragment vor. Eine nicht ganz erhaltene, sehr flache Schale mit rundem, kaum eingedrücktem Boden besteht aus grobsandigem, röthlichem Lehm und ist aussen mit Graphit bestrichen; Mündungsdurchmesser 11·5 cm, Wanddicke 0·4 bis 0·6 cm. Eine grosse Schüssel mit ebenem Boden, bauchig, mit einfachem, stark nach innen eingebogenem Rande besteht aus sandigem, grauem Lehm, ist aus freier Hand geformt und schwach gebrannt, aussen mit Graphit bestrichen; Höhe 9 cm, Mündungsdurchmesser 22·5 cm, Wanddicke 0·8 cm Eine grosse Schüssel mit etwas hervorstehendem, dickem Boden, nicht bauchig, mit verdicktem, ein wenig nach innen umgebogenem Rande ist aus freier Hand aus gelblich-grauem, sandigem Lehm geformt, schwach gebrannt, innen und aussen schwach mit Graphit bestrichen; Höhe 12 cm, Mündungsdurchmesser 33 cm, Bodendurchmesser 11·5 cm, Wanddicke 0·6—0·9 cm.

Aschenlager bei Ploscha.

Ich besuchte die von mir wiederholt besprochenen und schon vor 16 Jahren aufgesuchten Aschenlager bei Ploscha (Blažím) wieder in den Ferien des Jahres 1891 in Gesellschaft des Herrn Directors Josef Maschat und meiner Gattin. Unmittelbar nördlich

an das Dorf anstossend, welches auf einem ausgedehnten Aschenlager steht, fand ich hinter der Scheune II, Parcelle Nr. 198, eine tiefe Grube offen, aus welcher die Asche als Düngemittel genommen wurde; unter einer 40 cm hohen aschigen Ackererde folgte eine 10—40 cm starke Lage fast reiner Asche, welche auf diluvialem Lehm ruhte. Diese Aschenlage bedeckt eine Fläche von circa 1·5 Hektar, doch läuft sie nicht continuirlich fort, wechselt sehr in der Mächtigkeit und findet sich stellenweise nur in Form eines Nestes vor, das eine Grube ausfüllt, in der einzelne Thierknochen, Scherben und Steinwerkzeuge gefunden wurden.

Etwa eine viertel Wegstunde nordöstlich von Ploscha, in der Richtung gegen „Schiessglock", breitet sich wieder eine solche Aschenlage auf einer Fläche von circa 4 Hektaren aus, und zwar genau so wie die bei dem Dorfe gelegene Aschenlage, nur sind die oft 1 m mächtigen Aschennester hier häufiger. Bei Gewinnung der Asche wurden hier (Parcelle Nr. 286) die nachbesprochenen Objecte der neolithischen Zeit vorgefunden und dem fürstlichen Museum in Ohrada eingesendet[1]).

Eine Ahle aus Hirschhorn, beiderseits beschnitten und zugespitzt, 17 cm lang; ein ahlenförmiger Glätter aus Hirschhorn, stark beschnitten, das eine Ende flach zugeschärft, 14·6 cm lang; ein starkes Hirschgeweihende, 29 cm lang, angeschnitten und abgebrochen, auch sonst stark mit dem Feuersteinmesser bearbeitet; ein sehr kleines krugförmiges Näpfchen aus grauem Lehm, dickwandig, aus freier Hand zierlich geformt, ungebrannt, mit hervorragendem Boden, am Bauche mit herablaufenden Rippen; Höhe 3·2 cm, Mündungsdurchmesser 2·5 cm, grösster Durchmesser 3·5 cm, Bodendurchmesser 1·4 cm; ein blumentopfähnliches Näpfchen, dickwandig, aus graubraunem Lehm aus freier Hand unförmlich verfertigt, ungebrannt, Höhe 2·7 cm, Mündungsdurchmesser 3·8 cm, Bodendurchmesser 2·7 cm.

Unmittelbar bei dem Dorfe Vitoses (Vitozeves), Bezirk Postelberg, befindet sich neben dem Wege ein Aufriss, in dem zu oberst die Ackerkrume, unter dieser eine 1·5 m mächtige Aschenlage liegt, die auf diluvialem Schotter und Lehm ruht. Weiter oben waren neben den Hofmauern mitten im Felde mehrere Gruben offen; hier bemerkte man unter der Ackerkrume eine schwache Aschenlage und darunter zwei Gruben im Lehm, etwa 0·8 m tief und 1·5 m im Durchmesser, die mit Asche gefüllt waren und einige Thierknochen enthielten. Auf einer anderen nahen Stelle fand ich unter der Ackerkrume auf der Aschenlage Spuren zersetzter Bronzen, die offenbar jünger sind als die Aschenlage. Das in meinem „vierten Berichte" besprochene Urnengrab enthielt die daselbst angeführte und abgebildete römische Fibel nicht, wie mir ursprünglich berichtet wurde, sondern dieselbe wurde unweit davon im Felde unterhalb der Strasse gefunden und dürfte einem anderen, viel jüngeren, zerstörten Grabe der Nach-La Tène-Zeit angehören.

Herr Verwalter Fr. Hoch sammelte gelegentlich der Gewinnung der Aschenerde in den Jahren 1891 und 1892 auf dem oben genannten Felde hinter der Scheune II, Parcelle Nr. 198 bei Ploscha, aus der Aschenschichte eine grössere Zahl von Thierknochen und Gefässscherben.

Gefässscherben. Zunächst wären Fragmente eines grossen, dickwandigen Thongefässes zu nennen, bauchig, mit aufrechtem geraden Halse und wagrecht nach aussen umgebogenem Rande, ungebrannt; ferner zahlreiche unverzierte und ungebrannte dicke Scherben, aus grobem, mit Kohle verunreinigtem Lehm; aber auch dünnere Scherben aus geschlemmtem Lehm, darunter ein Fragment von einer grösseren Schüssel oder von einem Deckel, auf beiden Seiten mit Graphit bestrichen, innen und aussen verziert, innen analog der Verzierung auf dem Deckel einer Urne aus der östlichen Grabhügelgruppe bei Kostelec unweit Frauenberg (siehe meine Beiträge cit. I. Theil, Taf. I, Fig. 19 *c*). Randfragmente mit grossen Henkeln, mit Fingereindrücken oder mit Wülsten, einfach oder schwach nach innen oder nach aussen umgebogen; meist flache Bodenstücke, ein Fragment aus feinem Lehm mit hohlem Boden; eine unvollständige Urne, mit Graphit bestrichen, Urnenfragmente u. s. w.

Knochenreste. Die zahlreichen Knochenreste enthalten einige sehr wichtige Objecte, so besonders zwei nahezu vollständige Schädel von Bos. Ich habe die nachstehende Fauna bestimmt: Bos Primigenius-Rasse, ein Individuum; Bos taurus L., sehr zahlreich; Bos brachyceros Rütim., mehrere Individuen; Equus caballus L., ein Individuum; Equus cab. minor Woldř., sehr zahlreich; Sus cropha palustris Rütim., einige Individuen; Canis familiaris optimae matris Jeitt., zwei Individuen; Canis familiaris intermedius Woldř., ein Individuum; Lepus timidus L., ein Individuum.

Grabhügel bei Mirkovic.

Etwa eine halbe Wegstunde von Hostau (Hostouň) erhebt sich bei dem Dorfe Mirkovic eine Anhöhe, an deren westlichem und östlichem Abhange sich je eine, ungefähr eine Viertelstunde von der anderen entfernte Grabhügelgruppe befindet, über welche ich im Jahre 1876 einen von den Herren Brauer und Dr. Dolesch verfassten Bericht der Anthropologischen Gesellschaft in Wien vorlegte[1]).

Von den daselbst durch Se. Durchlaucht den Herrn Karl Fürsten zu Trauttmansdorff gemachten

[1]) Die hier früher bereits gefundenen Objecte beschrieb ich im vierten Theile meiner Beiträge, Bd. XIX, 1889, S. 7.

[1]) Heidnische Begräbnissstätten bei Hostau und Bischofteinitz. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Bd. VI, 1876.)

Funden, welche leider zerstreut wurden, befinden sich, und zwar aus der westlichen Hügelgruppe, in Händen des Herrn Ferdinand Alf. Grafen Trauttmansdorff die Trümmer der nachstehenden Thongefässe:

Fragmente eines becherförmigen Topfes mit einem kleinen Henkel, aus gelbem Thon aus freier Hand geformt, schwach gebrannt, mit gestrichelter, eingeritzter Zickzack-Verzierung; Höhe 12 cm, grösster Durchmesser am Rande 12 cm, Bodendurchmesser 9·5 cm, Wanddicke 0·4—0·6 cm. (Fig. 20.)

Fragmente einer Urne aus gelbem Lehm aus freier Hand geformt, ungebrannt, roth bestrichen, mit einem (vielleicht

Fig. 20. Thonbecher, 1/4 nat. Gr.

mit zwei?) Henkeln am Bauche, mit aufstrebendem, weitem Halse und hervortretendem, hohlem Boden; am Bauche mit einer, aus einer Doppellinie bestehenden, eingeritzten Zickzack-Verzierung und gestrichelten kleinen Dreiecken; Höhe 16 cm, Bauchdurchmesser 19 cm, Bodendurchmesser 9 cm, Höhe des Halses 5·9 cm, Höhe des Bodenrandes 1·5 cm. (Fig. 21.)

Fragmente einer becherförmigen Vase mit hohem, hohlem Fusse, aus gelbem Lehm aus freier Hand verfertigt, ungebrannt; mit einem (vielleicht zwei?) seitlichen, niedrigen Henkel unterhalb des Halses; mit zierlicher, punktirter Zick-

Fig. 21. Thonurne, 1/4 nat. Gr.

zack-Verzierung; die eingeritzten Linien und Punkte mit einer weissen Masse ausgefüllt; Höhe 12·5 cm, Mündungsdurchmesser 20 cm, Bodendurchmesser 16 cm, Höhe des Fusses 3·5 cm, Durchmesser des Fusses 8·5 cm. (Fig. 22.)

Fragmente einer kleinen Urne aus gelbem, sandigem Lehm, aus freier Hand verfertigt, ungebrannt, niedrig, stark bauchig, mit flachem, kleinem Boden und einfacher Rinne rings um den Bauch; der Hals fehlt; Höhe 9 cm?, Bodendurchmesser 13 cm, Wanddicke 0·5 cm.

Ferner in meiner Sammlung: Eine Lanzenspitze aus Bronze, deren rundes Schaftloch bis gegen die Spitze reicht; Länge 16·8 cm, Länge der ungleichen Flügel 11 und 12 cm, Durchmesser des Schaftloches 2·5 cm; ferner ein Stück eines Bronzekuchens.

Nach dem oben erwähnten Berichte kamen hier auch Spuren von Eisen vor. Diese Gruppe gehört zur Hallstätter Culturperiode.

Von der östlichen Steinhügelgruppe befinden sich in meiner Sammlung einige vom Feuer stark angegriffene Eisenreste, darunter die Fragmente eines Schwertes mit Griffzunge, eines groben Messers mit Griff, eines langen schmalen Messers, einer langen Lanzenspitze und, wie es scheint, einer Eisenfibel. Diese Gruppe dürfte schon der La Tène-Zeit angehören.

Fig. 22. Thonvase, 1/5 nat. Gr.

Grabhügel bei Schlatin (Slatina).

Aus dieser unweit Hostau befindlichen Gruppe sind in Händen des Herrn Ferdinand Alf. Grafen zu Trauttmansdorff erhalten:

Fig. 23. Kurzschwert aus Bronze, 1/4 nat. Gr.

Ein schönes Kurzschwert ohne Griff aus Bronze, grün patinirt, dolchförmig, zweischneidig, mit Längsrippe, mit flacher, kurzer Griffzunge, welche zwei grössere und zwei kleinere Nieten enthält; unterhalb der Griffzunge schwach eingebogen (Fig. 23); Länge 38·8 cm, Breite in der Mitte 3 cm, vor der Griffzunge 4 cm, an der Griffzunge 4·4 cm.

Ein ähnliches Kurzschwert befindet sich im k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien von Windisch-Feistritz in Steiermark, ein etwas längeres (circa 50 cm sammt Griff) stammt aus dem Donaustrudel bei Grein in Oberösterreich.

Ein Paalstab aus Bronze, schön grün patinirt, mit schwachen Leisten am Schaftrande, die in der verdickten Mitte zusammenlaufen, Rücken abgerundet; Länge 14·7 cm, Breite des Rückens 2·2 cm, der Schneide 3·8 cm, an der schmalsten Stelle in der Mitte 1·7 cm.

Diese Gruppe, über deren Ausgrabung ich nichts Näheres erfahren konnte, dürfte der Hallstätter-Zeit angehören.

Auch bei dem Dorfe Melmitz, unweit Hostau, soll sich eine Hügelgruppe befinden, darunter Riesenhügel aus Stein, deren Umfang 100 Schritte betragen soll.

Nekropole von Podraznic.

Etwa eine halbe Stunde nördlich von Bischofteinitz breitet sich bei Podraznic links und rechts von der Strasse nach Vorovic im Walde eine aus circa 67

Fig. 24. Bronzenadel, $^2/_3$ nat. Gr.

Hügeln bestehende Nekropole aus, von denen Se. Durchlaucht Fürst Karl zu Trauttmansdorff im Jahre 1875 einige untersuchen liess; die Beschreibung dieser Hügel ist in dem oben erwähnten Berichte enthalten [1]).

Ich erlaube mir, diese Beschreibung nachstehend zu ergänzen:

Grabhügel I. Ein sehr grosser Steinhügel mit Kranz und Kern; darinnen befanden sich: Eine in drei Stücke zerbrochene Kleidernadel aus Bronze, circa 43 cm lang, an dem stärkeren Kopfende in zwei Abtheilungen grob geringelt; der Kopf ist nicht grösser als die ringförmige Verzierung (Fig. 24).

[1]) Heidnische Begräbnissstätten bei Hostau und Bischofteinitz. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien Bd. VI, 1876.)

Ein flacher, schmaler Paalstab aus Bronze, in der Mitte, und zwar vom unteren Ende des Griffes mit zwei 2·8 cm langen, schwach emporragenden kurzen Lappen; Länge 18·4 cm, Länge des Griffes 8·9 cm, Breite am abgerundeten Rücken 2 cm, an der Schneide 3·8 cm, Dicke an den Lappen 2 cm. Ein kleiner Dolch aus Bronze, längs der Mitte schwach gerippt, mit zwei Nieten am Griffende; Länge 13 cm, grösste Breite unterhalb des Griffes 2·8 cm. Kein einziger Scherben war hier vorhanden.

Grabhügel II. Ein kleiner Hügel mit Steinkranz ohne Steinkern; enthielt blos Leichenbrand.

Grabhügel III. Ein sehr grosser Steinhügel, gleich Nr. I ein Doppelhügel; wurde schon zu Ende der Vierziger-Jahre angegraben und enthielt glatte und mit eingeritzten Linien verzierte Urnenfragmente und eine einfache, 13 cm lange Bronzenadel mit flachem, scheibenförmigem Kopfe nebst Leichenbrand in beiden Abtheilungen.

Grabhügel IV. Ein mächtiger, sehr gestreckter Steinhügel; derselbe enthielt glatte Urnenscherben und eine kleine Drahtspirale von circa 2 cm Durchmesser; wahrscheinlich von einem Fingerringe herrührend; dieselbe zerfiel aber in Staub.

Grabhügel V. Ein kleinerer, stark mit Erde gemischter Steinhügel; enthielt zwei kleinere Kinderarmspangen, von denen die eine verloren ging; aus rautenförmigem, 0·4 cm dickem Bronzedraht, ohne Verzierung, die stumpfen Enden übereinandergelegt; Durchmesser 4·5 und 5 cm.

Die vorstehend besprochenen Bronzeobjecte befinden sich in meiner Sammlung.

Bei meiner Anwesenheit im Jahre 1890 unternahm ich auf Kosten und in Gesellschaft des Herrn Fürsten und der beiden Herren Söhne die Ausgrabung weiterer Hügel dieser Gruppe.

Grabhügel VI (1). Ein kleiner Steinhügel; Höhe 0·8 m, Durchmesser von Osten nach Westen 9 m, von Norden nach Süden 7·2 m, Umfang 27 m; derselbe enthielt einen schwachen und niedrigen äusseren und einen zweiten höheren, aber unvollständigen Steinkranz; zwischen dem Kern und dem inneren Kranze traf man im Südwesten zerdrückte Urnenreste, die mir jedoch zur Beschreibung nicht eingesendet wurden.

Grabhügel VII (2). Ein ziemlich grosser, unverletzter Lehmhügel ohne Steine; Höhe 1·5 m, Durchmesser von Osten nach Westen 11·5 m, von Norden nach Süden 14 m, Umfang 39 m. Nordwärts, ausserhalb der Mitte, zeigten sich am Naturboden Brandreste, südwärts in einer Tiefe von 0·6 m ein Sichelfragment aus Bronze, mit kurzem Griffe und einer Längsrippe unterhalb des Rückens; dann ein viereckiges Stiftfragment aus Bronze, 4·5 cm lang, 0·4 cm dick, an einem Ende flach geklopft, am anderen abgebrochen. In der Mitte befand sich am Naturboden der Leichenbrand, bestehend aus aschiger Erde, kleineren Kohlenstückchen und abgewetzten, kaum merklichen kleinen Scherben.

Grabhügel VIII (3). Ein ziemlich grosser, unverletzter Steinhügel; Höhe 1·3 m, Durchmesser von Osten nach Westen 12 m, von Osten nach Süden 12 m, Umfang 37 m; mit einem mächtigen äusseren Steinkranze und einem mächtigen kranzartigen Kerne, aus schweren Steinen bestehend, 3·5 m im Durchmesser. Innerhalb dieses Kernkranzes kam im Südwesten bei 1 m Tiefe zwischen Steinen ein Nadelfragment aus Bronze zum Vorschein; dasselbe ist 16·8 cm lang, ohne

Spitze, der Kopf fehlt; unterhalb desselben befindet sich eine spiralige Verzierung. Innerhalb des Kernkranzes lagen in der Mitte am Boden flache Steine; keine Scherben.

Grabhügel IX (4). Ein flacher, niedriger Steinhügel mit Steinkern ohne Kranz, mit Lehm zugedeckt; ein Kindergrab. Höhe 0·5 m, Durchmesser 4 m, Umfang 13 m. Dasselbe enthielt gar nichts; der Leichenbrand wurde wahrscheinlich durch Tagwässer ausgelaugt.

In dieser, offenbar der Bronzezeit angehörigen Nekropole sind noch viele grosse Grabhügel vorhanden, welche noch ganz intact oder nur unvollkommen angegraben sind. Die vorbesprochenen Bronzeobjecte befinden sich im Besitze des Herrn Ferdinand Alf. Grafen Trauttmansdorff, welcher mir freundlichst noch die nachstehenden Objecte aus der Umgebung von Bischofteinitz zur Berichterstattung nach Wien einsandte:

Eine Eisenaxt (Fig. 25) mit schmalem, langem Körper und breiter, weit nach vorne ragender Schneide; unterhalb des schmalen Rückens befindet sich ein langes, nach vorne reichendes Schaftloch; gefunden im Forste Schlatin „an den Schütar-

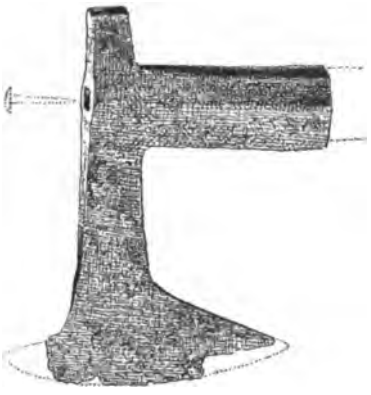


Fig. 25. Eisenaxt, $^1/_3$ nat. Gr.

schen Wiesen" (Štitary). Dieses offenbar sehr alte, stark vom Rost angegriffene Stück ähnelt den Eisenäxten von dem berühmten Fundorte St. Michael und mahnt an römische Eisenäxte. Eine zweite ähnliche, kleinere und zierliche Eisenaxt vom selben Orte ist jedenfalls mittelalterlich und mahnt an die noch vor nicht langer Zeit in Ungarn im Gebrauch gewesenen Stockgriffe; für den Gebrauch als Werkzeug wäre dieselbe zu schmächtig und zu zierlich. Ferner vom selben Orte ein uraltes, mittelalterliches Hängeschloss mit eigenthümlichem Verschluss und ein mittelgrosses Hufeisen. Ein sehr nettes mittelalterliches Stilet vom Sandberg bei Mířikau, dessen mit einer Mittelrippe versehene Klinge 37 cm lang und unterhalb des bogig gegen die Klinge gerichteten, mit Endkugeln versehenen Griffes 6 cm breit ist; die Endkugeln des Griffes stehen 6 cm weit auseinander, die Griffzunge ist 9 cm lang und 0·6 cm breit. Vom selben Orte stammt ein sehr kleines Hufeisen; zwei etwas grössere Hufeisen vom Křakauer Berge; endlich zwei mittelgrosse Hufeisen und einen Sporn von Weissmühl (?).

Grabhügel von Skrchleby (Stirchlowa).

Aus diesem unweit Bischofteinitz gelegenen Grabhügelfelde fand ich im Museum von Klattau einen flachen Paalstab vor, der noch mit den Resten der gespaltenen Handhabe versehen und mit Bronzedraht umwickelt war, ferner einen Dolch aus Bronze mit vier Nieten und eine einfache offene Armspange. Der Paalstab ist analog jenem, den ich aus der Nekropole von Kostelec bei Moldautein beschrieb [1]).

Wichtigere im Museum zu Taus befindliche Funde.

Bei meinem Besuche des Museums in Taus (Domažlic) im Jahre 1891 gaben mir die Herren Professoren Slavík und Streb in der zuvorkommendsten Weise nähere Aufschlüsse.

Sehr reich sind hier die Funde aus Milaveč vertreten, wo auch der bekannte, im Landesmuseum zu Prag befindliche Opferwagen gefunden wurde; neben den Bronzeschwertern mit flacher Griffzunge, einem diesen ähnlichen Dolche und einem wohlerhaltenen Bronzeschwerte mit Bronzegriff, einer langen Lanzenspitze, einer schraubenförmigen Nadel mit flacher Kopfscheibe und hohlem, zur Befestigung dienendem, rundem Kopfe (wie jene von Doubrava bei Moldautein und Shořova bei Litoradlic [2]) und neben sichelförmig gebogenen Messern aus Bronze, nebst einem becherförmigen Siebe mit Henkel aus Bronze wäre ein 1 m hohes Thongefäss mit schmalem, langem Boden, weitem Bauche und schmalem Halse mit ausgebogenem Rande, eine Thonschale mit zierlichem, sternförmig verziertem Boden und eine Urne zu erwähnen, die in Form und Technik an die Funde aus dem Zögersdorfer Tumulus in Niederösterreich erinnert.

Aus den Grabhügeln von Gross-Luženic sind unter Anderem zwölf flache Bronzebuckeln, ein Fingerring mit Spiralscheiben, wie ich einen solchen aus Albrechtec beschrieb, zwei schraubenförmig gewundene Kleidernadeln mit flachem, scheibenförmigem Kopfe, eine Nadel mit eingerolltem Kopfe, eine Vase aus Thon, ähnlich der im vorliegenden Berichte aus Mirkovic beschriebenen und mit ähnlicher, weiss ausgefüllter Verzierung, ferner ein kleiner Thonkrug mit niedrigem Bauche, langem Halse und langem Henkel, ähnlich dem von mir aus Čichtic beschriebenen u. s. w. vorhanden. Alle diese Objecte gehören der Hallstätter-Zeit an. Aus Volmava liegt ein Hohlcelt mit Henkel und einige Objecte römischer Technik vor; aus Trhanov ein Paalstab mit Henkel und zwei kleinen Lappen gleich unterhalb des Rückens, im

[1]) Dieses Gräberfeld ist der Bronzezeit zuzurechnen.

[2]) Siehe meine Beiträge zur Urgeschichte Böhmens, II. Theil, Taf. VI, Fig. 33.

Ganzen ähnlich den Paalstäben von Krendorf (Křtěno) an der Eger; aus Meclovy eine Pfeilspitze und ein Ring aus Bronze nebst Eisenresten, u. s. w.

Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, dass sich in diesem Museum ein mittelalterliches Holzschloss vorfindet, dessen Schlüssel und verschiebbare Stäbchen ganz dem Systeme der Wertheim'schen Schlösser entsprechen [1]).

Wichtigere im Museum zu Klattau befindliche Funde.

Bei einem Besuche im Jahre 1890 ertheilte mir der unermüdliche Custos Herr J. U. Dr. K. Hostaš in freundlichster Weise jede Auskunft. In erster Reihe sind hier zunächst die reichen, aus den „Památky" [2]) bekannten Funde von der Nekropole am Husín bei Klattau, durch Herrn Dr. Hostaš systematisch untersucht, zu nennen. Es liegen hier neben flachen Paalstäben mit schwachen Seitenleisten und neben Dolchen mit kurzen, mit zwei Nieten versehenen Griffzungen, nebst bronzenen, unterhalb des stumpfen Kopfes ohne Knopf in zwei Abtheilungen geringelten Nadeln, welche Objecte wir der Bronzezeit zuzuschreiben gewohnt sind, auch noch jüngere Objecte vor, so: Ein Paalstab, dessen Seitenleisten in der Mitte zusammenlaufen; eine geringelte Nadel mit flachem, scheibenförmigem Kopfe; einfache Armspangen, verziert mit Gruppen von je drei Furchen; ein grobes Eisenmesser mit gebogenem Griffe; ein Fragment eines Eisenschwertes (?) nebst Thongefässfragmenten mit gestricheltem Dreieckornamente und S-förmigem, gestricheltem Schnurornamente. Aus den Grabhügeln von Polenka stammen ähnlich verzierte Scherben, einfache Armspangen, eine Bernsteinperle und eine kleine Glasperle nebst Eisenresten; aus den Grabhügeln von Habartic schön ornamentirte Bronzebuckeln, aus den Grabhügeln bei Ostřetic ein flacher Paalstab mit Holzresten und umwickeltem Bronzedrahte, ein Dolch mit zwei Nieten, einfache, runde und flache Armspangen, Nadeln mit flachem, scheibenförmigem oder mit eingerolltem Kopfe, ein zweifach verbundenes Doppelrad aus Bronze, ein Spiralring (?), ein Sichelfragment und eine Bernsteinscheibe nebst Gefässscherben mit gestrichelten Dreieckornamenten. Die letztgenannten Bronzeobjecte sprechen für die Bronzezeit, doch gehört der Scherben zur Hallstätter Culturzeit.

[1]) Aehnliche Holzschlösser sind heute noch im Oriente im Gebrauche. Anm. d. Red.

[2]) Památky arch., Prag, Bd. XIV, Heft 1.

Grabhügel im Poněšicer Reviere bei Frauenberg.

Im Jahre 1890 unternahm ich auf Kosten Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten Adolf J. zu Schwarzenberg zunächst die Durchforschung einer aus 16 Steinhügeln bestehenden Gruppe im Poněšicer Reviere, welche sich westlich unterhalb der vorne beschriebenen Wallburg „Na Hradci" unter dem Fahrsteige im Walde ausbreitet.

Grabhügel I. Höhe 1·5 m, Durchmesser von Osten nach Westen 8·4 m, von Norden nach Süden 8·4 m, Umfang 26 m. Derselbe bestand ringsherum aus grossen Steinen, in der Mitte aus Lehm und enthielt ausser Spuren von Leichenbrand nichts.

Grabhügel II. Höhe 0·8 m, Durchmesser von Osten nach Westen 5·8 m, von Norden nach Süden 6 m, Umfang 24 m. Derselbe bestand aus grossen Steinen mit wenig Lehm und ergab keine Funde.

Grabhügel III. Höhe 2 m, Durchmesser von Osten nach Westen 8·6 m, von Norden nach Süden 9·3 m, Umfang 28 m. Der Innenraum war mit sandigem Lehm ausgefüllt, der Spuren von Leichenbrand enthielt und an den Seiten sowie von oben mit Steinen bedeckt war; derselbe ergab gar keine Funde.

Ich vermuthe, dass diese Hügel bereits ausgeraubt wurden; von den noch vorhandenen Hügeln waren nur wenige ganz intact.

Grabhügel im Walde „Kukle" bei Poněšic.

In dieser unweit von der vorigen gelegenen Gruppe habe ich schon im Jahre 1885 drei Hügel untersucht [1]) und hiebei einen flachen Paalstab nebst

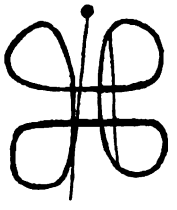


Fig. 26. Bodenstempel, 1/1 nat. Gr.

zwei einfachen Armspangen gefunden. Im Jahre 1890 untersuchte ich weitere zwei von den 13 Hügeln dieser Gruppe.

Grabhügel IV. Ein abgeflachter, scheinbar unversehrter Hügel; Höhe 0·6 m, Durchmesser von Osten nach Westen 8·4 m, von Norden nach Süden 9·2 m, Umfang 29 m. Derselbe bestand aus grossen Steinen; auf dem Naturboden kamen zwischen Steinen dünne und dicke Scherben aus geschwärztem Lehm, ohne Verzierung und schwach gebrannt vor.

Grabhügel V. Ein flacher, scheinbar unversehrter Steinhügel; Höhe 0·6 m, Durchmesser von Osten nach Westen 8·1 m, von Norden nach Süden 8 m, Umfang 25 m. Derselbe

[1]) Siehe meinen dritten Bericht in den Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien, Bd. XVI, 1886.

war aus Steinen aufgeführt, zwischen denen Scherben vorkamen; diese sind dickwandig und aus gelbem oder geschwärztem Lehm aus freier Hand gemacht, schwach gebrannt und ohne Verzierung; ein dünnes Bodenstück trägt einen ziemlich primitiv erzeugten, erhabenen, 5 cm langen und ebenso breiten Stempel in der Form eines geschlungenen H (Fig. 26). Da gleich unter der ersten Lage von Steinen am Gipfel des Hügels sich gebrannte Scherben mit grüner Glasur vorfanden, so ist daraus wohl zu schliessen, dass auch dieser sowie der vorige Hügel vor langer Zeit ausgeraubt wurden.

Dasselbe gilt von zwei der grössten Grabhügel VI und VII, welche in der Mitte eine grosse Vertiefung zeigen, in der 80jährige Buchen stehen. Drei oder vier ziemlich grosse Hügel sind noch gut erhalten, aber mit alten Buchen bewachsen.

Grabhügel im „Alt-Thiergarten" bei Frauenberg.

Während der Ferien des Jahres 1892 unternahm ich unter Betheiligung des Herrn Erbprinzen Johann Fürsten zu Schwarzenberg und Ihrer Durchlaucht der Frau Erbprinzessin Therese Fürstin zu Schwarzenberg die Untersuchung einiger Hügel in dem genannten Thiergarten, und zwar zunächst in der Gegend der „Schaubuche". Von den hier vorhandenen drei ziemlich grossen Hügeln wurde ein mittelgrosser in Angriff genommen und vollständig durchsucht.

Nr. I. Höhe 0·8 m, Durchmesser von Osten nach Westen 7·8 m, von Norden nach Süden 7·8 m. Derselbe bestand aus Lehm und war oben mit einem Kranze von Steinen bedeckt. Im Lehm zeigten sich zerstreut liegende, meist abgewetzte kleine Thongefässscherben, auf dem Grunde des Hügels lagen in der Mitte die Reste des Leichenbrandes; bis zu einer Tiefe von 1·2 m folgte unberührter Naturboden. Da die Scherben aus meist mit Kohlenstaub vermengtem Lehm bestanden und viele innen und aussen mit Graphit geglättet waren, gehört wohl dieser Hügel der Metallzeit an.

Nicht weit von dieser Stelle befindet sich eine andere kleine Gruppe von Grabhügeln in der Gegend des „Rudolfeck an der Schneisse", von denen einer untersucht wurde.

Nr. II. Höhe 0·8 m, Durchmesser von Osten nach Westen 7·6 m, von Norden nach Süden 7·7 m. Ein Erdhügel aus compactem Lehm mit sehr wenigen zerstreuten Steinen, ohne Kohlenspuren und mit nur einem abgewetzten Scherben; gegraben wurde bis zu 1 m Tiefe. Dieser Hügel dürfte sicher der Nach-La Tène-Zeit Böhmens angehören.

Die übrigen Hügel dieser Gruppe bleiben einer späteren Untersuchung vorbehalten.

Künstliche Höhle bei Frauenberg.

Am linken Moldauufer befindet sich unterhalb Frauenberg eine künstliche Höhle im Gneissfelsen, welche unter dem neueren Namen „Kampanova díra" bekannt ist. Es ging von ihr die Sage, dass sie sich bis nach Moldautein hinzieht und dass sich in derselben gegenwärtig zahllose Schlangen aufhalten. Ich habe dieselbe im Jahre 1892 gemeinsam mit Sr. Durchlaucht dem Erbprinzen Johann Fürsten zu Schwarzenberg untersucht. Da der Eingang durch Schutt verlegt war, wurde der letztere weggeschafft und das am Boden der Höhle angesammelte Wasser durch einen tiefen Graben abgelassen. Die Höhle erwies sich als ein Spaltgang, dessen Decke und linke Wand künstlich ausgebrochen war, und zwar nach Art des alten Bergmannes. Bei circa 10 m Länge hörte der künstliche Bau auf und die Spalte verschmälerte und schloss sich. Der Boden war mit Schlamm bedeckt, der auf dem Felsen ruhte. Eine Quarzader fanden wir nicht vor; und doch dürfte dieser kurze Stollen einer solchen nachgegangen sein, in ähnlicher Weise, wie ich dies von einer analogen Höhle im Gneisse am Ufer der Volynka oberhalb Čkyň beschrieb [1]).

Neolithische und metallzeitliche Fundstätten bei Peruc.

Im Jahre 1891 besuchte ich die Sr. Excellenz dem Herrn Franz Grafen von Thun-Hohenstein gehörige Besitzung Peruc, wo mich Herr Cassier Aug. Pročke in zuvorkommendster Weise zu den wichtigsten Fundstellen der Umgebung begleitete.

Zunächst führte mich der Weg nach Telce Skaly. Hier breitet sich etwa hundert Schritte links vom Wege ein noch unangetastetes Urnenfeld aus, in dem vor Jahren eine Urne zufällig ausgegraben wurde; das Feld ist mit Scherben bedeckt. Hierauf besuchte ich das Dorf Uherce (Ouřec), wo mir Herr Verwalter Motýl die Ziegelei zeigte, in deren vereinzeltem Grabe seinerzeit der berühmte Gold- und Bernsteinfund gemacht wurde, der durch die Intervention des genannten Herrn Verwalters glücklicherweise an das Landesmuseum in Prag gelangte. Obwohl die Ziegelei seither sehr erweitert wurde, fand man hier nichts mehr vor; auch mir gelang es nicht, weder in der Ziegelei, noch auf den umliegenden Feldern eine Spur weiterer Gräber zu finden. Das betreffende Grab war also ganz vereinzelt; das Dorf selbst macht den Eindruck einer uralten, wichtigeren Ansiedlung.

[1]) Woldřich: Verschlackte Steinwälle und andere urgeschichtliche Bauten bei Strakonic. (Mitth. der Anthropol. Ges., Wien, Bd. IV, Nr. 7, 1874.)

Auf dem Hochplateau bei Klobouk dürften auf den dem Capitel von Hradčín in Prag gehörigen Feldern Reihengräber vorkommen; man stiess hier nämlich vor einigen Jahren auf ein mit Steinen umgebenes Skelet ohne Beigaben. Dem blossen Augenscheine nach konnte ich jedoch nichts Sicheres an dieser Stelle constatiren.

Auf meinem Ausfluge nach Stradonic bei Laun besuchte ich die ausgedehnte, stark lehmige Aschenlage, welche sich westlich von diesem Dorfe neben der Strasse ausbreitet. Von dieser an prähistorischen Resten reichen Fundstätte befinden sich sowohl in der Ortsschule als auch in Händen eines Grundbesitzers Sammlungen. Unter den in der Schule befindlichen Objecten gehören viele der neolithischen Zeit an, darunter eine schöne Pfeilspitze aus Feuer-

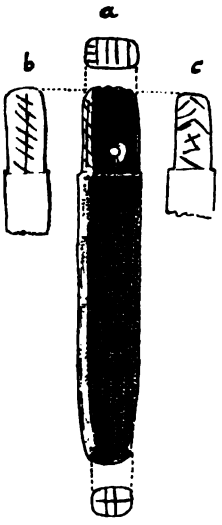


Fig. 27. Schleifstein, *a* Rücken, *b* und *c* Seiten des Rückens.

stein; andere stammen aus der Metallzeit, darunter ein verzierter Armring aus Glas und ein Lignitring, aber auch die Nach-La Tène-Zeit ist durch Schläfenringe mit S-förmigem Ende aus Silber oder aus Zinn vertreten. Unter den Knochenresten konnte ich flüchtig die Reste von Equus caballus L., Equus minor Woldř., Sus palustris Rütim., Capra hircus L., Cervus elaphus L. und Cervus capreolus bestimmen. In Slavětín befindet sich im Garten neben dem Schlosse eine neolithische Station, die sehr reichhaltig ist und bereits viele Funde ergeben hat.

Ich verdanke der Freundlichkeit des Herrn Verwalters J. N. Ráž für meine Sammlung eine Reihe von neolithischen Objecten, und zwar aus grauem und gebändertem Feuerstein: Schlagstücke, Messer, kleine Lanzenspitzen und eine Säge; meist aus dunklem Gestein (Amphibolit): zwei kleine, keilförmige, an der Schneide symmetrisch zugeschliffene Aexte und einen Schleifstein; aus lichterem Eruptivgestein: Fragmente zweier flacher Aexte, drei Axthälften mit Bohrloch, die Hälfte eines Steinbeiles mit eingeschnürter Mitte, wie ich solche in meinem vierten Berichte aus Jinonic und Kacov beschrieb; ferner einen Quarzitglätter aus einem Geschiebe, eine Lehmkoralle, doppelkegelförmig (Wirtelform), und einen Thonwirtel mit weitem Loch, auf der einen Seite kegelförmig, auf der anderen flach vertieft. Sehr interessant ist ein vierkantiger Schleifstein mit Oehr (Fig. 27), wie solche auch in Hallstatt vorkamen; unser Exemplar besitzt jedoch einen schmäleren Rücken (Griff), in den das Loch beiderseits kegelförmig eingebohrt ist; am Rücken (Fig. 27 *a*) besitzt derselbe vier tiefe, parallele Furchen und am unteren quadratischen Ende befinden sich zwei parallele, tiefe Furchen, kreuzförmig von einer dritten durchstrichen. Die Abdrücke beider Enden geben entsprechend gestrichelte, viereckige Felder und es dürfte dieser Schleifstein auch als Stempel benützt worden sein, vielleicht zur Erzeugung entsprechender Verzierung. Auf beiden Seiten des Rückens befinden sich überdies unregelmässige seichte Furchen (siehe Fig. 27 *b*, *c*), deren Bedeutung sich nicht entziffern lässt. Länge 10·2 cm, Breite. 1·9 cm, Dicke 1·1 cm.

Funde bei Radonic.

Auch die Umgebung von Radonic ist reich an prähistorischen Funden; der dortige Lehrer soll eine grössere Sammlung besitzen.

Durch Herr Verwalter V. Tryzar in Peruc gelangten im Jahre 1891 vier Bronzeobjecte aus Radonic in das Landesmuseum in Prag; derselbe sandte mir heuer einige Stücke kleiner Brauneisensteine, Stalaktiten, von denen einige ein natürliches Loch in der porösen Mitte besitzen; bei zwei Exemplaren ist die natürliche Vertiefung künstlich nachgebohrt. Diese Objecte waren kranzförmig um eine Urne gelegt; unter ihnen befanden sich aber auch ähnliche durchbohrte Stücke aus gebranntem Thon und aus Thierknochen; solche Funde wurden mehrere gemacht. Es ist kein Zweifel, dass diese Objecte Zierstücke sind, die an einen Faden aufgefädelt waren.

Funde auf dem Berge Tetín an der Beraun.

Herr Ingenieur Jos. Neumann in Beraun fand in den Jahren 1891 und 1892 die nachstehenden prähistorischen Objecte auf dem Tetín, welche mir derselbe behufs Berichterstattung freundlichst zusandte.

Eine grobe Ahle aus dem Metacarpus eines Schafes, an der Spitze mit einem Feuersteinmesser zugeschärft; Länge 9 cm. Eine grobe Ahle aus einem Knochenfragment eines grossen Thieres, der ganzen Länge nach mit dem Feuersteinmesser bearbeitet und zugeschärft; Länge 11·7 cm. Eine Beinnadel, viereckig, mit dem Feuersteinmesser bearbeitet und bekratzt; Länge 10 cm, Dicke am breiteren Ende 0·7 cm. Die Hälfte eines scheibenförmigen Wirtels aus grauem Schiefer; der Rand ist mit dem Feuersteinmesser bearbeitet; Durchmesser 2·3 cm, Dicke 0·6 cm, Lochweite 0·9 cm. Diese vier Stücke gehören wohl der neolithischen Zeit an. Hieher gehört auch ein halbmondförmiges Artefact aus Serpentin; dasselbe hat die Form einer seitlich flachen Spange und ist aus einem flachen Serpentin-

geschiebe derart verfertigt, dass es von beiden Seiten excentrisch durchbohrt wurde, so dass die beiden spitzen Enden etwas auseinanderstehen; Durchmesser 2·4 cm, Dicke 0·6 cm, Lochweite 0·9 cm. Das Alter eines doppelkegelförmigen Wirtels aus grauem Thon lässt sich nicht bestimmen; Durchmesser 2·8 cm, Dicke 1·3 cm, Lochweite 0·9 cm.

Der Bronzezeit dürften angehören: Eine Kupfernadel mit rundem, 0·4 cm dickem Köpfchen, unter dem eine eingeritzte Spirallinie verläuft; unter dieser ist die Nadel bis zur Mitte rund und hierauf bis zum Ende vierkantig; es dürfte ein Werkzeug sein; Länge 11·4 cm, Dicke 0·5 cm. Ein gegossenes Bronzeringelchen, schön patinirt, glatt, wahrscheinlich ein Ringgeld; Durchmesser 1·4 cm. Ein halber abgebrochener Bronzering, glatt, schön patinirt, an dem einen Ende mit einem schmalen Zapfen versehen; Durchmesser 3·4 cm, Dicke 0·35 cm. Ein kleines Scherbenfragment, aussen und innen mit Graphit geglättet.

Die nachstehenden Objecte dürften alle aus der jüngeren Wallburgzeit stammen: Fünfzehn Stücke Thonscherben, die Ränder nach auswärts gebogen, scharf zugeschnitten; auf der Drehscheibe verfertigt, gut gebrannt, mit Wellenornament, parallelen Furchen oder mit Nägeleindrücken geziert; ein Bodenstück zeigt an der Aussenfläche ein erhabenes Hakenkreuz. Ein Schläfenring aus Zinn mit einem S-förmigen Ende aus rundem Draht; Durchmesser 3·7 cm, Dicke 0·4 cm. Eine Eisennadel, rund, spitz zulaufend; Länge 10·5 cm, Dicke 0·5 cm. Ein kleines Eisenmesser mit kurzer Griffzunge, mit gebogenem Rücken und gerader Schneide; Länge 11·5 cm, Breite der Schneide 1·5 cm. Eine kleine Lanzenspitze aus Eisen mit flachem, rautenförmigem Blatt und schmalem Schaftstiel; Länge des Blattes 3·3 cm, des Schaftstieles 3·3 cm. Endlich eine vierkantige Speerspitze aus Eisen mit Schaftloch; Länge 8 cm; dieselbe stammt wohl aus dem jüngeren Mittelalter.

Grabhügel von Wiederpolen (Vidov) bei Budweis.

Die Untersuchung dieser aus dreizehn Gräbern bestehenden Gruppe unternahm im Jahre 1891 der Vicedirector des städtischen Museums und Leiter der natur- und kunsthistorischen Abtheilung desselben, Herr Hauptmann Adolf Lindner, welcher sich in früheren Jahren an meinen Ausgrabungen eifrigst betheiligte. Derselbe stellte mir im Einverständniss mit dem Präsidium seine Untersuchungen mit dem Ersuchen zur Verfügung, dieselben in meinen vorliegenden fünften Bericht aufzunehmen.

Diese Hügel tragen deutliche Spuren einer vor nicht langer Zeit vorgenommenen, unvollständigen Durchwühlung von unberufener Hand. Nach Aussage eines alten Einwohners von Wiederpolen soll hier in der That vor 15—20 Jahren von unbekannter Hand gegraben worden sein; ob etwas und was gefunden wurde und wohin die anscheinend gemachten Funde kamen, ist unbekannt. Die Grabhügel befinden sich auf der Höhe des anderthalb Wegstunden südöstlich von Budweis am rechten Maltschufer gelegenen und der Stadt Budweis gehörigen Kalkofenwaldes bei dem genannten Dorfe; die Hügelgräber sind von verschiedener Form und Grösse, mit einem 60- bis 70jährigen Kiefern- und Fichtenwaldbestande bewachsen. Obgleich sich fast auf allen Hügeln verschiedene Unebenheiten zeigten, welche theilweise vielleicht nur vom Ausroden der Baumstöcke oder von Windbrüchen herrühren könnten, unterzog sich Herr Lindner dennoch der löblichen Aufgabe, einige derselben, welche noch am besten erhalten waren, am 20. und 21. Juli 1891 näher zu untersuchen.

Hügel I. An der südlichen Seite der Gruppe gelegen, elliptisch geformt, 1 m Höhe, 8 m Durchmesser, 25 m Umfang, mit sieben Waldbäumen bewachsen. Das Material bestand aus grauem, sandigem Lehm, gemengt mit sehr verschiedenartigem Gestein, unter welchem sich auch grössere Quarzgeschiebe aus dem nahen Maltschflusse vorfanden. Die grosse Menge dieses vorgefundenen, ganz regellos durcheinander geworfenen Gesteines wies darauf hin, dass diese Hügelgräber bereits durchwühlt worden sind. Auch bieten diese in ihrer ursprünglichen Anlage zerstörten Hügel dermalen zwar keine verlässlichen Anhaltspunkte zur Beurtheilung ihrer einstigen Form und Beschaffenheit mehr dar; das massenhaft vorgefundene Gestein aber legt die Vermuthung nahe, dass die meisten Hügel dieser Gruppe nicht nur mit einem Steinkranz, sondern auch mit einem Steinkegel in der Mitte versehen gewesen sein dürften.

Gleich nach Beginn der Abgrabung wurde an der südwestlichen Seite, unmittelbar unter der etwa 6 cm dicken

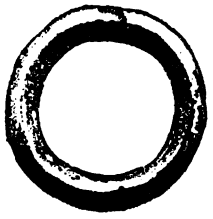


Fig. 28. Bronzering (Geld), $^1/_1$ nat. Gr.

Humusdecke, ein kleiner, geschlossener Bronzering auf einem Steinblock liegend vorgefunden.

Im Lehmboden dieses Hügels fanden sich einzelne Kohlenstückchen, Spuren von Asche und Leichenbrand sowie auch mehrere Bruchstücke von aus freier Hand geformten, schwach gebrannten und unverzierten Thongefässen vor.

Der Ring (Fig. 28), welcher wahrscheinlich bei der ersten Durchsuchung übersehen wurde, ist gegossen, innen und aussen scharfkantig, 0·4 cm dick, mit einem äusseren Durchmesser von 2·7 cm und jenen zahlreichen Bronzeringelchen gleich, welche ich im Massenfunde von Krendorf[1]) als Ringgeld beschrieben habe, nur ist derselbe etwas stärker und etwas grösser.

Hügel II. Sehr flach, Höhe 0·5 m, Durchmesser 5·5 m, Umfang 17 m, mit vier Bäumen bewachsen. Derselbe bestand gleichfalls aus sandigem, mit sehr wirr durcheinander liegendem Gestein gemengtem Lehm und enthielt nebst einigen Kohlenstückchen und Spuren von Asche noch eine grosse Anzahl von Scherben, aus welchen jedoch nur das unter Fig. 29 abgebildete Gefäss zusammengestellt werden konnte.

[1]) Woldřich, Beiträge zur Urgeschichte Böhmens, I. Theil. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien 1883, Bd. XIII, Taf. III, Fig. 4, und Taf. IV, Fig. 13.)

Dieses krugähnliche, am Rande nach aussen gebogene Gefäss ist aus feinsandigem, röthlich-thonigem Lehm aus freier Hand geformt, wenig gebrannt, unverziert und seitlich mit einem Henkel versehen. Höhe 13 cm, Bauchdurchmesser 9 cm, Boden 6 cm, Wanddicke 0·5 cm.

Hügel III. Sehr flach, Höhe 0·51, Durchmesser 7 m, Umfang 24 m, mit neun Waldbäumen bewachsen. Derselbe bestand vorwiegend aus kleineren Steinen mit nur wenig grauem, sandigem Lehm gemengt. Es wurden in demselben nur drei kleine, zu einem unverzierten Gefässe gehörige Scherben sowie ein Stückchen Kohle, jedoch weder Asche noch Leichenbrand vorgefunden.

Hügel IV. Etwa 130 m von den vorerwähnten Hügeln entfernt, befinden sich am nördlichen Abfalle des Kalkofen-

Fig. 29. Thonkrug, $^1/_6$ nat. Gr.

waldes noch zwei sehr grosse und 30 m von einander entfernte Hügelgräber, von denen das grössere der Durchforschung unterzogen wurde.

Dieser ebenfalls sehr flache und mit 21 grossen Waldbäumen bewachsene Hügel hatte oben in der Mitte eine 35 cm tiefe Einsenkung; Höhe 1·2 cm, Durchmesser 12 m, Umfang 41 m. Leider zeigte auch dieser Hügel dasselbe wüste Durcheinander von grauem, sandigem Lehm mit sehr vielen grossen Gneiss- und Quarzblöcken, zwischen denen zerstreut nicht nur noch viele kleine Gefässscherben, sondern auch

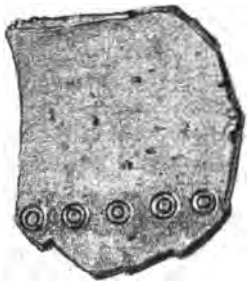


Fig. 30. Thonscherben, $^1/_3$ nat. Gr.

einzelne Kohlenstückchen und am Naturboden deutliche Spuren von Asche und Leichenbrand vorgefunden wurden.

Unter diesen Scherben befanden sich zwei zu einem dünnwandigen, mit freier Hand geformten und schwach gebrannten Gefässe gehörige Scherben (Fig. 30), welche unter dem Halse am Beginne des Bauches eine rings um den letzteren laufende und aus einfach aneinander gereihten, eingestochenen Kreisen bestehende Verzierung zeigen.

Nachdem sich genau dieselbe Verzierung auch an den im Budweiser Museum aufbewahrten und aus der wichtigen, nur eine halbe Stunde südlicher entfernten Nekropole bei Plaben (Plavo) stammenden Urnen vorfindet, so dürfte diese übereinstimmende Verzierung, wenn auch das geringe Ergebniss der durchforschten und in ihrer ursprünglichen Anlage zerstörten Hügel eigentlich keinen sicheren Schluss auf deren Alter gestattet, doch immerhin ein nicht zu unterschätzender Fingerzeig dafür sein, dass die besprochene Hügelgruppe mit der Nekropole von Plaben gleichen Alters sei, welche ich an das Ende der Hallstätter-Periode versetzt habe.

Herr Hauptmann A. Lindner schreibt mir, dass er auch noch die übrigen Hügel dieser Gruppe im laufenden Sommer untersuchen werde, was sehr wünschenswerth wäre.

Nekropole von Roth-Aujezd (Oujezd červený) bei Lišau.

Auch diese Nekropole hat Herr Hauptmann Adolf Lindner im Jahre 1890 im Gegenwart des Herrn Bürgerschuldirectors Fr. Vollgruber einer Untersuchung unterzogen und mir die Resultate behufs Veröffentlichung freundlichst zugesendet.

In dem am südöstlichen Abhange des genannten Dorfes gelegenen und den Bauern Martin und Joh. Wawra gehörigen Walde befinden sich circa 80 reihenförmig angelegte und mit etwa 20jährigem Waldbestande bewachsene Hügelgräber in verschiedener Form und Grösse, von denen A. Lindner fünf untersuchte.

Diese in verschiedenen Reihen gelegenen fünf Hügel wurden aus dem Grunde zur Durchforschung gewählt, weil selbe nicht nur gut erhalten, sondern auch mit weniger Waldbestand bewachsen waren, dessen möglichste Schonung seitens der genannten Grundbesitzer bei Ertheilung der Zustimmung bedungen wurde.

In Folge dessen konnten daher auch diese fünf Hügel nicht gänzlich durch Umgraben, sondern je nach Zulässigkeit des darauf befindlichen Waldbestandes nur theilweise, und zwar durch Ausheben von 1—$2^1/_2$ m breiten und bis auf den Naturboden hinabreichenden Gräben untersucht werden.

Nr. I. Ein sehr flacher, runder Hügel; Höhe 0·7 m, Durchmesser 7 m, Umfang 21 m, mit Spuren oberflächlicher Durchwühlung. Derselbe bestand aus sandigem Lehm mit einem unregelmässigen Steinkranz aus Quarzstücken ohne Steinkegel in der Mitte und enthielt nahe dem Naturboden nur Leichenbrand und einige Kohlenstückchen.

Nr. II. Ein elliptisch geformter Hügel in der östlichsten Gräberreihe; Höhe 1 m, Durchmesser 6·5 m, Umfang 20 m. Derselbe bestand aus sandigem Lehm, gemengt mit einigen kaum faustgrossen Quarzgesteinen. In der Mitte des Hügels zeigte sich am Naturboden Leichenbrand mit wenig Asche, aber mit vielen Kohlenstückchen.

Nr. III. Ein elliptischer Hügel, oben gegen die Mitte etwas eingedrückt; Höhe 0·9 m, Durchmesser 4·5 m, Umfang 13 m, aus lehmigem Sand bestehend und nahe dem Naturboden nur Leichenbrand, etwas Asche und einige Kohlenstückchen enthaltend.

Nr. IV. Ein ebenfalls elliptisch geformter Hügel; Höhe 0·34 m, Durchmesser 5 m, Umfang 15·5 m, sonst wie Hügel Nr. III beschaffen, nur etwas mehr Asche nahe dem Naturboden enthaltend.

Nr. V. Ein runder Hügel, oben mehr flach und wie die vorerwähnten ohne Graben ringsherum; Höhe 1·2 m, Durchmesser 6 m, Umfang 18 m. Derselbe bestand ebenfalls aus sandigem Lehm ohne Steinkranz und enthielt in der nahe

dem Naturboden liegenden, 2 cm dicken Aschenschichte einige Bruchstücke von einem (aus freier Hand geformten?) kleinen Gefässe aus feinem, schwärzlichem Lehm, schwach gebrannt, nach aussen röthlich gefärbt und mit einem unter dem Halse verlaufenden, jedoch sehr unregelmässig eingeritzten, doppelten Wellenornament versehen. Herr Lindner hat die Scherben zusammengestellt (Fig. 31). Das Gefäss hat an der inneren Mündung einen Durchmesser von 8 cm, einen Bauchumfang von 35 cm und, da der Boden fehlt, eine wahrscheinliche Höhe von 12 cm.

Neben den vorerwähnten Gefässscherben lag ein Stückchen schwärzlich-grauen bearbeiteten Feuersteines, der wahrscheinlich nur durch Zufall dahin gelangt sein dürfte.

Diese Nekropole dürfte mit den von mir untersuchten Grabhügeln im Walde Klobasna bei Veselí, am Silberberge bei Netolic, im Neu-Thiergarten bei Frauenberg und von

Fig. 31. Thongefäss, $^1/_4$ nat. Gr.

Plavnic übereinstimmen und sich den etwa dem VII. oder VIII. Jahrhundert n. Chr. angehörigen Grabhügeln von Lomec und Krtel bei Libějic mit ähnlichen, wellenförmig verzierten kleinen Urnen anreihen. Die weitere Untersuchung dieser Hügelgruppe hat Herr A. Lindner in Aussicht gestellt.

Diverse Funde im Bezirke Podersam (Podbořany).

Das städtische Museum in Budweis, über dessen Inhalt an prähistorischen Funden ich bereits in dem vierten Theile meiner „Urgeschichtlichen Beiträge aus Böhmen“ berichtete, erwarb neuerdings eine Reihe interessanter Objecte aus dem genannten Bezirke, sowie aus einigen anderen weiter unten besprochenen Orten, deren Beschreibung und Abbildung mir der Herr Museumsdirector Dr. Joh. Kneissl und sein Stellvertreter, Hauptmann A. Lindner, behufs Berichterstattung zur Verfügung stellten. Des besseren Verständnisses wegen erlaube ich mir zunächst bezüglich des Bezirkes Podersam einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken.

Auf dem zwischen Podersam und Kaschitz (Kaštice) gelegenen Rubinberge befindet sich eine Wallburg, welche auf dem ebenen Gipfel des Berges etwa ein Joch Ackergrund umfasst; der Berg fällt nach drei Seiten steil ab und ist auf der Südostseite von einem Steinwall umgeben. Den Innenraum der Wallburg bedeckt eine sehr mächtige, stellenweise bis 2 m messende Lage aschiger Erde, welche seit Jahren als Dünger abgegraben wird und eine Menge prähistorischer Funde lieferte. Es kommen aber auch rings um die Wallburg gegen die Höhe von Schaab und auf dieser selbst, südlich und östlich von Schaab, auf einem Flächenraume von einigen Hundert Joch vertheilte Aschengruben vor. Dr. A. Tischler berichtet[1]), dass die Arbeiter binnen zwei Jahren über hundert Centner Knochen auf und um den Rubinberg gesammelt und an Zuckerfabriken verkauft haben. Welcher werthvolle Schatz an wissenschaftlichem Materiale ist hier noch in den Siebziger-Jahren vernichtet worden! Andere Aschenfelder befinden sich eine Stunde von Schaab entfernt bei Lišvic und bei Libořic, überall mit perennirenden Quellen in der Nähe; grosse Fundfelder kommen auch bei Klein-Černic und bei Welhotten vor. Neolithische Gruben findet man auch am Selčer- und Černicer Bache.

Am Rubinberge fand man vorherrschend neolithische Stein- und Knochenwerkzeuge und Wandbewurfstücke, welche nebst den Gruben auf eine stabile neolithische Ansiedlung hinweisen; untergeordnet kamen aber auch Bronzeobjecte vor: Meissel, Armbänder und Ketten, nebst einigen Eisenbruchstücken.

Das Budweiser Museum erwarb von hier die nachstehend besprochenen Objecte.

Aus neolithischer Zeit: Eine ovale Reibplatte aus lichtem, festem Sandstein, flach und rauh, ohne Loch, unten unbehauen; Umfang 110 cm, Länge 42 cm, Breite 25 cm, Dicke 6·5 cm; offenbar ein neolithischer Mahlstein.

Acht Stücke pfriemen-, ahl- oder lanzenförmiger Werkzeuge von verschiedener Grösse und Form aus Thierknochen.

Ein Stockgriff oder sogen. Hammer aus Hirschhorn, 15 cm lang; der obere stärkere Theil ist kreisrund gelocht, der untere gegen das Ende der Stange verlaufende Theil abgebrochen.

Ein flacher Schleifstein aus grauem Schiefer, 11 cm lang, in der Mitte 4 cm breit und 1 cm dick, stark abgenützt.

Ein kleiner Becher aus geschwärztem, schwach gebranntem Thon, aus freier Hand geformt, 2 cm hoch, die Wand 0·5 cm dick, innerer Durchmesser 2·5 cm.

Eine kleine Steinaxt aus bräunlichem Amphibolit, an allen Seiten zugeschliffen und geglättet, 7 cm lang, an der Schneide 4·7 cm breit und nach oben sich verengend.

Eine grössere Steinaxt aus grünlich-grauem Amphibolschiefer, 6·5 cm lang, an der Schneide 4 cm breit und auf der einen Seite mehr zugeschliffen als auf der anderen.

Der älteren Metallzeit angehörig: Eine Pfeilspitze aus Bronze, 3 cm lang, mit Widerhaken beiderseits, mit Schaftloch bis zur Spitze, dunkelgrün patinirt.

[1]) Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien, Bd. VIII, Nr. 1.

Ein offener Fingerring aus 0·5 cm breitem Bronzeblech, innen flach und aussen am Rande beiderseits mit einem vorstehenden, quer gestrichelten Reifen versehen. Aeusserer Durchmesser 2 cm.

Ein grosser offener Ring aus 0·6 cm dickem Bronzedraht, welcher mit einer spiralförmig gewundenen Rinne ringsum verziert ist und gegen die glatten Enden zu sich verdünnt. Aeusserer Durchmesser 13·5 cm, schwach patinirt, in drei Theile gebrochen (Taf. I, Fig. 3, $^1/_3$ nat. Gr.).

Gelegentlich der Schachtung eines Hopfengartens bei Oberklee im Jahre 1887 mit noch vielen anderen Bronzen in einem sehr grossen Thongefässe vorgefunden:

Ein offener Ring (Spange) aus 0·7 cm dickem Bronzedraht, glatt, rund und gegen die flachen, kreisförmig umgebogenen Enden sich verengend; äusserer Durchmesser 14 cm, schön bläulich-grün patinirt. Derselbe stimmt völlig überein mit ähnlichen Bronzeringen, die oft in grosser Anzahl beisammen gefunden wurden und auch am Halse von Skeletten vorkommen.

Ein Paalstab (Flachcelt) aus Bronze, 14 cm lang, an der geschweift ausgebogenen, seitlich eckigen Schneide 5·7 cm, am Rücken 2·5 cm breit und mit starker grüner Patina versehen. Längs der ganzen Seite verläuft beiderseits eine schwach hervortretende Randleiste. Derselbe ist ähnlich jenem Paalstabe, welchen ich in meinem dritten Berichte aus Plavnic

Fig. 32. Thonkrug, $^1/_6$ nat. Gr.

bei Budweis auf Taf. IX unter Fig. 4 abbildete, nur besitzt er keinen Ausschnitt am Rücken, welcher hier abgerundet dreieckig ist.

Das Vorkommen des vorbesprochenen grossen Bronzeringes (Spange) mit diesem Paalstab spricht für das hohe Alter der bezeichneten Ringe, da der Paalstab tief in die echte Bronzezeit reicht. Schade, dass die übrigen Bronzen dieses Fundes nicht beisammen blieben.

Auf einem Felde bei Schaab wurde im Jahre 1890 ein neolithisches Thongefäss ausgegraben, 12·5 cm hoch, aus graphitischem, feingeschlemmtem Material aus freier Hand geformt und schwach gebrannt; der nach aussen umgebogene Hals ist glatt, die Oeffnung 7 cm im Durchmesser. Die 13 cm breite Bauchwand, mit einem seitlichen kleinen Henkel, ist bis nahe zum Boden mit aufrecht länglichen Vertiefungen in zehn Reihen ringsum gleichmässig verziert. Dieses sowohl innen wie aussen schwarz gefärbte Gefäss war theilweise gebrochen und wurde wieder zusammengestellt (Fig. 32).

Im Frühjahre 1888 wurde auf dem Kirchenfelde bei der ehemaligen St. Wenzelskirche bei Flöhau ein Schläfenring ausgegraben, aus 0·3 cm dickem, glattem und etwas verbogenem Bronzedraht, mit nur einem S-förmigen Ende, das andere ist abgebrochen. Aeusserer Durchmesser 5 cm, schwach patinirt. Derselbe gehört der Nach-La Tène-Zeit an.

Vom Rubinberge stammt eine Handmühle, bestehend aus zwei Steinen, von denen der untere (Laufstein?) vollendeter erscheint als jener von Kamp in Niederösterreich, mehr dem Litoradlicer Mahlsteine (siehe meinen ersten Bericht) ähnelt und an römische Handmühlen mahnt.

Der eine Mühlstein, aus feinkörnigem, festem Sandstein (in vier Theile gebrochen), besitzt ein durchbohrtes, 8·5 cm weites Loch in der Mitte, von welchem nach vier Seiten unvollkommene Widerlager auslaufen. Sowohl die obere wie auch die untere Seite ist concav; am äusseren Rande des Steines ist ein 4·5 cm tiefes, kreisrundes Loch angebracht, dessen Randdurchmesser 3 cm beträgt. Der Stein hat einen Umfang von 134, eine Dicke am Rande von 15 und in der Mitte von 8 cm. Der Durchmesser auf beiden Seiten beträgt 41 cm.

Der zweite Mühlstein, aus feinkörnigem, grauem und schon etwas verwittertem Sandstein, ist flach, kreisrund, am Rande zum Theil etwas ausgebrochen, mit einem durchbohrten, 6 cm weiten Loch in der Mitte; die Dicke des Steines beträgt 6 cm, der Umfang 130 cm, der Durchmesser 42 cm; die Oberseite ist abgerundet, die Unterseite unbehauen und fast flach.

Diese beiden Steine passen aufeinander und gehören offenbar zusammen.

Da der erstgenannte Mühlstein in dem an der Seite befindlichen Loche eine Handhabe zum Drehen besitzen musste, so war dies wahrscheinlich der Laufstein, auf dem der zweite Stein ruhte; im Loche mit Widerlager des ersteren befand sich eine verticale Axe, welche durch das Loch des zweiten unbeweglichen Steines lief; ob sich auf der Unterseite des Laufsteines auch noch ein dritter Stein, ähnlich dem zweiten, vorfand oder ob der Laufstein, nachdem er auf der einen Seite abgenützt war, umgewendet und dann auf der zweiten Seite benützt wurde, lässt sich nicht entscheiden.

Jedenfalls reicht diese Handmühle weit über die Handmühlen der neolithischen Zeit hinaus in die Metallzeit, mindestens bis in die La Tène-Zeit, wenn dieselbe nicht noch jünger ist. Gewiss ist, dass sie jünger ist als der Mühlstein von Litoradlic oder gar als die Mühlsteine von Kamp in Niederösterreich.

Diverse Funde aus der Umgebung von Dux im Budweiser Museum.

Ein grosses Steinbeil mit kreisrundem Loch, 19 cm lang, unter dem Loche 7·5 cm breit, auf der einen Seite 3·5, auf der anderen 4·5 cm gleichmässig dick, geglättet und aus grünem Amphibolit. Oben beiderseits wie auch unten rechtsseitig etwas ausgebrochen.

Aus einem angeblich im Jahre 1882 in Dux vorgekommenen Funde stammend:

Eine Bronzespirale aus siebenmal aneinander gewundenem, innen flachem und nach aussen abgerundetem Bronzedraht, welcher 0·3 cm breit ist. Die Spirale endet oben in einem kreisförmig umgebogenen und unten in einem abgerundeten Ende. Durchmesser der Oeffnung oben 4 cm, unten 4·5 cm, Höhe resp. Breite 3·1 cm; mit schöner grüner Patina, unverziert (Taf. I, Fig. 2, $^1/_3$ nat. Gr.).

Eine Fibel aus Bronze mit gewölbtem, glattem Bügel; das verlängerte Schlussstück, welches in eine Rosette ausläuft, ist nach rückwärts bis zur Mitte des Bügels umgebogen, die

Rosette zum Theil ein wenig verrostet, sonst schön lichtgrün patinirt.

Eine zweite Fibel aus Bronze, aus einem Stücke angefertigt, mit gewölbtem, längsgeripptem Bügel, die Rippen quer gestrichelt. Das verlängerte und schnabelförmig auslaufende Schlussstück bis zum Bügel nach rückwärts umgebogen; gut erhalten, mit schöner, lichtgrüner Patina.

Diese beiden Fibeln zeigen den echten Duxer Typus und es gleicht die erstere der Fig. 20, die letztere der Fig. 22 auf Taf. I meines vierten Berichtes (Beiträge zur Urgeschichte Böhmens) aus den Reihengräbern von Sulovic, ohne jedoch mit diesen identisch zu sein.

Bronzefunde von Kluk, Nezdášov, Paseky, Doubrava, Křešťovic, Albrechtec und Barau im südlichen Böhmen.

Die nachstehend besprochenen Objecte befinden sich ebenfalls, zwei ausgenommen, im Budweiser Museum.

Bei Erweiterung des am östlichen Fusse des Kluk liegenden und den Bauern Lorenz und Mathias Troup in Slavč, Bezirk Budweis, gehörigen Steinbruches wurden unter der Ackererde vorgefunden:

Eine Spange aus Bronze, sanft gebogen, 34 cm lang, nach aussen mehr dreikantig als rund, innen glatt, in der inneren Mitte 1·5 cm hoch und von da gegen die beiden Enden sich verdünnend; unverziert und schwach grün patinirt.

Eine zweite Spange aus Bronze, 22 cm lang, sonst wie die vorige, nur dass selbe an beiden Seiten etwas verbogen und an dem einen Ende abgebrochen ist. Beide ähnlich den Spangen aus Unter-Groschaun (Chrašťany) bei Netolic.

Die nachstehenden drei Objecte wurden im Nachlasse des verstorbenen Herrn Franz Stulik in Budweis vorgefunden und sollen nach Aussage der Witwe des Genannten aus den Hügelgräbern von Plaben bei Budweis stammen:

Ein offener Armring aus dunkler Bronze, elliptisch geformt, mit grösseren doppelt eingeschnürten Mohnkopfenden, nach aussen gerippt, innen glatt und weniger patinirt. Aeusserer Durchmesser = 9 cm.

Eine elliptische Kinder-Armspange aus Bronze, im runden Körper 0·4 cm dick, gegen die offenen Enden spindelförmig sich verdünnend, schwach patinirt und ohne wahrnehmbare Verzierung. Aeusserer Durchmesser 5·2 cm.

Ein Kleidernadel-Fragment aus Bronze mit abgebrochener Spitze, 11 cm lang, der Kopf oben flach und unverziert; unter demselben befindet sich eine spiralförmige Verzierung, welche nach einer Unterbrechung in der Mitte, wo sich die Nadel verengt, tiefer wieder auftritt. Dunkelgrüne Patina.

Die besprochene Armspange sowie das Nadelfragment dürften wohl aus den Hügelgräbern von Plaben stammen; gewiss jedoch nicht der besprochene Buckelarmring, welcher der La Tène-Zeit angehört. Da sich Herr Stulik nur mit den Vorkommnissen in Südböhmen befasste, ist anzunehmen, dass dieser Armring sicherlich aus diesem Theile des Landes stammt; es ist daher sehr bedauerlich, dass die nähere Provenienz desselben nicht sichergestellt werden kann, weil typische La Tène-Funde bisher aus Südböhmen sehr sparsam bekannt sind.

Ausgegraben im Rozover Revier bei Nezdášov, Bezirk Moldautein:

Eine Armspange aus Bronze, ähnlich der vorbesprochenen, schön patinirt, von elliptischer Form, 6 cm äusserem Durchmesser, mit einem runden, oben 0·6 cm dicken, unverzierten Körper, der gegen die offenen Enden sich verengt.

Beim Ackern auf einem Felde des „Panyhora“ im Revier Slavětic bei Nezdášov, Bezirk Moldautein, vorgefunden:

Eine Lanzenspitze aus Bronze, 14 cm lang, weidenblattförmig, mit starken Mittelrippen und hohler, bis nahe an die Spitze reichender Schaftröhre, welche beiderseits aussen durch je zwei nach der Spitze verlaufende Mittelrippen verziert ist. Am unteren Theile der Röhre beiderseits ein Loch zur Befestigung des Schaftes. Feine, vorzügliche Arbeit, sehr gut erhalten und schön dunkelgrün patinirt (Taf. I, Fig. 4, 1/3 nat. Gr.).

Beim Ackern auf einem Felde zwischen Paseky und Albrechtec östlich von Protivin gefunden:

Eine offene Armspange aus Bronze, aussen mit Gruppen von Querstreifen, oben mit Winkelstreifen verziert und an den übereinander liegenden Enden sich etwas verjüngend. Der 0·5 cm dicke Körper ist äusserlich dreikantig, innen glatt und mit starker, dunkelgrüner Patina versehen. Aeusserer Durchmesser 5·5 cm. Stammt offenbar aus einem Grabe.

Auf einem Acker bei Doubrava nordöstlich von Albrechtec gefunden, allwo schon wiederholt Funde gemacht wurden:

Eine Nadel aus lichter Bronze, 33 cm lang, mit flachem, oben unverziertem und 1·5 cm breitem Kopf, unter welchem

Fig. 33. Messer aus Bronze. 1/3 nat. Gr.

sich an der Nadel eine einmal unterbrochene ringförmige Verzierung befindet; schwach patinirt (Taf. I, Fig. 1, 1/3 nat. Gr.).

Eine Nadel aus lichter Bronze, 23 cm lang, mit abgebrochener Spitze und oben abgerundetem, unverziertem Kopfe von 1·4 cm Durchmesser, sonst wie die vorige.

Diese Nadeln, welche jenen von Čichtic und von Kostelec bei Moldautein (siehe den ersten und zweiten Theil meiner „Beiträge“ u. s. w.) etwas ähnlich sehen, jedoch einfacher sind, stammen wohl aus der Nekropole bei Doubrava, von der ich drei Hügel untersuchte und in dem dritten Theile meiner „Beiträge“ beschrieb.

Im Jahre 1889 auf der sogenannten Flur „Kosín“ beim Kalksteinbruche nächst Křešťovic, Bezirk Pisek, gefunden:

Ein sehr interessantes Messer aus dunkler Bronze, 19 cm lang, Klinge und Griff aus einem Stück Metall angefertigt. Die Klinge, mit starkem und dreikantigem Rücken auf beiden Seiten, ist sowie die Schneide geschweift und gegen die Spitze dünn. Der auf beiden Seiten ebenfalls dreikantige Griff bildet eine ovale Schlinge mit einem am unteren Theile einseitig auslaufenden und unter die andere Seite rund umgebogenen Ende. Das Messer ist gut erhalten und schön lichtgrün patinirt (Fig. 33).

Aus dem der jüngsten Heidenzeit angehörigen Friedhofe von Křešťovic, auf welchem der heutige Friedhof ruht, erhielt das fürstliche Museum in Ohrada kürzlich zwei ovale, 2·2 cm breite Platten aus weissem Glas, welche unten

die ebene natürliche Glasfläche zeigen, aber oben convex zugeschliffen sind; die dreieckigen Schlifflächen zeigen schon dem freien Auge, besonders aber unter der Loupe, einen unvollkommenen, grob gestrichelten Schliff. Dieselben waren wohl als Zierstücke mit der unteren Fläche aufgeklebt.

Andere von diesem heidnischen Friedhofe stammende Funde habe ich im vierten Theile meiner „Beiträge" beschrieben.

Das fürstliche Museum in Otrada erhielt aus Barau (Bavorov) eine kleine Armspange, deren Körper aus einem runden, 0·5 cm dicken Bronzedraht besteht, der sich gegen die übereinandergelegten Enden verjüngt. Die Verzierung besteht aus Gruppen von queren Strichen. Aussendurchmesser 5·0 und 4·3 cm. Das Object stammt offenbar aus einem Grabe.

Gefunden auf einem Felde bei Albrechtec:

Paalstab (Flachcelt) aus Bronze, 15 cm lang, mit schwachem Schaftgriff, dessen Ränder nur wenig erhöht sind. Die erst gegen die Mitte zu etwas hervortretenden Seitenleisten sind in der Mitte spitzwinkelig geschlossen, die Schneide ist elliptisch und 4 cm breit. Das Metall ist von lichtgrüner Patina, stellenweise stark angegriffen (Taf. I, Fig. 5, $^1/_3$ nat. Gr.).

Nekropole von Albrechtec.

Es ist dies dieselbe Nekropole aus der Hallstätter-Zeit, über welche ich in dem dritten Theile meiner „Beiträge", Mitth. der Anthropol. Ges., Wien, Bd. XVI, 1886 (Albrechtec, Nr. 1), berichtete. Die nachstehend besprochenen Funde im Budweiser Museum bereichern nun das Inventar dieser Nekropole in ausgiebiger Weise. Es ist nur zu bedauern, dass der Ausgräber keine Detailangaben über die einzelnen ausgegrabenen Hügel geliefert hat und dass Eisenfunde und Scherben, die dabei gemacht worden sein dürften, als minder verwerthbares Material nicht conservirt wurden. Die Funde sind:

Zwei offene Armspangen aus Bronze, beide von gleicher Form, Grösse und Verzierung, mit schöner, hellgrüner Patina (Taf. I, Fig. 6, $^2/_3$ nat. Gr., Durchschnitt des ganzen Ringes *a*, vordere äussere Ansicht *b*, Seitenansicht mit dem Ende *c*, Querschnitt *d*). Diese zwei Armspangen haben eine elliptische Form, sind am Körper in der Mitte 2·1 cm breit 0·2 cm dick und gegen die Enden etwas schmäler. Aeusserer Durchmesser 6·4 cm.

Eine Nadel aus lichtem Bronzedraht mit S-förmigem Kopfe, 13·4 cm lang, unter dem Kopfe 1·5 cm dick und gegen die Spitze sich verengend; schwach patinirt (Taf. I, Fig. 7, $^2/_3$ nat. Gr.).

Zwei Speichenräder (Riemenschmuck oder Anhängsel) aus Bronze, beide von gleicher Form und Grösse, mit 6 Speichen und einem Henkel; Radkranz und Speichenkopf, wie auch die Speichen auf beiden Seiten dreikantig; an dem einen Stücke fehlt oben der Henkel, an dem anderen sind zwei Speichen und ein Theil des Speichenkopfes abgebrochen. Jedes der beiden Stücke hat einen Durchmesser von 5 cm und starke grüne Patina (Taf. I, Fig. 8, $^2/_3$ nat. Gr.).

Zwei Spiralenfragmente eines Fingerringes aus rundem, durch die lichtblaue Patina stark zersetztem, 0·2 cm breitem Bronzedraht, scheibenförmig sechsmal gewunden. Jede Scheibe hat einen Durchmesser von 1·8 cm. Gleich dem im dritten Berichte meiner „Beiträge" in Fig. 31 abgebildeten Exemplare.

Ein Fingerring aus einem runden, 0·2 cm dicken Bronzedraht, zweimal spiralig aneinander gewunden und von lichtgrüner Patina stark zersetzt. Aeusserer Durchmesser 2·3 cm. Gleich dem in meinem vorcitirten Berichte in Fig. 29 abgebildeten Exemplare.

Eine Armspange aus Bronze, offen, elliptisch geformt, aussen mit rundem, innen mit glattem, 0·7 cm dickem Körper, gegen die Enden spindelförmig sich verengend und mit gruppenweisen Querstrichen verziert. Aeusserer Durchmesser 6·5 cm, Patina bläulich-grün und schön. Vollständig gleich dem in dem ersten Berichte meiner „Beiträge" auf Taf. I, Fig. 14, aus Čichtic abgebildeten Exemplare.

Eine Armspange aus Bronze, in Form und Grösse wie die vorige, nur aussen mit spiralförmig dicht verlaufenden Querstrichen verziert. Patina bläulich-grün und schön (Taf. I, Fig. 9, $^2/_3$ nat. Gr.).

Ein hohler Halsring aus Bronze. Der kreisrunde Körper hat einen Durchmesser von 1·5 cm, die etwas breiteren und mit einer kreuzweise gestrichelten Verzierung versehenen Enden stehen eng beisammen. Das Ornament bildet nach aussen eine ganz eigenthümliche Combination von mit freier Hand eingeritzten, schrägen und abwechselnd quergestrichelten Doppellinien, welche in Dreiecke zusammenstossen. Das Ornament ist gruppenweise durch dreimal nebeneinander gezogene drei Querlinien in sieben Felder abgetheilt, welche der Bogenkrümmung conform nach aussen abwechselnd eine sich kreuzende gebänderte und eine rautenförmige Verzierung zeigen. Der äussere Durchmesser beträgt 16·7 cm; der Ring ist am oberen Theile etwas geborsten, sonst aber gut erhalten und schön grün patinirt (Taf. I, Fig. 10, $^1/_2$ nat. Gr. *a* und *b*).

Ein Fussring aus Bronze; der Körper 0·9 cm dick, die eben so dicken Enden stossen fest zusammen. Die Verzierung besteht aus Gruppen von je drei nur nach aussen verlaufenden Querstrichen; die Enden zeigen je drei kleine, mit Centrumspunkten versehene Kreise. Aeusserer Durchmesser 8 cm, grüne Patina. Nahezu ganz gleich mit dem in dem dritten Berichte meiner „Beiträge" unter Fig. 23 abgebildeten Exemplare.

Ein Armring aus Bronze. Der Körper 1 cm dick, massiv und rund, die etwas sich verengernden und einfach eingeschnürten Enden stossen eng zusammen. Die Verzierung der Aussenseite ist ähnlich jener am vorbesprochenen hohlen Halsring und besteht aus Gruppen von je drei dreimal quergezogenen Linien. Zwischen diesen Gruppen stossen durch schräge Linien bandartig sich kreuzende Felder zusammen, welche abwechselnd ausgestrichelt sind und als Ausfüllung in den Zwischenräumen ein quergestricheltes spitzes Dreieck zeigen. Aeusserer Durchmesser 11·6 cm, sehr gut erhalten; schöne, dunkelgrüne Patina (Taf. I, Fig. 11, $^1/_3$ nat. Gr., *a*, *b*).

Zwei Pfeilspitzen aus Bronze mit Widerhaken und Schafthülse, dreieckig, das eine Stück 4, das andere 4·2 cm lang, schön patinirt (Taf. I, Fig. 12, $^1/_2$ nat. Gr.).

Funde in der fürstlich Schwarzenberg'schen Zuckerfabrik bei Postelberg.

Diese gegenwärtig bedeutend ausgedehnte Zuckerfabrik steht, wie ich mich im Jahre 1891 persönlich überzeugte, auf einer prähistorisch sehr wichtigen Stelle am rechten Ufer der Eger, südlich von Postelberg. Schon bei den ersten Bauten musste man hier auf Funde stossen, doch liegen keine Nachrichten hierüber vor. Bei der Erweiterung und dem Umbau der Fabrik im Jahre 1890 wurde man auf die Funde aufmerksam und die wichtigsten wurden, Dank der Umsicht des Herrn Directors J. Maschat und des Herrn Baumeisters E. v. Hartenthal, gesammelt und Notizen hierüber gemacht. Wie aus den mir vorliegenden zahlreichen Funden hervorgeht, gehört diese prähistorische Fundstätte zu den wichtigsten im nördlichen Böhmen; wenn die Existenz derselben vor der Anlage der Zuckerfabrik bekannt gewesen wäre, hätte eine systematische Durchforschung der Stätte neben reichlichen Funden sehr viel zur Lösung wichtiger prähistorischer Fragen beitragen können. Bei meinem Besuche daselbst im Jahre 1891 waren die Anlagen und Erdarbeiten nahezu fertig und eine systematische Untersuchung nicht mehr möglich. Zum Glücke haben wir dem Eifer des Baumeisters Herrn E. v. Hartenthal eine Reihe von Fundobjecten zu verdanken, die uns wenigstens einige Kenntnisse von dieser prähistorischen Stätte zu bieten geeignet sind. Dieselben sind für das fürstliche Museum in „Ohrada" bei Frauenberg bestimmt und wurden mir kürzlich nach Wien behufs wissenschaftlicher Bearbeitung zugesendet. Ich lasse zunächst den Bericht des Herrn E. v. Hartenthal folgen:

„Bei Vornahme von Erdarbeiten in der Zuckerfabrik Postelberg stiess man öfters auf alte Gräber, die auf eine alte Culturstätte auf dem von drei Seiten vom Egerflusse umgebenen Hochplateau des Fabriksplatzes schliessen lassen.

Das Aufdecken von Gräbern konnte nur an jenen Stellen geschehen, wo gerade die Bauarbeiten ein Ausheben des Erdreiches erheischten, während anliegende, gewiss auch von vielen Gräbern durchsetzte Strecken unberührt bleiben mussten.

Da die Erdarbeiten, welche accordmässig durchgeführt wurden, ungemein rasch fortschreiten mussten, konnte ich nur die nachstehenden Notizen über die Funde zusammenstellen.

Die ersten Gräber wurden aufgeschlossen im Jahre 1890 in der Partie des jetzigen Kesselhauses. Sie wurden ohne jede symmetrische Anordnung angetroffen. Eine Schotterschichte von circa 50 cm deckte das aufgefundene Grab, welches eine mit schwarzer Modererde ausgefüllte längliche Grube darstellte. In der circa 1·20 m tiefen Lage der Modererde fand man meist vermoderte Gebeine, allem Anscheine nach gestreckt liegender Skelette, die sofort gänzlich zerfielen. Nur in zwei Gräbern gelang es, die Urnen Nr. 1 und 2, ferner zwei Spinnwirtel Nr. 3 zu erhalten. In dieser Gegend fand man im Jahre 1889 einen Mühlstein.

In den Jahren 1891 und 1892 wurden die Schwemmcanäle in der östlichen Partie des Hofraumes verlängert und hier stiess man abermals auf eine bedeutende Zahl von Gräbern, die meist eine bestimmte Richtung, von Osten nach Westen, zeigten; die Gesammtanordnung derselben konnte jedoch, weil nur in einer Richtung gearbeitet wurde, nicht sichergestellt werden.

Die gesammten Gräber, circa 15 an der Zahl, waren 1·20—1·30 m tief, mit schotteriger Erde ausgefüllt und enthielten ziemlich gut erhaltene Knochenüberreste von Menschen und Thieren. Die vorgefundenen Menschenskelette befanden sich meist in gebückter Stellung und, soweit sich beurtheilen liess, auf einer Seite liegend im Schotter eingelagert; der Schädel, im Falle überhaupt einer vorgefunden wurde, lag gegen die Mitte des Grabes; gegen Westen lagen die Fuss-, gegen Osten die Armknochen.

Zwei von diesen Schädeln, Nr. 4 und 5, habe ich in die Sammlung aufgenommen. Der durchbohrte Armknochen Nr. 6 wurde mir aus einem dieser Gräber überbracht. Meist in der Gegend des Kopfes der menschlichen Ueberreste wurden die Gefässe Nr. 7, 8, 9, 10 und der Bronzering Nr. 11 vorgefunden. Hieher gehören auch noch einige Scherben und wahrscheinlich ein menschlicher Unterkiefer.

In dieser Partie des Hofes wurden bei Anlage der Wasserzuleitungen, und auch in der angedeuteten Reihe der oben angeführten Gräber selbst, fünf andere Gräber angetroffen, die mit schotteriger, schwarzer Erde ausgefüllt, jedoch ohne eine besondere Richtung aufzuweisen, situirt waren. In einem dieser Gräber wurde in einer Tiefe von 1·50 m ein vollkommen ausgestrecktes Menschenskelet aufgefunden; bei dem Kopfe Nr. 12 lag die Lanzenspitze Nr. 13 und bei der unteren Partie die Schwertklinge Nr. 14. In einem anderen Grabe, wo jedoch die Gebeine sehr zerstört waren, fand man die Lanzenspitze Nr. 15.

Im Jahre 1891 wurden bei Grabung des Schwemmcanales ähnliche Gräber, ohne jede Richtung angelegt, 5—6 an der Zahl, angetroffen und die Gefässe Nr. 16 und 17 und im Jahre 1892 der Krug Nr. 18 aufgefunden.

In derselben Hofpartie, jedoch mehr gegen das Kesselhaus, wurden weitere Gräber angetroffen, die bald in einer bald in anderer Richtung gelagert waren, jedoch keinen Schotter, sondern blos schwarze Erde bis zu einer Tiefe von 1·20—1·50 m enthielten. Ueberreste von Knochen wurden sehr spärlich angetroffen und diese vollkommen zerstört. Dafür wurden aufgefunden die Gefässe Nr. 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25 und 26 und das steinerne Messer Nr. 27. Die Anzahl der aufgedeckten Gräber betrug über 20.

In der nächsten Nähe dieses Fundortes wurde eine Partie von circa 12 m Breite und unbestimmter Länge (da nicht weiter in dieser Strecke nachgegangen werden konnte) schwarzer, fettiger Modererde aufgefunden, die, mit Schotter überlagert, eine Mächtigkeit von fast 2 m besass. In dieser Modererde wurden weder Scherben noch Gefässe oder andere Gegenstände aufgefunden.

Im südlichen Theile des Hofraumes wurden anlässlich der Aushebung von Schnittgruben Gräber aufgefunden, die jedoch ganz abweichend von den vorangeführten beschaffen waren. Die Grabstellen zeigten eine Ueberlagerung von 50 cm Ackerkrume, unter welcher das circa 2 m lange, 1·50 m breite und 1·50 m tiefe Grab mit rothen Sandsteinstücken ausgefüllt war. Die Sohle einer solchen Grube war mit sogenannten Priesener Sandsteinplatten ziemlich regelmässig ausgepflastert und das in schwachen Platten sich vorfindliche Gestein bildete auch die circa 40 cm hohen Bordseiten der unteren Grabpartie.

In diesen Gräbern wurden meistentheils nur Knochenreste gefunden, selten Scherben oder gänzlich vernichtete Theilchen von Bronze; erhalten war nur der Ring Nr. 28. Nur bei einem Grabe gelang es, die grosse Urne Nr. 29 ganz herauszunehmen; dieselbe zerfiel jedoch bald und musste zusammengefügt werden. Dieses Gefäss war in einem der grössten Gräber der oben beschriebenen Art ohne jede menschlichen Ueberreste vorgefunden worden.

Weiters wird noch das Geweih übersendet, welches separat in einer Grube unter anderen Thierknochen aufgefunden wurde. Die anderen Knochen stammen meist von Pferden und Rindern.

In einer Sandgrube östlich des Fabrikshofraumes stiessen Arbeiter bei Sandgewinnung auf einen Thierschädel, den sie jedoch, namentlich in der vorspringenden Nasenpartie, zertrümmerten. Nachdem ich den Sand vorsichtig entfernte, fand ich die abgetrennten Knochentheile und auch fünf Stück Zähne.

Der Schädel lag unter grobem, rundem Schotter in feinen Sand gebettet auf einer ganz schwachen (10 cm mächtigen) Lehmschichte.

Der weiters im Vorjahre aufgefundene Theil eines Henkels (Nr. 30) war unter den von Arbeitern aus den in der Verlängerung des Schwemmcanales aus Gräbern ausgeworfenen Scherben aufgefunden worden."

Gelegentlich meines Besuches während der Erdarbeiten im Jahre 1891 habe ich wahrgenommen, dass im Fabrikshofe Reste und Gräber verschiedenen Alters vorkamen und diese Ansicht wird durch die mir nun vorliegenden Funde sowie durch den vorstehenden Bericht unzweifelhaft bestätigt. In der That haben wir es hier mit Funden aus der diluvialen (paläolithischen), aus der neolithischen und aus der Metallzeit zu thun. Schade, dass eine Planskizze des Fundortes, behufs leichterer Uebersicht, der Herstellungskosten wegen hier nicht beigegeben werden konnte.

Der diluvialen Zeit gehören der Schädel und die Zähne des Rhinoceros tichorrhinus Cuv. an; von derselben Stelle stammt auch wahrscheinlich der von mir oben besprochene Zahn. Leider ist die Schnauze des Schädels von einem jungen Individuum, dem auch die Zähne angehören, sehr zertrümmert. Spuren einer Bearbeitung oder Benagung zeigt der Schädel nicht. Die Sandgrube, in der derselbe gefunden wurde, ist gegen 3·5 m tief und lagert unter grobem, rundem Schotter (ein Geschiebe ist es, so viel ich mich dessen erinnere, nicht); die Sandablagerung wird in Abständen von 0·5 m durch horizontale Lagen eines mageren, sandigen Lehmes von beiläufig 10 cm Mächtigkeit unterbrochen; auf einer solchen Lehmlage ruhte der Schädel. Von weither ist derselbe nicht angeschwemmt worden, da er keine Abwetzungsspuren trägt. Andere Objecte wurden hier nicht gefunden.

In die neolithische Zeit, und zwar gegen den Schluss derselben, gehören die im Jahre 1891 bei Grabung des Schwemmcanales nahe gegen das Kesselhaus aufgedeckten Gräber, und dies nicht so sehr wegen des in einem dieser Gräber gefundenen schönen Feuersteinmessers und des hier gefundenen, mit Feuerstein bearbeiteten Geweihes von Cervus elaphus L. mit angesägten und abgebrochenen Enden, sondern hauptsächlich wegen der hier gefundenen Thongefässe. Die Gräber, 20 an Zahl, von länglicher Form, waren regellos vertheilt und mit schwarzer Erde ohne Schotter gefüllt. Dass es Skeletgräber waren, erhellt nicht nur aus den spärlichen, meist bereits ganz zersetzten Ueberresten von Menschenknochen, sondern auch aus dem Umstande, dass sich unter den vorgefundenen fast lauter kleinen Beigefässen keine Urne befand. Ueber die Lage der Skelette konnte nichts eruirt werden.

Hieher gehören die nachstehend beschriebenen Objecte:

Ein Steinmesser (Nr. 27) aus grauem Feuerstein, auf einer Seite mit scharfen, sägeartigen Zähnen versehen; Länge 11·5 cm, Breite 1·8 cm. Ein flacher Teller (Nr. 25) aus dunklem, glimmerhältigem Lehm, aus freier Hand geformt, ungebrannt, mit fünf hervorstehenden Lippen am Rande; Höhe 5 cm, Mündungs- und grösster Durchmesser 18·8 cm, Bodendurchmesser 7·1 cm, Wanddicke 0·8 cm (Fig. 34 *a*). Ein Becher mit Henkel und ausgebogenem Rande (Nr. 26) aus dunkelbraunem Lehm, aus freier Hand geformt, ungebrannt; Höhe 8·3 cm, Mündungsdurchmesser 12 cm, grösster Durchmesser 12 cm, Wanddicke 0·4 cm, Henkel 1·8 cm breit (Fig. 34 *c*). Ein sehr kleines Töpfchen mit henkelartigem, flachem Seitenbuckel aus dunkelbraunem Lehm, aus freier Hand geformt, ungebrannt; Höhe 7·7 cm, Mündungsdurchmesser 7·3 cm, grösster Durchmesser 8 cm, Bodendurchmesser 5·2 cm (Fig. 34 *e*). Ein kleiner Topf oder Becher (Nr. 23), dessen schwach nach aussen gebogener Rand auf einer Seite ausgebrochen ist, daher nicht sicher, ob mit oder ohne Henkel, aus grobem, grauem Lehm von freier Hand geformt, ungebrannt. Die Verzierung besteht aus zwei unterhalb des Halses unregelmässig verlaufenden, eingeritzten Parallelen, ferner aus am Bauche herablaufenden Reihen, welche aus vier bis sechs mit einem abgeschnittenen Federkiel eingedrückten Kreisen bestehen; zwei dieser Reihen sind halbkranzförmig verbunden; Höhe 7·8 cm, Mündungsdurchmesser 8·4 cm, grösster Durchmesser 10·2 cm, Boden-

durchmesser 5·5 cm, Wanddicke 0·6 cm (Fig. 34 *f*). Ein kleiner Napf (Nr. 20) aus schwarzgrauem Lehm, aus freier Hand geformt, ungebrannt, mit zwei kleinen Höckern am Mündungsrande; Höhe 6·3 cm, Mündungsdurchmesser 4·4 cm, grösster Durchmesser 8·6 cm, Bodendurchmesser 4·2 cm, Wanddicke 0·5 cm (Fig. 34 *b*). Ein niederer, breiter Topf mit grossem, flachem Boden und drei henkelartigen Seitenhöckern (Nr. 19) aus schwarzbraunem Lehm, aus freier Hand geformt, ungebrannt; Höhe 8·2 cm, Mündungsdurchmesser 11·2 cm, grösster Durchmesser 13·4 cm, Bodendurchmesser 10·4 cm, Wanddicke 0·4 cm (Fig. 34 *d*). Ein kleiner, krugförmiger Topf (Nr. 24) ohne Rand, Hals verengt, schwach ausgebaucht, aus grobem, grauem Lehm, aus freier Hand geformt, ungebrannt; Höhe 14—15 cm, grösster Durchmesser 13 cm, Bodendurchmesser 8·6 cm, Wanddicke 0·7 cm. Die Hälfte eines sehr kleinen Napfes (Nr. 21) mit weiter Mündung, aus grobem, schwarzgrauem Lehm, aus freier Hand geformt, ungebrannt; Höhe 6·1 cm, Mündungsdurchmesser 7·5 cm. Ein bearbeitetes Hirschgeweih.

Fig. 34. Thongefässe aus neolithischen Gräbern, $^1/_4$ nat. Gr.

Dem Beginne der Bronzezeit und an die vorigen Gräber sich anreihend, dürften die im Jahre 1890 beim jetzigen Kesselhause aufgedeckten Gräber angehören. Dieselben waren ebenfalls einfache, längliche, regellos vertheilte, mit schwarzer Modererde gefüllte Gräber mit vermoderten menschlichen Skelettheilen, deren Lage sich nicht eruiren liess. Von Beigaben wurden hier die nachstehend besprochenen Objecte vorgefunden.

Ein kleiner Napf (Nr. 1) aus dunkelgrauem, glimmerhältigem Lehm, mit schwach nach auswärts gebogenem, einfachem Rande; um den Bauch verlaufen schief gestellte, breite (mit dem Finger erzeugte) Furchen; aus freier Hand geformt, ungebrannt, aussen dunkel geglättet; Höhe 7 cm, Mündungsdurchmesser 7·4 cm, grösster Durchmesser 9·2 cm, Bodendurchmesser 5·4 cm, Wanddicke 0·5 cm (Fig. 35 *b*). Ein urnenartiges Beigefäss (Nr. 2) aus demselben Materiale, aussen ebenfalls dunkel geglättet, mit abgerundetem Boden; um den Bauch verlaufen schief gestellte Furchen, welche schmäler und länger sind als die des vorigen Gefässes und nicht mit dem Finger erzeugt wurden; Höhe 14·3 cm, Mündungsdurchmesser 12 cm, grösster Durchmesser 18·4 cm, Bodendurchmesser 9·5 cm, Wanddicke 0·4 cm (Fig. 35 *a*). Ein Wirtel aus einem Scherben, aus rothem Lehm, schwarz bestrichen, glimmerreich, rund; Durchmesser 4·5 cm, Wanddicke 1 cm, Durchmesser des runden, ausgedrehten Loches 1·5 cm. Eine wirtelförmige Thonkoralle von der Form eines Doppelkegels, aus rothem, schwach gebranntem Lehm, mit kleinem, schief durchstochenem Loch. Aehnliche Formen kommen in neolithischen Ansiedlungen häufig vor und sind keine Wirtel, sondern kleine Webe- oder Flechtgewichte; Durchmesser 3·8 cm, Wanddicke 1·8, Weite des Loches auf einer Seite 0·6 cm, auf der anderen 0·3 cm.

Der in dieser Gegend gefundene kreisförmige Mühlstein besteht aus hartem Sandstein (allem Anscheine nach von Osseg); der ebene Rücken und der Umfang sind rauh; die gewölbte Fläche ist rein geklopft und durch Benützung als Laufstein theilweise geritzt; in der Mitte derselben befindet sich ein 5 cm tiefes, quadratisches Loch von 6 cm Weite; Durchmesser des Steines 40 cm, Wanddicke 13 cm. Dieser Mühlstein weist auf eine jüngere Zeit, als die neolithische, hin.

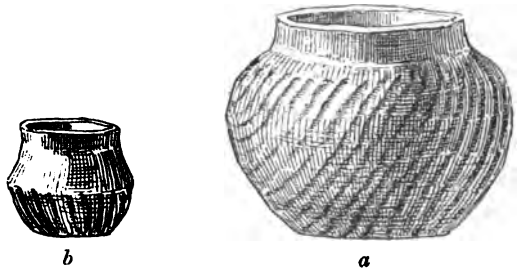


Fig. 35. Thongefässe der Bronzezeit, $^1/_5$ nat. Gr.

Die Stelle in der Verlängerung der Schwemmcanäle (Jahr 1891 und 1892) verräth sowohl durch das mir vorliegende Inventar als auch durch den oben citirten Bericht Gräber zweier, ziemlich weit von

einander entfernten Altersstufen. Zunächst sind die in der Richtung von Ost nach West gelegenen Gräber zu beachten. Die Menschenskelette ruhten hier einfach in mit Erde vermischtem Schotter in seitlich hockender Lage. Es wurden nur fünfzehn blossgelegt; leider sind nur zwei Schädelfragmente, ein Humerus und ein wahrscheinlich hieher gehöriger Unterkiefer (ohne Nummer) erhalten; von Beigefässen gehören nur zwei (Nr. 8 und 10), ferner der gehörnte Henkel (Nr. 31) und ein Gefässscherben (ohne Nummer) hieher. Da ein kleiner, schüsselförmiger Teller (Nr. 10) mit Randlippen in der Form vollkommen dem aus den neolithischen Gräbern (unter Fig. 34 *a*) beschriebenen Teller gleicht, jedoch eine vollendetere Technik verräth und geglättet ist, so dürften diese Gräber ebenso dem Anfange der Bronzezeit angehören, wofür auch eine Ansa cornuta spricht, wie die vorbesprochenen Gräber, welche wohl auch Skelette in seitlich hockender Stellung enthalten haben mochten. Die übrigen von dieser Stelle im Berichte angeführten Funde sind viel jünger und werden später besprochen. Die hieher gehörigen Funde sind:

Ein Schädelfragment (Nr. 5) oder, besser gesagt, ein Cranium, dessen Scheitelbeine verletzt sind; Länge 188, Breite 135 (?), daher der Längenbreitenindex circa 71·81, geringste Stirnbreite 98. Das Cranium fällt auf den ersten Blick als makrocephal auf. Ein Stirnbein eines Kindes (Nr. 4).

Ein Oberarmknochen (Nr. 6) ist äusserst kräftig, sein Gelenkkopf abgewetzt, das untere Gelenk fehlt; durch den Gelenkkopf ist ein Loch gebohrt, das auf der einen Seite 2 cm, auf der anderen 1 cm weit ist.

Ein breiter Becher (Nr. 8) ohne Henkel, Rand einfach, etwas nach innen gebogen, aus grauschwarzem, glimmerhältigem Lehm aus freier Hand geformt, ungebrannt, aussen glatt, mit ebenem Boden; Höhe 10·8 cm, Mündungsdurchmesser 15 cm, grösster Durchmesser 16·8 cm, Bodendurchmesser 8·8 cm, Wanddicke 0·4 cm (Fig. 36 *a*). Ein schüsselförmiger, kleiner Teller, in der Form gleich jenem Nr. 25, etwas kleiner, vollendeter geformt, mit vier Lippen am Rande; aus grauem Lehm aus freier Hand geformt, innen dunkel geglättet; Höhe 5·7 cm, Mündungs- und grösster Durchmesser 16·6 cm, Bodendurchmesser 7·2 cm, Wanddicke 0·6 cm (Fig. 36 *b*). Eine Ansa cornuta (Nr. 30), d. h. ein gehörnter Henkel, ist sehr sorgfältig geformt, aus dunklem Lehm, gelb bestrichen, aus freier Hand geformt, etwas gebrannt; Höhe der Hörner über dem Gefässrand 6 cm, Abstand der Spitzen derselben von einander 10 cm, Wanddicke 0·6 cm, Länge des Henkels 9·3 cm, seine Höhe in der Höhlung 5·4 cm, Weite der Höhlung 1·5 cm (Fig. 36 *c*). Ein Scherben von einem grossen, niederen Gefässe besitzt einen horizontalen, grossen Henkel, an dem sich links und rechts eine breite, horizontale Furche anschliesst; derselbe besitzt eine Wanddicke von 0·7 cm, ist aus schwarzem Lehm aus freier Hand verfertigt und nur schwach gebrannt.

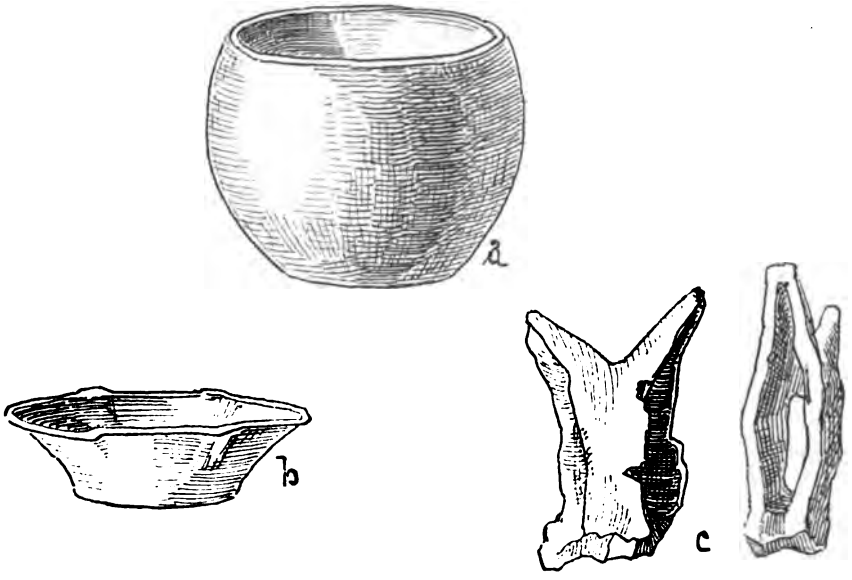


Fig. 36. Thongefässe der Bronzezeit, 1/4 nat. Gr.

Die bei den Schnittgruben aufgedeckten, mit Steinplatten eingefassten Gräber sind dadurch gekennzeichnet, dass dieselben, wie der Bericht aussagt, theils Skelette, theils Urnen enthielten. Leider waren sowohl die Skelette als auch die Bronzebeigaben sehr zerfallen, so dass nur eine Bronzespirale und eine grosse Urne erhalten wurden; der Bronzespirale nach dürften diese Gräber in die vorgeschrittene Bronzezeit, wenn nicht in die Hallstätter-Zeit fallen.

Die Bronzespirale (Nr. 28) ist ein Fingerring aus einem 0·1 cm dicken, fünfmal spiralig gewundenen Bronzedraht mit einfachen Enden, 2 cm im Durchmesser; derselbe ist in zwei Theile gebrochen (Fig. 37).

Die grosse Urne (Nr. 29) besitzt einen schwach nach aussen gebogenen Rand und vier kleine, flache Seitenhöcker

oberhalb des Bauches; dieselbe ist aus dunklem Lehm aus freier Hand geformt, gelb bestrichen, schwach gebrannt und aussen mit unregelmässigen, fingerbreiten, schiefen Furchen versehen; Höhe 47 cm, Mündungs- und grösster Durchmesser 40 cm, Bauchdurchmesser 13 cm, Wanddicke 1 cm. Dieselbe ist zerfallen und wurde zusammengeleimt (Fig. 38).

Die in dem vorcitirten Berichte aus Gräbern bei den Schwemmcanälen angeführten Beigefässe Nr. 7

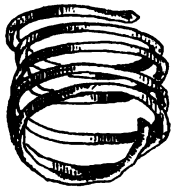


Fig. 37. Fingerring aus Bronze, $^1/_1$ nat. Gr.

und 9 gehören gleich dem kleinen Bronzering Nr. 11 einer viel jüngeren Zeit an; der Bericht bemerkt auch ausdrücklich, dass in dieser Partie des Hofes und auch in der angedeuteten Reihe von Gräbern, die wir früher besprochen, noch fünf unregelmässig zerstreute Gräber vorkamen, in deren einem sich

Fig. 38. Grosse Thonurne, $^1/_{10}$ nat. Gr.

ein ausgestrecktes Menschenskelet vorfand mit eiserner Schwertklinge und einer eisernen Lanzenspitze. Mit diesen Eisenobjecten stimmen die Gefässe Nr. 7 und 9 dem Alter nach recht gut zusammen und diese letzteren stimmen wieder vollkommen überein mit den in der Nachbarschaft in fünf bis sechs Gräbern vorgefundenen Gefässen Nr. 16 und 18. Alle diese Gefässe haben auf den ersten Blick ein mittelalterliches Aussehen, sind auf der Töpferscheibe geformt, bestehen aber aus grobem Lehm und sind schlecht gebrannt; letztere Umstände weisen auf ein grösseres Alter hin. Da die Töpferscheibe schon während der La Tène-Zeit in Böhmen Eingang gefunden, der die besprochenen Thongefässe jedoch nicht angehören, so müssen dieselben in den Anfang der Nach-La Tène-Zeit versetzt werden, etwa in die ältere Wallburgzeit. Hiemit stimmen auch die bei den Skeletten vorgefundenen Eisenmesser, besonders aber die Lanzenspitzen überein.

Die bei den Schwemmcanälen vorgefundenen Objecte sind:

Von dem Skelete ist der sehr zertrümmerte Schädel (Nr. 12) vorhanden, dessen Decke sich zusammenstellen liess; leider fehlen Theile des Hinterhauptbeines, so dass sich die Länge nicht feststellen lässt. Er gehört einem sehr alten Individuum an, dessen Zähne stark abgekaut sind. Es ist ein extremer Brachycephale, dessen Längenbreitenindex 90 weit übersteigt; das Hinterhaupt fällt steil ab und da das Occipitale schwerlich weiter nach rückwärts vorragte, so dürfte seine Länge 162 kaum um etwas übersteigen; nahezu dieselbe Dimension erreicht seine Breite (unmittelbar über den Zitzenfortsätzen), die geringste Stirnbreite beträgt 108. Die Zähne stehen in dem abgebrochenen Oberkiefer sowie in dem Unterkiefer orthognath, die Prämolaren des Unterkiefers sind zweiwurzelig; der Unterkiefer besitzt ein stark schief nach vorne vorspringendes Kinn.

Sehr interessant ist das eiserne La Tène-Schwert, dessen Griff leider verletzt ist; dasselbe besteht aus einem Stück und ist gegenwärtig 70·9 cm lang, wovon etwa 12 cm auf den Griff entfallen; die Schwertklinge ist zweischneidig, flach, in der Mitte 4·7 cm breit und läuft in eine Spitze aus; die Breite unterhalb des Griffendes beträgt 3·8 cm, das abgebrochene Griffende ist 2·8 cm breit. Durch die Erweiterung der Klinge in deren Mitte erinnert dieses Schwert an alte Formen. Dasselbe ist sehr stark zersetzt; vermoderte Holzpartikelchen im oberflächlichen Roste deuten darauf hin, dass es in einer Holzscheide steckte.

Eine eiserne Wurf-Lanzenspitze (Nr. 13), bestehend aus Blatt, Stange und Schafttheil; des Blatt ist kurz, die Dille rund. Diese Waffe erinnert in der Form an die La Tène-Funde in St. Michael und einigermassen an das römische Pilum. Das Blatt ist flach und ohne Mittelrippe, 9 cm lang und 2·4 cm breit; äusserer Durchmesser der Dille 1·8 cm; Gesammtlänge 25·2 cm. Gefunden mit dem Schwerte im selben Grabe.

Aus einem anderen Grabe stammt eine breite, eiserne Lanzenspitze (Nr. 15), welche ebenfalls an solche Waffen aus der La Tène-Zeit erinnert, deren Blatt aber auch keine Mittelrippe besitzt, sondern flach und 4·4 cm breit ist; das Blatt geht unmittelbar in eine 9 cm lange und am Ende 3 cm breite, runde Dille über, in der sich so wie in der vorigen Holzreste vorfinden; Gesammtlänge 28·7 cm. Beide letztgenannten Waffen gehören der Nach-La Tène-Zeit an. Im letzteren Grabe kam noch ein nicht numerirtes Fragment eines eisernen Beiles (?) vor, und zwar das untere Ende desselben, das jedoch keine runde Dülle darstellt, sondern zwei seitliche, nach einer Seite umgebogene Lappen und unterhalb derselben eine mit einem Nagel versehene Verlängerung behufs besserer Befestigung an den Schaft besitzt; die Klinge ist abgebrochen. Länge dieses Fragmentes 13 cm, Breite zwischen den Schaftlappen 4 cm. Auch die einseitigen Lappen dieses Werkzeuges mahnen an die La Tène-Zeit [1]), nur tritt hier noch die Verlängerung unterhalb der Schaftlappen hinzu.

[1]) Prinz E. zu Windischgrätz und Dr. Hoernes, Eisenwaffen von St. Michael (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien, 1892, Bd. XXII, S. [7—9], Fig. 10 u. 11); ferner analog mit den von J. Szombathy in La Tène-Gräbern von Idria di Bača gefundenen Werkzeugen.

Ein urnenförmiges Gefäss (Nr. 7) ohne Henkel aus grauschwarzem Lehm, auf der Drehscheibe, jedoch unvollkommen, innen deutlicher, verfertigt und sehr schwach gebrannt; Rand einfach aufsteigend, schwach nach aussen gebogen. Höhe 15·8 cm, Mündungsdurchmesser 17·3 cm, grösster Durchmesser 20·8 cm, Bodendurchmesser 10·6 cm, Wanddicke 0·4—0·5 cm (Fig. 39 *e*).

Ein kleiner, krugförmiger Topf mit Henkel (Nr. 9) aus grauschwarzem Lehm, auf der Drehscheibe verfertigt, unvollkommen gebrannt; der abgerundete Rand stark auswärts gebogen; der angeklebte Henkel mit einer äusseren Längsrinne versehen; um den Bauch laufen parallele, breite, mit einem Instrumente (Rastral) erzeugte Furchen. Höhe 11·2 cm, Mündungsdurchmesser 10·6 cm, grösster Durchmesser 12·1 cm, Bodendurchmesser 6·4 cm, Wanddicke 0·3—0·5 cm (Fig. 39 *b*).

Es sei hier bemerkt, dass ähnliche Thongefässe wie die vorbesprochenen, welche in Roje in Krain in Skeletgräbern gefunden wurden, aus schlechtem Materiale auf der Töpferscheibe verfertigt und mit dichten Linienreihen, am Bauche aber auch mit Wellenlinien verziert sind und denen von Boccadino im Küstenlande gleichkommen, dem Ende des III. oder dem Anfange des IV. Jahrhunderts n. Chr. zugeschrieben werden[1]). So alt dürften indess unsere vorbesprochenen Gefässe nicht sein.

In den letztbesprochenen Gräbern ist endlich ein ganz ungewöhnliches Gefäss gefunden worden. Es ist dies eine kleine Wanne (Nr. 17) aus grauschwarzem Thon, aus freier Hand verfertigt, schwach gebrannt, aussen schwarz, glatt, mit horizontalem Henkel auf der Längsseite und ebenem, scharf abgesetztem Boden; auf der gegenüber liegenden, verletzten

Fig. 39. Thongefässe und ein Bronzering aus der Nach-La Tène-Zeit (ältere Wallburgzeit), $^1/_4$ nat. Gr.

Ein blumentopfähnlicher, kleiner Napf, gedreht, gut gebrannt (Fig. 39 *f*).

Ein kleiner, dicker Bronzering von einem Hängebeschlage; an einer Stelle ist derselbe scharfrandig verengt und steckte hier wahrscheinlich in einer flachen Schlinge; äusserer Durchmesser 3·3 cm, Dicke 0·6 cm (Fig. 39 *d*).

Von der benachbarten Stelle herrührend:

Ein Krug (Nr. 18), in der Technik vollkommen mit Nr. 9 (Fig. 39 *b*) übereinstimmend, aus demselben Materiale, aber aussen röthlich bestrichen, auf der Töpferscheibe gedreht, unvollkommen gebrannt; der angeklebte Henkel ist ziemlich plump; der Rand ist einfach abgerundet und schwach nach aussen gebogen; am Bauche mit parallelen, breiten, mit einem Instrumente (Rastral) erzeugte Furchen (Fig. 39 *a*). Höhe 22·5 cm, Mündungsdurchmesser 9·6 cm, grösster Durchmesser 16·8 cm, Bodendurchmesser 10·2 cm, Wanddicke 0·7 cm am Rande. Am äusseren Boden verlaufen kleinere und grössere excentrische Kreise, die einander unweit des Bodenrandes berühren.

Längsseite dürfte sich auch ein Henkel befunden haben. Höhe 10·5 cm, der längere Mündungsdurchmesser 21·3 cm, der kürzere 14·4 cm, Bodendurchmesser 18·4 cm und 9·6 cm (Fig. 39 *c*).

* * *

Zum Schlusse erlaube ich mir, den Herren Durchlaucht Adolf und Johann Fürsten zu Schwarzenberg, Karl Fürsten zu Trauttmansdorff, der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, den Vorständen der Museen zu Budweis, Klattau und Taus, sowie allen anderen in diesem Berichte genannten Persönlichkeiten meinen verbindlichsten Dank auszusprechen für die freundliche Förderung meiner diesbezüglichen Studien.

[1]) Dr. M. Hoernes. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien, Bd. XIX, S. [26].)

Inhaltsübersicht.

	Seite
Einleitung	1
I. Untersuchungen über den Bau der Hradiště	1
Allgemeines	1
Verschlackte Wallburg „Na Hradu“ bei Litoradlic	2
Hradiště bei Strakonic	4
Bemerkungen betreffs der Wallburgen „Kátovická Hora“ und „Věneč“	7, 8
Wallburg „Bába“ bei Frauenberg	8
Wallburg „Na Hradci“ bei Poněšic	9
Hradiště bei Wällisch-Birken	10
Steinmauern und Felsen in derselben Gegend	10
Háj bei Žárovna	11
Wallburg „St. Lorenzen“ unweit Bischofteinitz	11
II. Funde in Wallbauten	13
Auf dem Hradiště Dřevič	13
In dem Wallbau bei Postelberg	14
III. Diverse andere Funde und Untersuchungen	18
Diluviale Funde bei Postelberg	18
Diluviale Fauna der Höhle „Turska Maštal“ bei Beraun	18
Funde in Gräbern bei Ferbenz	18
Funde in Aschenlagern bei Ploscha und Vitoses	18
Grabhügel bei Mirkovic	19
Grabhügel bei Schlatin	20
Nekropole von Podraznic	21
Einzelnfunde bei Bischofteinitz	22
Grabhügel von Skrchleby (Stirchlova)	22
Wichtigere Funde im Museum zu Taus	22
Wichtigere Funde im Museum zu Klattau	23
Grabhügel im Poněšicer Reviere bei Frauenberg	23
Grabhügel im Walde „Kukle“ bei Poněšic	23
Grabhügel im „Alt-Thiergarten“ bei Frauenberg	24
Künstliche Höhle bei Frauenberg	24
Neolithische und metallzeitliche Fundstätten bei Peruc	24
Telce Skaly, Klobouk	24
Stradonic bei Lann	25
Funde bei Radonic	25
Funde auf dem Berge Tetín an der Beraun	25
Grabhügel von Wiederpolen (Vidov) bei Budweis	26
Nekropole von Roth-Aujezd bei Lišau	27
Diverse Funde im Bezirke Podersam	28
Diverse Funde aus der Umgebung von Dux	29
Bronzefunde von Kluk, Nezdášov, Paseky, Doubrava Křešťovic, Albrechtec und Barau im südlichen Böhmen	30
Nekropole von Albrechtec	31
Funde in der fürstlich Schwarzenberg'schen Zuckerfabrik bei Postelberg	32
Funde aus der Diluvialzeit und aus der neolithischen Zeit	33
Funde aus der Bronzezeit	34
Funde aus der Nach-La Tène-Zeit	36
Schlusswort	37

Tafelerklärung.

NB. Sämmtliche auf dieser Tafel abgebildete Objecte befinden sich im Museum zu Budweis.

Fig. 1. Nadel aus Bronze von Doubrava, $^1/_2$ nat. Gr.
„ 2. Spirale aus Bronze von Dux, $^1/_2$ nat. Gr.
„ 3. Halsring aus Bronze von Podersam, $^1/_2$ nat. Gr.
„ 4. Lanzenspitze aus Bronze von Nezdašov, $^1/_2$ nat. Gr.
„ 5. Paalstab aus Bronze von Albrechtec, $^1/_2$ nat. Gr.
„ 6. Armspange aus Bronze aus der Nekropole bei Albrechtec, $^2/_3$ nat. Gr.
„ 7. Nadel aus Bronze aus der Nekropole bei Albrechtec, $^2/_3$ nat. Gr.
„ 8. Speichenrad mit Henkel aus Bronze aus der Nekropole bei Albrechtec, $^2/_3$ nat. Gr.
„ 9. Armspange aus Bronze aus der Nekropole bei Albrechtec, $^2/_3$ nat. Gr.
„ 10. Hohler Halsring aus Bronze aus der Nekropole bei Albrechtec, $^1/_2$ nat. Gr.
„ 11. Armring aus Bronze aus der Nekropole bei Albrechtec, $^1/_2$ nat. Gr.
„ 12. Pfeilspitze aus Bronze aus der Nekropole bei Albrechtec, $^1/_2$ nat. Gr.

Ueber eine Graburne von den Liukiu-Inseln.

Von **Dr. M. Haberlandt.**

(Mit 2 Text-Illustrationen.)

In einer vorläufigen kurzen Notiz (siehe Sitzungsber. d. Anthropol. Ges. in Wien, Bd. XXII, Heft I—II, S. [4]) habe ich einige Mittheilungen über eine merkwürdige Graburne von den Liukiu-Inseln gegeben, die sich mit der Inventar-Nummer 37.418 im Besitze des k. k. naturhistorischen Hofmuseums zu Wien befindet. Diese aus Steingut verfertigte, färbig glasirte Deckelurne verräth sich auf den ersten Blick als Nachahmung eines Hauses oder Tempels und ist also in eine Reihe mit den aus Nord- und Südeuropa bekannten Hausurnen zu stellen. Sie bietet daher wohl Interesse genug, um an dieser Stelle einer kurzen Besprechung unterzogen zu werden.

Ueber die Bestattungsformen, wie sie auf den Liukiu-Inseln herrschen, theilt Ph. v. Siebold, Nippon, Bd. VI, S. 305, das Nachfolgende mit:

„Allgemein werden hier die Leichen verbrannt, doch gräbt man die der Reichen erst in die Erde und nimmt sie nach kurzer Zeit wieder heraus, um sie dann erst zu verbrennen. Die Todtenkiste, in welche man die Leiche, nachdem man ihr zuvor die Kniee mit warmem Wasser gewaschen hat, mit gekreuzten Füssen hineinsetzt, ist rund und etwa 3 Sjak (jap. Ziyaku, Fuss) hoch. Nach alter Sitte pflegt man auch die Leichen so lange in's Wasser zu legen, bis das Fleisch vom Gerippe abgefallen ist, und dann die Gebeine in einer Gruft beizusetzen.

Das Skelet bekleidet man mit einem gewöhnlichen Kleide und umwindet es hierauf mit Gras oder einem anderen Stoffe .... Die auf diese Weise hergerichtete Leiche oder eigentlich nur das Skelet wird hierauf in einen Sarg, nach Vermögen von Holz oder Stein, auch in einen irdenen Topf gelegt und in einer ausgemauerten Gruft, die mit einem Fensterchen versehen ist, beigesetzt. Es findet dies bei Vornehmen und Reichen erst nach drei Jahren statt. Bei den Festen zur Erinnerung an die Abgestorbenen nimmt man dann auf einige Zeit die so bewahrten Gebeine wieder heraus. Die Gruft wird oftmals gereinigt und der hölzerne Sarg, wenn es nöthig ist, erneuert. Die Begräbnissplätze liegen gewöhnlich an Abhängen eines Hügels."

Es geht aus diesem interessanten Berichte, welcher in verschiedenen Einzelheiten durch die Mittheilungen Satow's (Transactions of the Asiatic Society of Jap., Vol. I, p. 7) bestätigt wird [1]), zunächst der regelmässige Gebrauch von Todtenurnen zur Aufnahme des Leichenbrandes oder der Skelettheile für die Liukiu-Inseln hervor. Ueber die Form und Ausstattung dieser Urnen erhalten wir freilich keine Mittheilung. Sicher ist es richtiger, bei den Todtenkisten aus Holz oder Stein, von denen im obigen Berichte die Rede ist, an Särge zu denken, die wohl ähnlich wie die chinesischen aussehen dürften (siehe J. J. M. de Groot, The Religions-System of China, Vol. I, p. 280 ff.). Der chinesische Einfluss auf die Inselgruppe, welcher seit dem Beginne des VII. Jahrhunderts andauerte und am stärksten im XVII. Jahrhundert sich geltend machte, rechtfertigt diese Vermuthung wohl zur Genüge. — Wichtiger ist uns die Nachricht, dass man auch irdene Töpfe als Behälter für die Leichenüberreste verwendete [2]). Es

[1]) Die Stelle lautet: „Formerly, when a Loochooan died, he was provisionally buried for three years, until his corpse decomposed so far as to leave only the bones. These were taken out of the coffin, washed clean in a kind of sake, and being placed in a small vase, were deposited in the tomb. The tombs are small holes excavated in hill sides, just large enough to admit the vase .... It seems, however, that at the present time the ordinary Japanese method of burying the corpse at once is followed the ceremony being conducted by Buddhist priests." Siehe auch F. G. Müller-Beck, Geschichte der Liukiu-Inseln nach jap. Berichten, Zeitschrift für Ethnologie 1883, S. (159).

[2]) Auch China kannte irdene Leichenbehälter. De Groot gibt l. c., S. 282, die Notiz, dass man zur Zeit von Yiu-yü (i. e. der Kaiser Shun, welcher im XXIII. Jahrhundert v. Chr. gelebt haben soll) Särge aus gebrannter Erde gebrauchte (Li-ki, c. 9 l. 23 sequ.). Von Porzellanurnen zur Aufnahme der Ueberreste Verstorbener in China berichtet Hirth, Ancient Chinese Porcelain (Journ. of the China branch of the R. As. Soc. N. S. Vol. XXII, p. 183): „The use of porcelain jars in lieu of coffins reminds one of the „potted ancestors", so called by way of jest among foreign residents at Amoy and Foochow, and the Fukien province is the only part of China where, as far as my personal experience goes, the custom of this mode of preserving the relics of dead bodies prevails." Auch in Japan kommen kolossale Porzellanvasen

wird wohl auch ein solcher sein, von dem es in obigem Berichte leider in so mangelhafter Beschreibung heisst, er sei rund und etwa 3 Sjak hoch und diene gewöhnlich zur Aufnahme des ganzen Skelets.

Unser Stück ist, wie die beigegebene Abbildung (Fig. 40 Vorderansicht, Fig. 41 Seitenansicht) zeigt, ein Deckelgefäss von 76 cm Höhe, 42 cm Breite und 30 cm Tiefe, die Höhe bis zum Deckelrand beträgt 40 cm. Es ist also eine ziemlich geräumige Kiste und zur Aufnahme des Leichenbrandes eines Individuums hinlänglich voluminös.

Die Kiste ist aus Steingut, hart gebrannt, braun und grün glasirt und stellt ersichtlich ein Bauwerk, Haus oder Tempel, dar, was am Original noch viel deutlicher wird als in der Zeichnung. Darauf führt insbesondere das durch den Deckel dargestellte Dach, welches zum Theil noch das Sparrenwerk und das Gebälke darstellt, Bogengiebel und First besitzt und den charakteristischen Schmuck zahlreicher chinesischer Prunkdächer, die sich bäumenden Fische an den Firstecken, trägt. Man darf diese Urne daher wohl mit Recht als eine Hausurne bezeichnen.

Freilich in dem Sinne, in welchem die europäischen Hausurnen als solche benannt worden sind, nämlich als primitive Nachahmung des Wohnhauses der darin Beigesetzten (vergl. M. Hoernes, Die Urgeschichte des Menschen, S. 554 ff.), kann man unser Stück wohl nicht gelten lassen. Dies zeigt schon der reiche Schmuck und die phantastische Ausstattung unseres Stückes. Ziehen wir die Beschreibung der Wohnungen auf den Liukiu-Inseln, die uns Siebold gibt, darüber zu Rathe. Bd. VI, S. 299 von „Nippon“ heisst es: „Einige beschreiben uns den Palast der Könige zu Sjuli prachtvoll, im chinesischen Stil erbaut, mit Säulen und mit Schnitzwerk von Thieren und Vögeln verziert; Andere wiederum äusserst einfach, wie die frühesten Bewohner dieser Inseln bauten. Beides findet sich im königlichen Schlosse vereint, tempelähnliche Paläste und höchst einfache Wohnungen. Die Wohnungen der vornehmen Leute gleichen mehr den japanischen; nur als chinesische sind sie hie und da an den Dächern mit Schnitzwerk verziert. Solche Verzierungen stammen aus alter Zeit, denn ursprünglich pflegte man Köpfe von Thieren an den Hausgiebeln aufzuhängen, um böse Geister, Unglück und Krankheit dadurch abzuhalten. Später ersetzte man diese durch Schnitzwerk, wie man es noch heutzutage sieht. Mit Dachziegeln sind nur die Paläste des Königs, der Reichsgrossen und anderer Vornehmen, sowie auch die Tempel gedeckt; die Dächer anderer Häuser mehrentheils mit Reisstroh oder Schilf.“

Diese Beschreibung lässt uns erkennen, dass unsere Urne als Nachahmung eines Tempels aufzufassen ist. Das charakteristische Dach mit dem Bogen an der Front- und Giebelseite ist ganz ähnlich den Dächern japanischer Tempel, wofür ich als besonders schlagende Analogie den Eingangsbau mit dem Hauptthor des grossen Tempels von Nikko (sculptirt von Hidari Zingoro, XVII. Jahrhundert, vielfach durch Photographien und Abbildungen bekannt, vgl. den Holzschnitt bei Gonse, L'art japonaise, II, p. 22) anführe. Die Decoration ist ebenfalls eine charakteristisch japanische; wir erkennen den buddhistischen Löwen (chines. Shi-tzù) sowohl in plastischer Ausführung auf dem Dache, wie in Hautrelief in den oberen Feldern der Frontseite; ferner die Lotosblume (jap. Hasu oder Renge) als bekanntes buddhistisches Symbol; die Blüthen von Chrysanthemum (jap. Kiku-no-hana), die als ein sehr häufiges Decorationsmotiv, zumal in der Keramik der Japaner, bekannt sind und hier bekanntlich als Sinnbild der Sonne und kaiserliches Abzeichen gelten [1]). Die Relieffigur über dem wohl als Eingang oder Thüre zu deutenden Mittelfelde der Frontseite ist allerdings undeutlich modellirt; sie ist aber doch wohl als sitzende Buddhafigur, mit unterschlagenen Beinen, die Hände im Schosse ruhend, zu erkennen. Sie kehrt auf beiden Giebelseiten der Urne wieder, wo sie einmal über der Lotosblume schwebend, auf der anderen Seite auf einem Stiel aus derselben hervorwachsend (gleichsam als Blüthe) erscheint — eine Gruppirung, die als echt buddhistisch bezeichnet werden muss. Auch die Löwenköpfe und Masken, die an den Ecken des Daches (Deckels) sowie an den Risalitecken der Urne aufsitzen, gehören zu den gewöhnlichen architektonischen Zierrathen japanischer Tempel (vgl. Gonse, l. c., II, S. 13), und es ist sehr die Frage, ob man dabei direct an die von Siebold in der angeführten Beschreibung erwähnten Thierköpfe, welche man auf Liu-kiu einst

neben dem Sarge zur Verwendung (Notices of Japan., Chinese Repository, Vol. IX, p. 633): „When all preparations are completed, the corpse, washed, and clad in a white shroud — is placed, in the sitting posture of the country, in a tub-shaped coffin, which is inclosed in an earthenware vessel of corresponding figure.“

[1]) Es darf vermuthet werden, dass im Chrysanthemum-Motiv mehrfach das altbuddhistische Symbol des Gesetzrades (Dharma-cakra) aufgegangen ist.

zur Abwehr böser Geister an den Giebeln der Häuser aufhing, denken darf. Es sind wohl einfach die Decorationsmotive der japanischen Architektur, deren ursprüngliche Basis und Entstehung allerdings mit jener der Liukiu-Hauszierrathe wesentlich identisch sein wird. Den Dachfirst unserer Urne schmücken endlich an den Ecken die Figuren zweier sich bäumender Fische — ein Decorationsmotiv, das mir aus der chinesischen Architektur bekannt ist, wo es z. B. auf den „Pai-lu" genannten Ehrenthoren häufig erscheint (z. B. auf dem Pailu von Ningpo). Ueber eine allfällige Bedeutung derselben weiss ich nichts anzugeben, ebenso über ihren allfälligen Zusammenhang mit dem häufig auf Objecten festlichen Gebrauches erscheinenden chinesischen Decorationsmotiv der zwei Fische.

Auffällig ist, dass die Rückseite unserer Graburne keinerlei Sculptur besitzt und einfach eine glatte Wand zeigt, die nur durch einfache Malerei (braune, sich kreuzende Linien mit grünen Tupfen in den Carreaux) nothdürftig verziert ist. Ich glaube, in diesem Umstande einen neuen Hinweis auf ihren behaupteten Charakter als Nachahmung eines Tempels oder, genauer gesprochen, eines Grabtempels erblicken

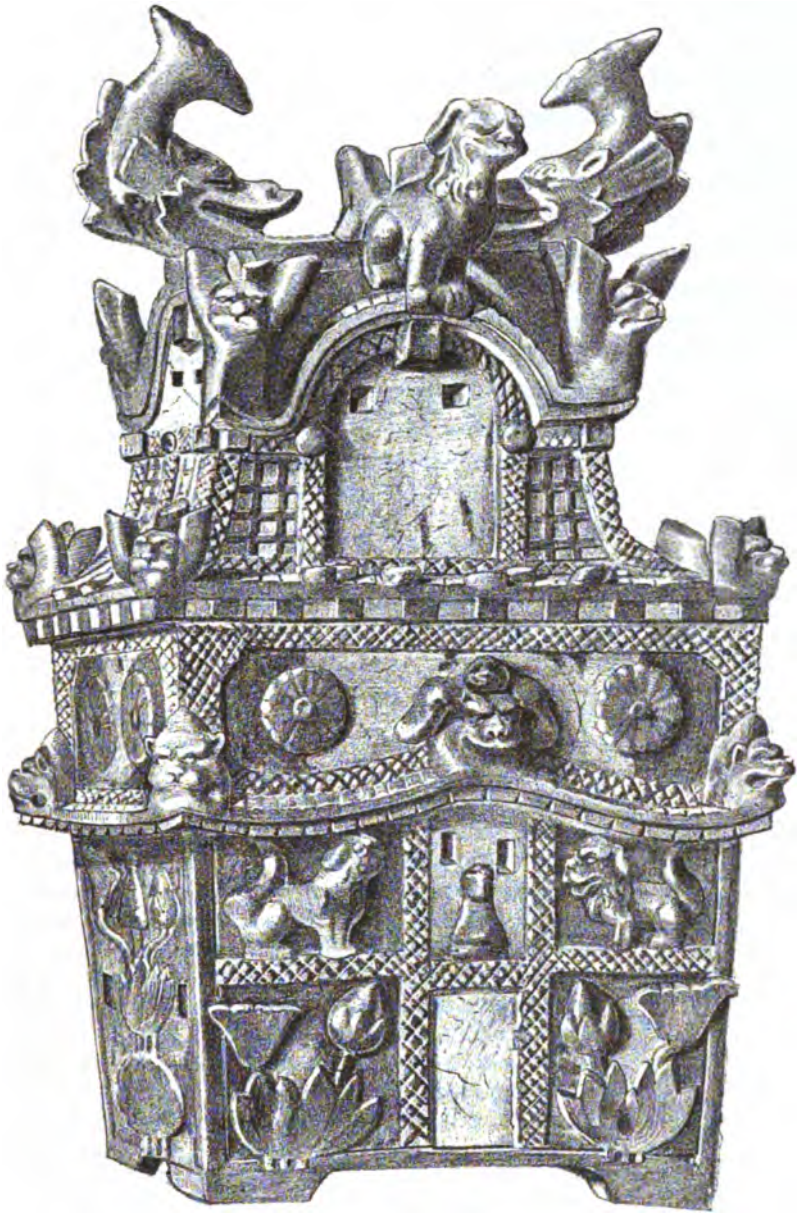


Fig. 40. Deckelurne von Liu-kiu (Vorderansicht). ($^1/_5$ natürl. Grösse.)

Fig. 41. Deckelurne von Liu-kiu (Seitenansicht) ($^1/_5$ natürl. Grösse.)

zu dürfen. Dergleichen Bauten lehnen sich eben in natura meist an Bergabhänge, Waldstämme u. dgl. an [1]) und entbehren so in selbstverständlicher Weise einer architektonischen Rückseite. Bei einer Urne oder Vase schlechthin wäre, selbst wenn ihre Aufstellung in der Grabkammer die Rückseite nicht zugänglich und daher ersichtlich machte, doch diese Vernachlässigung nicht recht denkbar. Der Töpfer hatte eben das Bild eines Grabtempelchens bei seiner Arbeit im Auge, und dies Modell liess ihn für die Rückwand in Stich, wodurch sie auch in seinem Werke undecorirt blieb.

Diese vermutheten Modelle hatte der Verfertiger unseres Stückes, welches übrigens — obwohl ein Unicum in europäischen Museen, so viel mir bekannt — keineswegs das einzige seiner Art ist [2]), sondern einen Typus darstellt, wahrscheinlich unmittelbar in den buddhistischen Tempelchen und reicheren Tempelbauten vor sich, welche auf den Liukiu-Inseln zahlreich errichtet sind. Der Buddhismus ist bald nachdem die Inselgruppe den Japanern bekannt geworden, hier eingedrungen, und zwar sind besonders die Secten Rinsai und Singon in Aufnahme gekommen (Nippon, VI, S. 312). Auf Okinawa, der Hauptinsel, woher die Urne stammt, werden zahlreiche Tempel genannt, darunter zwei prachtvolle an der Nord- und Südseite der Hauptstadt, welche königlichen Palästen gleichen sollen. Von Interesse ist dabei natürlich nicht die Tempelform als solche, welche unsere Urne darbietet, sondern der Umstand, dass man diese Form hier zum Typus von Todtenurnen verwendet hat. Es tritt das Stück — vor dem Verdacht geschützt, Ausdruck einer blossen Töpferlaune zu sein — hiedurch in eine gewisse Analogie mit jenen prähistorischen Urnenformen europäischer Provenienz, welche die Behausung der Verstorbenen darstellen. Es ist aber doch ein merklicher, nicht zu übersehender Unterschied dabei. Unsere Graburne ist die Verkleinerung eines Grabtempels, die europäischen Hausurnen drücken den Gedanken aus, dass der Todte nach wie vor in einer Behausung — eben von der gewohnten Form — verbleibe. Verhältnissmässig modern, lehrt unser Stück jedoch, dass die Formenschöpfung auch in späterer Zeit ähnliche Bahnen einschlage, wie sie in prähistorischen Zeitläuften betreten worden sind, nur dass sie hier von lebendigen Vorstellungen eingegeben und getragen ist, was bei Schöpfungen, wie unsere Graburne, bezweifelt werden muss.

Literaturberichte.

1.

Niederle, Dr. L.: Lidstvo v době předhistorické. Se zvláštním zřetelem na země slovanské. Díl I.: Doba předkovová. Se 152 vyobrazeními. Praha 1893. (Der prähistorische Mensch; mit besonderer Berücksichtigung der slavischen Länder. Von Dr. L. Niederle. 152 Abbildungen. Prag 1893.)

Ein übersichtliches Originalwerk über den vorgeschichtlichen Menschen nach Art der Werke Beer's, Lubbock's, G. de Mortillet's und M. Hoernes' besass die böhmische Literatur bis heute nicht, wenn es auch an theilweisen Uebersetzungen und kleineren populären Versuchen dieser Art nicht fehlte. Das für die böhmische und auch benachbarte Archäologie grundlegende Werk Wocel's (Pravěk země české, Die Urgeschichte Böhmens) beschränkte sich auf das genannte Königreich, und hier, seiner Zeit entsprechend, vorzüglich auf die gemachten Funde und auf frühhistorische Nachrichten. Niederle unternahm die auf allgemeiner Grundlage fussende, heute gewiss um so schwierigere Arbeit, als er den wissenschaftlichen Standpunkt nicht ausser Augen liess und dabei für jeden Gebildeten verständlich schrieb. Obwohl der strebsame junge Gelehrte hiebei ähnliche fremdsprachige Werke benützte, vertiefte er sich auch in die neueste fremdsprachige wissenschaftliche Literatur und stellte sich auf eigene Füsse, um möglichst selbstständig zu arbeiten. Was seinem Buche besonders zum Vortheile dient, ist, dass er die verschiedenen Theorien und Hypothesen nicht einfach hinstellt, sondern denselben kritisch näher zu treten versuchte, wenn wir auch seinen Deductionen hie und da nicht ganz beizupflichten vermögen. Einen grossen Vorzug besitzt dieses Werk darin, dass es auch die prähistorische Archäologie der slavischen Länder besonders berücksichtigt, was in den bisherigen anderssprachigen Werken nur unzureichend der Fall ist; dieser Vorzug dürfte besonders in dem zweiten Theile markant hervortreten.

Der vorliegende erste Theil behandelt die Capitel: Anfänge des menschlichen Geschlechtes nebst der Frage über den tertiären Menschen. Die diluviale oder paläolithische Zeit mit einem Ueberblicke über die wichtigsten Funde in Frankreich, England, Italien, Spanien, Deutschland, Oesterreich (besonders in Böhmen, Mähren und Galizien), Ungarn, Polen und Russland, und zwar nicht nur bezüglich des Menschen, sondern auch bezüglich der Faunen. Neolithische Zeit: Die Frage des

[1]) Auch auf den Liukiu-Inseln befinden sich die Grabbauten regelmässig an Hügelabhängen, wie von Siebold und Salow l. c. übereinstimmend berichtet wird.

[2]) Herr Consul G. Kreitner theilte mir mit, dass er mehrere Stücke dieser Art in Japan gesehen.

Hiatus, wobei der Verfasser die continuirliche Entwicklung zugibt, aber auch einer theilweisen Einwanderung aus dem Osten zuneigt, Besiedelung, Gräber und geheiligte Orte; Bild der neolithischen Cultur; die europäischen Menschenrassen dieser Zeit: Iberer, Ligurer, Basken u. s. w., sowie die Arier. Die letzteren lässt er theilweise bereits in Europa ansässig sein, glaubt aber, dass die Kurzköpfe dieser Zeit aus dem Osten eingewandert sein dürften. — Gewiss entspricht das Buch vollkommen seinem Zwecke: „alle Gebildeten in die prähistorische Archäologie einzuführen", und ist nicht nur ein erwünschter, sondern auch gelungener Beitrag zur diesbezüglichen böhmischen Literatur. **Woldřich.**

2.

Weigand, Dr. Gustav: Vlacho-Meglen. Eine ethnographisch-philologische Untersuchung. Mit vier Lichtdruckbildern. Leipzig 1892. XXXVI + 78 pp. 8°.

Im südwestlichen Theile Makedoniens, zwischen Monastir und Saloniki, liegt ein kleiner District, Meglen genannt, der von einem ganz eigenartigen Völkchen bewohnt wird, das sich durch Typus, Tracht, Lebensweise und Sitten wesentlich von den anderen makedonischen Volksstämmen unterscheidet und auch einen bisher unbekannten rumänischen Dialekt spricht. Das vorliegende Buch, obwohl der Hauptsache nach auf philologischer Basis beruhend, bietet gleichwohl auch dem Ethnographen mannigfache Anregungen, da der Verfasser neben seinen sprachwissenschaftlichen Forschungen den Sitten und Gebräuchen, so weit es ihm möglich war, eine liebevolle Aufmerksamkeit zuwandte. Der Inhalt des Buches zerfällt in drei Theile, von denen der erste Land und Leute schildert, der zweite eingehend die sprachlichen Verhältnisse klarlegt und der dritte einige für den Ethnographen sehr interessante Texte sammt Uebersetzung bringt. Die Megleniten zeichnen sich durch häufig vorkommende Schlitzaugen und vorstehende Backenknochen aus; an der Feiertagskleidung der Mädchen fällt die Kopfbedeckung, welche aus einem silbernen Deckel mit ringsum angebrachten Silbermünzen besteht, sowie der vielgliederige Silbergürtel auf; letzterer ist jedoch derzeit nur mehr selten im Gebrauch; das Leinenhemd ist mit Stickereien verziert. Die Brust wird ganz mit Glasperlen und Silberstücken behängt „und je lauter das Silber beim Tanzen oder Gehen erklingt, desto stolzer ist die glückliche Trägerin". Breite, bunte Gamaschen und plumpe Schuhe vervollständigen diese Tracht; für gewöhnliche Tage entfallen diese, wie auch der Silberschmuck. Die Männer scheinen keine ausgesprochen nationale Kleidung zu haben und gleichen den westlichen Slawen; sie gehen aber niemals barfuss, sondern tragen Schuhe und Sandalen, die sie sich selbst verfertigen. — Die Todten werden ohne Sarg auf dem Friedhofe verscharrt und mit schweren Platten, von welchen eine aufrecht gestellt wird, bedeckt. Die Burschen heiraten mit 16 Jahren die von den Vätern ausgesuchten Mädchen, die 6—10 Jahre älter sind; den Eltern der Bräute müssen Geldsummen bezahlt werden; die Frau wird also im wahrsten Sinne gekauft.

Einige kurze Bemerkungen über Haus und Wohngeräthe, über den Vampyrglauben, der in zwei hübschen Märchen illustrirt wird, und über die Tänze schliessen das ethnographische Material. Die Textbeilagen des dritten Theiles enthalten vier Märchen vom Währwolf (oder besser Vampyr, wie er auch im Meglendialekte „Vompîru" heisst), von der Schlange und von der Bärin.

Der Hauptwerth des Buches liegt im zweiten, dem sprachlichen Theile, der eine ganz ausgezeichnete Behandlung erfahren hat. Der gelehrte Verfasser stellt das Meglen im Laufe seiner Untersuchung beständig in Vergleich zu dem Dako-Romanischen, Makedo-Romanischen und Istrischen und kommt zu dem Schlusse, dass die angeführten Dialekte sich unmöglich selbstständig aus dem Latein entwickelt haben, sondern auf das Urrumänische zurückgehen; sie heben sich in ihrer Gesammtheit scharf von den übrigen romanischen Sprachen ab. Die Megleniten selbst betrachtet der Verfasser als den bedeutendsten Rest der Bulgaro-Walachen, welche gegen Ende des XII. Jahrhunderts ein Reich gegründet hatten, aber nachher entweder spurlos unter den Slawen aufgingen oder sich in die Gebirge zurückzogen. Einige Steinwälle im Gebiete der Megleniten, bei welchen sich auch Topfscherben u. dgl. finden, werden als Vertheidigungsplätze derselben vermuthet, obwohl dafür nicht die geringste Tradition spricht. Wir müssen sie daher einstweilen wohl als prähistorische Ueberreste auffassen. Eine ganz eigenthümliche linguistische Bemerkung, die freilich mit dem Meglendialekte nichts zu thun hat, aber einen nahen Verwandten desselben betrifft, muss hier erwähnt werden: Die Liquida r und l, die sonst in den verschiedensten Sprachen mit einander wechseln, werden beide in der Sprache der Farscherioten zur gutturalen Spirans ɣ, die im Auslaut tonlos und wo sie l vertritt, reducirt wird, eine Erscheinung, die in keinem anderen Balkandialekte noch beobachtet wurde.

Die Lichtdruckbilder bringen Typen von Megleniten und Tänze zur Anschauung; eine topographische Karte verbessert wesentlich die bisherigen Angaben. Wir können der berechtigten Hoffnung Ausdruck geben, dass Herr Dr. Weigand, der 16 Monate unter den Balkanvölkern verlebte, uns in seinen weiteren Publicationen ein auch für die Ethnographen höchst wichtiges Material liefern wird. **W. Hein.**

3.

Schmeltz, J. D. E.: Catalogus der ethnographische verzameling van het Museum der Overijselsche Vereeniging tot Ontwikkeling van Provinciale Welvaart te Zwolle. Met drie afbeeldingen. Leiden 1892. 48 pp. 8°.

Im Vorjahre hat uns Dr. Michael Haberlandt mit den Musealverhältnissen in Holland bekannt gemacht (vgl. dessen „Musealstudien in London und Holland" in den „Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums", VI, N. p. 143) und in kurzer Uebersicht die reichen ethnographischen Schätze, die allerdings zum grössten Theile aus den niederländischen Colonien stammen, vorgeführt; doch ist ihm noch manches Provinzmuseum und gewiss noch manche recht ansehnliche Privatsammlung entgangen, wie z. B. die Museen in Arnhem, Assen, Leeuwarden und Middelburg, welche in dem von Schmeltz redigirten „Internationalen Archiv für Ethnographie" bereits eine Besprechung erfahren haben. An diese reiht sich nun das oben genannte Museum zu Zwolle, das unter der Leitung des eifrigen Conservators K. Bisschop van Tuinen einen bedeutenden Aufschwung nimmt; ihm haben wir es wohl zu danken, dass eine so tüchtige Kraft, wie Schmeltz, berufen wurde, die ethnographischen Objecte daselbst zu

classificiren und zu katalogisiren; dieselben stammen aus einer Zeit, wo Hollands Schiffe noch auf Entdeckungsfahrten ausgingen, weisen daher zum Theile auf längst vergangene Zustände der Naturvölker hin und sind für den Ethnographen von ganz besonderem Werthe. Mit der Drucklegung des Kataloges hat der Verfasser dieses Museum für die ethnographische Welt gewissermassen entdeckt und benützbar gemacht.

Von den 353 Objecten sind 6 europäischen (türkischen) Ursprungs, 38 stammen von China und Japan, 9 von den indischen Halbinseln und Vorderasien, 23 sind sehr bemerkenswerthe Alterthümer von Djâwa, während 66 Nummern modern-djâwanisch sind, darunter verschiedenartige Flechtwerke mit dem oft wiederkehrenden Motive des Andreaskreuzes. Die Inseln Bali, Sumatra, Borneo, Selebes und Amboina mit den zugehörigen Eilanden sind durch 64 Objecte vertreten, unter welchen als besonders wichtig ein Holzschild von den Talaut-Inseln hervorzuheben ist; derartige Schilde sind höchst selten und durch ihre an eine Echse gemahnende Form bemerkenswerth (vgl. Schmeltz: „Schilde von den Talaut-Inseln" im „Internationalen Archiv für Ethnographie", II, 163). 51 Gegenstände stammen von Neu-Guinea, darunter ein geflochtener und mit Schneckenschalen verzierter Gürtel, auf dem ein stilisirtes, vierfüssiges Thier dargestellt ist. Die Südsee-Inseln lieferten 23 Nummern, welche fast zur Hälfte von den Markesas-Inseln herrühren; besondere Beachtung verdienen die drei reich geschnitzten Stelzen. Amerika ist durch 58 und Afrika durch 15 Objecte vertreten. Ein Steinbeil, das brasilianischen Ursprungs ist, war als „Waffe aus den Patriotenkämpfen 1787" und ein elfenbeinernes Blashorn von Westafrika als „Rufhorn eines Schiffers" inventarisirt (vgl. Schmeltz: „Ein neuer Beitrag zur Geschichte der Vermischung der Herkunft ethnographischer Gegenstände" im „Internationalen Archiv für Ethnographie", III, 195). Zum Schlusse sei noch auf die 6 Goldgewichte von den Aschantis verwiesen, da sie Figuren von Antilopen, Krokodilen, Schlangen u. dgl. darstellen. Wie nicht anders zu erwarten stand, hat der Verfasser, der mit Dr. R. Krause im Jahre 1881 einen Katalog der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des Museums Godeffroy in Hamburg herausgab und sich mit diesem in jeder Hinsicht mustergiltigen Werke ein unvergängliches Verdienst erwarb, nicht blos die Objecte aufgezählt und beschrieben, sondern auch, so oft es möglich war, auf die einschlägige Literatur verwiesen und Alles zum Vergleiche herangezogen, was einem ferneren Studium von Nutzen sein könnte. Die drei beigegebenen Abbildungen beziehen sich auf eine Buddhafigur mit 18 Armen (von Nord-China), auf eine Durgâfigur mit 8 Armen von Djâwa und auf das oben erwähnte Beil von Brasilien. Mit einer peinlichen Gewissenhaftigkeit sind sämmtliche Inventarsnummern, ob alt oder neu, sowie die Schenker angegeben, so dass man nöthigenfalls die Geschichte jedes einzelnen Objectes an der Hand der angeführten Daten verfolgen kann. Der Verfasser hat demnach mit seiner neuesten Publication nicht nur einen ausgezeichneten Katalog, sondern auch das Muster eines brauchbaren Museumsinventars geliefert.

W. Hein.

4.

Schurtz, Dr. Heinrich: Katechismus der Völkerkunde. Mit 67 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber, 1893.

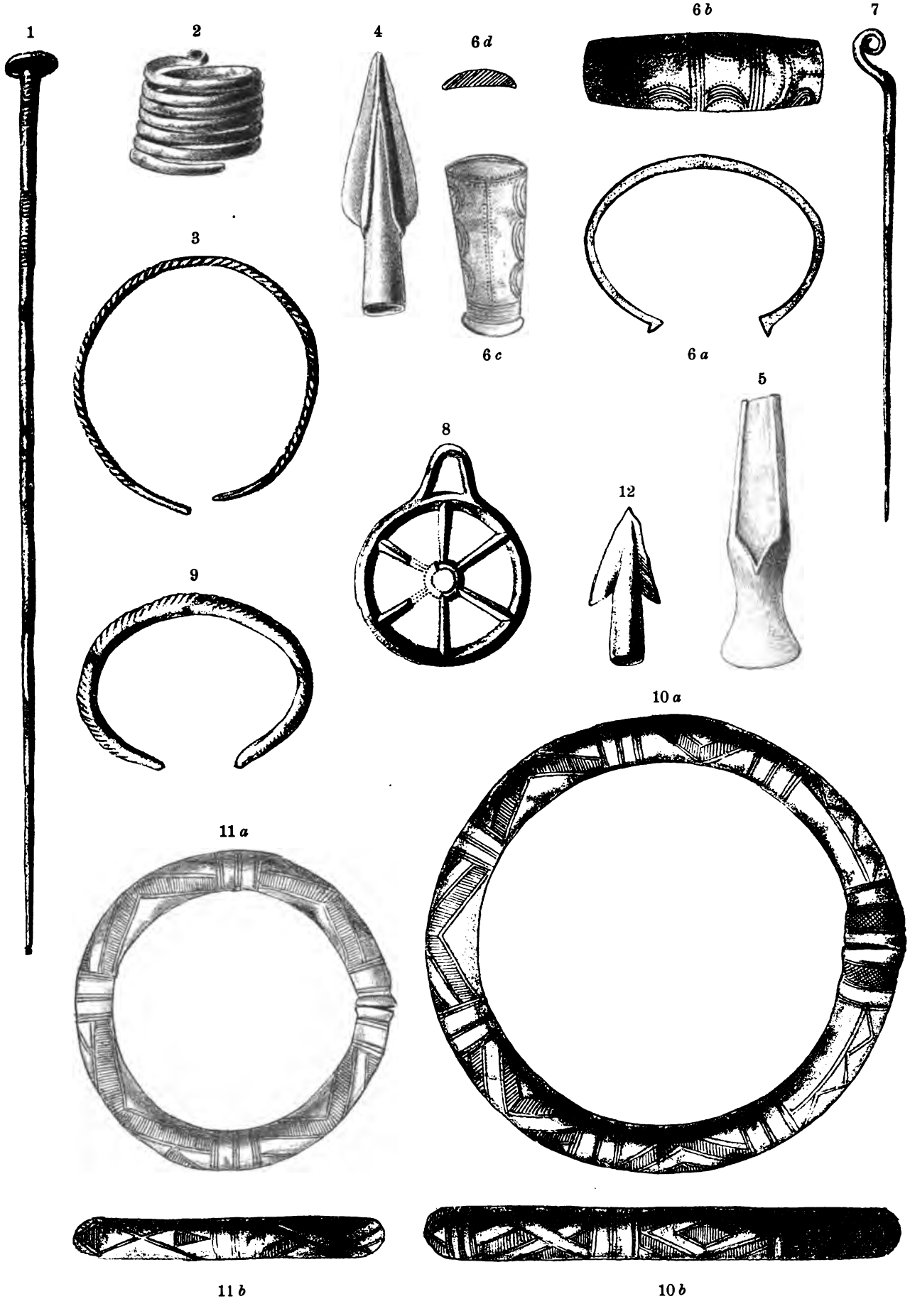
Es ist nichts leichter, als ein Compendium, wie das in Rede stehende Werkchen, zu kritisiren, und vielleicht nichts schwerer, als ein solches selbst zu schreiben, namentlich aber es besser zu machen. Eigentlich wäre das die richtige Aufgabe für eine unserer Koryphäen der Ethnologie, in welcher derselbe uns die abgeklärten Resultate langjährigen Beobachtens und Forschens in ganz kurzer Form geben würde. Es gehört aber andererseits wieder der volle Muth der Jugend dazu, um unsere noch überall im Ausbaue begriffene Wissenschaft in einen Katechismus zusammenzufassen, jener Muth, der ohne viele Bedenken die vielen Klüfte überspringt, vor denen das reifere Alter vorsichtig stehen bleiben würde. Wir können es daher nur mit Freude begrüssen, wenn ein schon durch mehrere treffliche Specialarbeiten bekannter jüngerer Forscher diese Bedenken beiseite lässt. In stets klarer und doch ungemein conciser Form stellt uns derselbe in diesem Werkchen — ein Bestandtheil der rühmlichst bekannten Weber'schen illustrirten Katechismen — die Völkerkunde nach ihrem gegenwärtigen Standpunkte vor Augen. Uns behagt diese Form mehr, als die mit mehr Aufwand an stilistischen Redewendungen in oft blumenreicher Sprache geschriebenen Werke ähnlichen Charakters.

Durch den niedrigen Preis (4 Mark) kann und soll das Werkchen zum Taschenbuch für jeden Gebildeten werden. Die Illustrationen sind nicht allzu zahlreich, aber im Allgemeinen gut gewählt. Vielleicht wäre bei einer nächsten Auflage der Versuch zu machen, den beschreibenden (ethnographischen) Theil voranzustellen und diesem erst den theoretischen resp. allgemeinen (ethnologischen) Theil folgen zu lassen. Nach der Ansicht des Referenten hat es für die grosse Mehrzahl der Leser viel mehr Anziehungskraft, gleich den lebenden Stoff vor Augen zu haben, als sich erst durch eine Anzahl theoretischer Capitel hindurchzuarbeiten, die zum Schlusse, wenn der Leser das Material kennt, gewiss mit mehr Verständniss und mit grösserem Nutzen gelesen werden.

Einzelne kleine Ungenauigkeiten, wie z. B. die Angabe über die Wohnsitze der Osseten am oberen Rion (S. 339), den Ausspruch, dass die Männer dieses Volkes klein und unansehnlich sind, während gerade das Gegentheil so ziemlich das Richtige trifft, und endlich (S. 354), dass die nördlichen und südlichen Osseten kaum etwas von einander wissen, wird man dem Verfasser bei dem umfangreichen Stoffe, der noch dazu in möglichst comprimirter Form gegeben werden musste, gewiss nicht verübeln.

Unser Urtheil geht dahin, dass wir heute kein besseres, kleineres Compendium der Völkerkunde haben, als das vorliegende, und damit ist wohl genug gesagt. Mögen es Andere besser machen; wir aber wünschen dem Werkchen möglichste Verbreitung und rasch hintereinander folgende Auflagen.

Heger.



Woldřich: Beiträge zur Urgeschichte Böhmens, V.

Die Heimat der Germanen.

Von **Karl Penka.**

Die Ansicht, dass die skandinavische Halbinsel die Heimat der Germanen sei, ist keineswegs neu; vom XVI. Jahrhundert angefangen bis in unsere Zeit hinein fand sie ihre ebenso entschiedenen Vertreter wie Gegner und dies nicht allein unter den Gelehrten der continentalen Länder, sondern auch unter den Alterthumsforschern Skandinaviens selbst.

Von älteren hervorragenden Anhängern dieser Ansicht mögen hier nur H. Grotius und O. Rudbeck, als Gegner Ph. Cluver und Adelung erwähnt werden. Mit welcher Leidenschaft dieser ganze Streit insbesondere im XVII. Jahrhundert geführt wurde, zeigen am besten die Ausführungen Cluver's einerseits [1]) und H. Grotius' andererseits [2]); ja, der damalige schwedische Reichsantiquar, O. Verelius (1618—1682), verstieg sich sogar zu der Aeusserung, dass derjenige, der daran zu zweifeln wagte, dass die Goten, die Rom eroberten, von Schweden ausgegangen seien, gesetzlich bestraft und dass demjenigen, der ihr hohes Alter herabzusetzen sich erdreistete, der Kopf mit Runensteinen eingeschlagen werden sollte [3]).

Auch das XIX. Jahrhundert, in welchem für die Annahme der skandinavischen Herkunft der Germanen unter den nordischen Gelehrten insbesondere die beiden norwegischen Forscher Keyser und Munch, unter den deutschen W. Wackernagel eingetreten sind, hat keine endgiltige Entscheidung dieser Frage gebracht. Noch im Jahre 1872 hat sich hierüber der gegenwärtige schwedische Reichsantiquar, H. Hildebrand, in folgender, von der Ansicht seines einstigen Amtsvorgängers vollständig abweichender Weise ausgesprochen: „Von ihnen (Keyser und Munch) und von der allgemein herrschenden Ansicht abweichend, glaube ich nicht an die schon von Jordanes berichtete vorhistorische germanische Auswanderung aus Schweden, sondern opfere ohne Bedenken die Freude, mein Land als den Mutterschooss grosser Völker geehrt zu sehen.“ [1]) Indem er nicht allein drei Culturgruppen und drei Culturperioden (Stein-, Bronze- und Eisenperiode), sondern auch drei Culturvölker unterscheidet, betrachtet er erst das Volk der Eisenperiode als ein eigentlich germanisches, das er erst um Christi Geburt in den skandinavischen Norden einwandern lässt.

Indessen hat seit dem Jahre 1873 die archäologische Forschung in Schweden keineswegs geruht. Dieselbe hat zu neuen Ergebnissen geführt, auf Grund deren O. Montelius in Betreff dieser Frage zu wesentlich verschiedenen Anschauungen gelangte, die er in einer eigenen Abhandlung näher dargelegt hat [2]). Mit H. Hildebrand stimmt er nur darin überein, dass er, wie dieser, die jetzige germanische Bevölkerung des Landes einwandern lässt; dagegen verwirft er die Annahme dreier grosser Einwanderungen (des Steinalter-, Bronzealter- und germanischen Eisenalter-Volkes) und betrachtet die heutigen Schweden als die directen Nachkommen ihrer bereits im Steinalter und zwar im Anfang des sogenannten jüngeren Steinalters eingewanderten germanischen Vorfahren; diese Einwanderung hätte von den Ländern am Schwarzen Meere und der unteren Donau spätestens im III. Jahrtausend v. Chr. stattgefunden. Zur Begründung seiner Annahmen sucht er zunächst zu beweisen, dass archäologische Hilfsmittel über eine stattgehabte Einwanderung Auskunft geben können. Zu diesem Zwecke weist er hin auf die angelsächsischen Gräber in England, die germanischen Grabfelder aus der Völkerwanderungszeit in Frankreich, Italien und anderen Ländern und die zahlreichen Spuren von dem Aufenthalte der nordischen Vikinger auf den britischen Inseln. „Ich bin der Ueberzeugung, dass, selbst wenn die Geschichte über diese Wanderungen nichts zu berichten gewusst, man den wahren Zusammenhang jener Vorgänge aus den Alterthumsdenkmälern hätte heraus-

[1]) Cluverus, Philippus, Germaniae antiquae libri tres. Lugduni Batavorum 1616. III, 103.

[2]) Grotius, Hugo, Historiae Gothorum, Vandalorum et Langobordorum. Amstelodami 1655. Prolegomena 13.

[3]) Verelius, Olavius, Epitomar. Hist. Svio-Goth. libri quatuor et Goth. Rerum extra Patriam gestarum libri duo. Stockholmiae 1730, p. 2.

[1]) Hildebrand, H., Das heidnische Zeitalter in Schweden. Nach der zweiten schwedischen Originalausgabe übersetzt von J. Mestorf. Hamburg 1873, S. 101.

[2]) Montelius, O., Om våra förfäders invandring till Norden. Nordens Tidskrift 1884. Ueber die Einwanderung unserer Vorfahren in den Norden. Uebersetzt von J. Mestorf. Archiv für Anthropologie, XVII. Bd. (1888), S. 151—160.

lesen können. In allen genannten Fällen zeigt sich nämlich plötzlich und ohne jegliche vermittelnde Uebergänge eine neue Begräbnissweise und eine überraschende Menge neuer typischer Altsachen, deren Voraussetzungen wir dort vergeblich suchen, die aber in anderen Ländern längst bekannt sind, wo sogar die allmälige Entwicklung der fraglichen Typen sich verfolgen lässt.“ Indem er die Forderung erhebt, dass, um aus archäologischen Beweggründen auf einen Wechsel der Bewohner schliessen zu können, es nicht nur einer Veränderung der Begräbnissweise, sondern ausserdem noch der Anzeichen einer jähen Unterbrechung in der typischen Entwicklung der Formen und Ornamente bedürfe, weist er zunächst darauf hin, dass das, was wir bis jetzt über den Uebergang von dem Bronzealter in's Eisenalter wissen, uns nicht veranlassen könne, an eine damals stattgehabte neue grosse Einwanderung zu glauben. Es hätten ihm vielmehr die grossartigen Untersuchungen Vedel's in den von ihm aufgedeckten Brandgräbern und anderen Gräbern der älteren Eisenzeit auf Bornholm die Ueberzeugung aufgenöthigt, dass auf der genannten Insel keine Einwanderung zu Anfang der Eisenzeit stattgefunden habe [1]). Und zu demselben Resultate sei der norwegische Archäologe Ingvald Undset in seinem 1880 erschienenen Werke „Jernalders begyndelse i Nord-Europa“ gekommen, in dem er nach einer erschöpfenden Prüfung des gesammten damals vorliegenden Materiales zu der Erkenntniss gekommen, dass man für die bis dahin ziemlich allgemeine Ansicht, die Eisenzeit habe im Norden mit der Einwanderung neuer Ansiedler begonnen, in dem Materiale keine Stütze finde. Und geradeso wie auf Bornholm durch Vedel's gründliche Untersuchungen der Brandgräber der bis dahin unbekannte älteste Theil des Eisenalters und eine wirkliche Uebergangsperiode von dem Bronzealter zuerst erkannt worden sei, so seien nachdem ähnliche Funde, wenngleich nicht in so grosser Zahl wie auf Bornholm, in verschiedenen Gegenden Skandinaviens zu Tage gefördert worden. Habe aber zu Anfang des Eisenalters keine neue Einwanderung stattgefunden, so müssten die Bewohner des Nordens schon während des Bronzealters dieselben gewesen sein wie in der folgenden Zeit, d. h. von germanischem Stamme.

Auch bezüglich der Frage, ob wir Ursache haben, an ein zu Anfang des Bronzealters oder doch während der ersten Periode desselben stattgehabte Einwanderung zu denken, bemerkt Montelius, dass es sich auch hier wiederum herausgestellt habe, dass die Gründe, die für die Einwanderungstheorie angeführt wurden, ihre Kraft verloren hätten, sobald man tieferen Einblick in die Verhältnisse gewonnen. „Als man zuerst die drei Culturperioden unterscheiden gelernt, glaubte man, dass mit der im Norden auftretenden Bronzecultur zugleich eine plötzliche Veränderung in der Begräbnissform Hand in Hand gehe Auf der einen Seite hatte man die grossen Grabkammern der Steinzeit mit einer grossen Anzahl unverbrannter Leichen, auf der anderen die Urnen mit den verbrannten Leichenresten der Bronzezeit. Nach und nach kam man zu der Einsicht, dass die Gräber mit den verbrannten Leichenresten aus einer sehr späten Periode des Bronzealters herrühren und dass zu Beginn desselben, gleichwie im Steinalter, die Todten unverbrannt begraben worden seien und zwar in der Regel in Steinkisten oder in Baumsärgen. Und ferner fand man, dass die grossen Steinkammern nicht dem letzten Abschnitt des Steinalters angehören, wo man vielmehr die Leichen in Steinkisten beisetzte, welche bisweilen den ältesten Bronzealtergräbern so ähnlich sind, dass es schwer ist, dieselben zu unterscheiden. Damit war die Hauptstütze für die Annahme einer Einwanderung im Beginne des Bronzealters gefallen und die tiefere Kenntniss, die wir jetzt von den Verhältnissen während der Uebergangsperiode vom Stein- zum Bronzealter gewonnen, berechtigt, soweit ich sehen kann, nicht an derselben festzuhalten.“ [1]) Auch in dem

[1]) Vedel, Undersøgelser angående den äldre jernalder på Bornholm. Kopenhagen 1873, S. 58; derselbe, Om de bornholmske brandpletter in den Aarbøger f. nord. Oldkynd. og Hist. 1870, S. 56. — Der eben genannte dänische Gelehrte hat übrigens selbst in seinem auf dem internationalen Anthropologen-Congress in Stockholm (1874) gehaltenen Vortrage: „Sur l'origine de l'âge du fer en Scandinavie“ (Compte rendu II, 590) bemerkt, „que les changements se sont faits sans secousse extraordinaire, telle qu'en devait absolument produire l'immigration d'une nouvelle population ou l'invasion d'une nouvelle race dominante; que plutôt le peuple est resté le même, et que l'usage du fer a été introduit par le commerce ordinaire, tout comme les types successifs de fibules, comme les monnaies romaines, les perles, l'ecriture runique et toutes les autres apparitions nouvelles, qui, à différents époches, sont venues changer les usages et les coutumes du peuple.“

[1]) Dass die Steinalter-Bevölkerung des skandinavischen Nordens und die Bronzealter-Bevölkerung eine und dieselbe nur auf verschiedenen Culturstufen stehende Bevölkerung ist, hat zuerst L. Zinck, Broncefolkets gravhøje og deres forbindelse med Stenalderens grave (Aarbøger f. nord. Oldkynd og Hist 1871, S. 1—84) nachgewiesen.

Umstande, dass die Leichenverbrennung erst im letzten Theile des Bronzealters auftritt, kann derselbe keinen Hinweis auf eine zu der Zeit stattgehabte Einwanderung erblicken. „Die neue Begräbnissmethode ist nämlich nicht plötzlich eingeführt: sie ist allmälig durchgedrungen. Die ältesten Gräber mit verbrannten Gebeinen sind grosse Steinkisten von Manneslänge, in welchen ein kleines Häuflein verbrannter Knochen beigesetzt ist. Es ist ausser Zweifel, dass man das Grab nur deshalb so viel grösser machte, als nöthig war, weil man bis dahin grosse Steinkisten für die Bestattung der unverbrannten Leichen zu errichten gewohnt war. Sie wurden allmälig kleiner, bis sie auf die Grösse reducirt wurden, deren man zur Bewahrung des Knochenhäufleins bedurfte. Schon dieser Umstand spricht eher dafür, dass dasselbe Volk nach und nach eine neue Begräbnissmethode angenommen, als dass diese durch neue Ansiedler eingeführt worden. Der Inhalt der Gräber bestätigt dies. Die Waffen, Schmucksachen und sonstigen Gegenstände aus den ältesten Gräbern mit verbrannten Gebeinen gleichen denjenigen, welche man in den Skeletgräbern derselben Periode antrifft, während die Beigaben aus den jüngeren Gräbern mit verbrannten Leichenresten typologische Abkömmlinge derjenigen sind, die man in den Skeletgräbern findet."

Ergebe sich mithin aus diesen archäologischen Thatsachen, dass die germanischen Vorfahren der jetzigen Bevölkerung schon im Steinalter in die skandinavischen Länder eingewandert seien, so stehe diese Annahme auch nicht im Widerstreite mit den Ergebnissen der somatischen Anthropologie. Montelius bemerkt, dass die meisten der in den Gräbern der Steinzeit gefundenen Schädel langgestreckt und denen der heutigen Bewohner Skandinaviens sehr ähnlich seien und beruft sich noch überdies auf Virchow's Aeusserung, dass er geneigt sei, anzunehmen, dass in der That schon im Steinalter die Vorfahren der heutigen Bewohner im Lande gelebt haben [1]).

Es kann wohl kaum geleugnet werden, dass die heutigen Bewohner des skandinavischen Nordens in ununterbrochener Continuität auf die zur Steinzeit daselbst sesshaft gewesene Bevölkerung zurückgehen; dies haben die archäologisch-anthropologischen Auseinandersetzungen des ausgezeichneten schwedischen Archäologen zur Evidenz bewiesen [1]). Eine andere Frage ist es jedoch, ob diese Bewohner des Landes zur Steinzeit eigentliche Germanen waren, wie Montelius annimmt. Für ihn ist nämlich Skandinavien keineswegs das Land, indem sich aus dem arischen (indogermanischen) Urvolke das Volk der Germanen mit der ihm eigenthümlichen Sprache und Sitte entwickelt hätte; für ihn liegt die Wiege der Germanen weit ab von ihren späteren Sitzen. „Ueber den Weg, den unsere Vorfahren gewandert," bemerkt derselbe, „lässt sich nicht mehr sagen, als dass sie aller Wahrscheinlichkeit nach von den Ländern am Schwarzen Meere und der unteren Donau aufgebrochen und nach Nordwesten vorgedrungen sind durch Länder, welche, als das erste Licht der Geschichte auf sie fällt, von Germanen bewohnt waren. Als sie die Ostsee erreichten, nahmen sie Besitz von der kimbrischen Halbinsel und den dänischen Inseln. Von hier aus sind sie, wie die Gräber und die verschiedenen Formen derselben lehren, zuerst nach Schonen hinübergegangen und die Westküste entlang in Westgotland eingedrungen, dessen weite Ebenen alsbald von grosser Bedeutung für sie wurden. Darnach breiteten sie sich weiter aus u. s. w." Doch da erhebt sich der erste Einwand gegen Montelius' Einwanderungstheorie. Wären die Einwanderer Germanen gewesen, so hätten sie gewiss schon Theil gehabt an allen jenen Kenntnissen, die wir auf Grund der sprachlichen Untersuchung mit Sicherheit als gemeinsames Eigenthum dem noch ungetrennten germanischen Grundvolke zuschreiben müssen.

[1]) Virchow, Die altnordischen Schädel zu Kopenhagen. Archiv für Anthropologie, IV, 55 fg. — J. Mestorf verweist überdies noch auf Virchow's Eröffnungsrede der XVII. Generalversammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Stettin 1886. Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft 1886, S. 77. — Der verstorbene Professor der Anatomie am Carolinum in Stockholm, Freiherr v. Düben, hat in seinem auf dem internationalen Anthropologen-Congresse in Stockholm gehaltenen Vortrage über die kraniologischen Charaktere des prähistorischen Menschen in Schweden es als seine durch das Studium der Gräberschädel gewonnene Ueberzeugung ausgesprochen, dass die Schädel aus den Gräbern der Steinzeit, Bronzezeit und der Eisenzeit denselben Typus repräsentiren, ja, dass dieselbe Gleichheit auch die ganzen Skelette zeigen. Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques. Compte rendu de la 7e session, Stockholm 1874. Stockholm 1876, II, p. 687—692.

[1]) Auch für A. Noreen, der sich auf Montelius' Arbeit beruft, ist es „höchst wahrscheinlich", dass die germanische Bevölkerung des skandinavischen Nordens schon im Anfang des sogenannten Steinalters daselbst wohnhaft gewesen ist. „Wenn dem so ist, haben also die nordischen Sprachen jetzt ein Alter von mehr als 4000 Jahren." Vgl. dessen „Geschichte der nordischen Sprachen" in Paul's Grundriss der germanischen Philologie, I, 418.

Denn das germanische Grundvolk kannte bereits das Eisen (an. îsarn, got. eisarna-, as. îsarn, ags. îsern, engl. îron, ahd. îsarn, mhd. îsern, îsen); das Gold (an. gull, goll, got. giltha-, as. ags. gold, ahd. gold, cold, mhd. golt, g. goldes); das Silber (an. silfr, got. silubra-, as. silubhar, silobar, silufar, ags. seolfor, engl. silver, ahd. silabar, silapar, mhd. silber); das Blei (an. bly, g. blys, ahd. blîo, plîo, g. blîwes, mhd. blî, g. blîwes) und das Zinn (an. tin, ags. tin, engl. tin, ahd. zin, mhd. zin, g. zines [1]). Es ist keine Widerlegung dieses naheliegenden Einwandes, wenn Montelius darauf hinweist, dass nach den neueren Untersuchungen das noch ungetrennte indogermanische Urvolk der Kenntniss der Metalle — mit Ausnahme des Kupfers — entbehrte. „Man hat lange geglaubt, dass die Ergebnisse der Sprachforschung sich nicht vereinbaren liessen mit der Ansicht, dass unsere germanischen Vorfahren sich schon im Steinalter und vor den indogermanischen Völkern von ihren Stammvätern getrennt hätten und so früh im Norden erschienen seien. Die Sprachforscher glaubten nämlich, gefunden zu haben, dass die Nutzanwendung der Metalle schon vor der Trennung der indoeuropäischen Stämme bekannt gewesen sei. Neuere Untersuchungen haben indessen gezeigt, dass diese Ansicht nicht richtig ist, sondern dass die Völker sich schon von einander getrennt, bevor sie die Metalle und deren Gebrauch gekannt. Von dieser Seite wird demnach der Ansicht, dass unsere Vorfahren während der Steinzeit hier eingewandert seien, kein Hinderniss mehr in den Weg gelegt." Da befand sich die ältere, noch von H. Hildebrand vertretene Ansicht, dass die Vorfahren der germanischen Bevölkerung der skandinavischen Halbinsel erst um Christi Geburt dorthin eingewandert seien, im besseren Einklange mit den Thatsachen der Sprachgeschichte; denn um diese Zeit befanden sich thatsächlich alle germanischen Stämme im Besitze der oben genannten Metalle.

Dass die Trennung der germanischen Stämme erst in verhältnissmässig sehr später Zeit erfolgte und dass zwischen dem Zeitpunkt der Auflösung der germanischen Spracheinheit und dem Zeitpunkt der Auflösung der arischen Spracheinheit Jahrtausende dazwischen lagen, ergibt sich nicht nur aus den soeben angeführten gemeingermanischen Bezeichnungen der Metalle Eisen, Gold, Silber, Blei und Zinn, sondern auch und zwar in noch bestimmterer Weise aus dem Gesammtcharakter der germanischen Grundsprache einerseits und dem Verhältnisse der einzelnen germanischen Dialekte zu derselben und untereinander. Müllenhoff ist der bestimmten Meinung, dass die sprachlichen Unterschiede zwischen den „Ostgermanen", zu denen bekanntlich die Nordgermanen gerechnet werden, und den „Westgermanen" um den Anfang unserer Zeitrechnung und in den ersten ihm folgenden Jahrhunderten so gering waren, dass nicht nur die Westgermanen sich untereinander ohne Mühe verständigten, sondern auch mit den Ostgermanen und umgekehrt; nie sei auch von einer Mehrheit germanischer Sprachen bei den Römern die Rede, und noch im VI. Jahrhundert sagte Prokop, dass alle östlichen Völker, die Vandalen, Gepiden, Goten, dieselbe Sprache redeten. „Im Lautsystem wie in der Stamm- und Wortbildung, der Declination und Conjugation stimmen die germanischen Sprachen im Grunde so sehr überein, dass von uralter Spaltung und Trennung nicht die Rede sein kann. Dass diese Einheit und namentlich auch die Ausbildung unserer schwachen Declination und Conjugation beim Eintritt des Betonungs- und des vocalischen Auslautsgesetzes bereits erreicht war, leidet keinen Zweifel, aber in welcher der beiden früheren Perioden, die durch die Lautverschiebung und das consonantische Auslautsgesetz bezeichnet werden, sie zustande kam, ist schwer zu sagen" [1]). Und da sollen wir glauben, dass bereits im Anfange der jüngeren Steinzeit die Trennung erfolgt ist und dass um diese Zeit die skandinavische Halbinsel durch Einwanderung seine germanische Bevölkerung erhalten hat? Wer kann es glauben, dass um diese Zeit schon alle charakteristischen Eigenthümlichkeiten der germanischen Grundsprache, insbesondere die Lautverschiebung ausgebildet waren und dass sich seit dieser Zeit bis zum Beginne unserer Zeitrechnung durch einen Zeitraum von 2000—3000 Jahren der phonologische und morphologische Charakter der auf dem Continente und der auf der skandinavischen Halbinsel gesprochenen Sprache fast gar nicht verändert hätte? Dass diese Annahme ganz unmöglich ist, dafür bedarf es keiner weiteren Auseinandersetzung; es möge hier nur an die Geschichte der nordgermanischen Sprachen erinnert werden, um zu zeigen, dass oft einige Jahr-

[1]) Fick, Vergleichendes Wörterbuch d. indogerm. Sprachen. Dritter Band, enthaltend den Wortschatz der germanischen Spracheinheit, 3. Auflage. Göttingen 1874, S. 32, 103, 323, 222, 121. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 4. Auflage. Strassburg 1889, S. 68, 118, 328, 33, 398.

[1]) Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde. III, 202.

hunderte genügen, um aus einer Spracheinheit verschiedene selbstständige Sprachen herauszubilden. Die Sprachen der Schweden, Dänen, Norweger und Isländer erscheinen in der frühesten Periode einander so ähnlich, dass sie nur als Dialekte einer und derselben Sprache gelten können. Das Isländische ist noch im XIII. Jahrhundert vom Norwegischen fast gar nicht, das Schwedische und Dänische kaum merkbar von einander verschieden; auch der Unterschied zwischen dem Schwedisch-Dänischen einerseits und dem Isländisch-Norwegischen andererseits war nur ein geringer. Ohne Schwierigkeit verstand man an den skandinavischen Königshöfen die Gesänge der isländischen Skalden. Heute verständigt sich nur mit grosser Schwierigkeit der Däne mit dem Schweden und müssen schwedische Bücher, die für einen grösseren Leserkreis bestimmt sind, in's Dänische und dänische in's Schwedische übersetzt werden; vollends das Verständniss der isländischen Sprache und Literatur erschliesst sich für den Dänen sowohl wie für den Schweden nur durch ein eigenes Studium. Thatsächlich müssten aber alle diejenigen, welche mit Verwerfung der gotischen Stammsage leugnen, dass die Goten aus Skandinavien gekommen sind, diese oben erwähnte Annahme machen; denn nur so würde sich die grosse Aehnlichkeit erklären, die zwischen der Sprache, die nach dem Zeugnisse der Runen in Schweden im IV. und V. Jahrhunderte n. Chr. gesprochen wurde, und der Sprache, welche zur selben Zeit die Goten an der Donau redeten, besteht. Andererseits ist es ganz undenkbar, dass die sogenannte Lautverschiebung, nach Müllenhoff „das erste und älteste Merkmal der vollzogenen Abtrennung und das erste Anzeichen einer besonderen Entwicklung der Germanen“ [1]), schon im Anfange des jüngeren Steinalters vollzogen war. Dagegen spricht vor Allem die noch vor der Lautverschiebung in die finnisch-lappischen Sprachen übergegangenen germanischen Lehnwörter: finn. kansa Volk, lapp. gazze Gesellschaft, got. hansa; finn. kapris, kauris Bock, an. hafr u. s. w., sowie der Umstand, dass bereits der historischen Zeit angehörende Völkernamen, wie der Name des gallischen Volkes der Volcæ (germ. *Valhôz) noch vor der Lautverschiebung den Germanen bekannt und in ihre Sprache aufgenommen worden sind.

Oder sollen wir vielleicht annehmen, dass unabhängig von einander in zwei durch ein Meer getrennten, geographisch nicht zusammenhängenden Gebieten, wie es die skandinavische Halbinsel und Mittel- oder Osteuropa sind, aus der arischen Grundsprache in paralleler, durch Jahrtausende andauernder Entwicklung zwei Sondersprachen sich gebildet hätten, die zum Schlusse in grammatischer und lexikalischer Hinsicht eine vollkommene Uebereinstimmung zeigten? Dies wäre jedenfalls eine der absurdesten Annahmen, die jemals auf sprachlichem Gebiete gemacht worden sind.

Aus diesen Darlegungen ergibt sich erstens, dass die Bewohner der skandinavischen Halbinsel in der jüngeren Steinzeit, wenn sie überhaupt zu Beginn dieser Zeit eingewandert sind — was vor der Hand dahingestellt bleiben möge —, nicht als Germanen eingewandert sein können, und zweitens dass die Entwicklung des Germanischen aus der arischen Grundsprache nur an einem Punkte und zwar entweder in einem Theile der skandinavischen Halbinsel oder in einem Theile des Continentes stattgefunden haben kann.

Dass es nicht die Länder am Schwarzen Meere und der unteren Donau waren, wo die Germanen aus der Gemeinschaft der übrigen Verwandten heraustraten und zu einem eigenen Volke wurden, dafür bietet das gemeingermanische Lexikon die schlagendsten Beweise. Aus demselben ersehen wir, dass den Germanen schon in ihrer Heimat folgende Bäume bekannt waren: Ahorn, Birke, Buche, Eibe, Eiche, Erle, Esche, Espe, Fichte, Föhre, Hasel, Linde, Ulme und Weide. Ebenso kannten sie eine Reihe von Thieren, die sich nur in Wäldern aufzuhalten pflegen: das Elen, den Hirsch, das Reh, den Luchs. Ja, die in der Brust eines jeden Germanen tief eingewurzelte Vorliebe für den Wald kann als ein Beweis dafür angesehen werden, dass Wälder dem germanischen Urvaterlande nicht fremd waren. Nun besteht aber gerade Südrussland vom 50. Breitegrade an bis zum Schwarzen und Kaspischen Meere grossentheils aus meist baumlosen Steppen und dies keineswegs nur in der Gegenwart, auch für das Alterthum ist dieser Zustand bezeugt [1]). Ja, einige Bäume und Pflanzen der gemeingermanischen Flora kommen überhaupt in dem weitaus grössten Theile des europäischen (und asia-

[1]) Müllenhoff, a. a. O. 196.

[1]) Baer, K. E., Die uralte Waldlosigkeit der südrussischen Steppe. Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches. IV, 180—183 und XVIII, 111—115. — Dokutschaiev, W. W., Les steppes russes, autrefois et aujourd'hui. Congrès international d'archéologie préhistorique et d'anthropologie, 11me session, à Moscou. Moskau 1892. I, 226.

tischen) Russland nicht vor, sondern sind blos auf einen verhältnissmässig kleinen Theil des Westens beschränkt. Es sind dies drei; nämlich die Buche (an. bók, ags. bôc, ahd. buochâ, puochâ, mhd. buoche [1]), die Eibe (an. yr, gen. ys, ags. îv, engl. yew, ahd. îva [2]) und der Epheu, dessen in den verschiedenen germanischen Dialekten vorkommende Wortformen Kluge auf ein gemeingermanisches iba zurückzuführen geneigt ist [3]). Das Verbreitungsgebiet des erstgenannten Baumes ist auf Polen, den äussersten Westen Wolhyniens und Podoliens, Bessarabien, wo er nördlich von Kischinew seinen südlichsten Punkt erreicht, die Südspitze der Krim und des Kaukasus beschränkt [4]). Die Eibe findet sich wildwachsend ebenfalls nur im äussersten Westen und Süden Russlands. Die Grenzlinie ihrer Verbreitung verläuft von dem äussersten Theile Estlands in einer stark westwärts gebogenen Linie zu den Donaumündungen. Jenseits der Steppe wächst dieselbe wie die Buche in den Gebirgen der Krim und des Kaukasus. Das Verbreitungsgebiet dieses Baumes ist noch kleiner als das der Buche, da es durchaus nicht sicher nachgewiesen ist, dass er in Wolhynien, Podolien und Bessarabien vorkommt [5]). Auch der Epheu ist nur auf den westlichen Rand Russlands, die Krim und den Kaukasus beschränkt. Seine Ostgrenze geht von der Insel Oesel fast steil nach Süden über Kurland und die westlichen Theile der Gouvernements Kowno, Wilna, Grodno, Wolhyniens und Podoliens bis fast zur Grenze des Gouvernements Cherson [6]). Bei allen drei genannten Pflanzen ist es die Winterkälte, die ihrer Verbreitung nach Norden und Osten eine unüberschreitbare Grenze setzt und von jeher gesetzt hat.

Dem gemeingermanischen Lexikon gehört auch der Name Fichte an [7]), ein Beweis, dass dieser Baum (Picea excelsa DC.) dem germanischen Urvolke bekannt war. Der Name kommt allerdings nur im Althochdeutschen (fiohta, fiuhta, mhd. viehte) vor und fehlt in allen übrigen germanischen Dialekten, was sich hauptsächlich aus dem Umstande erklärt, dass die Fichte als wildwachsender Baum in ganz Grossbritannien, Belgien, Holland, dem nordwestlichen Deutschland und einem grossen Theile Norddeutschlands sowie auf Jütland und den dänischen Inseln nicht vorkommt; doch wird der Name durch verwandte Bezeichnungen in anderen arischen Sprachen (griech. πεύκη Fichte, lit. puszìs Fichte) als uralt erwiesen. Dieser Baum fehlt aber dem ganzen südlichen Russland und einem beträchtlichen Theile Mittelrusslands; seine Südgrenze tritt aus den südlichsten Theilen Polens und aus dem nördlichen Galizien in's mittlere Wolhynien hinüber und verläuft von hier durch den südlichsten Theil des Gouvernements Mohilew, berührt den Norden des Gouvernements Tschernigow, geht hierauf durch den westlichen Theil des Gouvernements Orel, steigt dann steil nach Norden und streicht durch Theile der Gouvernements Tula und Kaluga, geht hierauf über Rjäsan in einer vielfach gebogenen, eine nordöstliche Richtung verfolgenden Linie bis zum Quellengebiete des Ufa am Ural [1]).

Das gemeingermanische Lexikon verzeichnet nicht allein Namen von Bäumen, die in den Ländern am Schwarzen Meere nicht vorkommen, sondern auch Namen von Thieren, die daselbst gleichfalls nicht vertreten sind. Solche Thiere sind zunächst der Aal (an. âll, ags. âl, ahd. âl [2]) und der Lachs (an. lax, ags. leax, schott. lax, ahd. lahs [3]), die bekanntlich in allen Flüssen fehlen, die sich mittelbar oder unmittelbar in das Schwarze (und Kaspische) Meer ergiessen [4]). Dazu kommt der Walfisch (an. hvalr, ags. hval, ahd. wal, mhd. wal [5]), der gegenwärtig aus seiner eigentlichen Heimat, dem Polarmeere, nur bis zum 66. Breitegrade herabkommt, früher aber auch an deutschen und französischen Küsten gefunden wurde. Dagegen hat derselbe im Schwarzen Meere niemals gelebt. Ein wesentlich nordischer Vogel ist ferner die Möve (an. mâr, pl. mafar, ags. mâv, mæv, mæve, altengl. mow, engl. mew, ahd. mêh [6]). Von Säugethieren sind hier das Reh (an. râ, ags. râhdeór, ahd. rêh, mhd. rêch [7]), das Elen oder Elch (an. elgr, ags. eolh, ahd. ëlaho, mhd. ëlch [8]), der Luchs (schwed. lô, ags. lox, ahd. und

[1]) Fick, a. a. O. 189. — Kluge, a. a. O. 45.
[2]) Fick, a. a. O. 31. — Kluge, a. a. O. 65.
[3]) Kluge, a. a. O. 71.
[4]) Köppen, Fr. Th., Geographische Verbreitung der Holzgewächse des europäischen Russland und des Kaukasus. II Theile. Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches. 3. Folge, V. und VI. Bd. (1888, 1889). VI, 147.
[5]) Köppen, a. a. O. VI, 378.
[6]) Köppen, a. a. O. V, 444.
[7]) Fick, a. a. O. 187. — Kluge, a. a. O. 84.

[1]) Köppen, a. a. O. VI, 524.
[2]) Fick, a. a. O. 13. — Kluge, a. a. O. 1.
[3]) Fick, a. a. O. 261. — Kluge, a a. O. 197.
[4]) Brehm, Thierleben. VIII, 326 und VIII, 214.
[5]) Fick, a. a. O. 93. — Kluge, a. a. O. 373.
[6]) Fick, a. a. O. 224. — Kluge, a. a. O. 238.
[7]) Fick, a. a. O. 253. — Kluge, a. a. O. 276.
[8]) Fick, a. a. O. 28. — Kluge, a. a. O. 69.

mhd. lohs [1]) und der Biber (an. bjôrr aus *bifr, ags. beofor, engl. beaver, ahd. bibar, pipar, mhd. biber [2]), ein Thier, das übrigens auch mit voller Sicherheit der urarischen Fauna beigezählt werden kann, zu nennen. Die drei erstgenannten Thiere sind eigentliche Waldthiere und kommen wenigstens im östlichen Russland, nach den genauen Erhebungen M. Bogdanow's, erst im Gebiete der Fichtenwälder vor, fehlen aber vollständig dem aralo-kaspischen Gebiete sowie dem Landstriche der Schwarzerde. Dasselbe gilt vom Biber [3]).

Ergibt sich aus den angeführten Thatsachen auch zweifellos, dass die Sitze des germanischen Urvolkes nicht am Schwarzen Meere sowie überhaupt nicht im Bereiche des heutigen Russland gelegen sein konnten, so ist es andererseits nicht im Geringsten zweifelhaft, dass sie in den Küstenländern irgend eines Meeres gesucht werden müssen. Darauf weist hin der gemeingermanische Name für den Walfisch, wie nicht minder die gemeingermanischen Namen für den Seehund (an. selr, ags. seolh, ahd. sëlah [4])), den Hummer (an. humar-r, nhd. Hummer [5])) und das Meer. Für das letztere verzeichnet sogar das gemeingermanische Lexikon mehrere Ausdrücke, ein Beweis, welch' grosse Rolle dasselbe im Leben der Urgermanen gespielt haben muss: an. haf, ags. heaf, häf, mhd. hap Meer [6]); an. hrönn, ags. härn Meer [7]); an. marr, ags. mere, ahd. mari, meri, mhd. mer, dazu got. in mari-saivas, marein, as. merî, ahd. marî, merî Meer [8]); an. lögr, ags. lago Meer, ahd. lagustrôm Meerstrom [9]); an. ver und vör, ags. vär Meer [10]).

Dieses Meer kann jedenfalls nur die Ostsee gewesen sein, da die Küstenländer der etwa noch in Betracht kommenden Nordsee bis tief in die historische Zeit nachweisbar von Kelten besiedelt waren. Es ist nur die Frage, ob in den nord- oder in den südbaltischen Ländern, oder mit anderen Worten, ob auf der skandinavischen Halbinsel oder in Norddeutschland die Geburtsstätte und Heimat der Germanen gelegen ist. Aus der linguistisch erschlossenen Fauna und Flora, von welcher das germanische Urvolk umgeben war, gewinnen wir keine sicheren Anhaltspunkte, um in dieser Frage eine Entscheidung treffen zu können. Denn die wildlebenden Thiere und die wildwachsenden Pflanzen der süd- und nordbaltischen Küstenstriche sind, beziehungsweise waren im Wesentlichen seit Beginn des jüngeren Steinalters immer dieselben. Um so werthvollere Anhaltspunkte gewährt die Archäologie sowie die Sprach-, Cultur- und Völkergeschichte.

Es wurde bereits früher nachgewiesen, dass das germanische Urvolk noch vor seiner Trennung die Kenntniss der wichtigsten Metalle, insbesondere des Eisens besass und daraus gefolgert, dass die Trennung der Germanen erst im Eisenalter stattgefunden haben müsse. Diese Schlussfolgerung fand ihre weitere Bestätigung in der grossen Uebereinstimmung der einzelnen altgermanischen Dialekte im Lautsysteme wie in der Stamm- und Wortbildung, der Declination und Conjugation. Wäre nun wirklich Norddeutschland und zwar das Land an der Elbe und Oder unterhalb des Gebirges die Heimat und Geburtsstätte der Germanen, wie Müllenhoff annimmt [1]), dann könnte die skandinavische Halbinsel ihre germanische Bevölkerung erst im Eisenalter erhalten haben und diese germanische Einwanderung müsste archäologisch genau erkennbar sein. Dies ist jedoch, wie schon früher an der Hand der Ausführungen von Montelius dargelegt worden ist, nicht der Fall; im Gegentheile, es erscheint auf Grund der archäologischen Thatsachen die Bevölkerung Schwedens im älteren Eisenalter als die directen Nachkommen der Bronzealter-Bevölkerung. Dazu kommt, dass wir dann auf der skandinavischen Halbinsel eine vorgermanische, doch arische Bevölkerung annehmen müssten. Denn an dem Arierthum der Stein- und Bronzealter-Bevölkerung Schwedens kann nicht der geringste Zweifel sein. Man müsste dann wohl, wie es früher oft ausgesprochen worden, an Kelten denken. Wäre aber diese Annahme richtig, so müssten von dieser vorgermanisch-arischen Bevölkerung noch Spuren nachweisbar sein, und wir müssten auf dem Nachweise dieser Spuren umsomehr bestehen, als die germanische Besiedlung aller benachbarten, ehemals keltischen Länder bis heute nicht alle Spuren der

[1]) Fick, a. a O. 275. — Kluge, a. a. O. 216.

[2]) Fick, a a. O. 211. — Kluge, a. a. O. 29.

[3]) Nehring, Alfr., Die geographische Verbreitung der Säugethiere in dem Tschernosemgebiete des rechten Wolgaufers sowie in den angrenzenden Gebieten. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. XXVI. Bd. (1891), S. 336.

[4]) Fick, a. a. O. 328. — Kluge, a. a. O. 281.

[5]) Fick, a. a. O. 64. — Kluge, a. a. O. 149.

[6]) Fick, a. a. O. 63. — Kluge, a. a. O. 125.

[7]) Fick, a. a. O. 68.

[8]) Fick, a. a. O. 232. — Kluge, a. a. O. 227.

[9]) Fick, a. a. O. 262.

[10]) Fick, a. a. O. 292.

[1]) Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde. III, 197.

früheren Bewohner zu vertilgen im Stande gewesen ist. Es möge nur an England, Schottland und Irland erinnert werden. In allen drei Reichen haben sich trotz der wiederholten germanischen Invasionen bis zur Gegenwart nicht nur zahlreiche keltische Fluss-, Berg- und Ortsnamen, sondern auch bedeutende Reste der vorgermanisch-keltischen Bevölkerung erhalten. Auch der etwaige Hinweis darauf, dass der germanische Einbruch nach der skandinavischen Halbinsel um mehrere Jahrhunderte früher stattgefunden hätte, könnte die Bedeutung dieser Thatsache nicht abschwächen, da es sogar den Lappen bis jetzt gelungen ist, ihre nationale Sonderexistenz im Laufe der Jahrtausende zu behaupten. Solche keltische Ueberreste aber sind auf der skandinavischen Halbinsel nicht vorhanden, nicht einmal in Fluss-, Berg- und Ortsnamen, wie sie noch gegenwärtig in allen Theilen Deutschlands nachweisbar sind.

Es genüge hier, nur für das Land an der Elbe und Oder, die von Müllenhoff angenommene Heimat der Germanen, jene Fluss- und Ortsnamen zusammenzustellen, die sicher keltisch sind. Hieher gehört von Flussnamen zunächst der Name Oder (Odora, Oddara u. s. w.) selbst, mit dem Förstemann treffend den Namen der Audura, Odura (der heutigen Eure, eines Nebenflusses der Seine) vergleicht; der Name Oppa (linksseitiger Nebenfluss der Oder), welcher Name unzweifelhaft auf früheres Apa, einen im nordwestlichen Deutschland häufigen Flussnamen zurückgeht, den Müllenhoff [1]) zu irl. ab Fluss stellt und aus lautlichen Gründen für eine keltische Entlehnung hält, der Name Rhin (rechtsseitiger Nebenfluss der unteren Havel), gleichlautend mit dem Namen des grossen Stromes und dem Namen des sich in Gallien findenden fluviolus Renus und des Rhenus, mit dem die Gallier das Flüsschen bei Bononia in Italien benannten. Für den keltischen Ursprung des Namens Elbe lässt sich anführen, dass auf ehemals unzweifelhaft keltischem Gebiete derselbe Name erscheint: wir haben eine Alb (Nebenfluss des Rheins) im Grossherzogthum Baden, eine Albe zwischen Metz und Strassburg, eine Alb (Nebenfluss des Rheins) im Westen von Schaffhausen und Südosten von Freiburg und eine Alb zwischen der Lech- und Illerquelle. Dazu kommt noch der alte Name der Aube (eines Nebenflusses der Seine) = Alba (Albis beim Cosm. Rav. IV, 26). Wäre dieser Name germanischen Ursprunges, so würde er uns wohl in der Form des ags., an. und schwed. elf entgegentreten. Dass der Name der Sale keltisch ist, lehrt einerseits die Form des Wortes selbst, da ihm der einfache Stamm sal zu Grunde liegt, während in den germanischen Sprachen zur Bezeichnung des Minerals durchaus der erweiterte Name salt, salz erscheint. Andererseits erscheint derselbe Flussname in Gegenden, die unzweifelhaft ehemals von Kelten bewohnt waren; so heisst u. a. der Nebenfluss der Salzach bei Reichenhall und ein Zufluss des Plattensees in Pannonien. Im Gebiete des alten Gallien findet man eine Salia, jetzt Seille (rechtsseitigen Nebenfluss der Mosel in Deutsch-Lothringen); eine andere Seille (linksseitigen Nebenfluss der Saône), die im Departement Jura entspringt und einige Flussnamen Selle oder Sélé, von denen der eine (der Name der Selle bei Valenciennes) nachweisbar ehemals Sale geheissen hat.

Von sicher erkennbaren keltischen Ortsnamen führt Ptolemäus im Bereiche des vorhin genannten Gebietes folgende an: Lugidunum, wahrscheinlich das heutige Liegnitz, Budorigum, das heutige Brieg, Carrodunum, an Stelle des heutigen Krappwitz an der Oder, Alisus (im heutigen Brandenburg) und Virunum (im heutigen Mecklenburg [1])). Nicht nur diese Namen als solche, sondern überhaupt schon die Thatsache allein, dass Ptolemäus Namen von Städten (πόλεις) anführt, hätte von vornherein Bedenken erregen sollen gegen die Annahme, dass dieser Theil Deutschlands seit alter Zeit von Germanen bewohnt gewesen sei. Und was von diesem Theile Deutschlands gilt, gilt überhaupt von dem ganzen Umfange des alten Germanien (mit Ausnahme der kimbrischen Chersones und der „skandischen Inseln"), für welchen Ptolemäus gleichfalls Namen von Städten anführt, ganz abgesehen davon, dass auch die Fluss- und Bergnamen ein entschieden keltisches Gepräge tragen. Lässt sich auch die bekannte Stelle in Tacitus' Germania 16 nicht dazu benützen, um die von Ptolemäus angeführten Städte in das Bereich der Fabel zu verweisen, so zwingt sie doch immerhin zu der Annahme, dass diese Städte nicht von Germanen erbaut sein konnten. Es geht auch nicht an, die Bedeutung der Angabe des Ptolemäus dadurch abzuschwächen, dass man die von ihm verzeichneten Städte nicht als eigentliche Städte gelten lassen will, sondern sie zu gewöhnlichen „Orten" herabdrückt. Denn von gewöhnlichen Orten hätten die griechischen Geographen gewiss keine Notiz

[1]) Müllenhoff, a. a. O. II, 227.

[1]) Ptolemæus, Geographia. Ed. C. Müllerus. I, 270.

genommen. Immerhin kann man aber zugeben, dass die Vertreibung der Kelten aus Deutschland, die in einzelnen Gegenden eine vollständige gewesen sein mag, viele der ehemaligen keltischen Städte in Folge der bekannten Abneigung der Germanen, in geschlossenen Städten zu wohnen, zu Dörfern herabgesunken oder ganz verödet sein dürften [1]).

Nur bei der Annahme der skandinavischen Herkunft der Germanen, dass also Deutschland und zunächst Norddeutschland von Skandinavien aus und nicht umgekehrt Skandinavien von Deutschland aus besiedelt wurde, lässt sich die grosse Keltenbewegung der letzten vorchristlichen Jahrhunderte in ihrer Richtung und in ihrer wahren Ursache erklären. Alle drei grossen historisch bekannten Keltenzüge — der iberische, der italische und der griechisch-kleinasiatische — haben eine ausgesprochen südliche Richtung; es lässt sich aber auch nachweisen, dass von Deutschland aus Kelten sowohl nach Westen wie nach Osten zogen. Da wir nicht annehmen können, dass plötzlich freiwillig und ohne zwingende äussere Ursachen die Kelten ihre alte Heimat verlassen haben sollten, so bleibt als Erklärungsgrund nur der übrig, dass sie gewaltsam aus ihren alten Sitzen vertrieben worden sind. Und vertrieben konnten sie nur von den von Norden hervordringenden Germanen worden sein. Dass zwischen den sogenannten Wanderzügen der Kelten und der Ausbreitung der Germanen von allem Anfange an — für die spätere Zeit ist dies historisch bezeugt — ein innerer Zusammenhang in der Weise stattgefunden hat, dass die erstere durch die letztere veranlasst worden ist, ergibt sich auch daraus, dass die muthmassliche Zeit des ältesten Keltenzuges und die muthmassliche Zeit der ersten Trennung der Germanen ziemlich genau übereinstimmen. Nach Müllenhoff's eingehenden Untersuchungen [1]) fällt der Zug der Kelten nach Iberien in's letzte Viertel oder Drittel des VI. Jahrhundertes. Ist dieser Zug — ob mittelbar oder unmittelbar, möge hier unerörtert bleiben — durch den ersten Vorstoss der Germanen aus dem Norden veranlasst worden, dann kann man wohl den Anfang der germanischen Einbrüche nach Mitteleuropa ungefähr in das Jahr 550 setzen. Montelius setzt allerdings den Anfang des älteren Eisenalters erst in den Anfang des V. Jahrhundertes [2]); allein der Umstand, dass das erste Auftreten des Eisens in Skandinavien noch mit dem späteren Theil der Hallstatt-Periode zusammenfällt, gibt uns wohl die Berechtigung, den Anfang des älteren Eisenalters mindestens noch um ein Jahrhundert zurückzuversetzen [3]).

Der Umstand, dass die skandinavischen Gräber vom Schlusse der Bronzezeit, welche gebrannte Knochen, entweder in einer Thonurne oder in einer Grube beigesetzt, jedoch keine Skelette enthalten, den Gräbern vom Beginne der Eisenzeit gleichen, macht es, wie schon erwähnt, nahezu gewiss, dass das erste Auftreten des Eisens im Norden nicht mit der Einwanderung eines neuen Volkes verknüpft war.

Dieselbe Bestattungsweise findet sich nun merkwürdigerweise während der ganzen die letzten vier vorchristlichen Jahrhunderte ausfüllenden La Tène-Periode in Norddeutschland, nicht aber in Süd-

[1]) Penka, Die alten Völker der östlichen Länder Mitteleuropas („Globus", Bd. LXI, 1892, S. 51). Dass alte Ansiedlungen zur Zeit des Vordringens der Germanen in Norddeutschland ihre Bevölkerung mitunter ganz verloren haben, zeigt in deutlicher Weise die Geschichte des Burgwalles von Niemitzsch (bei Guben); derselbe war während einer langen Periode nach dem IV. vorchristlichen Jahrhunderte unbenützt geblieben; denn es findet sich in demselben keine Spur der so charakteristischen Funde der mittleren und jüngeren La Tène- und der provincial-römischen Cultur. Erst in der slavischen Zeit, frühestens also gegen das Ende des V. Jahrhundertes n. Chr., ist dieser Rundwall wieder bewohnt worden. (Jentsch, Die prähistorischen Alterthümer der Gymnasialsammlung zu Guben. VI. Theil. Gubener Gymnasialprogramm vom Jahre 1889, S. 12.)

[1]) Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde. I, 108, II, 237.

[2]) Montelius, Die Cultur Schwedens in vorhistorischer Zeit. Uebersetzt von K. Appel. Berlin 1885, S. 87.

[3]) Dadurch, dass wir den Anfang der germanischen Besiedlung Mitteleuropas in die Mitte des VI. Jahrhundertes setzen, im Gegensatz zu den älteren Vertretern der Ansicht von der skandinavischen Herkunft der Germanen, welche glaubten, dass die germanische Besiedlung Deutschlands von Skandinavien aus erst im I. oder II. Jahrhundert v. Chr. stattgefunden habe — eine Annahme, die schon durch den Umstand widerlegt wird, dass die Goten schon im IV. Jahrhunderte v. Chr. in den Küstenländern im Süden der Ostsee wohnten — findet der Einwurf A. Holtzmann's (Germanische Alterthümer, Leipzig 1873, S. 88), dass nämlich in diesem Falle grosse Völkerbewegungen in Mitteleuropa hätten stattfinden müssen, seine Widerlegung. Unbegreiflich ist es, wie Holtzmann zur Begründung seiner Annahme, dass die Germanen aus Asien und von dem Schwarzen Meere her nach dem Norden gekommen seien, sich S. 92 auf den Eingang der Ynglingasaga (C. 5) und die Vorrede zur Snorra-Edda berufen konnte, nachdem der späte Ursprung dieser wunderlichen Producte profaner und kirchlicher Gelehrsamkeit längst durch R. Keyser in seiner Abhandlung: „Om Nordmændenes Herkomst og Folkeslægtskab" (Samlade Afhandlinger, Kristiania 1868, S. 14 fg.) nachgewiesen worden war.

deutschland, wo sich die Kelten länger erhielten, so dass nun auch durch die Ergebnisse der Archäologie die soeben dargelegte Annahme von der skandinavischen Herkunft der Germanen erwiesen erscheint. Tischler bemerkt hierüber in seinem auf der Anthropologen-Versammlung in Karlsruhe im Jahre 1885 gehaltenen Vortrage über die Gliederung der La Tène-Periode Folgendes: „Nun findet sich die ganze La Tène-Zeit in Norddeutschland vertreten in wesentlich verschiedener Weise. Während die ältere Phase der La Tène-Zeit sich durch die südliche Zone nach Osten mit Skeletgräbern hindurchzieht, ist in Norddeutschland der Leichenbrand allein üblich; in Gallien und Süddeutschland tritt dieser erst in der spätesten La Tène-Zeit auf.“ Diese Uebereinstimmung in der Bestattungsweise hat eine um so grössere Beweiskraft, als die Bewaffnung der damaligen Germanen und Kelten vollkommen gleich war. „Es ist,“ sagt Tischler, „eine grosse Menge Gräberfelder dieser Periode im Norden und im Osten Deutschlands bis zur Weichsel erforscht worden. . . . Es stellt sich wunderbarerweise heraus, dass besonders die Waffen, die Schwerter in so frappanter Weise den westlichen ähneln, ja identisch mit ihnen sind, dass wir zum Schlusse kommen, dass die Stämme, die diese östlichen Gebiete, Pommern, Westpreussen, Schlesien, zu Cäsars Zeit bewohnt haben und die wir nicht als gallisch ansehen dürfen, sondern als Germanen, dieselbe Bewaffnung gehabt haben als die Gallier.“[1])

Es wurde schon früher darauf hingewiesen, dass die Lautverschiebung jedenfalls schon in der Zeit vor der ersten Trennung der Germanen abgeschlossen war. Hätte nun die skandinavische Halbinsel erst in der Eisenzeit ihre germanische Bevölkerung von Norddeutschland erhalten, so bliebe es vollkommen unerklärt, wie germanische Wörter, deren Consonanten noch nicht verschoben waren, in die finnisch-lappischen Sprachen hätten eindringen können. Zwei solcher Fälle wurden oben bereits beispielsweise mitgetheilt und sei hier auf dieselben verwiesen.

Auch das gemeingermanische Wort *medigarda Umhegung der Mitte, Erdscheibe im Ocean, Erde (an. midhgardhr, ahd. mittigart, got. midjungardis, ags. middangeard, as. middigard u. s. w.[2]) zeigt, dass das germanische Urvolk ein Land bewohnte, das ringsum vom Meer umflossen war oder wenigstens dafür gehalten wurde. Als so ein vom Meere ganz umflossenes Land konnte wohl die skandinavische Halbinsel, nicht aber Norddeutschland erscheinen.

Alle diese Thatsachen setzen es wohl ausser Zweifel, dass die Heimat der Germanen auf der skandinavischen Halbinsel gesucht werden müsse. Könnte noch ein leiser Zweifel an der Richtigkeit dieser Annahme übrig bleiben, so wird derselbe vollständig durch die zahlreichen historischen Zeugnisse über die Herkunft der continentalen Germanen beseitigt. Diesen zufolge sind aber nicht nur die Goten, sondern auch die Gepiden, Heruler, Dänen, Sachsen, Franken, Burgunder, Langobarden u. s. w. aus der skandinavischen Halbinsel gekommen. Da ich diese Zeugnisse bereits an einer anderen Stelle vollständig zusammengestellt habe[1]), so möge hier von der Anführung derselben Abstand genommen werden.

Zum Schlusse möge noch auf die in ihrer Bedeutung gewiss nicht zu unterschätzende Thatsache hingewiesen werden, dass die Dolichocephalie und die helle Complexion, die hervorstechendsten Merkmale des sogenannten germanischen Typus, sich in weitaus grösseren Procentsätzen auf der skandinavischen Halbinsel als in Deutschland, auch in Norddeutschland vorfinden; und es ist gewiss kein Zufall, dass gerade diejenige Provinz Norddeutschlands, welche sich geographisch am nächsten an Skandinavien anschliesst, nämlich Schleswig-Holstein, den grössten Procentsatz Blonder, 43·35%, unter allen Ländern Deutschlands aufweist[2]).

Durch den Nachweis, dass die heutige germanische Bevölkerung der skandinavischen Halbinsel in ununterbrochener Reihenfolge auf jene Bevölkerung zurückgeht, welche bereits im Beginne der jüngeren Steinzeit im Lande wohnte, haben wir einen Aus-

[1]) Correspondenzblatt der Deutschen Anthropol. Ges. 1885, S. 158.

[2]) Fick, a. a. O. 240.

[1]) Penka, Die Herkunft der Arier 142—170.

[2]) Nach den Untersuchungen Dr. Arbo's ist das norwegische Volk wesentlich blond, besonders in den Gegenden mit dolichocephaler und mesocephaler, theilweise auch in den Gegenden mit brachycephaler Bevölkerung. Helle oder blaue Augen finden sich in Norwegen 97·25% und blonde Haare 74·47%. Auf 100 Norweger kommen 86, die dem blonden Typus, und nur 14, die dem brünetten Typus angehören. Dies gilt von ganz Norwegen mit Ausnahme des nördlichen Theiles (Trondhjem), wo in Folge der lappischen Beimischung eine Abnahme der Blonden stattfindet. Doch finden sich noch immer im Amte Trondhjem nach den Untersuchungen Faye's 72·4% Blonde, denen nur 27·16% Brünette gegenüberstehen. — Topinard, Documents sur la couleur des yeux et des chevaux en Norvège (Revue d'anthropologie, 3e sér. t. IV, 1889, pag. 297—304). Für Schweden liegt eine ähnliche Untersuchung noch nicht vor.

gangspunkt gewonnen, von dem aus wir mit grösserer Sicherheit, als es bisher der Fall war, eine Reihe von wichtigen Problemen ihrer Lösung zuzuführen im Stande sind; dahin gehören die Frage nach dem physischen Typus des arischen Urvolkes, die Frage, ob dasselbe bereits den Ackerbau kannte, und drittens die Frage nach der Heimat der Arier überhaupt.

Es wurde bereits oben erwähnt, dass als der Träger der Cultur der jüngeren Steinzeit in Schweden ein Volk erscheint, das in physischer Hinsicht die grösste Aehnlichkeit mit der heutigen germanischen Bevölkerung des Landes aufweist. Neben den zahlreichen langen „germanischen" Schädeln kommen (wenn auch in sehr geringer Zahl) auch Kurzschädel vor, die den Schädeln der heutigen Lappen und Finnen sehr nahe stehen. Und gerade so wie die heutigen Schweden und Norweger physisch sowie sprachlich und culturell von den heutigen Lappen und Finnen grundverschieden sind, so war es auch in der Vorzeit: auch damals hatten die Vorfahren der heutigen Lappen ihre eigene Cultur. Denn bekanntlich hat man im nördlichen Theile der skandinavischen Halbinsel verschiedene Alterthümer aus Stein (gewöhnlich Schiefer) gefunden, die eine grosse Aehnlichkeit mit den lappischen und finnischen Steinalterfunden aus Finnland, Nordrussland und Nordasien zeigen, jedoch durchaus verschieden sind, sowohl was das Material als auch was die Form anlangt, von den Steingeräthen des südlichen Skandinavien und zu einer eigenen Gruppe, der sogenannten arktischen Gruppe in der europäischen Steinaltercultur vereinigt werden [1]). Können wir bei dieser Sachlage annehmen, dass die brachycephale Rasse die Trägerin der neolithischen Cultur gewesen ist, wie es für das continentale Europa wiederholt behauptet worden ist? Ist aber diese Annahme, wie Jeder zugeben wird, ganz undenkbar, so ergibt sich hieraus von selbst, dass nur die dolichocephale Rasse, die unverändert und in ununterbrochener Continuität noch heute in den arisch-germanischen Skandinaviern fortlebt, als arisch angesehen werden könne. Andererseits ergibt sich aber auch aus dem einheitlichen Charakter, den die gesammte neolithische Cultur Europas an sich trägt, dass dieselbe dolichocephale Rasse, die in Skandinavien als die Trägerin dieser Cultur erscheint, auch für das übrige Europa als Trägerin derselben angenommen werden muss, wie es ja auch die zahlreichen Schädelfunde direct bestätigen [1]).

[1]) Die von den älteren nordischen Gelehrten (Geijer, Munch, Keyser, Nilsson) vertretene Ansicht, dass einst die Lappen als Urbewohner über die ganze skandinavische Halbinsel verbreitet waren, ist jetzt nach der eingehenden Widerlegung derselben durch Düben (Om Lappland och Lapparne 367—398) wohl allgemein aufgegeben. Andererseits ist man in neuester Zeit in der entgegengesetzten Richtung zu weit gegangen, wenn man auch für die Vorzeit leugnet, dass die Lappen südlicher als gegenwärtig gelebt haben, wie es G. Storm (Om Lapparnas forna utbredning, „Ymer" 1889, Förhandlingar 1—2) aus „historischen", G. Retzius aus „archäologischen, kraniologischen und ethnologischen Gründen" (a. a. O. S. 2) glaubten thun zu müssen. Gerade die archäologischen Thatsachen zeigen, dass einst die Lappen früher weiter nach dem Süden Schwedens zu gewohnt haben als jetzt. Dies ergibt sich aus der verhältnissmässig grossen Zahl von „arktischen" Steingegenständen, die in den von den Lappen jetzt nicht mehr bewohnten Küstenstrichen von Westerbotten bis Gestrikland sowie in Dalekarlien gefunden worden sind. Vgl. Montelius, Sur les souvenirs de l'âge de la pierre des Lappons en Suède (Compte-rendu du Congrès de Stockholm 1874, I, 188—197) und: Die Cultur Schwedens in vorchristlicher Zeit 37. In letzter Zeit hat es O. Alcenius in seinem Vortrage: „Har Sverige haft en finsk urbefolkning?" (abgedruckt in der Geograf. Föreningens Fidskrift, III. Jahrg., Helsingfors 1891, S. 220—224) versucht, für Schweden eine finnische Urbevölkerung nachzuweisen. Dieser Versuch ist als misslungen zu betrachten. Die von Alcenius herangezogenen Orts-, Länder-, Fluss- und Seenamen, die er aus dem Finnischen zu erklären versucht, sind in keiner Weise beweiskräftig; denn entweder erheben sich gegen die Gleichstellungen ernste lautliche Bedenken, wie bei Cimbrishamn, älter Sömmershafn (bei Snorro Swimar-os), in dessen ersten Theil er den Stammnamen der Finnen (Suomer) zu erkennen glaubt, oder bei Småland, das er aus Somland sich entstanden denkt; andere Namen verdanken späteren, historisch bezeugten finnischen Einwanderungen ihre Entstehung oder sie erklären sich aus dem Umstande, dass seit der jüngeren Steinzeit wiederholt arische, beziehungsweise germanische Einwanderungen aus Schweden nach Finnland stattgefunden und den finnischen Sprachschatz mit arischen, beziehungsweise germanischen Wörtern bereichert haben, so dass die Aehnlichkeit gewisser Namen mit grösserer Wahrscheinlichkeit als ein Beweis dieser Einwanderungen als einer finnischen Urbevölkerung in Schweden angesehen werden darf.

[1]) Von allen in letzter Zeit gemachten Schädelfunden ist wohl keiner so geeignet, die Richtigkeit dieser Ansicht zu erweisen, als die in den neolithischen Gräbern des berühmten Schanzwerkes von Lengyel (im südlichen Ungarn) gefundenen, von Virchow untersuchten und beschriebenen Schädel, die eine grosse Aehnlichkeit mit den neolithischen Schädeln Nordeuropas aufweisen. Virchow fasst das Ergebniss seiner Untersuchungen in folgende Worte zusammen: „Alles zusammengenommen, ergibt sich das Bild einer vorzüglich veranlagten Rasse, welche auch nicht die mindeste Andeutung einer turanischen oder mongoloiden Abstammung erkennen lässt. In einer so weit zurückgelegenen Zeit die Zugehörigkeit derselben zu einer der historischen Bevölkerungen ausdrücken zu wollen, würde vermessen sein. Immerhin darf man sagen,

Die Frage, ob das arische Urvolk bereits den Ackerbau kannte, ist bekanntlich in letzter Zeit in verschiedener Weise beantwortet worden. Die ältere, lange Zeit unangefochten gebliebene Ansicht, welche dem arischen Urvolke den Ackerbau zusprach, fand in den letzten Jahren an Max Müller [1]), A. H. Sayce [2]), G. Rendall [3]) neue Vertheidiger. Aber auch der entgegengesetzten Anschauung, die bekanntlich zuerst V. Hehn eingehend zu begründen unternommen hat [1]), hat es nicht an neuen Anhängern gefehlt; es mögen hier nur O. Schrader [2]), J. Taylor [3]) und Fick [4]) genannt werden. Hehn gibt nicht nur nicht zu, dass das arische Urvolk ackerbauend gewesen sei — da die entsprechenden Ausdrücke für die Beschäftigungen und Geräthe des Ackerbaues im Sanskrit nicht mit Sicherheit nachgewiesen werden könnten —, sondern leugnet auch, dass Benennungen wie arare, molere die Existenz eines ackerbauenden europäischen Muttervolkes beweisen. Indem er darauf hinweist, dass nach den herrschenden Anschauungen die arischen Völker Europas nicht gleichzeitig als ein ungetrenntes Ganzes, sondern zu verschiedenen Zeiten aus Asien nach Europa eingewandert seien, so könnten auch ἄροτρον, slavisch radlo u. s. w. nur entweder von dem einen zum anderen übergegangen oder von den einzelnen, vielleicht in sehr verschiedener Zeit, analog gebildet worden sein. „Man bedenke, dass in jener frühen Epoche die Sprachen sich noch sehr nahe standen und dass, wenn eine Technik, ein Werkzeug u. s. w. von dem Nachbarvolke übernommen wurde, der Name, den es bei diesem hatte, leicht und schnell in die Lautart der eigenen Sprache übertragen werden konnte. Wenn z. B. ein Verbum molere in der Bedeutung zerreiben, zerstückeln, ein anderes serere in der Bedeutung streuen in allen Sprachen der bisherigen Hirtenstämme bestand und der eine von dem anderen allmälig die Kunst des Säens und Mahlens lernte, so musste er auch von den verschiedenen Wortstämmen ähnlicher, aber allgemeinerer Bedeutung gerade denjenigen für die neue Verrichtung individuell fixiren, mit dem der lehrende Theil dieselbe bezeichnete. Die Gleichheit der Ausdrücke beweist also nur, dass z. B. die Kenntniss des Pfluges innerhalb der indoeuropäischen Familie in Europa von Glied zu Glied sich weiter verbreitet hat und dass nicht etwa der eine Theil sie südöstlich aus Asien, durch Vermittlung der Semiten aus Aegypten, der andere

dass keine arische Bevölkerung schönere Formen hervorgebracht hat und dass unter allen lebenden Stämmen nur die nordarischen eine nähere Verwandtschaft erkennen lassen." M. Wosinsky, Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel, seine Erbauer und Bewohner. III. Theil, Budapest 1891, S. 236. Auch für Russland ist jetzt diese Frage endgiltig entschieden. In den alten, theilweise noch der Steinzeit angehörenden Kurganen des mittleren und südlichen Russland erscheint dieselbe Schädelform in weitaus überwiegender Anzahl, und A. Bogdanow, der hervorragendste Kraniologe Russlands, trägt kein Bedenken, dieselbe für die „urslavische" zu erklären. Ihm sind diese leptoprosopen, dolichocephalen Menschen „Ureuropäer", die jedoch nicht in Russland entstanden, sondern dorthin eingewandert seien. Ueber ihre Schädelform äusserte sich derselbe auf dem 11. internationalen Anthropologen-Congress in Moskau (1892) in seinem Vortrage: „Quelle est la race la plus ancienne de la Russie centrale?" in folgender Weise (T. I, p. 19 du Compte-rendu): „Plusieurs anthropologues étrangers se sont intéressés à ma collection et ont voulu avoir des moules de mes dolichocéphales. Je leur ai présentés les séries de crânes tumulaires de la Russie, et ces séries se trouvent à présent au Musée de Berlin, de Paris, de Londres etc. Un des anthropologues éminent de l'Allemagne, en voyant mes crânes m'a écrit qu'ils ressemblent excessivement aux crânes trouvés dans les tombeaux anciennes de l'Allemagne méridionale (Reihengräber). Un anthropologue distingué de Suède a trouvé qu'ils ressemblent aux anciens crânes suédois. En parcourant plusieurs fois les musées de l'Europe, j'étais frappé par la ressemblance des crânes, trouvés en Allemagne et appartenant aux préhistoriques de ce pays, avec les nôtres kourganiens." Ebenso fand N. Zograf (Die Rassenmerkmale der Grossrussen aus dem Innern Russlands, „Globus", Bd. LXII, 1892, S. 338 fg.) auf Grund umfassender Untersuchungen der gegenwärtigen Bevölkerung, dass die Grossrussen hervorgegangen sind aus einer Kreuzung zweier reinerer Rassen, einer hochgewachsenen, blonden, noch Spuren der Dolichocephalie zeigenden Rasse slavisch-litauischen Ursprunges und einer kleinen, braunen, rundköpfigen, breitgesichtigen und plattnasigen Rasse ural-altaischen Ursprunges, die von den colonisirend vordringenden Russen im Lande schon vorgefunden worden sei. Im Allgemeinen ist die Dolichocephalie unter den heutigen Russen nur schwach vertreten, verhältnissmässig noch am stärksten bezeichnender Weise unter den Weissrussen mit 23% (nach Ikow). L'anthropologie 1891, p. 79.

[1]) Müller, M., Biographies of words and the home of the Aryas. London 1888, S. 134 und 174.

[2]) Sayce, A. H., The primitive home of the Aryans. Contemporary Review, Juli 1889, S. 110 und Annual Report of the Smithsonian Institution, 1890, S. 479.

[3]) Rendall, R. H., The cradle of the Aryans. London 1889, S. 11.

[1]) Hehn, V., Culturpflanzen und Hausthiere, 4. Auflage. Berlin 1883, S. 451.

[2]) Schrader, O., Sprachvergleichung und Urgeschichte, 2. Auflage. Jena 1890, S. 407 fg. und 624 fg.

[3]) Taylor, J., The origin of the Aryans. London 1890, S. 132, 163.

[4]) Fick, Aug., Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen, 4. Auflage. I. Theil: Wortschatz der Grundsprache, der arischen und der westeuropäischen Spracheinheit. Göttingen 1891, S. XXIV.

südwestlich von den Iberern an den Pyrenäen und am Rhonefluss, ein dritter von einem dritten unbekannten Urvolke u. s. w. erhalten hat."

Mit diesen Ansichten berühren sich vielfach die Anschauungen, die Schrader in dem Capitel über den Ackerbau über diese Frage ausgesprochen hat. Indem er einerseits auf Grund einiger bei alten Historikern sich findender Stellen zu dem „unzweifelhaften" Schlusse gelangt, „dass die Indogermanen bei ihrem Eintritte in die Geschichte noch nomadisirende Wandervölker gewesen", und auf die äusserst geringe Uebereinstimmung zwischen den europäisch-indogermanischen und asiatisch-indogermanischen Idiomen in den Ausdrücken der Ackerbausprache, der eine grosse und bedeutungsvolle innerhalb der europäischen gegenüberstehe, hinweist, „ergibt sich ihm so viel mit Gewissheit, dass der Ackerbau in der ältesten, an der Hand der Sprache erreichbaren Epoche der indogermanischen Urgeschichte volkswirthschaftlich neben der Viehzucht eine äusserst untergeordnete Rolle gespielt haben muss. Ja, die oben angeführten Gleichungen sanskr. yáva u. s. w. und sanskr. pish u. s. w. vertragen sich vielleicht mit der schon von V. Hehn ausgesprochenen Ansicht, dass wir bei yáva nur an eine wildwachsende Halmfrucht denken dürfen, deren Körner ausgestossen und gegessen wurden". Dagegen erblickt er in den zahlreichen Uebereinstimmungen der „europäischen Ackerbausprache" einen entschiedenen Beweis dafür, dass die Indogermanen Europas sich noch sehr nahe gestanden haben mussten, als sie wesentliche Fortschritte in der Agricultur gemacht hätten. „Hiebei hindert nichts die Annahme, dass die genannten Völker zur Zeit, als bereits vorhandene Wörter in der bestimmten Bedeutung des Pflügens, Säens u. s. w. allmälig sich festsetzten und von Stamm zu Stamm in bald grösserer, bald geringerer geographischer Ausdehnung wanderten, schon dialektisch und ethnographisch differenzirt gewesen seien, wenn auch ihr Verbreitungsgebiet im Vergleich zu der geographischen Ausdehnung, welche sie in historischen Zeiten einnahmen, ein verhältnissmässig beschränktes gewesen sein mag." Veranlasst worden sei der Uebergang von der Viehzucht zum Ackerbau durch den Umstand, dass die allmälige Ausbreitung der Indogermanen die europäischen Völker auf ein fruchtbareres Erdreich geführt habe, als ihr Ausgangspunkt besessen hätte, in höherem Masse aber noch dadurch, dass dieses fruchtbarere, aber mit dichtem Urwalde bedeckte Gelände — darauf weise hin die in den europäischen Sprachen in grösserem Masse auftretende Gleichheit in den Benennungen der Waldbäume — ihre Weideplätze auf die Uferlandschaften der Flüsse und Seen beschränkt und schliesslich in Folge der fortschreitenden Volksvermehrung dem „ungeduldigen Nomaden", „wenigstens für die Zeit einer vorübergehenden Niederlassung", den „verhassten" Pflug in die Hände gedrückt hätte. Es entsprächen sich:

Steppe und Waldgebiet.
Viehzucht und Ackerbau.
Indogermanen und Europäer.

Als den Schauplatz, wo sich diese Culturentwicklung vollzogen haben soll, bezeichnet Schrader das Ländergebiet, das im Süden von der unteren Donau und dem Schwarzen Meer, im Osten von dem Dnjepr, im Norden von den Wäldern und Sümpfen Wolhyniens, im Westen von den Karpathen begrenzt wird. „Dieses Terrain, und zwar nur dieses, erfüllt nach meiner Meinung die Bedingungen, welche wir an den Schauplatz jener europäischen Culturentwicklung stellen müssen." Ebenso lasse sich auch von diesem Terrain aus am einfachsten und ungezwungensten das Einrücken der einzelnen indogerman. Völker in ihre ältesten historischen Wohnsitze begreifen. „In dem fast undurchdringlichen Urwald, welcher damals nicht nur den Rumpf, sondern auch die Glieder unseres Erdtheiles bedeckte, mussten die Betten der Ströme und die Küsten des Meeres den vorwärts drängenden Schaaren die einzigen und willkommenen Wegweiser sein. Durch sie dürfen wir uns daher zumeist die Wanderungsrichtungen der europäischen Indogermanen bedingt denken. Und von welchem Theile Europas gingen mehr derartige und in verschiedenartigerer Richtung verlaufende Strassen aus, als von der Oertlichkeit, welche wir als den Schauplatz jenes vorhistorischen europäischen Völkerzusammenhanges in Anspruch genommen haben? So mochten die Slaven und Litauer stromaufwärts des Dnjepr in ihre oben bezeichneten Wohnsitze am Mittellauf dieses Flusses, bezüglich nordwärts des Pripet einrücken. Die Germanen, dem Laufe des Dnjester folgend, das Meer im Süden lassend, konnten von hier in das Flussgebiet der Weichsel und Oder übergehen. Südlich die Donau überschreitend, entlang den Küsten des Pontus, bevölkerten Illyrier und Thraker den Norden der Balkanhalbinsel, um von da aus noch verwandte Stämme (Phryger, Armenier) nach Kleinasien hinüberzusenden. Durch diese Massen hindurch brach sich der kriegerische Stamm der

Hellenen Bahn zu seinen Sitzen am Olympos, wo die Makedonen noch später verharrten. Dem Laufe der Donau folgten, denken wir, noch geraume Zeit mit einander vereinigt, die Italiker und Kelten, deren immer wahrscheinlicher werdende engere Sprachverwandtschaft die Annahme einer italo-keltischen Sonderepoche wahrscheinlich macht. Die Sau konnte den Italikern den Weg nach der Apenninenhalbinsel weisen, die Kelten aber marschirten weiter donauaufwärts, um von hier in das Maingebiet und an den Mittelrhein überzugehen, wo wir sie in der ältesten historischen Zeit antrafen. Hier knüpften sich neue wichtige Beziehungen zu den nunmehr ihnen benachbarten Germanen."

Als Heimat der noch vereinigten Indo-Iranier sucht Schrader das östliche Iran zu erweisen. Die Ursitze des indogermanischen Urvolkes dagegen findet er in dem Gebiet der mittleren Wolga; dasselbe liege nämlich in der Mitte zwischen der angenommenen Heimat der Indo-Iranier und dem angenommenen Schauplatze der europäischen Culturentwicklung, habe den Charakter der baumlosen, dem Betriebe des Ackerbaues feindlichen Steppe, ermögliche die Erklärung der vorhistorischen Berührungen der Finnen und Indogermanen, insofern als wir nördlich dieser hypothetischen Urheimat der Indogermanen am Mittellauf der Wolga unmittelbar das Gebiet der seit „ältester Zeit" hier bis zum Ural ansässigen Finnen betreten und schliesslich habe der alte Name der Wolga (Pā) ein uraltes indogermanisches Gepräge. Vom Standpunkte archäologisch-anthropologischer Forschung wird diese Hypothese nicht erörtert; Schrader überlässt dies der Zukunft, bis die Bodenschätze des südlichen Russland erschöpfend gehoben und gedeutet sein würden.

Taylor bemerkt, dass, wenn die Urarier Ackerbau betrieben haben, was zweifelhaft sei, dieser von sehr primitiver Art gewesen sein müsse; sie hätten jedoch wahrscheinlich nur die Samenkörner einiger wildwachsender Getreidepflanzen, sei es Spelt oder Gerste, gesammelt und in Mörsern aus Stein zerstossen. Dass dieselben sich noch nicht auf die Stufe eines ackerbautreibenden Volkes erhoben hätten, ergebe sich aus dem Umstande, dass das gemeinarische Lexikon keinen Ausdruck für die Hauptjahreszeit eines ackerbautreibenden Volkes, den Herbst, aufweise; selbst in der historischen Zeit habe es arische Stämme gegeben, die keinen Ackerbau getrieben hätten, wie die Sarmaten und die im Inneren Britanniens lebenden Stämme; in den britischen Rund-Barrows habe man keine Cerealien gefunden, und wenn auch nicht selten Steinmühlen gefunden worden seien, so sei dies für unsere Frage von keiner entscheidenden Bedeutung, da dieselben auch zum Zerstossen von Eicheln und von Körnern des wilden Hafers hätten benützt werden können. Ebenso sei der grosse Unterschied in den auf den Ackerbau sich beziehenden Wörtern in den arischen Sprachen Europas und Asiens, von denen die letzteren eigene Ausdrücke für das Pflügen, Säen und Ernten besässen, ein Beweis, dass die asiatischen Arier zur Zeit der Trennung noch nicht die Stufe eines Hirtenvolkes überschritten hatten.

Fick äussert sich über unsere Frage in folgender Weise: „Jedenfalls haben sich die „Arier" (Inder und Iranier) von ihren Brüdern abgesondert, noch ehe der Ackerbau den Indogermanen bekannt war, oder doch ehe er in irgend erheblicher Weise betrieben wurde. Das wird dadurch bewiesen, dass die „Arier" keine auf den Ackerbau weisende Wörter besitzen, welche auch bei ihren nichtarischen Verwandten sich nachweisen liessen, denn s. z. yava = lit. javaí = ζειά scheint ursprünglich nicht viel mehr als eine Pflanzendecke zu bezeichnen, vgl. s. yávasa-m Gras, Weide. Aehnlich ὄλυρα Spelt, vgl. s. urvárâ Saatfeld, aber z. urvara Pflanzen. Dagegen haben die Westeuropäer (Griechen, Italiker, Kelten, Germanen) mit den Völkern der Mitte, als deren Vertreter hier die Slavo-Letten gelten müssen, so ziemlich alle auf den Ackerbau weisenden Ausdrücke wie aroyô ackern, sê säen, voghnis Pflugschar, mê mähen u. s. w. gemein. Wir müssen daher annehmen, dass die „Arier" sich viel früher als die Westeuropäer von dem gemeinsamen Mutterschoosse losgelöst haben, ehe noch der Ackerbau sich entwickelt hatte, den die Väter der Westeuropäer und der Centralvölker während einer nicht allzu kurzen Zeit ihrer Einheit ausgebildet haben."

Was zunächst an den soeben mitgetheilten Auslassungen aller dieser Gelehrten auffällt, ist der Umstand, dass kein einziger derselben in entschiedener, jeden Zweifel ausschliessenden Weise den Ackerbau dem arischen Urvolke abspricht. Selbst Hehn hat in dem Texte, S. 55 — die oben mitgetheilte Ansicht steht in den Anmerkungen — eine Art Ackerbau vor dem Ende der Wanderungen zugestanden. „Die lange Wanderung von den Gegenden jenseits des Aralsees bis in die Wälder Europas wird von Rasten unterbrochen gewesen sein, auf denen, je nach ihrer grösseren oder geringeren Zeitdauer, Anfänge,

aber auch nur Anfänge des Ackerbaues möglich waren. Wenn der neue Wandertrieb erwachte, wurde das schwere, mühselige, allen Hirtenstämmen so verhasste Geschäft der Bodenbearbeitung aufgegeben und es blieb nur die allgemeine Bekanntschaft damit zurück.“ Wenn er aber in den Anmerkungen die entgegengesetzte Meinung, dass nämlich vor dem Ende der Wanderungen kein arisches Volk Ackerbau getrieben hat, ausgesprochen hat, so hat er ohne Zweifel nur die logischen Consequenzen aller jener Anschauungen gezogen, die seinerzeit allgemeine Geltung hatten. Kann nur dann ein Ausdruck als urarisch angesehen werden, wenn er mindestens in einer europäischen und einer asiatischen Sprache und zwar in derselben Bedeutung vorkommt, dann war er gewiss berechtigt, den Ackerbau dem arischen Urvolke abzusprechen; sind die europäischen Arier nicht frühzeitig als ein ungetrenntes Ganzes, sondern zu verschiedenen Zeiten getrennt aus Asien eingewandert, dann kann man nicht von einem gemeinsamen Ursprunge der europäischen Ackerbausprache reden, sondern dann musste dieselbe entweder zugleich mit der Technik des Ackerbaues von einem Stamme zum anderen übertragen oder von den einzelnen Stämmen nach der Erlernung der Technik und Uebernahme der Werkzeuge aus ihrem Sprachgute analog gebildet worden sein. Beide Annahmen sind im höchsten Grade unwahrscheinlich. Wer kann es glauben, dass der Ackerbau sich auf diese Weise, „von Glied zu Glied“, über alle Theile Europas, von denen einige durch breite Meeresarme oder mächtige Gebirge von den Nachbarländern getrennt sind, verbreitet hätte? Welch' langen Zeitraum hätte dies erfordert? Es ist klar, dass solche Lehren nur dann Aussicht auf allgemeine Annahme haben können, wenn in einer jeden Zweifel ausschliessenden Weise nachgewiesen wäre, dass die Grundanschauungen, auf denen sie beruhen, nach jeder Richtung hin unanfechtbar sind. Dies ist jedoch in keiner Weise der Fall.

Der von Schrader angenommene Schauplatz, auf dem sich seine europäische Culturentwicklung vollzogen haben soll, ist zwar bedeutend kleiner als das nach dem Ende der Wanderungen von den arischen Stämmen eingenommene Terrain, erscheint jedoch, von einem anderen von Schrader selbst eingenommenen Standpunkte aus betrachtet, wiederum als viel zu klein. Man hätte zunächst erwarten sollen, dass, wenn die europäischen Arier wirklich eine Zeit lang auf diesem Terrain in ununterbrochenem Zusammenhange mit einander gelebt haben, sie eine einheitliche europäische Grundsprache entwickelt haben würden. Da aber eine solche europäische Sprachgemeinschaft, wie Schrader selbst (S. 185), gegenüber der älteren Annahme Lottner's und Fick's, richtig bemerkt, nicht nachgewiesen ist und wahrscheinlich auch nicht nachzuweisen sein wird, so war Schrader gezwungen, die Anfänge der sprachlichen und ethnographischen Sonderentwicklung der einzelnen europäischen Stämme auf dieses verhältnissmässig eng begrenzte Terrain zu verlegen.

Gegen diese Annahme erheben sich jedoch die schwersten Bedenken aller Art. Zunächst fehlt jede Spur eines Beweises, dass auf diesem Gebiete in prähistorischer Zeit jemals Germanen, Kelten, Italiker oder Griechen gelebt und von dort sich nach ihren späteren Sitzen verbreitet hätten. Was insbesondere die Germanen anlangt, so wurde bereits früher auf Grund sprachgeschichtlicher und historisch-geographischer Thatsachen der Nachweis geführt, dass nur auf der skandinavischen Halbinsel die sprachliche und ethnographische Sonderentwicklung dieses Volkes sich vollzogen haben kann. Im Bereiche dieses Gebietes, ja zum grössten Theile mit demselben zusammenfallend, findet sich nur, wie mit Sicherheit angenommen werden kann, die eigentliche Heimat der Slaven, und Schrader selbst ist es, der im Anschluss an Müllenhoff (S. 619) das Gebiet des mittleren und oberen Dnjeprs, westwärts bis zu den Karpathen und dem oberen Laufe der Weichsel, ostwärts gegen die Finnen bis in den obersten Bereich der Wolga und des Don für dieselbe in Anspruch nimmt.

Auf diesem Gebiete hat sich die slavische Grundsprache entwickelt; von hier aus hat sich dieselbe über weite Gebiete Europas verbreitet und alle slavischen Idiome, die sich im Laufe der Zeit in den verschiedenen Gegenden entwickelt haben, haben bis zur Stunde in den Hauptzügen die Merkmale der gemeinsamen Abstammung bewahrt. Und da wird uns zugemuthet, dass nahezu auf demselben Gebiete in dem ungleich kürzeren Zeitraume vom Beginne des neolithischen Zeitalters bis zum Schlusse desselben, den wir höchstens in die Mitte des zweiten Jahrtausendes v. Chr. setzen dürfen, die arische Grundsprache in eine Menge von Sondersprachen, das arische Urvolk in eine Menge von Sondervölkern sich geschieden habe [1]). Und dabei will sich Schrader

[1]) Fick (Vergleichendes Wörterbuch I⁴, 14 der Einleitung) bemerkt von den Slaven: „Die Slaven sind gegen alle Nachbarn

selbst nicht der Annahme verschliessen, dass die divergirende Entwicklung der Ursprache in der vorhistorischen Zeit eine langsamere als in der historischen gewesen ist! (S. 153.)

Schrader verfällt aber bei seinen Annahmen noch in andere Widersprüche. Indem er seine europäischen Indogermanen aus ihrer vermeintlichen Urheimat am mittleren Laufe der Wolga[1]) nach Westen und seine asiatischen Indogermanen nach Osten ziehen lässt, benimmt er sich jede Möglichkeit, die vielen Uebereinstimmungen, die zwischen den litu-slavischen und den arisch-asiatischen Sprachen bestehen und von denen hier nur als die bedeutendste die gemeinsame, in einer grossen Zahl von Wörtern vollzogene Verwandlung eines ursprachlichen k (kh) in einen Zischlaut (ç, s, sz) vgl. sanskr., iran. dáçan, altsl. desęti, lit. dészimtis = griech. δέκα, lat. decem genannt werden möge, zu erklären. Und dabei schliesst sich derselbe nicht etwa jenen Gelehrten (Fick u. A.) an, die die Kraft dieses letzteren Beweises für die vermittelnde Stellung der litu-slavischen Sprachen zwischen Europa und Asien dadurch aufzuheben suchen, dass sie annehmen, es hätten von jeher in der arischen Ursprache zwei verschiedene k-Laute, ein palatal-afficirtes kj und ein guttural-afficirtes kv, nebeneinander bestanden, von denen das erstere eben durch jene Zischlaute der litu-slavischen und arisch-asiatischen Sprachen reflectirt werde, das letztere aber in den eben genannten Sprachen durch k (c), in den übrigen durch k, p, qu repräsentirt sei, sondern er äussert sich S. 97 über diesen Punkt wörtlich in folgender Weise: „So unzweifelhaft es nun auch ist, dass die Aufstellung zweier k-Laute für die indogermanische Urzeit trotz der Einwendungen J. Schmidt's die Billigung der meisten Forscher gefunden hat, so berechtigt scheint mir doch die Erklärung J. Schmidt's („Jenaer Literatur-Zeitung" 1875, Nr. 201), dass auch die Annahme zweier Gutturalreihen nicht die Tragweite seines Argumentes für die Uebergangs- und gegen die Stammbaumtheorie abzuschwächen im Stande sei. Denn entscheide man sich für ein kj und ein kv, so bleibe doch die Zusammengehörigkeit der litu-slavischen und arischen Sprachen in der Verschiebung des in den übrigen Sprachen als k erhaltenen kj zu ç, s, sz unangetastet bestehen."

Diese Einwände, die sich leicht noch durch andere vermehren liessen, dürften wohl hinreichen, um die Unhaltbarkeit der Schrader'schen Aufstellungen zu zeigen. So viel ist klar, dass es bei der Annahme, dass das arische Urvolk nicht ackerbauend gewesen, sondern in einer baumlosen Steppe ein nomadisirendes Hirtenleben geführt habe, schlechterdings unmöglich ist, die Thatsache, dass sämmtliche europäische Stämme eine gemeinsame Ackerbausprache besitzen und auch in der Benennung der wichtigsten wildwachsenden Bäume übereinstimmen, in befriedigender Weise zu erklären. Unter solchen Umständen liegt es nahe, die Frage aufzuwerfen, ob der Umstand, dass die europäischen und asiatischen Sprachen weder in der Bezeichnung der Werkzeuge und Verrichtungen des Ackerbaues, noch in der Bezeichnung einer grossen Menge von wildwachsenden Bäumen übereinstimmen, mit zwingender Nothwendigkeit zu dem Schlusse führt, den die obenerwähnten Gelehrten daraus gezogen haben, oder ob nicht vielleicht die Möglichkeit einer anderen, mehr befriedigenden Erklärung dieser Thatsache vorhanden ist, dass etwa die Urheimat der Arier sowohl wie diejenigen Ländergebiete, in denen sie sich später nach erfolgter Trennung ausgebreitet haben, waldreiche Länder gewesen seien, in denen sie einen mehr weniger entwickelten Ackerbau getrieben hätten, den sie erst dann aufgegeben und dessen Terminologie sie erst dann vergessen hätten, nachdem sie bei ihrer weiteren Ausbreitung nach dem Osten Europas und dem Westen Asiens in den Bereich der für den Betrieb des Ackerbaues höchst ungünstigen Steppe gekommen wären und dass sie auch während des Aufenthaltes in diesen Steppen die Namen aller jener Bäume (und Thiere) vergessen hätten, die sie daselbst nicht vorgefunden.

Ueber die Zulässigkeit des dieser Annahme zu Grunde liegenden Gedankens äussert sich treffend Schrader selbst in folgender Weise (S. 163): „Der Verlust alten Gutes ist ja einer der gewöhnlichsten Vorgänge in dem Leben der Sprache. Wer nur eine Seite irgend eines mittelhochdeutschen Textes auf-

---

deutlich abgegrenzt. Sie theilen sich in die grossen Massen der Ost-, West- und Südslaven. Die Mundarten sind wenig geschieden, die Einheit der Nation wird noch lebhaft durchgefühlt."

[1]) Dass die Urbewohner dieses Gebietes keine Indogermanen, sondern Finnen waren, zeigen — abgesehen von den noch vorhandenen Resten finnischer Bevölkerung — in unzweifelhafter Weise die finnischen Namen der daselbst vorkommenden Flüsse, wie Smirnow in seinen „Contributions à l'éthnographie préhistorique de la Russie centrale et du nord-est" (Compte-rendu du Congrès de Moscou (1892), T. I, 104—108) nachgewiesen hat.

schlägt, findet auf derselben eine ganze Reihe von Wörtern, welche heute nicht mehr im Gebrauche oder wenigstens nicht mehr in selbstständigem Gebrauche sind. Wenn aber in der verhältnissmässig kurzen Zeit, welche uns von dem Mittelalter trennt, ein nicht unbedeutender Theil des damaligen Wortschatzes der Vergessenheit anheimfallen konnte, muss nicht da der Verlust des ursprünglichen Sprachgutes bei den culturgeschichtlichen Umwälzungen und localen Veränderungen, welchen die indogermanischen Völker seit ihrer Trennung von der alten Heimat ausgesetzt gewesen sind, ein ungeheurer gewesen sein? Diese hohe Wahrscheinlichkeit eines sehr ausgedehnten Verlustes des alten Wortschatzes nöthigt aber den Culturforscher, welcher mit sprachlichen Argumenten operirt, zur grössten Vorsicht nach zwei verschiedenen Seiten. Es ist nämlich erstens überaus misslich, aus dem Fehlen etymologisch verwandter Wörter die Unbekanntschaft der Indogermanen mit gewissen Culturbegriffen ohne Weiteres zu folgern, ein Grundsatz, der zwar im Principe von Allen anerkannt, im Einzelnen aber häufig ausser Acht gelassen wird. Von einer besonderen Wichtigkeit aber ist dieser Gesichtspunkt für die Frage nach der Urheimat der Indogermanen, insoferne man die Lage derselben aus dem scheinbaren Fehlen gewisser Thier- und Pflanzennamen in dem indogermanischen Wortschatz hat erschliessen wollen. Der indogermanische Sprachstamm erstreckt sich nach A. Grisebach durch drei Vegetationsgebiete der Erde, das indische Monsungebiet, das europäisch-asiatische Steppengebiet und das Waldgebiet des östlichen Continents, ein jedes mit einer ihm eigenthümlichen Fauna und Flora. Mag man nun den ursprünglichen Ausgangspunkt der Indogermanen verlegen, wohin man will, es ist geradezu undenkbar, dass die ursprünglichen Thier- und Pflanzennamen bei der allmäligen Ausbreitung der indogermanischen Stämme sich treu erhalten haben sollten. Wie können die Namen der Dinge bestehen, wenn diese Dinge selbst vielleicht seit Jahrtausenden dem Blicke der Menschen entschwunden sind? Blickt man z. B. auf die doch fast nur dialektisch verschiedenen indisch-iranischen Sprachen, so findet sich aus der gesammten Pflanzenwelt fast nur die gottgespendete Somapflanze mit einem einheitlichen Namen bei beiden Stämmen benannt, ohne dass man sich diese Thatsache anders als aus der völligen Verschiedenheit der geschichtlichen Wohnsitze beider Völker in pflanzengeographischer Hinsicht erklären wird.“ Die Richtigkeit dieser Erwägungen wird auch dadurch nicht im Mindesten in Zweifel gestellt, dass Schrader selbst bei seinen eigenen Untersuchungen über die Urheimat der Arier sich von denselben nicht leiten liess.

Bei unserer Frage sind wir aber noch überdies in der glücklichen Lage, den positiven Beweis erbringen zu können, dass dieser hypothetisch angenommene Vorgang auch wirklich stattgefunden hat.

Oestlich von dem europäischen Waldgebiete und dem Ursitze der Slaven (der „ackerbauenden Skythen“ Herodot's am Dnjepr, Bug und Dnjester) erstreckte sich einst das Wohngebiet der sogenannten „königlichen“ und „nomadisirenden“ Skythen vom Dnjepr bis zum Don und der Sarmaten vom Don bis zum Kaspischen Meere. Die Sprache beider Völker, von denen allerdings nur spärliche Ueberbleibsel vorhanden sind, erwies sich nach den Untersuchungen Müllenhoff's [1]) als arisch; vom anthropologischen Standpunkte aber waren weder die Skythen noch die Sarmaten reine Arier, sondern Völker mit starker Beimischung allophyler, insbesondere turanischer Elemente, wie denn auch die heutigen Osseten im Kaukasus, die Nachkommen des sarmatischen Stammes der Alanen, alle Merkmale eines Mischvolkes an sich tragen [2]). Dies ergibt sich aus der Verschieden-

[1]) Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde. III, 101—125.

[2]) Wie das bei Mischvölkern so häufig der Fall ist, zeigen sich auch bei den Osseten trotz der geringen Ausdehnung des von ihnen bewohnten Landes in den einzelnen Landschaften bedeutende Abweichungen in der äusseren Erscheinung derselben, indem bald das eine, bald das andere Rassenelement überwiegt. Während von den älteren Reisenden Dubois de Montpéreux (Voyage autour du Caucase, Paris 1840, IV, 428) den Wuchs der Osseten als mittelgross bezeichnet, den Körperbau stark, fleischig und unbeholfen, das Gesicht rund, die Haare blond, die Augen blau, selten dunkel, die Weiber klein und unschön, meist mit Stumpfnasen findet, Haxthausen (Transkaukasia, Leipzig 1856, II, 33) ebenfalls die Osseten als Leute gedrungener, untersetzter Gestalt schildert, die fast nie über 5 Fuss 4 Zoll hoch werden, breite, hagere Gesichter, fast nie schwarze Augen und schwarze Haare, sondern blaue Augen, blondes, hellbraunes, häufig rothes Haar hätten, und unter den neueren Forschern H. Miller (in Moskau), einer der besten Kenner des Kaukasus, der Ansicht ist, dass das Aeussere der Osseten der Beschreibung des Marcellinus sehr nahe kommt, indem man unter den Osseten sehr viele blonde Individuen mit grauen und blauen Augen finde, bemerkt N. W. Gilt schenko (Materialien zur Anthropologie des Kaukasus, St. Petersburg 1890, auszugsweise mitgetheilt von L. Stieda im ‚Biologischen Centralblatt“ 1891, Nr. 9 und 10) im Gegensatze hierzu, dass es unter den Osseten mehr brünette als blonde Individuen gebe. Derselbe glaubt, den Unterschied dadurch aufklären zu können, dass er vorzugsweise Individuen der Gemeinden Alagyr und Kurtatinsk gesehen habe, dass dagegen

heit der in den skythischen Gräbern gefundenen Schädel, die zum geringeren Theile Kurzschädel, zum grösseren Theile Langschädel von der typischen Form der germanischen Reihengräberschädel sind [1]), aus den uns erhaltenen bildlichen Darstellungen aus griechischer Zeit, sowie aus den Nachrichten der alten Schriftsteller Hippokrates und Ammianus Marcellinus [2]), die von der äusseren Erscheinung der Skythen, beziehungsweise Sarmaten Merkmale anführen, die sich einerseits nur bei der turanischen, andererseits nur bei der arischen Rasse wieder finden. Was die Stellung der Sprachen beider Völker, die nach Herodot nur dialektisch untereinander verschieden gewesen sein sollen, im Kreise der übrigen arischen Sprachen anlangt, so tragen sie der geographischen Stellung der Völker selbst entsprechend alle Merkmale des Ueberganges zwischen dem Slavischen und dem Iranischen: gewisse lautliche Veränderungen, wie z. B. die eines ursprünglichen gh in z oder eines ursprünglichen s in h kommen sowohl im Slavischen wie im Iranischen vor, andere, wie der Uebergang eines ursprünglichen kv in çp, sind wieder nur dem Iranischen, andere Lauterscheinungen, wie l gegenüber iranischem r, nur dem Slavischen und überhaupt allen europäisch-arischen Sprachen im Gegensatze zu den asiatisch-arischen Sprachen eigenthümlich. Daraus folgt, dass das Skythisch-Sarmatische weder dem Slavischen, wie einige Forscher wollten, noch dem Iranischen, wie Müllenhoff annehmen zu können glaubte, angereiht werden darf. Ebensowenig könnte es — was in diesem Zusammenhange besonders betont werden muss — als Vertreter der arischen Grundsprache angesehen werden; es wäre diese Annahme ebenso unmöglich, wie es unmöglich ist, die Skythen und Sarmaten als die echten, unvermischten Vertreter der arischen Rasse anzusehen.

Und von diesen Skythen und Sarmaten, die ebensowenig Jemand als die letzten, noch in die historische Zeit hinabreichenden Vertreter des Culturzustandes des arischen Urvolkes wird gelten lassen wollen, sondern die nur als ein Mittelglied [1]) zwischen den ackerbauenden Slaven und den ackerbauenden Iraniern [2]) betrachtet werden können, wird berichtet, dass sie keinen Ackerbau getrieben und keine festen Wohnsitze gehabt haben, sondern hauptsächlich durch Viehzucht sich ernährend, unstet als Hirten zu Wagen und zu Pferde über die weiten Steppen Osteuropas (und Asiens) gestreift sind. Tacitus (Germ. 46) sagt ausdrücklich: „Domos fingunt, . . . peditum usu ac pernicitate gaudent (Veneti, Germani); quae omnia diversa Sarmatis sunt in plaustro equoque viventibus.“ Anschaulicher ist das Bild, das Hippokrates (a. a. O.) von dem Lande und der Lebensweise der Skythen entwirft: „Die Wildniss der Skythen, wie ihr Land genannt wird, ist eine Ebene, mit Gras bedeckt, von Bäumen entblösst und mässig von Strömen bewässert. Dort wohnen die Skythen, welche Nomaden genannt werden, weil sie keine Häuser haben, sondern in Wägen wohnen. Die Weiber bringen die meiste Zeit in ihren Wägen zu,

---

unter den Digoriern ganz entschieden sehr viele blonde Individuen angetroffen würden. Bei 652 Notirungen fand Giltschenko 82·82% dunkelhaarige und 64·72% dunkeläugige Osseten. Nach demselben ist die Hautfarbe im Allgemeinen im Gesicht und den Händen brünett, bei vielen dunkelzimmtfarbig. Er fand ferner, dass die Barthaare erst spät bei den Osseten erscheinen; ein Drittel aller Osseten habe im 21. Jahre noch keinen Bart, erst im 23. bis 27. beginne der Bartwuchs; auch der Körper sei wenig behaart. Giltschenko bezeichnet die Osseten als hochgewachsen; er gibt als Mittel 695·3 mm an. Was den Kopfindex anlangt, so fand er unter 200 gemessenen Osseten 1% Dolichocephale, 8% Subdolichocephale, 16% Mesocephale, 36% Subbrachycephale, 40% Brachycephale. Das Gesicht derselben beschreibt er als nicht sehr breit, oval, ganz allmälig zum Kinn sich verjüngend; die Backenknochen seien schwach entwickelt und nahe einander stehend; doch treffe man nicht selten stark entwickelte, vorspringende Backenknochen. Den Umfang des Bauches bezeichnet er als recht gross.

[1]) Baer, K. E., Beschreibung der Schädel, welche aus dem Grabhügel eines skythischen Königs ausgegraben worden sind. Archiv für Anthropologie, X, 215. — Bogdanow, a. a. O, 5.

[2]) Hippokrates, Περὶ ἀέρων etc. 91—102 schreibt den pontischen Skythen als charakteristische Merkmale ausser gelber Hautfarbe namentlich Fettleibigkeit und sparsamen Haarwuchs zu, während andererseits Ammianus Marcellinus, XXX, 2 die Alanen als schön und stattlich, ihre Haare als mässig blond und sie wegen ihrer drohenden Augen als schrecklich beschreibt.

[1]) Ammianus Marcellinus, XXXI, 2 sagt: „Persae, qui sunt originitus Scythae.“ Bei Justinus, II, 1 heisst es: „Scythae Parthos Bactrianosque condiderunt.“ Von den Anwohnern des Oxus und Jaxartes sagt Strabo, XI, 517, dass sie sich ursprünglich in ihrer Lebensweise und ihren Sitten nicht viel von den Nomaden unterschieden hätten. — Zeuss, Die Deutschen u. s. w. 291. Gemeint sind an diesen Stellen unter den Skythen die mit den europäischen Skythen und Sarmaten stammverwandten, die gleiche Lebensweise führenden Völker des nordwestlichen Asien, wie z. B. die Massageten.

[2]) Nicht allein viele iranischen Stämme, sondern auch die noch vereinigten Indo-Iranier trieben Ackerbau. Die sprachlichen Zeugnisse finden sich zusammengestellt bei Spiegel, Die arische Periode und ihre Zustände, Leipzig 1887, S. 59 und 69 und bei Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte 411.

aber die Männer sind gewöhnt zu reiten und ihre Schaf-, Ochsen- und Pferdeherden folgen ihnen nach. Sie leben von gekochtem Fleisch und trinken Stutenmilch."

Analoge Vorgänge, wie sie sich seinerzeit bei den Vorfahren der späteren Skythen und Sarmaten abgespielt haben, sind auch aus späterer Zeit bei anderen arischen Völkern nachzuweisen. Herodot sondert die persischen Völker in ackerbauende und nomadische: „Andere Perserstämme noch sind diese: die Parthialäer, die Derusiäer, die Germanier; diese alle sind Ackerbauer, die anderen aber Nomaden." [1]) Und an einer anderen Stelle sagt derselbe Herodot: „Da gibt es auch Nomaden, welche Sagartier genannt werden, ein persisches Volk auch der Sprache nach; ihre Rüstung aber war halb persisch und halb paktyisch." [2]) Auch dieser Uebergang von dem Ackerbau, den das iranische (indische) Urvolk getrieben hat, zum Hirtenleben erklärt sich auf dieselbe Weise, wie der vorhin besprochene bei den Skythen und Sarmaten und zeigt ebenfalls den überwältigenden Einfluss der äusseren Lebensverhältnisse auf die Beschäftigung und Lebensweise der Menschen. Denn bekanntlich hat auch ein grosser Theil Persiens den Charakter der Steppe und Wüste. Noch instructiver, weil der Gegenwart näher liegend, ist das Beispiel der Kosaken, auf das K. E. Baer hingewiesen hat. Die Ansicht bekämpfend, dass das südliche Russland durch die Nomaden und durch die Völkerwanderung zu einer waldlosen Ebene geworden sei, bemerkt er sehr richtig: „Die Nomaden erzeugen ebensowenig Steppen, als die Jäger das Wild und die Fischer die Fische, sondern Steppen machen Nomaden. Das lehrt so deutlich als irgendwo die Geschichte im südlichen Russland. Als die mongolisch-tatarische Macht durch innere Reibungen gebrochen war und den Angriffen der Litauer und Russen erlag, da rückten kampfeslustige Russen den Tataren immer näher und besetzten den Rand der Steppe. Dem Blute und der Sprache nach Russen und aus waldreichen und kornbauenden Gegenden stammend, mussten sie bei der Ansiedlung in der Steppe in vieler Hinsicht die Lebensart der Tataren annehmen, so wurden sie Kosaken, d. h. sie erbten sogar den Namen der tatarischen Reiter; sie waren eben Steppenreiter von russischem Blute [3]).

[1]) Herodot, I, 125.

[2]) Herodot, VII, 85.

[3]) Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches, IV, S. 180.

Erklärt sich aus dem Steppencharakter des östlichen und südlichen Russland und des westlichen Asien, wie aus sesshaften Ackerbauern nomadisirende Hirten geworden sind, so erklärt sich auch daraus die auffallende Thatsache, dass bereits in einer sehr frühen Zeit ein ausserordentlich grosser Theil von Asien von Ariern besiedelt worden ist. Denn bekanntlich bedarf der Hirte wie auch der Jäger zu seiner und seiner Familie Erhaltung einer ungleich grösseren Bodenfläche als der Ackerbauer [1]). Darauf geht es zurück, dass, während die ackerbauenden Russen sich bei ihrer allmäligen Ausbreitung, trotz der sehr langen Dauer derselben, nur in geringer Zahl — die Zahl der Russen in Sibirien beträgt 2·8 Millionen — die Grenzen Europas überschritten haben, die Vorfahren der späteren Inder und Iranier bei ihrem Vordringen nach Asien in einem ungleich kürzeren Zeitraume über ungeheuere Länderstriche sich zu verbreiten gezwungen waren.

Aus dem Umstande, dass die Ausbreitung der Arier nach Asien über Steppen erfolgte, erklärt sich weiter, dass von den urarischen Baumnamen sich nur die Namen der Birke, Weide und Fichte (Föhre) sowohl in den arischen Sprachen Europas wie Asiens erhalten haben: deutsch birke, engl. birch, lit. bérźas, sanskr. bhûrja, Pamirdial. furz, bruǧ; ahd. wîda, griech. ἰτέα, lat. vitex = zend. vaêti, pars. wîd, np. bîd; griech. πίτυ-ς, lat. pînus aus *pit-snu-s (vgl. pitu-îta Schleim) Fichte, sanskr. pîtu-dâru die Devadarufichte des Himalaya. Denn sowohl die Birke wie die Weide und Fichte (Föhre) kommen auch in der Steppe vor; andererseits finden sich in den osteuropäischen und westasiatischen Steppen in der Regel

[1]) F. Ratzel nimmt 100 Menschen auf die Quadratmeile als Maximalzahl an, die in wüsten- und steppenhaften Gebieten erreicht werden kann, wenn dieselben grossentheils von Nomaden, welche mit ihren Herden von einem Weideplatze zum anderen ziehen und von in Oasen gedrängten Ackerbauern bewohnt werden. Diese Zahl bleibt weit hinter derjenigen zurück, welche der Ackerbau möglich macht (2000—2500 in reinen Ackerbaugebieten der gemässigten Zone, wie Mecklenburg, Pommern, central-französische Departements). Auf dem jetzt russischen Turkmenengebiete schätzte man vor der Eroberung die Bevölkerungsdichtigkeit zu 40 pro Quadratmeile, wenn alle unbewohnbaren Wüsten mit herangezogen wurden und zu 80, wenn die Hälfte des Landes als eigentliches Weide- und Wandergebiet angesehen wurde. Auch die neuesten Zahlen, welche Levasseur nach Troinitsky gibt, schwanken für die steppen- und wüstenhaften Bezirke Semipalatinsk, Semirjetschensk, Ural, Amu Darja, Transkaspisches Gebiet alle zwischen 40 und 115. Ratzel, Anthropogeographie, II. Theil: Die geographische Verbreitung des Menschen. Stuttgart 1891, S. 261.

nur diese drei, beziehungsweise vier Holzgewächse und allenfalls noch die Espe. Lehrreich zur Auffindung der Gegenden, innerhalb welcher die Ausbreitung der asiatischen Arier von Europa her erfolgte, sind die Verbreitungsgrenzen der Birke. Die Südgrenze der Betula alba, der von allen Birkenarten am weitesten verbreiteten, verläuft nach Köppen im europäischen Russland in folgender Weise: „Aus dem Norden Bessarabiens verläuft die Südgrenze der Betula alba durch den nördlichen Theil des Gouvernements Cherson und Jakaterinoslaw zum Donez (etwa bei Slavjansk), dann diesen Fluss hinunter bis unterhalb der Mündung des Aidar; von hier quer durch das Land der Don'schen Kosaken zum Don, etwa bei der Mündung der Ilowlja; ferner längs der Wasserscheide zwischen diesem letzteren Flusse und der Wolga; weiterhin das rechte Wolga-Ufer hinauf bis etwa zwischen Saratow und Wolsk, wo die Birkengrenze die Wolga überschreitet und längs dem Obstschij-Syrt zum Uralflusse verläuft, den sie dann hinauf verfolgt.“ [1]) Sieht man schon hieraus, dass die Birke, als ein wesentlich nordischer Baum, hohe Hitzegrade nicht verträgt, so zeigt sich dies noch deutlicher aus der Art ihrer Verbreitung in Asien. E. Krause macht darüber folgende Angaben: „In der Baraba-Steppe ist Betula alba die einzige Baumart, welche vorkommt; ferner findet sich dieser Baum durch ganz Sibirien bis Japan. In Iran und in den Ebenen von Turkestan gibt es keine Birken. Aber auf den Gebirgen Mittelasiens treten zwei Betula-Arten auf: Betula Bhojpattra Wall. und Betula acuminata Wall. Erstere ist von dem afghanischen Hochgebirge mit Unterbrechungen bis Japan verbreitet und ist im inneren Himalaya streckenweise die einzige vorkommende Baumart, analog der Betula alba in der Baraba-Steppe. Die Betula acuminata wächst am Südabhange des Himalaya von Panjab mindestens bis Tibet. Auch auf den Gebirgen zwischen Hindukusch oder Thianschan kommt eine Birke vor und ist stellenweise tonangebend für die Landschaft und in dem Nadelwaldgürtel des Thianschan finden sich eingesprengte Bäume dieser Art, so dass die birkenlose Strecke in der Dsungarei höchstens 300 km breit sein dürfte. Im Indus- und Ganges-Tieflande sowie im tropischen Indien gibt es Birken nicht.“ [2])

War es also verfehlt, aus dem Umstande, dass die europäisch-arische und die asiatisch-arische Ackerbausprache nicht mit einander übereinstimmen, den Schluss zu ziehen, dass das arische Urvolk nicht ackerbauend gewesen ist, so lässt sich noch in einer anderen Weise der positive Beweis für die entgegengesetzte Annahme erbringen; und dieser Beweis wurzelt in dem oben geführten Nachweise, dass als die Heimat und Geburtsstätte der Germanen die skandinavische Halbinsel zu betrachten ist und dass dieselben als die unmittelbaren Nachkommen jener Bevölkerung angesehen werden müssen, welche im Beginne des jüngeren Steinalters im südlichen Schweden angesiedelt war. Es kann heute wohl mit Bestimmtheit geleugnet werden, dass die Vorfahren der späteren Germanen nach ihrer Trennung von dem gemeinsamen arischen Urstocke mit den Vorfahren irgend eines anderen arischen Stammes eine Sonderperiode gemeinsamer Entwicklung durchgemacht hätten. Selbst die alte Annahme einer baltisch-slavisch-germanischen Periode musste als durch keine sprachlichen Erscheinungen, die sicher als gemeinsame Neuerungen zu betrachten wären, gestützt aufgegeben werden; ja sogar die Hauptstütze dieser Annahme, das m des Dativs Plural. bei Germanen und Slavo-Letten hat die Beweiskraft eingebüsst, seitdem kretische Inschriften mit dem Dativ ὡι τιμι aufgefunden worden sind. Im Allgemeinen verlangt Brugmann mit Recht für die Annahme näherer Verwandtschaft zwischen zwei Sprachen den Nachweis zahlreicher Uebereinstimmungen in lautlichen, flexivischen, syntaktischen und lexikalischen Neuerungen, so dass durch die grosse Menge derselben der Gedanke an Zufall ausgeschlossen wird. Demgemäss bestreitet derselbe nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse das Recht, eine baltisch-slavisch-germanische oder eine griechisch-italische Sprachgemeinschaft zu statuiren; ja er glaubt, dass — mit Absehung vom Keltisch-Italischen — es nie gelingen werde, das auch nur einigermassen wahrscheinlich zu machen, was früher Vielen bereits als bewiesen gegolten [1]). Hat aber das Germanische weder mit dem Keltischen noch mit dem Slavisch-Lettischen oder einer anderen arischen Sprache jemals eine Sondereinheit gebildet, dann sind wir im Allgemeinen berechtigt, jedes gemeingermanische Wort, dem in einer anderen arischen

[1]) Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches. 3. Folge, VI, 217.

[2]) Krause, E., Die indogermanischen Namen der Birke und Buche in ihrer Beziehung zur Urgeschichte. „Globus“, Bd. LXII, 1892, S. 155.

[1]) Brugmann, K., Zur Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der indogermanischen Sprachen. (Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft, I, 253.)

Sprache ein lautlich entsprechendes Wort mit derselben Bedeutung zur Seite steht, als urarisch zu betrachten. Die einzige Ausnahme bilden selbstverständlich die Lehnwörter, von denen jedoch mit Sicherheit nur sehr wenige, wie z. B. das Wort *silbra (Silber) der gemeingermanischen Periode zugeschrieben werden können. Sind diese Anschauungen richtig, dann sind wir hinsichtlich der gemeingermanischen Ausdrücke für die Verrichtungen und Werkzeuge des Ackerbaues, denen lautlich entsprechende Ausdrücke mit derselben Bedeutung in anderen arischen Sprachen zur Seite stehen, vor die Alternative gestellt, entweder alle diese Ausdrücke als aus einer anderen arischen Sprache entlehnt zu betrachten oder aber als altarisches Erbgut anzusehen. Eine dritte Möglichkeit, dass alle diese Ausdrücke zwar der Ursprache angehören, jedoch erst in den einzelnen Sprachen während ihres Sonderlebens und unabhängig von einander ihre jetzigen, in allen Sprachen übereinstimmenden Bedeutungen erhalten hätten, kann wohl ernstlich nicht in Betracht gezogen werden. Aber auch die Annahme, dass irgendwo auf dem europäischen Continente von irgend einem der arischen Stämme der Ackerbau erfunden, die Ackerbausprache ausgebildet und hierauf zugleich mit der Technik des Ackerbaues den Vorfahren der späteren Germanen über das Meer nach der skandinavischen Halbinsel übermittelt worden sei, ist durchaus unwahrscheinlich und bedarf keiner ernstlichen Widerlegung. Es bleibt demgemäss nur die eine Annahme übrig, dass das arische Urvolk den Ackerbau bereits kannte und betrieb und dass die Uebereinstimmungen in der Ackerbausprache der einzelnen arischen Sprachen einzig und allein hierauf zurückzuführen sind. Das Ergebniss dieser sprachgeschichtlichen Betrachtung wird überdies auch durch archäologische Thatsachen bestätigt; denn die von den schwedischen Archäologen längst gehegte Vermuthung, dass der Ackerbau geradeso wie z. B. in der Schweiz auch in Schweden im jüngeren Steinalter betrieben worden sei, wurde durch den im Sommer des Jahres 1884 von Montelius auf dem Grunde eines Ganggrabes in Westgotland gemachten Fund einer steinernen Handmühle direct bestätigt [1]).

Es erübrigt nur noch, die gemeingermanischen, auf den Ackerbau sich beziehenden Ausdrücke, denen in anderen arischen Sprachen entsprechende Ausdrücke zur Seite stehen, zusammenzustellen:

[1]) „Ymer", Tidskrift utgiven af Svenska Sällskapet för antropologi och geografi 1884, Förhandlingar 30.

Acker: got. akrs, ahd. acchar, ags. æcer, griech. ἀγρός, lat. ager. — Das Wort ist zwar im Sanskrit erhalten, hat aber die Bedeutung von Flur, Ebene, Trift, die es jedenfalls während der Ausbreitung der Arier über die Steppen Osteuropas und Asiens angenommen hat. Erst später erscheint es wieder in der früheren Bedeutung.

Pflügen, ackern: got. arjan, ahd. erran, griech. ἀρόω, lat. aro, arare, altit. airim, lit. arìù, árti, altsl. orją, orati.

Pflug: an. arðr, griech. ἄρότρον, lat. aratrum, irisch arathar, armen. aṙôr; an. arl, lit. árklas, altsl. oralo.

Furche: an. for, ahd. furh, furuh, ags. furh, lat. porca Ackerbeet, armen. herk frischgeackertes Brachland, kymbr. rhych, altir. rech Furche.

Egge, eggen: ahd. egida, egjan, ags. egede, griech. ὀξίνη (Hesychius), lat. occa, occare, kymbr. ocet raster, lit. akéti.

Säen: got. saian, an. sa, as. sâjan, ags. sâwan, ahd. sâjan, lat. sero, lit. sẽju, altsl. sějǫ.

Same: as. und ahd. sâmo, lat. semen, altpreuss. semen, lit. sėmů, altsl. sěmę.

Joch: got. juk, an. ok, ags. geoc, ahd. joh, griech. ζυγόν, lat. jugum, altcambr. iou, altsl. igo, sanskr. yugá.

Aehre, Granne: got. ahs, an. ax, ahd. ah Aehre, lat. acus Granne; got. ahana u. s. w. Spreu, griech. ἄχνη Flaum, Schaum, bei Homer auch Spreu, altlat. agna (durch spica erklärt).

Mähen: ags. mâwan, ahd. mâen, griech. ἀ-μάω.

Mahlen: got. malan, an. mala, ahd. malan, griech. μύλλω, lat. molo, altir. melim, lit. malù, altsl. melją.

Mehl: an. mjöl, ags. mëlu, ahd. mëlo, griech. μάλευρον, alb. miel.

Mühlstein, Mühle: got. gaírnus, ags. cweorn, ahd. chwirna, quirn, lit. gìrnos, preuss. girnoywis, altsl. žrŭny; gleichen Stammes ist altir. brô, gen. broon, kymbr. breuan.

Korn: got. kaúrn, an. korn, ags. corn, ahd. chorn, lat. grânum, altsl. zrŭno.

Gerste: ahd. gërsta, griech. κριθή (?), lat. hordeum (aus *horsdeum).

Getreide: got. baris, an. barr, ags. bere Gerste, lat. far Dinkel, Spelt, altsl. bŭrŭ, alb. bar [1]).

[1]) Fick, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen. I⁴. — Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. — Heyne, Deutsches Wörterbuch unter den oben angeführten Wörtern. — Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte 480. — M. Müller, Biographies of words. Statistics: VIII. Agriculture.

Aehnlich wie mit den auf den Ackerbau sich beziehenden Ausdrücken verhält es sich mit den Namen der wildwachsenden Bäume. Da es wohl schwer denkbar ist, dass die Vorfahren der späteren Germanen zur Bezeichnung der auf der skandinavischen Halbinsel wildwachsenden Bäume Ausdrücke aus der Sprache irgend eines auf dem Continente angesiedelten arischen Volkes entlehnt haben und es auch bei der grossen Zahl der Uebereinstimmungen in der Bezeichnung der wichtigsten europäischen Bäume ausgeschlossen ist, dass diese Uebereinstimmungen durch Zufall in der Weise entstanden sind, dass die skandinavischen Arier nach der Trennung von den übrigen arischen Völkern und unabhängig von ihnen dazu gekommen wären, denselben alten Wörtern dieselbe neue Bedeutung wie diese zu verleihen, und da ferner die Germanen mit keinem arischen Volke jemals eine engere Sprachgemeinschaft gebildet haben und auch niemals eine europäische Sprachgemeinschaft bestanden hat, so sind wir berechtigt, alle gemeingermanischen Namen von wildwachsenden Bäumen, denen in anderen arischen Sprachen lautlich entsprechende Namen mit der gleichen Bedeutung zur Seite stehen, als urarisch zu betrachten. Als solche urarische Baumnamen sind demgemäss zu betrachten die Namen folgender Bäume:

Ahorn: ahd. âhorn, lat. ăcer, griech. ἄκαστος; an. hlynr, ahd. lînpoum, nhd. dial. lehne, lenne, löhne, altsl. klenŭ.

Birke (siehe oben).

Buche: an. bók, ags. bôk, ahd. buohha, lat. fâgus; griech. φᾱγός φηγός Speiseeiche zeigt eine Bedeutungsübertragung, die um so leichter sich erklärt, als im eigentlichen Griechenland die Buche nicht mehr vorkommt und der etymologische Sinn des Wortes (Essbaum) den Griechen jedenfalls noch lebendig war (ἔ-φαγ-ο-ν).

Eberesche: ahd. ebresche, eibrisch, altir. ibar, taxus baccata und Eberesche (nach Schrader)?

Eibe: (siehe unten die Nachweise).

Eiche: ags. âc, ahd. eih, gemeingerm. Stamm aiki-, griech. αἰγι-λωψ „mit rissiger Rinde", Vollname zum germ. aiki- (Fick).

Erle: got. *alisa, erhalten im span. alisa, an. olr, elrer, elre, ags. alor, ahd. erila, holl. else, lat. alnus (für *alsnus), lit. èlksnis, altsl. elicha.

Esche: an. askr, ags. æsc, ahd. ask, lat. ornus Bergesche (aus *osinus), preuss. woasis, lit. ŭsis, slav. jasika.

Espe: an. osp, ags. æsp, ahd. ospa, lit. apuszė, preuss. abse, lett. apsa, poln.-russ. osina, möglicherweise mit lat. arbor Baum (wenn für *asbos) zusammenhängend.

Fichte: (siehe oben die Nachweise) [1]).

Hasel: an. hasl, ags. hæsel, ahd. hasal, lat. corulus (aus *cosulus), altir. coll (für *cosl).

Ulme: an. almr, ahd. ëlmboum, lat. ulmus, altir. elm.

Weide: ein Ausdruck für diesen Baum wurde bereits oben nachgewiesen. Ein zweiter lautet: an. selja, ags. sealh, ahd. salaha, griech.-arkad. ἑλίκη, lat. salix, altir. sail, saileach.

---

[1]) Ausser diesem Ausdrucke (ahd. fiohta, griech. πευκή u. s. w.) waren noch andere Namen zur Bezeichnung der Fichte, beziehungsweise Föhre vorhanden. Als solchen weist gegen Schrader H. Hirt (Indogermanische Forschungen, I, 477) aus an. tyrr Föhre, ndl. teer, an. tjara Theer, lit. dervà Kienholz, altind. dêva-dâru und pîtu-dârû, die wie dârû allein Fichtenarten bezeichnen, den urarischen Stamm daru, beziehungsweise dru nach. Dass dieser Name im Griechischen (δρῦς, maked. δάρυλλος) und Keltischen (ir. dair, daur) die Bedeutung von Eiche angenommen hat, erklärt sich leicht bei der Annahme, dass von Skandinavien aus die Ausbreitung der Arier stattgefunden hat. Da diese im Gebiete des nordwestlichen, westlichen und mittleren Norddeutschland — mit Ausnahme des Harz — keine Fichten und Kiefern fanden (vgl. E. Krause, Florakarte von Norddeutschland für das XII. bis XV. Jahrhundert [Petermann's Mittheilungen 1892, S. 233]), musste der Namen entweder verloren gehen oder auf einen anderen Baum übertragen werden. Ja, es wäre bei dem Umstande, als nicht nur im nordwestlichen Deutschland, sondern auch im nordwestlichen Frankreich, Belgien, Holland, in ganz Grossbritannien die Fichte und Föhre als wildwachsende Bäume nicht vorkommen, höchst auffallend, wenn sich im Keltischen die ursprüngliche Bedeutung des Namens erhalten hätte. Umgekehrt wäre es bei dem Umstande, als sowohl in Skandinavien wie im Gebiete der Litauer die Eiche vertreten ist, schwer zu erklären, dass an Stelle der Bedeutung „Eiche" die Bedeutung „Fichte, Kiefer" getreten wäre. Aus derselben Ursache ist auch die Bedeutung von an. furu, ags. furh, engl. fir, ahd. forha Föhre, deren Name mit lat. quercus Eiche, wie Kluge und Hirt mit Recht annehmen, urverwandt ist, als die ursprüngliche und nicht, wie Hirt will, die von Eiche anzusehen. Gerade der Umstand, dass im älteren Neuhochdeutschen einmal Ferch in der Bedeutung von Eiche bezeugt ist und die longobardische Glosse als Bedeutung von fereha æsculus angibt, ist ein Beweis, dass der für quercus angenommene Bedeutungswechsel leicht eintreten konnte, wenn ein Volk bei seiner Ausbreitung in ein Gebiet kam, das zwar Eichen, aber keine Fichten und Föhren besass. Dazu kommt noch, dass es an und für sich wahrscheinlich ist, dass derjenige Theil eines Volkes, der in der Heimat geblieben ist, mit grösserer Treue die ursprüngliche Bedeutung eines Baumnamens festgehalten hat als derjenige, der sich in einem anderen Lande mit einer anderen Vegetation niedergelassen hat.

Gehören nun diese Bäume der urarischen Flora an, so kann die Heimat des arischen Urvolkes keine Steppe gewesen sein.

Und dass sie keine Steppe, sondern ein Waldland und zwar ein Waldland der gemässigten Zone gewesen ist, ergibt sich aber auch aus dem Umstande, dass die urarische Fauna Thiere kennt, wie z. B. den Bären und die Biene, die der Steppe fremd sind.

Es ist nicht meine Absicht, an dieser Stelle eingehend die Frage nach der Heimat des arischen Urvolkes zu erörtern. An und für sich betrachtet, brauchte aus dem Nachweise, dass die skandinavische Halbinsel als die engere Heimat der Germanen zu betrachten sei, nicht nothwendigerweise zu folgen, dass ebendaselbst oder in der Nähe dieses Gebietes die Heimat des arischen Urvolkes zu suchen sei. Bedenkt man jedoch, dass in keinem anderen Gebiete Europas der Typus der arischen Rasse — dolichocephaler Schädelbau mit langem, schmalem Gesichte, hohe Statur und helle Complexion — so kräftig und so wenig vermischt erscheint als in Skandinavien, so fällt diese Thatsache immerhin bedeutend in's Gewicht zu Gunsten der von mir seit zehn Jahren vertretenen, von Jahr zu Jahr immer mehr Anhänger gewinnenden Ansicht von der skandinavischen Herkunft der Arier, und dies umsomehr, als kein einziges der von mir zur Begründung dieser Hypothese vorgebrachten Argumente bisher wirklich widerlegt worden ist. Es fällt nicht schwer, die Haltlosigkeit der dagegen vorgebrachten Einwände nachzuweisen, und ich will es mir nicht versagen, auf die wichtigsten derselben hier etwas näher einzugehen.

Man hat eingewendet, dass es durchaus nicht sicher sei, dass das arische Urvolk das Meer gekannt habe, was unbedingt hätte der Fall gewesen sein müssen, wenn die Ursitze desselben an der Ostsee gewesen wären. Und deshalb wird die Kenntniss des Meeres dem arischen Urvolke abgesprochen, weil dem Sanskrit eine Entsprechung der arisch-europäischen Ausdrücke für das Meer (an. marr, got. marisaivs, marei, ags. mere, ahd. mari, griech. Ἀμφίμαρος, Sohn Poseidons, lat. mare, gall. more, altir. muir, lit. márė-s, kurisches Haff, altsl. morje) fehle. Gegen diesen Einwand hat bereits Hermann Hirt in seiner vorerwähnten Abhandlung: „Die Urheimat der Indogermanen“ [1]), in welcher er gleichfalls die Ufergebiete der Ostsee als Urheimat derselben nachzuweisen versucht, richtig bemerkt: „In diesem Falle einen Verlust alten Sprachgutes anzunehmen, geht sehr wohl an, da die Indo-Iranier lange Zeit vom Meere entfernt gesessen haben und selbst die vedischen Inder es nicht kannten, wie H. Zimmer's Untersuchungen (Altindisches Leben, S. 22) mit grosser Wahrscheinlichkeit festgestellt haben.“ Derselbe fügt diesen Worten noch folgende treffende Bemerkungen hinzu: „Bei der Frage, ob bei dem Versagen einer oder mehrerer Sprachen ein Wort für urzeitlich zu halten sei, kommt es darauf an, festzustellen, ob das Wort in den Einzelsprachen aus dem vorhandenen Sprachmaterial (Stamm und Suffix) neu gebildet werden konnte. Das ist bei *məri, einem neutralen i-Stamme entschieden nicht der Fall. Denn solche sind überall selten, sie befinden sich auf dem Aussterbeetat, so dass eine gemeineuropäische Neubildung entschieden eine grosse Unwahrscheinlichkeit in sich birgt. Es ist allerdings die Möglichkeit vorhanden, dass *məri bestanden, aber eine andere Bedeutung getragen hat, und hiefür hat man sich wohl auf ahd. muor Sumpf, Lache berufen, das zu mare im Ablautsverhältniss zu stehen scheint. Das Wort ist indessen nicht beweiskräftig, da man ahd. muor besser mit mos verbindet, das sich noch heute in den geographischen Namen ‚Erdinger, Dachauer Moos‘ erhalten hat.“

Im Anschlusse an den soeben erwähnten Einwand hat man ferner eingewendet, dass dem gemeinarischen Lexikon sowohl Namen für einzelne Fische, wie überhaupt eine Bezeichnung für Fisch fehle, was bei einem Volke, das angeblich am Meere gewohnt habe, gewiss auffällig sei. Ja, man ist sogar so weit gegangen, zu behaupten, dass der Aal, dessen Name (griech. ἔγχελυς, lat. anguilla, preuss. angurgis, lit. ungurỹs, altsl. ągorĭštĭ, poln. węgorz u. s. w.) früher allgemein wenigstens der „europäischen Grundsprache“ zugeschrieben wurde, erst in den Einzelsprachen nach dem Namen der Schlange (griech. ἔχις, lat. anguis, lit. angìs, sanskr. áhi u. s. w.) als „kleine Schlange“ benannt wurde. Und diese Behauptung stellte man auf, um durch dieselbe ein Hauptargument gegen die Hypothese einer osteuropäisch-asiatischen Heimat der Arier zu beseitigen. Denn, wie schon erwähnt, kommt der Aal in allen jenen Flüssen nicht vor, die mittelbar oder unmittelbar sich in das Schwarze und Kaspische Meer (sowie den Aralsee) ergiessen. Denn steht der Name des Aals wenigstens als „gemeineuropäisch“ fest, so kann man ihn mit Rücksicht auf den Umstand, dass dieser Fisch im Osten

[1]) Indogermanische Forschungen, I, 475.

wie im Süden Russlands sowie in Asien fehlt und daher sein Name bei den asiatischen Ariern der Vergessenheit anheimfallen musste, ohne Weiteres der arischen Grundsprache zuschreiben. Ich habe bereits früher schon einmal in dieser Zeitschrift [1]) die ganze Haltlosigkeit der Behauptung, die Namen des Aales seien erst in den Einzelsprachen in der Bedeutung „kleine Schlange" entstanden, dargethan und beschränke mich hier auf die Wiederholung des Wesentlichen dieser Ausführungen. Erstens kommen in dem ganzen, für unsere Frage überhaupt in Betracht kommenden Gebiete keine grossen Schlangen vor; diese sind auf das tropische Gebiet beschränkt. „In dem nördlichen altweltlichen Gebiete," sagt Brehm (VII, 276), „welches Nordafrika bis zum Atlas, Europa, Kleinasien, Persien, Nord- und Mittelasien bis zum Himalaya, China, Japan und die Alëuten umfasst, leben die wenigsten Schlangen, ebenso was die Sippen als was die Arten angeht, und finden sich nur kleine, düsterfarbige, schwächliche und furchtsame Vertreter der Ordnung." Bedenkt man ferner, dass der Aal in der Regel 1·25—1·50 m gross wird, bisweilen sogar die Grösse von 2 m erreicht, und die grösste europäische Schlange, die Ringelnatter, höchstens nur 1·60 m gross wird, gewöhnlich jedoch hinter diesem Masse erheblich zurückbleibt, so erscheint es vollkommen unbegreiflich, wie der Aal hätte als „kleine Schlange" in den arisch-europäischen Sprachen bezeichnet werden können. Es ist aber auch falsch, lat. anguilla, lit. ungurỹs, griech. ἔγχελυς u. s. w. als Deminutiva eines urarischen *anghis zu betrachten. Mit dem Suffixe -la werden im Lateinischen blos von a-Stämmen Deminutiva gebildet (filia, filio-la) und lautet das Deminutiv von angui-s als einem i-Stamme anguiculus und darf nicht *angui-la und noch weniger anguilla als ein solches angesehen werden. Denn wie slav. ągulja u. s. w. zeigt, geht das zweite l in anguilla auf j und daher anguilla auf *anguilja zurück. Dazu kommt endlich, dass im Griechischen das vorausgesetzte *ἐγχι- in der Bedeutung „Schlange" gar nicht, sondern nur ἐχι- bestand.

[1]) XVIII, 61 in der Besprechung von Max Müller's Biographies of words and the home of the Aryas, wo zuerst die Namen des Aales als „kleine Schlange" gedeutet werden. Seither ist diese Deutung auch von Anderen wiederholt worden, so auch von Schrader (S. 166 und 375), für den allerdings die Nothwendigkeit vorlag, diesen Namen nicht einmal als gemeineuropäisch gelten zu lassen, da in dem von ihm als Schauplatz seiner europäischen Culturentwicklung angenommenen Gebiete der Aal nicht vorkommt.

Ebenso wie der Aal, gehörte auch der Lachs der urarischen Fauna an. Auch dieser fehlt in allen Flüssen, die sich mittelbar oder unmittelbar in's Schwarze oder Kaspische Meer (sowie den Aralsee) ergiessen. Er fehlt aber auch, was besondere Beachtung verdient, in den Flüssen Italiens und Griechenlands. Diesen thiergeographischen Thatsachen entsprechen vollkommen die sprachgeschichtlichen Thatsachen. Der altarische Name dieses Fisches (*lakhsas) erscheint blos im Germanischen (an. lax, ags. leax, ahd. lahs), Litauischen (lasziszà, lett. lasis) und Slavischen (russ. lososŭ, poln. łosós) und nicht im Lateinischen, Griechischen, Indischen und Iranischen; es kann blos auf Zufall beruhen, dass er nicht auch in den keltischen Idiomen vertreten ist. Da die Letto-Slaven niemals mit den Germanen eine Sondereinheit gebildet haben und die Lautgestalt der einzelnen Ausdrücke von selbst den Gedanken einer Entlehnung ausschliesst, so kann kein Zweifel bestehen, dass das arische Urvolk den Lachs gekannt hat.

Und wie anders könnten Gleichungen wie die von griech. ἔτελις, lat., bezw. kelt. attilus (ein dem Stör ähnlicher Fisch im Po, welcher Name, wie O. Weise [Die griechischen Wörter im Lateinischen 11] ausführt, aus dem Griechischen nicht entlehnt sein kann, lit. atis, otis die Steinbutte (Fick), von griech. ψῆσσα, ψῆττα, dor. ψᾶσσα, lat. squatus, squatina eine Art Haifisch, Meerengel, nhd. Schatte, Meerschatten (?) (Fick), von lat. raja (aus *ragja), schwed. rocka, dän. rokke, engl. roach Rochen (F. Fröhde in K. Z. XXII, 253), von lat. acus Hornhecht, ahd. ag Barsch (H. Möller in K. Z. XXIV, 466), von griech. μύξος, lat. mugil ein Seefisch (O. Weise), von griech. λύκος, lat. lupus Hecht (Weise), von griech. κάμαρος, an. húmarr Hummer (Fick) und von griech. σέλαχος, an. sel-r, ags. seolh, ahd. selah Robbe anders als durch die Annahme, dass wir es hier mit altarischem Sprachgute zu thun haben, erklärt werden? Denn weder haben die Griechen und Italiker, noch die Germanen und Griechen, noch die Germanen und Italiker eine Sondereinheit gebildet, und ebenso ist auch der Gedanke einer späteren Entlehnung bei diesen Wörtern aus geographischen und lautlichen Gründen ausgeschlossen. Gehören aber die erwähnten Seefische und Seethiere der urarischen Fauna an, dann liegt darin ein weiterer Beweis, dass das arische Urvolk am Meere gewohnt hat.

Wenn sich der Name Fisch nur im Germanischen (an. fiskr, got. fisks, ags. fisc, as. fisc u. s. w.),

Italischen (lat. piscis) und Keltischen (altir. iasc, gäl. iasg) findet, so ist daraus nicht etwa zu folgern, dass derselbe nicht der arischen Urzeit angehört habe. Von einer Entlehnung kann bei diesen Worten keine Rede sein und eine germanisch-italisch keltische Sprachgemeinschaft hat nie bestanden. Ebenso verhält es sich mit dem zweiten Namen für Fisch (griech. ἰχθύς, lit. zuvìs, preuss. suko, suckans Acc. plur., armen. tzû-kn nach Fick). Hatte aber das arische Urvolk mindestens diese beiden Namen mit der Bedeutung Fisch, dann ist es leicht zu erklären, dass der eine oder der andere in den Sondersprachen verloren gegangen ist.

Man hat ferner gegen die Annahme einer skandinavischen Heimat der Arier eingewendet, „dass die Buche während des Steinzeitalters Südskandinavien noch nicht angehörte, dass diese Zeit die Periode der Nadelhölzer gewesen, dass hernach die Eichenperiode gekommen sei, welche mit dem Bronzezeitalter zusammenfalle und dass zuletzt erst die Buche aufgetreten sei“ [1]). Ist aber wirklich erst die Buche zur Eisenzeit im skandinavischen Norden aufgetreten, so ergibt sich von selbst, dass die Ansicht, welche die Bewohner Südskandinaviens (Dänemarks und des südlichen Theiles der skandinavischen Halbinsel) zur Steinzeit mit dem arischen Urvolke, das die Buche bereits kannte, identificirt, unmöglich richtig sein kann. Ich habe bereits an einer anderen Stelle [2]) eingehend dargethan, dass man in einer ganz willkürlichen Weise die letzten Phasen des bekannten Vegetationswechsels, der sich in Dänemark und mit einigen Abweichungen auch in Schweden und Norwegen nach der Glacialperiode abgespielt hat (Periode der hochnordischen oder alpinen Vegetation, bestehend aus der Zwergbirke, der Silberwurz und den Zwergweiden, Periode der Zitterpappel mit Beimischung von Birken und Erlen, Kiefernperiode, Eichenperiode und Buchenperiode [1])) mit der Einführung der Bronze und des Eisens in eine chronologische Verbindung gebracht hat, dass ferner die Ursachen dieses allgemeinen Vegetationswechsels nicht in localen Verhältnissen gesucht werden dürfen, sondern dass derselbe auf den allmälig erfolgten Uebergang des kälteren Klimas, wie es noch im Anfange der nacheiszeitlichen Periode geherrscht, in das wärmere Klima der späteren Zeit zurückgeführt werden müsse, dass zur neolithischen Zeit, wie sich aus den Schweizer Pfahlbaufunden ergibt, daselbst bereits das heutige Klima geherrscht hat, dass für diese Zeit in der Schweiz das Vorhandensein von Buchen unzweifelhaft nachgewiesen ist und dass auch für Skandinavien für dieselbe Zeit das heutige Klima und mit diesem zugleich das Vorhandensein der Buche, weil durch dasselbe bedingt und herbeigeführt, angenommen werden müsse.

Ueber dieselbe Frage hat sich übrigens vor Kurzem der Pflanzengeograph Rutger Sernander in ähnlicher Weise ausgesprochen: „Die Buche ist in der skandinavischen Flora kein so junger Baum, wie man gewöhnlich voraussetzt. So z. B. hat man sie wirklich in den dänischen Torfmooren angetroffen. Ich meinestheils glaube, dass die Buche ihre Wanderung in Skandinavien während der atlantischen Periode anfing. Während der borealen Periode erreichte wahrscheinlich die Ancylushebung ihr Maximum. Das nordwestliche Europa lag damals beträchtlich höher als heute. Der englische Canal existirte nicht und grosse Gebiete der Nordsee lagen über der Meeresfläche. Die Einwirkung auf Meeresströme und Windrichtungen, welche diese Vertheilung des Landes und der See herbeiführen musste, trug sicherlich zu dem continentalen Charakter der borealen Periode bei; ob sie diesen Charakter sogar verursachte, kann man selbstverständlich noch nicht entscheiden. Als der englische Canal entstand, senkten sich gleichzeitig grosse Theile desjenigen Festlandes, das sich über grosse Gebiete im südlichen Theile der heutigen Nordsee erstreckt hatte; die Belte entstanden und der salzige Strom, wodurch die postglaciale Senkung Skandinaviens eingeleitet wurde,

[1]) H. Hildebrand in seinem Vortrage über meine „Herkunft der Arier“. („Ymer“ 1886, Förhandlingar 31); ferner Sir George Birdwood im Laufe der Discussion, die während der Monate September und October 1887 in den Spalten der „Times“ im Anschlusse an die von A. H. Sayce als Präsidenten der anthropologischen Section der British Association in der Versammlung zu Manchester gehaltenen Eröffnungsrede geführt wurde.

[2]) Penka, Ueber die Zeit des ersten Auftretens der Buche in Nordeuropa und die Frage nach der Heimat der Arier. „Globus“, Bd. LII, 1887, S. 200 fg.); seither ist die für die Beurtheilung dieser Frage wichtige Abhandlung von H. Petersen, Hypothesen om religiøse Offer-og Votivfund fra Danmarks forhistoriske Tid, Aarb. f. nord. Oldkynd. og Histor. 1890, S. 209—252 (gegen Worsaae gerichtet), erschienen, nach dessen Ansichten über den eigentlichen Zweck der Hinterlegung der Stein- und Metallgegenstände in den Torfmooren es noch weniger als nach Worsaae's Ansicht möglich ist, aus der Vegetationsschichte, in der sich ein Gegenstand befindet, einen Schluss auf die Gleichzeitigkeit beider zu ziehen. Vgl. besonders die Ausführungen auf S. 235.

[1]) Strenstrup, Jap., Kjøkkenmøddinger. Kopenhagen 1886, S. 17.

brach herein. Ich habe die atlantische Periode in eine Zeit zu verlegen versucht, wo diese merkwürdigen geologischen Phänomene stattfanden. Die Veränderungen der Meeresströme und Windrichtungen, welche sich aus ihnen ergaben, übten wahrscheinlich auf das Klima der atlantischen Periode einen Einfluss aus, welcher demjenigen entgegengesetzt war, den die Ancylushebung auf das der borealen Periode hatte. Das Klima nahm einen entschieden insularen Charakter an und die Buche musste also die günstigsten Bedingungen finden, um sich über das südwestliche Skandinavien zu verbreiten." [1]) Nach Sernander würde das erste Auftreten der aus dem Osten dorthin eingewanderten Fichte und der Buche innerhalb der Grenzen Skandinaviens der Zeit nach einander ziemlich nahe stehen. Diese beiden Bäume machen daselbst seit jeher sich gegenseitig den Boden streitig.

Aber auch aus der Sprachgeschichte ergibt sich, dass die Buche bereits zur jüngeren Steinzeit in Skandinavien verbreitet war. Ob man nun die neolithischen Vorfahren der späteren Germanen zu Beginn des jüngeren Steinalters nach Skandinavien einwandern lässt oder ob man sie als die an Ort und Stelle verbliebenen Nachkommen der Kjökkenmöddingerleute betrachtet, immerhin wäre es unerklärlich, wenn die Buche zur jüngeren Steinzeit nicht im Lande gewesen wäre, dass der gemeinarische Ausdruck „Buche" (*bhaga-s = Essbaum) beibehalten worden, beziehungsweise in Aufnahme gekommen ist.

Von den gemeinarischen Baumnamen war es bisher nur der der Buche, der in den Auseinandersetzungen über die Frage nach der Heimat der Arier eine Rolle spielte. Was man durch sie mit dem Hinweis auf ihr Verbreitungsgebiet beweisen wollte, dass die Heimat der Arier nur innerhalb ihres europäischen [2]) Verbreitungsgebietes, also westlich von einer Linie Königsberg-Donaumündungen gesucht werden müsse, lässt sich in einer vielleicht noch weniger anfechtbaren Weise durch zwei andere Pflanzen beweisen. Es sind dies die Eibe und der Epheu. Was die Eibe anlangt, so finden sich zwei Bezeichnungen derselben, von denen die eine (an. ýr, ags. îw, eów, mhd. îwa neben ags. eoh, ahd. îha, schweiz. îche, îge, altir. éo, kymbr. yw Eibe, lit. jëvà Faulbaum, altsl. iva Weide) mit grosser Wahrscheinlichkeit, die andere (lat. taxus, griech. τόξον [1]), slav. tisŭ Eibe, doch auch in die Bedeutung Tanne übergehend) mit Sicherheit als urarisch angesehen werden muss. Denn im letzteren Falle kann von einer Entlehnung nicht die Rede sein und andererseits steht es fest, dass Italiker, Griechen und Slaven niemals eine Sondereinheit gebildet haben. Nun verläuft, wie schon früher bemerkt wurde, die Ostgrenze des Verbreitungsgebietes der Eibe von dem äussersten Theile Estlands in einer stark westwärts gebogenen Linie zu den Donaumündungen, um erst jenseits der Steppe geradeso wie die Buche in der Krim und im Kaukasus ihre Fortsetzung zu finden. Aehnlich verhält es sich mit dem Epheu. Auch dieser ist, wie gleichfalls schon früher bemerkt wurde, nur auf den westlichen Rand Russlands, die Krim und den Kaukasus beschränkt. Sein Name lautet im griech. κίσσα = *χιθ-σα, das genau dem lat. hedera (aus *hed[-e-]sa) entspricht, wie Windisch zuerst erkannt hat und wie nun allgemein angenommen wird. Da das lateinische Wort gewiss nicht aus dem Griechischen entlehnt ist, eine griechisch-italische Sprachperiode niemals bestanden hat, so kann der Ausdruck mit Sicherheit als gemeinarisch betrachtet werden.

Zu diesen thier- und pflanzengeographischen Thatsachen, die nahezu das ganze Gebiet des heutigen Russland wie Asien als Heimat der Arier ausschliessen, kommt noch der Umstand, dass wir aus guten Gründen, die ich bereits an einer anderen Stelle

[1]) Sernander, Rutger, Die Einwanderung der Fichte in Skandinavien. (Engler's Botanische Jahrbücher, XV, 53.)

[2]) Das asiatische Verbreitungsgebiet der Fagus silvatica varietas Asiatica — die Küsten Kleinasiens, Transkaukasien sowie die persischen Gebirgsländer Gilan und Masenderan im Süden des Kaspischen Meeres — dürfte kaum Jemand ernstlich für die Frage nach der arischen Urheimat in Betracht ziehen.

[1]) Die nahe Verwandtschaft des griech. τόξον Bogen mit lat. taxus und slav. tisŭ Eibe hat zuerst Hehn (Culturpflanzen und Hausthiere 433) erkannt und auch darauf hingewiesen, dass das an. îr, ýr gleichfalls Eibe und Bogen (wie μελίη bei Homer Esche und Lanze) bedeutete und ebenso das irische ibhar noch heute taxus und arcus bedeutet. Dies kommt daher, weil von jeher das Holz der Eibe mit Vorliebe zur Anfertigung von Bogen benützt wurde. Auch sonst kam es oft vor, dass Waffen ihre Namen von dem Holz empfingen, aus dem sie gefertigt wurden. In der isländischen Skaldensprache bezeichnet das Wort âlm ausser der Ulme auch den Bogen aus Ulmenholz. Ebenso erscheint das lat. fraxinus in der doppelten Bedeutung von Esche und Lanze (bei Ovid), wie auch das germ. askr Esche und Lanze bedeutet. Im griech. αἰγανέη Speer und αἰγίς, dem Schilde des Zeus, hat man unser deutsches „Eiche" wieder gefunden. Ebenso hat im Altenglischen das Wort lind sowohl die Bedeutung von „Linde" als auch von „Schild".

ausgeführt [1]), Osteuropa als die eigentliche Geburtsstätte und Heimat der nordkaukasischen Stämme, die sich sprachlich und physisch wesentlich von den Ariern unterscheiden, betrachten müssen und es widersinnig wäre, die Entstehung zweier verschiedener Rassen auf die Einwirkung ein und derselben äusseren Factoren zurückzuführen.

Da das arische Urvolk jedenfalls an einem Meere gelebt hat, das Schwarze wie das Kaspische Meer und der Aralsee ausgeschloseen ist, so bleibt innerhalb der gemässigten Zone — und in der gemässigten Zone lag jedenfalls die Heimat der Arier — nur die Ostsee übrig, an deren Gestaden dieselbe gesucht werden muss. Denn auch die Nordsee ist ausgeschlossen, weil in den an dieselbe grenzenden Theilen Norddeutschlands und Hollands die Fichte, ein Baum, den das arische Urvolk kannte, wildwachsend nicht vorkommt. Demgemäss können für unsere Frage nur die an die Ostsee grenzenden Theile Norddeutschlands und die südskandinavischen Länder in Betracht kommen Die Thier- und Pflanzengeographie gewährt zur Entscheidung der Frage, ob Norddeutschland oder Südskandinavien als die Heimat der Arier anzusehen ist, keine Anhaltspunkte, da die Fauna und Flora beider Ländergebiete im Wesentlichen dieselbe ist. Ebensowenig sind die Ergebnisse der physischen Anthropologie geeignet, zur Entscheidung unserer Frage etwas beizutragen. Diesseits wie jenseits der Ostsee wurden in den ältesten Gräbern Menschen desselben (arischen) Typus gefunden. Virchow war es, der auf der Versammlung deutscher Anthropologen in Stettin (1886) sich über die älteste Bevölkerung Norddeutschlands in folgender Weise äusserte: „. . . . Nichtsdestoweniger können wir sicher sagen, dass Steinleute in Pommern gelebt haben, dass Pommern schon zur Steinzeit bewohnt war . . . aber wir haben noch nichts, was uns mit Sicherheit darüber urtheilen liesse, zu welcher Nation sie gehörten. Einigermassen können wir das ergänzen, insofern als von jenseits der Weichsel bis jenseits der Elbe in allen Monumenten dieser Zeit langköpfige Schädel gefunden sind, welche in hohem Masse den späteren germanischen Schädeln ähnlich sehen. Wenn man daraus auch nicht mit Sicherheit folgern kann, dass sie Germanen gewesen sein müssen, so ist doch das sicher, dass es Leute desselben Urstammes waren, mochten sie nun Kelten heissen oder Germanen oder wie sonst; das können wir nicht mehr ausmachen, aber wir können ausmachen, dass es Arier waren. Arier sassen hier schon in der Steinzeit. Dies war die sogenannte neue Steinzeit.“ [2]) Ebenso liegen die Verhältnisse in der ganzen Provinz Preussen bis Tilsit [3]). Auch hier stimmen die alten Schädel mit den Schädelformen der späteren germanischen Reihengräber vollständig überein. Dass aber auch in Skandinavien Menschen desselben Typus schon zur Steinzeit vorhanden waren, ist durch zahlreiche Schädelfunde nachgewiesen [3]).

Einige Anhaltspunkte für die Entscheidung dieser Frage ergeben sich aus der Betrachtung des Verhältnisses, in dem die einzelnen arischen Sprachen zu einander stehen. Wäre Norddeutschland die Heimat der Arier, so müssten wir, selbst wenn wir annähmen, dass in einer ausserordentlich frühen Zeit die Vorfahren der späteren Germanen sich nach dem skandinavischen Norden gewendet haben und dass in Folge der isolirten Lage die Sprache derselben ganz andere Veränderungen erfuhr als die Sprache der nächsten Nachbarvölker, doch immerhin erwarten, dass die Sprache des in der Heimat zurückgebliebenen arischen Grundstockes, als die wir auf Grund der sprachlich-historischen Zeugnisse die keltische betrachten müssten, eine engere Verwandtschaft zu den Sprachen der unmittelbar benachbarten Völker, also insbesondere der Preussen, Litauer und Slaven aufwiese, als es thatsächlich der Fall ist. Dieser Umstand wäre noch um so auffälliger, als andererseits eine solche nähere Verwandtschaft zwischen den keltischen Sprachen und den italischen Idiomen, die doch durch ein hohes Gebirge von einander geschieden waren, thatsächlich besteht. Dieselbe Schwierigkeit besteht auch, wenn wir etwa, durch die Alterthümlichkeit des Litauischen veranlasst, als arische Urheimat das litauisch-preussische Gebiet ansehen wollten.

[1]) Ausland 1891, S. 192. In Ergänzung der daselbst vorgebrachten Thatsachen ist noch zu bemerken, dass nach den Wahrnehmungen de Morgans (L'anthropologie 1891, p. 46) sich im Kaukasus keine sichere Spur des quaternären Menschen nachweisen lässt, während seine Existenz für das ganze nicht vergletscherte Gebiet Russlands durch mehrere sichere Funde nachgewiesen ist. Siehe: Nikitin, Sur la constitution des dépôts quaternaires en Russie et leurs relation aux trouvailles résultant de l'activité de l'homme préhistorique. (Compte-rendu du Congrès international de Moscou [1892], T. I, p. 1—34.)

[2]) Correspondenzblatt der Deutschen Anthropol. Ges. 1886, S. 77.

[3]) Lissauer, Crania Prussica. Zeitschr. f. Ethnol., VI, 225.

[3]) Genauere Daten hierüber sind in meiner „Herkunft der Arier“ 7 fg. verzeichnet.

Das entscheidende Wort aber in dieser Frage hat die Archäologie im Vereine mit der Culturgeschichte zu sprechen. Weder die Arier selbst noch deren Cultur (die keineswegs unbedeutende Cultur der jüngeren Steinzeit) sind plötzlich und unvermittelt zu Beginn der jüngeren Steinzeit entstanden; es haben gewiss schon die Vorfahren der Arier Tausende von Jahren früher gelebt, als man weder die steinernen Geräthe polirte, noch Vieh züchtete, noch das Feld bestellte; ebenso gewiss ist die neolithische Cultur aus der paläolithischen hervorgegangen. Nicht minder gewiss ist es, dass der Fortschritt von der paläolithischen zur neolithischen Cultur durch die Arier selbst vollzogen worden ist. Denn erstens existirte im Bereiche des Ostseegebietes kein Volk, von dem sie diese höhere Cultur im Wege feindlicher oder freundlicher Berührung hätten lernen können. Die hier zunächst in Betracht kommenden westfinnischen Stämme standen entschieden auf einer tieferen Culturstufe; dies ergibt sich sowohl aus der linguistischen, von Ahlquist vorgenommenen Reconstruction des Culturzustandes, den die Finnen zur Zeit ihrer Einwanderung in die baltischen Länder einnahmen[1]), als auch aus der Schilderung, die Tacitus von demselben entwirft, mag auch dieselbe in mancher Hinsicht übertrieben und rhetorisch gefärbt sein: „Bei den Finnen besteht eine erstaunliche Barbarei uud ekelhafte Armuth; sie besitzen keine Waffen, keine Pferde, keine Wohnstätten; zum Lebensunterhalt dienen ihnen Kräuter, zur Kleidung Felle, als Lager der Boden. Ihre einzige Hoffnung liegt in den Pfeilen, denen sie in Ermangelung von Eisen beinerne Spitzen geben; und die gleiche Jagd ernährt ebenso die Männer und die Frauen, denn diese begleitet ihn überall und begehrt ihren Theil der Beute. Und die Kinder haben keinen anderen Schutz vor den wilden Thieren und vor dem Wetter, als dass sie in einer gewissen Verschlingung von Aesten bewahrt werden u. s. w.“[2]) Zweitens erscheinen die auf den Ackerbau sich beziehenden Ausdrücke von arischen Wurzeln gebildet, die in ihrer allgemeineren Bedeutung sich in den Einzelsprachen noch nachweisen lassen[3]).

Von diesem Gesichtspunkte aus können wir nur ein Gebiet als arische Heimat gelten lassen, in dem sowohl die Cultur der älteren wie der jüngeren Steinzeit vertreten und durch Uebergangsformen vermittelt ist. Andererseits sind alle jene Länder ausgeschlossen, in denen der Mensch erst zur neolitischen Zeit erscheint. Solche Länder sind sämmtliche an die Ostsee grenzenden Theile Norddeutschlands: West- und Ostpreussen, Pommern, Mecklenburg. Für die erstgenannten Provinzen constatirt Lissauer, ein gründlicher Kenner der archäologisch-anthropologischen Verhältnisse derselben, ausdrücklich, dass in den Funden des glacialen Stromgebietes die jüngere Culturperiode allein vertreten sei[1]). Wie bereits oben bemerkt, hat dieselbe Thatsache Virchow für Pommern festgestellt. Dasselbe gilt von Mecklenburg. Struckmann, der diese ganze Frage zum Gegenstande einer eigenen Abhandlung gemacht hat, bemerkt ausdrücklich, dass in Norddeutschland jeder Uebergang zwischen den zwei Culturperioden fehle. „Für den grössten Theil des nördlichen Deutschlands ist jedenfalls der Mensch der jüngeren Steinzeit oder der neolithischen Periode der älteste Bewohner.“[2]) Inwiefern der westliche Theil Norddeutschlands eine Ausnahme macht, wird später besprochen werden[3]).

Ganz anders liegen die Verhältnisse in Dänemark und in dem südlichsten Theile Schwedens. Hier ist

[1]) Ahlquist, A., Die Culturwörter der westfinnischen Sprachen. Helsingfors 1875, S. 254 fg.

[2]) Tacitus, Germania 46.

[3]) Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte 413.

[1]) Lissauer, A., Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreussen und der angrenzenden Gebiete. Leipzig 1887, S. 5.

[2]) Struckmann, E., Ueber die ältesten Spuren des Menschen im nördlichen Deutschland. Zeitschrift des Historischen Vereines für Niedersachsen. Jahrg. 1889, S. 176.

[3]) Diese Thatsachen sprechen gegen A. Bezzenberger's vor Kurzem in der „Deutschen Literaturzeitung“ (1892, Nr. 46) ausgesprochene Meinung von der Heimat des arischen Urvolkes. Indem derselbe (im Gegensatze zu Schrader) annimmt, dass die neolithische Cultur aus der paläolithischen organisch erwachsen ist und keinen Wechsel der Bevölkerung indicirt, hält er sich für berechtigt, in dem nördlichen paläolithischen Fundgebiete Deutschlands den Keimpunkt der Indogermanen zu erkennen; er hofft, dass man diese Annahme, welche dem von mir, wie er bemerkt, mit Recht betonten somatischen Moment Rechnung trage, für discutabel halten werde. Von dieser Gegend aus hätten sich die Indogermanen nach allen Seiten verbreitet; nach Norden zu hätte ihre Verbreitung vermuthlich mit der fortschreitenden Enteisung gleichen Schritt gehalten. Spricht schon der zwischen der paläolithischen und der neolithischen Cultur Deutschlands bestehende Hiatus gegen diese Hypothese, so steht ihr auch noch die Thatsache entgegen, dass die Cultur der ersten Besiedler Dänemarks und Südschwedens nicht, wie zu erwarten wäre, die Cultur der neolithischen Periode, sondern eine von derselben verschiedene, wesentlich niedrigere gewesen ist, die sich mit der linguistisch erschlossenen Cultur des arischen Urvolkes keineswegs deckt.

sowohl das ältere wie das jüngere Steinalter vertreten: hier finden sich aber auch die sonst nirgends nachweisbaren Uebergangs- und Zwischenformen. Dass die durch die Kjökkenmöddinger-See- und Küstenfunde vertretene Culturperiode älter ist als die Periode der megalithischen Grabdenkmäler, gilt heute unter den angesehensten nordischen Archäologen als unzweifelhafte Thatsache.

Während die der ersten Periode angehörenden Gegenstände aus Feuerstein einfach zugeschlagen und nicht geschliffen sind, erscheinen die in den Gräbern gefundenen Aexte und Meissel schön geschliffen und die Lanzen- und Pfeilspitzen kunstvoll zugehauen. Während die Kjökkenmöddinger-Menschen ausser dem Hunde kein anderes Hausthier besassen, haben nun auch für Dänemark die in den letzten Jahren vorgenommenen Untersuchungen dieselbe Thatsache, die für Schweden schon früher nachgewiesen war, festgestellt: dass das Volk der jüngeren Steinzeit die Ziege, das Schaf, das Schwein und das Pferd als Hausthier besass. Nur hinsichtlich des Rindes konnte auf Grund der dänischen Ueberreste noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden, ob dasselbe gezähmt war oder nicht [1]). Für Schweden ist jedoch diese Frage längst schon entschieden.

Während ferner die Menschen der älteren Steinzeit von der Jagd und Fischerei lebten, waren es in der jüngeren Steinzeit hauptsächlich die Viehzucht und der Ackerbau, die den Menschen mit der nöthigen Nahrung versahen. Zum Schlusse war auch die Vegetation während der jüngeren Steinzeit eine andere als während der Errichtung der Muschelhaufen. Diese fällt in die Kiefer- [2]) und die darauffolgende Eichenperiode, während im Beginne der neolithischen Zeit jedenfalls schon die Buche im Lande aufgetreten war. Dies ergibt sich unzweifelhaft daraus, weil das Germanische den ararischen Ausdruck für „Buche" besitzt, den es nicht besässe, wenn nicht im Beginne der neolithischen Zeit die Buche im Lande vorhanden gewesen wäre, möge man nun mit Montelius die Germanen zu dieser Zeit nach Skandinavien einwandern lassen oder sie als die unmittelbaren Nachkommen des in der Heimat zurückgebliebenen arischen Urstockes betrachten.

[1]) Müller, Sophus, Zoologiske og archæologiske Bestemmelser (in den Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie 1888, S. 265). — Petersen, C. G. Joh., Winge, Herluf, og Winge, Oluf, Dyrelevninger fra ældre og yngre Stenalders Bopladser (Aarb. 1888, S. 311).

[2]) Steenstrup, Kjøkkenmøddinger 17—19.

Auch darüber besteht unter den nordischen Archäologen kein Zweifel, dass das ältere Steinalter Dänemarks und Südschwedens als eine Fortsetzung der paläolithischen Periode West- und Mitteleuropas zu betrachten ist. Es mögen hier nur die letzten Aeusserungen der angesehensten unter denselben ihre Stelle finden: „Aus diesen Gründen", sagt Undset, „führt mich eine allgemeine archäologische Betrachtung der Ueberreste aus dem Steinzeitalter Europas dahin, in den dänischen Kjökkenmöddingern die jüngsten und letzten Ausläufer des namentlich in Westeuropa so wohlbekannten älteren Steinalters zu sehen, welches in seinen früheren Phasen sich weit zurück in ältere geologische Perioden erstreckt." [1]) Und Soph. Müller, der gegenwärtige Conservator des Altnordischen Museums in Kopenhagen, äussert sich über diese Frage in folgender Weise: „La première époche de l'âge de pierre de Danmark est la continuation de ces âges précédents, que l'homme avait passés dans l'Ouest de l'Europe, et là on trouve presque toutes les mêmes formes que dans ce pays." [2])

Während jedoch die neolithische Periode West- und Mitteleuropas durch eine tiefe Kluft — den sogenannten Hiatus — von der paläolithischen Periode geschieden ist [3]), ist das ältere Steinalter Dänemarks und Südschwedens mit dem jüngeren Steinalter durch eine Reihe von Uebergangs- und Zwischenfunden verbunden.

So hat schon im Jahre 1874 Montelius die in den Kjökkenmöddingern gefundenen ovalen Aexte (Typus β, Fig. 13) als das Zwischenglied zwischen dem Typus der in den paläolithischen Schichten Westeuropas gefundenen Aexte (Typus α) und dem dem Anfange der neolithischen Periode Skandinaviens angehörenden, gleichfalls ovalen Typus *A* und dem später aus diesem entwickelten Typus *B* nachgewiesen. „Il est à croire que le type *A* s'est developpé du type représenté par la fig. 13. La différence proprement dite paraît consister en ce que l'original de la fig. 13 est d'une facture plus grossière et n'a pas été poli, et que le tranchant en a été fait au moyen de quelques coups rudes. L'on peut montrer, entre ces deux types, une foule de transitions trouvées en Suède, et probablement un nombre encore plus grand en Danmark. Tandis que,

[1]) Undset, J., Kjøkkenmøddingerne. Kristiania 1886, S. 22.

[2]) Müller, S., Ordning af Danmarks Oldsager. Stenalderen. S. 32.

[3]) Näheres über diese Frage in meiner „Herkunft der Arier" 68 fg.

par conséquent, la fig. 13 représente d'un côté le type dont s'est formé le type *A* et médiatement le type *B*, de l'autre côté, l'original de la fig. 13 se rapproche sans nul doute le plus, de toutes les haches en silex scandinaves, des types fig. 14 et 15, si communs pendant l'âge paléolithique de l'Europe occidentale. Un fait digne d'attention, c'est que les outils en silex de da forme fig. 13 se rencontrent dans les kjökkenmöddings danois, tandis que des outils du même genre n'ont jamais été trouvés dans les sépultures à galerie ni dans les dolmens. Cette circonstance peut donc être citée comme l'une des preuves que la plupart des kjökkenmöddings appartiennent à une époche de l'âge de la pierre antérieure à celle des sépultures précitées." [1])

Auch die zweite Hauptgruppe der der älteren dänisch-schwedischen Steinzeit angehörenden Aexte, die sogenannten „dreieckigen Aexte", für die S. Müller den Namen der grossen Spaltwerkzeuge eingeführt hat, sind durch eine Reihe von Uebergangsformen mit den geschliffenen Aexten und verwandten Werkzeugen der jüngeren Steinzeit verbunden. Diese Uebergangsformen sind erst in letzter Zeit zu Tage getreten. „Theils bei dem Funde von Oringe," bemerkt S. Müller, „theils vereinzelt sind einige grosse Spaltwerkzeuge zum Vorschein gekommen, welche als vollkommen charakteristische Uebergangsstücke bezeichnet werden müssen, indem die Form ganz wie gewöhnlich ist, allein die Schneideflächen sind zugeschliffen, doch nur leicht und zunächst an der Schneide; ihre Zahl ist, wie bei einer Uebergangsform zu erwarten ist, ganz klein im Vergleich zu den grossen Mengen, durch die die Hauptform vertreten ist." [2])

Wichtig in mehr als einer Richtung ist auch die geographische Verbreitung dieser Form. Müller bemerkt hierüber Folgendes:

„Auf dieselbe Weise zeigt die geographische Verbreitung der grossen Spaltwerkzeuge, dass dieselben eine ältere Form als die geschliffenen Werkzeuge des jüngeren Steinalters darstellen. Es steht weiter fest, dass sie nur äusserst selten in Norwegen gefunden wird — bisher sind nur drei Exemplare im südlichen Norwegen gefunden worden, wo doch Gegenstände des jüngeren Steinalters nach und nach in grosser Zahl zum Vorschein gekommen sind —, dass sie in Schweden in grösserer Anzahl nur gegen Süden zu vorkommt, dass sie unbekannt ist im östlichen Deutschland und westlichen Russland, wo die jüngeren Formen häufig sind, dass sie aber andererseits in zahlreichen Exemplaren aus dem westlichen Europa vorliegt und nun auch an mehreren Stellen in Mitteleuropa zum Vorschein gekommen ist. Dieses Verbreitungsverhältniss kann nur vollständig durch die Annahme erklärt werden, dass die grossen Spaltwerkzeuge eine frühere Form sind, die bereits aufgegeben war, als die Steinalter-Bevölkerung bei ihrem Vordringen von Süden und Westen ihre äussersten Grenzen gegen Norden und Osten erreicht hatte, und konnte man einst glauben, dass zukünftige Funde dieses Verhältniss ändern würden, so kann man sich jetzt nicht mehr diesem Glauben hingeben, seitdem die grossen Spaltwerkzeuge (seit mehr als 25 Jahren) der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit der Archäologen gewesen sind." [1]) Zum Schlusse erklärt noch Müller, dass das Verhältniss des jüngeren Steinalters zum älteren nur von dem Gesichtspunkte einer ununterbrochenen Culturentwicklung aus vollständig verstanden werden kann.

Es wurde bereits bemerkt, dass sich das ältere Steinalter Dänemarks und Schwedens unmittelbar an die paläolithische Periode West- und Mitteleuropas anschliesst. Da andererseits das jüngere Steinalter der erstgenannten Länder die unmittelbare Fortsetzung des älteren Steinalters ist, so folgt hieraus von selbst, dass wir die Vorfahren der späteren Arier im Bereiche der west- und mitteleuropäischen Länder zu suchen haben. Wirklich zeigen auch alle daselbst gefundenen Schädel und Schädeltheile, die mit Sicherheit der diluvial-paläolithischen Periode zugeschrieben

[1]) Montelius, Sur les différents types des haches en silex suédoises. (Compte-rendu du Congrès de Stockholm. I, 248)

[2]) Müller, S., Aegredskaber fra den ældre stenalder. (Aarböger for nord. Oldkynd. og Histor. 1888, S. 248); Instruments tranchants de l'ancien âge de pierre (Mémoires de la Société royale des Antiquaires du Nord 1884—1889, p. 381.)

[1]) Die Frage nach dem Verhältnisse des jüngeren Steinalters zu dem älteren ist in letzter Zeit Gegenstand eingehender Behandlung gewesen; zu nennen sind: J. Steenstrup, Oversigt over d. Kong. Danske Videnskabernes Selskabs Forhandl. 1888—1889, S. 213—253. — Undset, Om den nordiske stenalders Tvedeling (gegen Steenstrup) in den Aarb. f. nord. Oldkynd. og Hist. 1889, S. 186—198. — L. Zinck, Nordisk Archæologi. Stenalderstudier. Kopenhagen 1890, S. 1—55. — S. Müller, Den gamle Strid mod Stenalderens Tvedeling, en Antikritik (gegen Zinck) in den Aarb. f. nord. Oldkynd. og Hist. 1890, S. 295 bis 364. — Von den hervorragenden schwedischen Archäologen ist nicht nur Montelius, sondern auch Reichsantiquar H. Hildebrand Anhänger der Worsaae'schen Zweitheilungs-Theorie. In dem bereits citirten Vortrage über die arische Urheimat constatirt auch Hildebrand, dass eine Entwicklung von Werkzeugstypen von der einen Periode zur anderen stattgefunden hat und dass eine Verbindung zwischen beiden Perioden vorhanden ist.

werden können, die charakteristischen Merkmale der arischen Schädelform: sie sind entschieden dolichocephal und haben mächtig entwickelte Augenbrauenbogen [1]). Dazu kommt, dass wir die Entstehung der hellen Complexion sowie auch der hohen Statur und des kräftigen Körperbaues, durch welche Eigenschaften sich die arische Rasse vor allen anderen Rassen Europas, Asiens und Afrikas auszeichnet, wie ich an einer anderen Stelle ausführlich dargelegt habe [2]), nur aus der Einwirkung jener klimatischen Verhältnisse erklären können, wie sie zur Glacialzeit in West- und Mitteleuropa bestanden haben: nämlich aus der Einwirkung eines feucht-kalten Seeklimas mit relativ warmen Wintern und relativ kalten Sommern. Eine Art indirecter Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme liegt auch darin, dass die Aboriginer der iberischen Halbinsel (Iberer), Italiens, der Balkanhalbinsel (Pelasger) sowie Osteuropas (die späteren Nordkaukasier) mit der arischen Rasse zwar die Dolichocephalie gemeinsam haben [3]), sich von derselben jedoch durch die dunkle Complexion sowie durch eine niedrigere Statur und weniger kräftigen Körperbau unterscheiden. Man hat früher alle diese Rassen in einer einzigen Rasse — der sogenannten kaukasischen oder mittelländischen — zusammengefasst. Dazu war man allerdings nicht berechtigt; andererseits steht es ausser Zweifel, dass sowohl die Nordkaukasier wie die Urbewohner der iberischen Halbinsel, Italiens und der Balkanhalbinsel als die nächsten Verwandten der arischen Rasse zu betrachten sind, die jedenfalls mit letzterer bis zu einem gewissen Punkte eine Periode gemeinsamer Entwicklung durchgemacht haben. Hat aber weder das continentale Klima Osteuropas sowie Mittel- und Nordasiens noch das Klima der drei südeuropäischen Halbinseln zur Entstehung einer hellen Complexion geführt, so bleibt nur das im Norden der Pyrenäen und Alpen gelegene, bewohnbar gebliebene Gebiet von West- und Mitteleuropa übrig, in dem die helle Complexion der arischen Rasse entstanden sein konnte.

Auch darüber kann kein Zweifel bestehen, wieso es gekommen ist, dass die paläolithische Cultur nicht in West- und Mitteleuropa, sondern in Südskandinavien zur neolithischen Cultur sich entwickelt hat. Es steht fest, dass in dem letzten Theile der Glacialperiode (der sogenannten Renthierzeit) die Existenz des Menschen hauptsächlich auf dem Ren beruhte. Als dieses Thier nebst anderen Thieren (Vielfrass, Moschusochse u. s. w.) am Ende der Eiszeit in Folge der veränderten klimatischen Verhältnisse nach dem Norden zog, während andere Thiere, wie die Gemse, das Murmelthier, der Steinbock aus den Ebenen auf die Spitzen unserer Berge sich zurückzogen, musste ihm auch der Mensch folgen. Doch ist dasselbe auch in Dänemark bald ausgestorben; denn Ueberreste von Renthieren sind nur in den Ablagerungen der arktischen Pflanzen, jedoch keineswegs mehr in den hauptsächlich während der Kiefernperiode aufgehäuften Kjökkenmöddingern gefunden worden [1]).

In die Zeit, während welcher das Ren und mit ihm der Mensch nach dem Ende der Eisperiode nach dem Norden zog, gehört die Ansiedlung am Dümmer-See in Hannover (an der Grenze Oldenburgs); man hat nämlich im Schlamm dieses Sees Geweihstangen von Renthieren gefunden, die theilweise

[1]) Salmon, Ph., Les races humaines préhistoriques. Paris 1888, p. 20. — Huxley, The Aryan question and prehistoric man. (Nineteenth Century, November 1890, S. 776.) — Auch der zuletzt gefundene diluviale Schädel aus dem Löss von Brünn zeigt dieselben Merkmale. Makowsky, A., Der diluviale Mensch im Löss von Brünn (XXII. Bd., S. 73 fg. dieser Zeitschrift).

[2]) Penka, Die Entstehung der arischen Rasse. (Ausland 1891, Nr. 7—10.)

[3]) Die heutigen Kaukasier erscheinen stark vermischt; doch haben die Untersuchungen E. Chantres (Bull. Soc. d'anthrop. de Paris 1888, p. 217) die Dolichocephalie als ursprüngliches Merkmal der Kaukasier ergeben.

[1]) Sowohl mit Rücksicht auf diese durch die Vegetationsreste bestimmte zeitliche Stellung der Kjökkenmöddinger als auch mit Rücksicht auf den jetzt noch genauer erforschten archäologischen Charakter der in denselben gefundenen Geräthe war O. Torell in seinem auf dem internationalen Anthropologen-Congress in Stockholm gehaltenen Vortrage: „Sur les traces les plus anciennes de l'existence de l'homme en Suède" (Compte-rendu, II, 876) vollkommen berechtigt, die Kjökkenmöddinger-Periode als mesolithisch zu bezeichnen: „Si l'on résume tout ce qui a été dit ci-dessus, il en résulte, ce me semble, que l'âge paléolithique proprement dit n'a pas été constaté jusqu'à ce jour en Scandinavie; que, d'autre part, bien des raisons militent en faveur de l'opinion de M. Worsaae, que les kjökkenmöddings sont antérieurs aux sépultures à galerie. Nous aurions de la sorte dans le Nord les restes d'une étape de civilisation et d'une période qui paraissent s'intercaler entre la période du renne et l'âge du silex poli. Le jour viendra aussi, sans nul doute, où l'on sera mis en demeure de distinguer dans le vaste âge de la pierre une subdivision nouvelle, la période mésolithique." Nach der Berechnung Drayton's sollen seit dem Ende der Eisperiode bis zur Gegenwart rund 6000 Jahre verstrichen sein. Nehmen wir den Anfang des dritten Jahrtausendes als den Beginn der arischen Wanderungen, so würden rund 1000 Jahre auf das mesolithische Zeitalter und den Anfang des neolithischen Zeitalters entfallen.

von erlegten oder geschlachteten Thieren herrührten und von denen einzelne Spuren menschlicher Einwirkung mittelst roher Werkzeuge zeigten [1]). Solche postglaciale Stationen mit Ueberresten von Renthieren und paläolithischen Geräthen dürften mit der Zeit wohl noch mehrere im Gebiete der nordwestdeutschen Glacialablagerungen zum Vorschein kommen.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, dass nur bei der Annahme der skandinavischen Urheimat der Arier sich die Thatsache befriedigend erklären lässt, dass gewisse eigenthümliche Thongefässe, Steinwerkzeuge und Gräberformen des Steinalters in gleicher Form nicht nur in den skandinavischen Ländern, sondern auch im Westen Europas gefunden worden sind. Dahin gehören besonders die von Montelius in der unten angeführten Abhandlung [2]) abgebildeten Thongefässe (Fig. 11 und 12), von denen die erstere Form in Dänemark, Holstein, Holland, Nordfrankreich, Grossbritannien, aber auch in Südfrankreich, auf der iberischen Halbinsel und auf Sicilien einerseits, dann auch in Böhmen, Ungarn und Deutschland andererseits zum Vorschein gekommen ist, während die Verbreitung der zweiten Form auf Dänemark, Hannover, Oldenburg und Holland beschränkt ist. Ebenso gehören hieher die an der einen Giebelwand eine Oeffnung zeigenden Steinkisten, die nur im mittleren Schweden und im südlichen England, in Nordfrankreich und vereinzelt auch in Mitteldeutschland gefunden worden sind, die im südlichen Skandinavien so häufig vorkommenden Ganggräber, die in ganz ähnlicher Form auch in Deutschland, Nordfrankreich und auf den britischen Inseln vorkommen, und auch die über ganz Südskandinavien, das nordwestliche Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich und England verbreiteten Steinhäuser oder Steinbetten (dös). Montelius sucht die grosse Aehnlichkeit dieser Thongefässe, Steinwerkzeuge und Gräberformen, die selbstverständlich nicht auf Zufall beruhen kann, auf eine im Wege des Verkehres stattgefundene Beeinflussung Skandinaviens von Seite des westlichen Europa zurückzuführen, da es ihm bei seiner Annahme, die Bewohner Skandinaviens zur neolithischen Zeit seien vom Schwarzen Meer und der unteren Donau her eingewanderte Germanen gewesen, unmöglich war, die Formen der erwähnten Thongefässe, Steinwerkzeuge und Gräberformen zugleich mit seinen „Germanen“ aus dem keltischen Westen Europas nach dem skandinavischen Norden gelangen zu lassen, und andererseits diese Formen am Schwarzen Meere und an der unteren Donau nicht vorkommen. Allein eine solche Annahme ist höchst unwahrscheinlich, da wir uns nicht denken können, dass in dieser frühen Zeit Thongefässe und Steingeräthe blos ihrer etwas abweichenden Form wegen den Gegenstand eines ausgedehnten Handelsverkehres gebildet haben sollten und dass die Bewohner Skandinaviens zur neolithischen Zeit bei der Anlage ihrer Gräber, die gewiss Nachbildungen von Häusern waren, fremden Mustern gefolgt wären [1]). In dieser Hinsicht hat übrigens längst schon A. Conze aus einem ähnlichen Anlasse der richtigen Anschauung das Wort geredet. Es zeigen nämlich auch die griechischen Vasen in ihrer Verzierungsweise eine grosse Aehnlichkeit mit den skandinavischen, und Conze trägt kein Bedenken, diese Aehnlichkeit nicht etwa durch die Annahme eines Handelsverkehres, sondern einer wirklichen Wanderung der Völker zu erklären. Seine Ausführungen lauten wörtlich: „... Hatte ich aber nach dieser Seite hin eine Trennung vorgenommen, so wurde ich andererseits zur Vergleichung mit nordeuropäischen Fundstücken und durch die Vergleichung zur Behauptung des Zusammenhanges zwischen der ältestgriechischen Vasenornamentik und der alteuropäischen, namentlich im höchsten Norden lange unvermischt bewahrten Verzierungsweise geführt. Diesen Zusammenhang konnte ich mir aber nicht so denken ..., vielmehr vermochte ich die Erscheinung der nordischen Formen auf ältestgriechischen Gefässen nur so mir zu erklären, dass in diesem Falle umgekehrt vom Norden nach dem Süden, und zwar hier mit der Wanderung der Völker der Stil seinen Weg gemacht haben müsse.“ [2])

[1]) Struckmann, E., Eine Ansiedlung aus der norddeutschen Renthierzeit am Dümmer-See. (Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft 1887, S. 13.)

[2]) Montelius, Verbindungen zwischen Skandinavien und dem westlichen Europa vor Christi Geburt. (Archiv für Anthropologie, XIX, 1—21.)

[1]) Wie schon früher andere Gelehrte, ist jetzt auch Zinck (Nordisk Archæologi 83) aus archäologisch-geographischen Gründen zu dem Schlussergebnisse gekommen, dass die Erscheinungen, die sich hinsichtlich des Vorkommens der megalithischen Gräberformen (Steinhäuser und Ganggräber) zeigen, sich am leichtesten und natürlichsten erklären, wenn man den Ausgangspunkt für die Verbreitung derselben im skandinavischen Norden suche.

[2]) Conze, A., Zur Geschichte der Anfänge griechischer Kunst. Wien 1870, 1873, S. 8.

Der paläolithische Fund von Miskolcz.

Mitgetheilt von **Otto Herman**[1]).

(Mit 4 Text-Illustrationen.)

Aus Ungarn stammende, unzweifelhaft paläolithische Funde waren bis zur Stunde unbekannt; ja es gab unter den Prähistorikern Ungarns eine Partei, die, gestützt auf jene Ansichten, welche namhafte Geologen besonders hinsichtlich der Bildung des Löss vertraten, nicht nur das paläolithische Zeitalter, sondern die Steinzeit überhaupt für ausgeschlossen hielt, wogegen eine andere Partei die Ansicht verfocht, dass der Mensch auch in Ungarn zu derselben Zeit auftrat als anderswo. Das Haupt der ersteren Partei war der emsige Dr. Theodor Ortvay; die letztere Ansicht verfochten unter Anderen Bischof Arnold Ipolyi und besonders Professor Hampel.

Allen Funden, welche dennoch als paläolithische angeführt wurden, haftete Etwas an, was den Zweifel nicht ausschloss. Bald blieben die wichtigen Umstände im Dunkeln, unter welchen der Fund gemacht wurde, bald blieb besonders der geologische Situs fraglich; oft wurden unzweifelhaft neolithische Stücke mitgefunden. Ein Fund, welcher als classisch angesprochen werden konnte, wo das Materiale, die Form, die Technik und der geologische Situs vollständig jenen Charakteren entsprochen hätten, auf welche die Wissenschaft bekanntlich das paläolithische Zeitalter stützt, ein solcher Fund war aus Ungarn bisher unbekannt.

Um so grösser war meine Ueberraschung, als mir am 26. December 1892 der Anwalt der Stadt Miskolcz, Herr Johann Bársony, ein prachtvolles lanzenförmiges Steinbeil übergab, welches vollkommen jenem Typus entsprach, den Mortillet nach dem Fundorte „Chelles" benannt hat. Die Uebereinstimmung ist so frappant, dass Dr. Hampel beim ersten Anblicke des Steinbeiles dasselbe für französisch ansprach.

Herr Bársony gab an, dass dieses Beil mit noch zwei anderen, wovon das eine in den Besitz des Senatspräsidenten der königl. Tafel von Debreczin, Herrn Wolfgang v. Széll überging, das andere noch in Händen des Anwaltes ist, gelegentlich des Baues seines Hauses in Miskolcz, und zwar in der Nähe des Szinva-Baches, $2^1/_2$—3 m tief in einer Lehmschichte aufgefunden wurde, welche Umstände nun urkundlich bestätigt sind[1]).

Es gelang leicht, den ganzen Fund zu vereinigen und zu untersuchen. Die Beschreibung der einzelnen Stücke ist folgende.

Das Materiale ist Silex (und zwar mehr hornsteinartig), in dem keine Kieselpanzer kleiner Organismen vorkommen, also kein Flint, für den die letzteren charakteristisch sind, der jedoch bisher — nach der Aussage von Herrn Professor Krenner — in Ungarn noch nicht gefunden wurde. Demgemäss ist der Bruch weniger rein, im Ganzen aber doch muschelig.

Die einzelnen Stücke sind:

Fig. 42. Spitzmandelförmiges Steinbeil in meinem Besitze. Die Form ist regelmässig, ausschliesslich durch muscheliges Absprengen hergestellt; die Farbe hornschwarz, mit verwaschen röthlichen Bestandtheilen gemengt. Länge 23·8 cm, grösste Breite 11·0 cm, grösste Dicke 2·3 cm. Die Dicke nimmt gegen die Spitze stetig ab. Am breiten Ende der einen Seite ist der Rest einer lichteren eisenschüssigen Kruste vorhanden.

Dieses Steinbeil ist rundherum scharf, besitzt keine Patina, dagegen aber einen seidenartigen Glanz. Das Stück ist vollkommen erhalten und zeigt keine Spur des Gebrauches. Hinsichtlich der Bearbeitung entsprechen beide Seiten einander vollkommen.

Fig. 43. Stumpfmandelförmiges Steinbeil im Besitze des Herrn Senatspräsidenten der königl. Gerichtstafel zu Debreczin, Wolfgang v. Széll. Dieses Stück ist auch von regelmässiger Form, doch mehr breit und abgerundet. Es ist ausschliesslich durch muscheliges Absprengen hergestellt. Die Farbe ist gleichmässig lichtgrau. Länge 19·5 cm, Breite 11·1 cm, grösste Dicke 2·3 cm.

Von der Basis an gerechnet, in einer Entfernung von etwa 3—4 cm, verläuft eine feine, gerade Querader, welche auf beiden Seiten sichtbar ist und die

[1]) Die literarischen Nachweise sind im „Archaeologiai Értesitő", XIII. Jahrg., Nr. 1, 1893, nachzuschlagen.

[1]) Die betreffenden Urkunden werden im Archive des ungarischen National-Museums aufbewahrt.

Masse des Beiles schräg durchsetzt. An der Spitze ist eine kleine, eisenschüssige Fläche vorhanden, deren Neigung der unteren Querader entspricht.

Stumpfes, dreieckiges Steinbeil. Die Form dieses Stückes ist ziemlich regelmässig, jedoch mehr durch Zufall entstanden, wobei der Erzeuger

Fig. 42. Spitzmandelförmiges Steinbeil. Auf etwa $^{3}/_{4}$ nat. Gr. reducirt.

Auch dieses Beil ist rundherum scharf, hat keine Patina, aber einen viel schwächeren Glanz.

Das Beil ist vollkommen erhalten, zeigt keine Spuren des Gebrauches und eine gleichmässige Technik in der Bearbeitung beider Seiten.

nur insoferne nachgeholfen hat, dass er die eine Seite der anderen conform zurichtete. Das Stück zeigt lignitartige Schichtung und ist gelblichgrau von Farbe. Länge 11·0 cm, an der Basis 8·0 cm breit, Dicke 3·0 cm.

Die eine Seite bildet eine glatte Fläche, die andere ist weniger eben und überkrustet. Die Bruchflächen sind deutlich erkennbar und von einem fettigen Glanze.

Das Merkwürdigste an diesem Beile sind die deutlichen Spuren des Gebrauches; die Bruchflächen sind abgeschliffen, jedoch als solche deutlich erkennbar. Der als Spitze geltende Theil ist so abgenützt, wie wir dies an der Spitze unserer eisernen Spitzhauen (Krampen) wahrnehmen können. Ein Abschleifen im Gerölle scheint vollkommen ausgeschlossen zu sein, weil in diesem Falle die ganze Kruste abgeschliffen worden wäre.

Aus dem bisher Gesagten folgt, dass diese Steinbeile dem Materiale nach ganz gut ungarischen Ursprunges sein können und dass sie der Form nach den für das paläolithische Zeitalter classischen Typen, ganz besonders jenen aus dem Somme-Thale, vollkommen entsprechen.

Fig. 43. Stumpfmandelförmiges Steinbeil. Auf etwa $^3/_4$ nat. Gr. reducirt.

Das nächste Kriterium für den paläolithischen Ursprung ist nun die Frage der Technik.

Wenn der Satz gilt, der technische Charakter der paläolithischen Artefacte bestehe darin, dass der Mensch dieser Perioden sein Werkzeug ausschliesslich durch Absprengen oder Absplittern aus einem gegebenen Steine zu formen bestrebt war, wogegen das Schleifen, Bohren und die Gewinnung von Splittern von gewisser Form und zu gewissem Zwecke schon einen Fortschritt — also archäologisch gesprochen einen neolithischen Charakter bedeutet — dann sind die Stücke des Fundes von Miskolcz entschieden paläolithischen Ursprunges, weil sie rein durch Absprengen und Absplittern hergestellt wurden.

Die beiden hier abgebildeten Stücke tragen, wie gesagt, sämmtliche Kennzeichen der paläolithischen Technik an sich und weisen auf eine sehr genaue Kenntniss des Materiales hin. Auf dem Steinbeile Fig. 43 gibt es Absprengungen von 10 cm Länge. Der Arbeiter war bestrebt, vor Allem die gehörige Dicke der Mitte herzustellen, was durch in die Länge getriebene Absplitterung erreicht wurde; dann folgten schwächere Schläge, welche die Ränder verjüngten und auch formgebend waren; endlich ganz leichte Schläge, welche ganz kleine, 4—6 mm² messende Splitterchen absprengten und die Schneide herstellten.

Die Gestalt der einzelnen Absprengungen zeigt deutlich den Punkt der Schlagmarke; die Modification der Schläge dagegen den Gang und die Wirkung der sogenannten Retouche. Mithin weist auch die Technik auf den paläolithischen Ursprung dieses Fundes hin.

Wenn aber nun auch alle bisher erörterten Kennzeichen auf den paläolithischen Charakter des Fundes hinweisen, ja den paläolithischen Ursprung desselben ausser Zweifel stellen, bleibt es doch eine offene Frage, ob der Fund zugleich die Existenz des paläolithischen Zeitalters für das ungarische Gebiet beweise? Und hier ist es, wo die Frage des geologischen Situs in den Vordergrund tritt, weil die Frage, ob der Fund dem paläolithischen Zeitalter angehört, für einen gegebenen Punkt einzig allein durch denselben entschieden werden kann.

Nach der Zusammenstellung, welche Hörnes [1]) in seinem Werke gibt, stammen alle paläolithischen Funde, so weit sie bekannt sind, aus ein und derselben Schichte. Sie liegen unter dem Alluvium, theilweise auch im Diluvium eingebettet, im Thale der Somme über 4 m tief, und zwar durch drei verschiedene Schichten bedeckt, hier in rund abgeschliffenem Gerölle. Vom Somme-Thale selbst sagte schon Lyell, es sei ein gewöhnliches Thal wie hundert andere in Frankreich und England, aber merkwürdig durch die Funde aus der Steinzeit, deren ursprüngliche Lagerung sich auf dem Plateau der dieses Thal bildenden Höhen befand, von wo sie mit den Knochenresten der Diluvialzeit herabgeschwemmt wurden. Dieses sei vorausgeschickt.

Fig. 44. Situationsplan von Miskolcz. (Die Fundstelle ist schwarz angegeben.)

[1]) Dr. M. Hörnes, Die Urgeschichte des Menschen etc. Wien 1892.

Wenn wir nun das Blatt 13/XXIII der Generalstabskarte (1 : 75.000) zur Hand nehmen und 48° 6' 12" nördlicher Breite mit 38° 27' 0" östlicher Länge kreuzen, so bekommen wir im Intravillan der Stadt Miskolcz am rechten Szinva-Ufer beiläufig den Punkt, wo der Fund zum Vorschein kam. Dieser Punkt liegt also schon in der Ausmündung des Szinva-Thales gegen die Ebene und wird die Ausmündung südlich durch den plateauartigen Avas-Berg, nördlich durch das Akasztó-Gebirge gebildet. Nach der von der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien herausgegebenen Karte (1 : 75.000) dieser Gegend würde die Fundstelle im Diluvium liegen; die Bestimmung der ungarischen Geologen, so weit sie neuere, speciellere Aufnahmen betrifft (Obergeolog Ludwig v. Róth) ist einigermassen schwankend, und zwar weniger bezüglich der Schichtenfolge, als

Einen sehr interessanten Umstand bildet die Thatsache, dass eine über der Stadt liegende Kuppe des Avas-Berges im Munde des Volkes den Namen „Tüzköves", das heisst ein Ort, wo Feuerstein vorkommt, trägt, wo auch thatsächlich Feuersteine gefunden werden sollen. Ob da nun Knollen, Splitter oder gar Steinwerkzeuge vorkommen, ist bislang noch nicht constatirt.

Auch vom Szinva-Thale gilt der Ausspruch, dass es in jeder Beziehung hundert anderen Thälern Ungarns gleicht. Ob dasselbe durch weitere paläolithische Funde an Bedeutung gewinnen wird, das hängt von dem Resultate künftiger Forschungen ab, deren Aufgabe es ist, auch die paläontologischen Beweise zu erbringen.

Die paläolithischen Steinbeile von Miskolcz gehören zu den schönsten ihrer Art und sind die

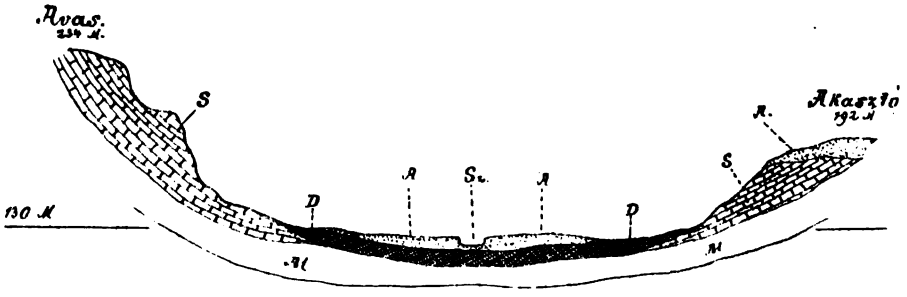


Fig. 45. Querschnitt der Mündung des Szinva-Thales.

vielmehr hinsichtlich des Zeitalters. Nach Angabe des genannten Fachmannes und auf Grund einer Bohrung zeigt sich folgende Schichtung: *S* Sarmatische Schichten (Trachyttuffe), *A* Alluvium (rundgeschliffenes Gerölle), *D* Diluvium (?), Lehm mit Schotter und Löss gemengt, *M* Mediterranstufe (Lehm, Sand), *Sz* Bett der Szinva. Nach dem Zeugnisse des Ingenieurs Adler, des Bauleiters und des Bauherrn, lag der Fund in der mit *D* bezeichneten Schichte, somit nach der Aufnahme der Wiener Geologen im Diluvium; nach Róth's neuester Version jedoch im „Alt-Alluvium". Jedenfalls befand sich dieselbe aber unter der aus reinem Schotter bestehenden, unbezweifelten Alluvialschichte, welche weiter in der Thalmündung bis 4 m Mächtigkeit erlangt. Ohne Rücksicht auf das Resultat einer späteren geologischen Aufnahme dürfte in Hinblick auf den letzteren Umstand der Ausspruch nicht zu gewagt erscheinen, dass auch der geologische Situs des Fundes zu Gunsten des paläolithischen Alters, also auch dafür spricht, dass diese Steinbeile nicht dahin verschleppt wurden.

grössten unter denen, welche die einschlägige Literatur (Lubbock, Evans, Much etc.) anführt.

Als Beitrag zur Kritik der aus Ungarn stammenden und als paläolithisch angesprochenen Funde mögen anlässlich dieses Vorkommens die folgenden Bemerkungen dienen.

Der erste Fund (1874) stammt aus der Höhle des Baráthegy im Liptauer Comitate und wurde durch Béla v. Majláth in den Schriften der ungarischen Akademie der Wissenschaften eingehend beschrieben. Es handelte sich hiebei um menschliche Schädelfragmente, Scherben, Bruchstücke von Mammuthzähnen und besonders um Steinwerkzeuge, welche angeblich insgesammt unter der Travertinkruste, im Humus eingelagert, vorgefunden wurden. Franz v. Pulszky behandelte diesen Fund in der Einleitung, welche er zur ungarischen Ausgabe von Lubbock's Werk schrieb, und legte demselben eine grosse Bedeutung bei, wobei ihn hauptsächlich die scheinbare Analogie des grösseren Steinbeiles mit englischen Höhlenfunden zu leiten schien. Dem Funde haftete jedoch ein gewisser Zweifel an,

welchen selbst Pulszky's Autorität nicht zu zerstreuen vermochte. Die durch mich vollzogene Ueberprüfung der noch vorhandenen Stücke ergab, dass das grössere „Steinbeil" genau jene Bearbeitung zeigt, welche die neolithischen Nuclei charakterisirt und dass es sich in diesem Falle eher um einen untauglichen neolithischen Nucleus als um ein paläolithisches Steinbeil handle; überdies ist der Stein — nach Professor Krenner — echter Flint, wie solcher aus Ungarn nicht bekannt ist. Die übrigen Splitter entsprechen genau den gewöhnlichen neolithischen Pfeilspitzen und Messern. Dieser Fund kann also nicht als paläolithisch angesprochen werden.

Jene sechs Funde, welche Ortvay in seinen Arbeiten anführt [1]), sind hinsichtlich der Feststellung ihres angeblichen paläolithischen Charakters mehr auf Nebenumstände basirt, z. B. auf das Vorkommen im Löss oder auf die Zusammenlagerung mit Knochen vom Rhinoceros, Cervus megaceros, Elephas u. dgl. Bei keinem einzigen dieser Funde sind die Kriterien des paläolithischen Charakters, als: Material, Form, Technik und geologischer Situs annehmbar oder genügend vorhanden.

Sehr merkwürdig, aber gewiss verfehlt sind die Schlussfolgerungen, zu welchen Ortvay in seinen Arbeiten gelangt. Anfangs vertritt er die Ansicht, dass die in Ungarn geradezu massenhaft auftretenden Steinwerkzeuge schon mit Rücksicht auf das Material nicht als importirt zu betrachten sind, was auch seine Richtigkeit haben mag. Später bestreitet er die Kriterien, welche in der Technik liegen und geht bis zu der Behauptung, die geschliffenen und durchbohrten Steinwerkzeuge seien älter, als die durch blosses Absprengen erzeugten; und nachdem die schon berührte Löss-Hypothese das Ausschliessen der Steinzeit für Ungarn zur Nothwendigkeit machte, verfiel Ortvay auf die bekannte Hypothese der Rassenwanderung aus der im Osten gelegenen Heimat der Menschheit gegen Westen, welcher Bewegung dann Ungarn seine Steinzeitfunde zu verdanken haben würde.

Der erste, sämmtliche Kriterien der paläolithischen Zeitalters vereinigende Fund, wie jener von Miskolcz, musste auf diese deducirten Hypothesen förmlich verheerend wirken und es gibt kaum etwas Interessanteres als z. B. den scharfen Gegensatz zwischen der Behauptung von Kandra Kabos, wonach im Comitate Borsod auf paläolithische Funde nicht gerechnet werden kann, und der Zuversicht, womit Dr. Josef Hampel es ausspricht, dass das Auftauchen solcher Funde blos eine Frage der Zeit ist und er dasselbe entweder in den Höhlen des Bihar-Gebirges, oder im Randgebirge der ungarischen Ebene erwarte. Der Zufall wollte es, dass der erste paläolithische Fund gerade im Herzen des Comitates Borsod zu Tage gefördert wurde und wirklich im Randgebirge der Ebene [1]).

[1]) Vergleichende Untersuchungen über den Ursprung der ungarländischen und nordeuropäischen (dänischen, schwedischen, norwegischen) prähistorischen Steinwerkzeuge. Separatabdruck aus dem XVII. Bande (der neuen Folge VII. Band) der Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Wien, Hölder, 1887.

[1]) Wir sind der Redaction des „Archaeologiai Értesitö", sowie der königl. ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft für die freundliche Ueberlassung der Clichés zu bestem Danke verpflichtet. Anm. d. Red.

Literaturberichte.

5.

Lukas, Dr. Franz: Die Grundbegriffe in den Kosmogonien der alten Völker. Leipzig, Verlag von Wilh. Friedrich. 1893. VIII, 277 pp.

In sehr gründlicher und verlässlicher Weise stellt der Verfasser, überall bis auf die Grundtexte zurückgehend, die in sich verwandten Vorstellungen kosmogonischer Art aus der Literatur der alten Völker zusammen. Er berücksichtigt hiebei aus dem semitischen Völkerkreis Babylonier und Juden (Genesis), aus dem hamitischen das alte Aegypten, aus dem indoeuropäischen die arischen Völker der Inder und Êranier, sowie vom europäischen Zweige Griechen und Römer, Kelten und Germanen. Zunächst kommt der Werth dieser Zusammenstellungen als Materialsammlung in Betracht; sie erleichtert künftig jedem Specialforscher auf diesem gewiss interessanten, aber spröden Gebiete seine Arbeit in dankenswerther Art. Eigentliche Resultate wissenschaftlicher Art lassen sich von vornherein kaum erwarten; über merkwürdige Parallelen und Analogien bringt man es auf diesem Untersuchungsfelde naturgemäss nicht hinaus. Diese zu constatiren, hat der denkende Verfasser nirgends unterlassen, nur möchte Referent sie deswegen nicht „Grundbegriffe" der Kosmogonien nennen. Es hat diese Terminologie einen Beigeschmack von Systematik und Wissenschaftlichkeit, die denn doch auf die verworrenen und ahnungsvollen Vorstellungen über die Weltanfänge keine Anwendung finden. Zu bedauern ist vielleicht auch, dass der Verfasser die primitiven Kosmogonien tiefer stehender Völker von seiner Betrachtung ausgeschlossen hat; so namentlich die Kosmogenien der Polynesier (Hawai, Neuseeland, Tahiti), die malayischen Kosmogonien, die Schöpfungssagen der nordwestamerikanischen Indianer u. s. w., für welche bereits so bequeme und tüchtige Darstellungen im Einzelnen vorliegen. Sicherlich hätte er für sein Material dort manche Erläuterung, die primitive Basis überhaupt gefunden. Es ist ein veralteter Standpunkt, der sich durch Unfruchtbarkeit rächt, blos „die alten Völker" in irgend einer Sache zu vernehmen. **Haberlandt.**

6.

Macritchie, David: The Ainos. With 19 Plates and 12 Textillustrations. Supplement zu Band IV des Internationalen Archiv für Ethnographie. Leiden, Verlag von P. W. M. Trap. 1892. 4°. XIV, 69 pp.

Die vorliegende Publication ist im Wesentlichen eine Erläuterung einer Anzahl von japanischen Darstellungen und Schilderungen der Ainos, und zwar sowohl der Ainobevölkerung von Yezo, als derjenigen der Kurilen und auf Sachalin. Die zu Grunde liegenden japanischen Quellen sind theilweise Buchillustrationen, wie die auf Pl. I und II dargestellten von Fayasi Siyei (XVIII. Jahrhundert), theils Kakemonos, zum grössten Theils aus dem Besitz des ethnographischen Rijksmuseum in Leiden und von Ph. v. Siebold gesammelt. Sie zeigen uns die Ainos in ihren häufigsten Beschäftigungen, der Jagd, dem Fischfang und zeichnen sich durch grosse Genauigkeit aus. Ob sie immer verlässlich sind, ist eine andere Frage, welche nicht immer mit der wünschenswerthen Akribie erledigt ist. Die historischen Quellen der Japaner über die Ainobevölkerung zeigen wenigstens, dass die japanischen Beobachter, voreingenommen und dünkelhaft, die Zustände der Aino-Bevölkerung vielfach übertrieben geschildert und phantasievoll ausgeschmückt haben. Den japanischen Zeichnern trauen wir allerdings etwas Besseres zu, aber dass auch sie sensationell auffassten, zeigen die beiden Ainobilder auf S. 56 und S. 57, welche der Wissenschaftlichkeit vorliegender Abhandlung keineswegs zur Empfehlung gereichen. In einem Anhang ist Einiges über die sogenannten „Aino-Inschriften" mitgetheilt, ohne dass irgendwie Neues, was über Terrien de Lacouperie hinausginge, beigebracht würde. Die vorangesandte Ainobibliographie, an sich verdienstlich, erweckt im Leser später sich nicht erfüllende Erwartungen. Die Ausführung der Tafeln, welche den Hauptwerth der Abhandlung ausmachen, ist eine vorzügliche und macht der opferwilligen Verlagshandlung alle Ehre. **Haberlandt.**

7.

Scherman, Lucian: Materialien zur Geschichte der indischen Visionsliteratur. Leipzig, Verlag von A. Twietmeyer. 1892. gr.-8°. V, 161 pp.

Die vorliegende schöne Arbeit beleuchtet jenes Capitel der menschlichen Culturgeschichte, welches wegen seines ahnungsvollen Themas hart an der Grenze der Philosophie steht, nämlich die Geschichte der Vorstellungen vom Jenseits. Dass sich die Behandlung dieses visionären Stoffes auf indischen Boden beschränkt und die ethnologischen Vorstufen kaum in der wünschenswerthen Weise berücksichtigt, ist ein Fehler und ein Vorzug der Arbeit zu gleicher Zeit. Ein Fehler, weil den in Rede stehenden Gedankenschöpfungen und Literaturproducten ihre letzte Basis und ihre tieferen historischen Wurzeln damit entzogen bleiben, ein Vorzug, weil es so ein streng geschlossener Kreis — der der indischen und zumal der buddhistischen Eschatologie — ist, welcher zur Darstellung verblieb. Die Ergiebigkeit dieses Gegenstandes für die vergleichende Religions- und Literaturgeschichte ist grösser, als man wohl auf den ersten Blick denkt. Nicht nur hat der Buddhismus durch seine Derivate in Hoch- und Ostasien eine grosse Zahl dieser eschatologischen Vorstellungen weit über ihren ursprünglichen Geltungsbereich hinausgeführt und eine grosse Zahl von Völkern zur Fortbildung und Ausgestaltung jener Ideen angeregt — es zeigt sich rücksichtlich dieses Gegenstandes auch eine psychologisch interessante Menge bedeutsamer Parallelen und Analogien auf unverwandten Religionsgebieten. Eine Arbeit, wie die vorliegende, musste vorangehen, ehe man daran gehen kann, das Verhältniss zwischen dem christlichen Stoff dieser Art und dem buddhistischen zu untersuchen. Verdienstliche Leistungen dieser Art, allerdings ohne auf der indischen Seite der Originale mächtig zu sein, hat bekanntlich R. Seydel in seiner „Evangelien-

harmonie", die im Uebrigen nach anderer Richtung steuert, Cap. 45 (S. 265), als Anfänge geliefert. Durch das neuerlich bekanntgewordene Petrus-Evangelium mit seinem apokalyptischen Fragment (Abhandlungen der Mission archéologique française au Caire, IX, S. 13—19) erhält eine derartige eindringende Vergleichung sogar ein actuelles Interesse. — Für den Ethnologen gibt es in dem angezeigten Werke eine Menge nicht leicht zugänglichen Stoffes aus dem grossen Verbreitungsgebiete des Buddhismus (siehe S. 75—110). Etwas verwunderlich ist, dass die vedischen Vorstellungen über die Fortdauer der Seele und die Bestrafung der Sünden, insbesondere auch über die Bedeutung Yama's erst nach den zwei ersten Abschnitten, die sich mit der brahmanischen und buddhistischen Eschatologie beschäftigen, ihre Besprechung finden. Es sind auf diese Weise Wiederholungen und wieder Trennung von Zusammengehörigem, so namentlich die Ausführungen über Yama vorgekommen, die vielleicht bei einer geänderten Disposition der ganzen Arbeit zu vermeiden gewesen wären. Einen sachlichen Grund hiefür aufzufinden, ist dem Referenten nicht recht möglich gewesen; vielleicht liegt der Grund in den äusseren Arbeitsverhältnissen des Verfassers, worüber indessen das Vorwort keine Andeutung enthält. Erwünscht wäre ein Index der benützten indischen Originalquellen gewesen und überhaupt ein Register der behandelten Vorstellungen. Trotzdem wird jeder aufmerksame Leser — und einen solchen setzt die gründliche Arbeit gar sehr voraus — die Schrift mit Genuss studiren und mit wirklicher Belehrung aus der Hand legen. **Haberlandt.**

8.

Groot, J. J. M. de: Le code du Mahâyâna en Chine, son influence sur la vie monacale et sur le monde laïque. Verhandelingen der k. Akad. van Wetenschappen te Amsterdam. Afd. Letterkunde. Deel I, Nr. 2. Amsterdam. 1893, 279 pp.

„Mahâyâna" oder das „grosse Fahrzeug" (im Gegensatz zum „hînayâna", dem kleinen Fahrzeug) ist nach der buddhistischen Terminologie die später zur Entwicklung gelangte mystische und metaphysische Richtung der buddhistischen Lehre, welche theoretisch zu metaphysischen Speculationen, praktisch zum Dhyâna, der Selbstversenkung, führte. Der einschlägige, sehr weitverzweigte Schriftencomplex gibt dem nördlichen Buddhismus sein abstruses und gelehrtes Gepräge. So ist der Mahâyâna-Codex auch für China der getreueste und ausführlichste Führer durch die daselbst herrschend gewordene Form des Buddhismus, und es ist daher ein sehr richtiger Gedanke des verdienstvollen Sinologen J. J. M. de Groot in Leiden gewesen, eine der wichtigsten Schriften dieses Codex, das Brahmajâlasûtra, zur Grundlage und zum Ausgangspunkt einer Darstellung des chinesischen Buddhismus zu wählen.

Wir erhalten in der vorliegenden Publication zunächst eine Uebersetzung des Sûtra-Textes, in welchem die Sittlichkeitsvorschriften der buddhistischen Lehre vollzählig aufgestellt sind. Durch die genaue Aufzählung und Beschreibung Alles dessen, was der Mönch und was der Laie (upâsaka) nicht thun sollen, erhalten wir einen anschaulichen Bericht davon, was man in den betreffenden Kreisen wirklich gethan, und so gewinnt diese Darstellung indirect einen bedeutenden Werth als Sittenschilderung.

Im zweiten Theile seines Werkes unternimmt es der gelehrte Verfasser nun, zur Theorie die Praxis aufzuzeigen: er schildert den Einfluss des Mahâyâna auf das Mönchsleben und die Laienwelt in China. Eine Fülle von culturellen Erscheinungen finden hier ihre Besprechung und geschichtliche Fundirung im buddhistischen System. Ich erwähne nur das Capitel über die Klöster (I), Almosen und Gastfreundschaft (IV), die Krankenversorgung (V), die religiöse Propaganda (Buchdruck etc.), über Cermonien schamanistischer Art, wie etwa den Regenzauber, Observanzen gegen die Heuschreckenplage, welche in ethnographischer Hinsicht besonders beachtenswerth sind, da sie den Buddhismus in seiner Connivenz gegen die primitive Schicht von Vorstellungen aufzeigen. Ethnographisches Material enthalten weiters die Capitel über die Eidformen (Capitel X), die Bussübungen (Capitel XII: Schilderung des buddhistischen Sonntags, des Uposatha) u. s. w. Ein alphabetischer Index erleichtert die Orientirung in dem inhaltreichen Bande in höchst erwünschter Weise. De Groot's jüngstes Werk ist, im Ganzen genommen, eine überaus dankenswerthe Ergänzung und Erweiterung für manche wichtige Partien des Eitel'schen „Handbook of Chinese Buddhism". Ein besonderer Reiz und Werth des Buches liegt darin, dass sein Verfasser, durch langjährigen Aufenthalt im Lande selbst, in der Lage ist, die Zeugnisse und Anführungen seiner Texte fortwährend durch seine Anschauungen zu beleben, wodurch auch die Gefahr unrichtiger Interpretation — bei buddhistischen Texten im Allgemeinen so nahe liegend — hier glücklich vermieden ist. **Haberlandt.**

9.

Przybysławski, Władysław: Skarb bronzowy znaleziony na pravym brzegu Dniestru pod Uniżem. (Ein Bronzeschatz, gefunden am rechten Ufer des Dniestr, unterhalb Uniż.) S.-A. aus „Teka Konservatorska". Lemberg 1892. 12 S. gr.-4°.

Bei dem Dorfe Uniż am Dniestr, Bezirk Horodeńka, wurde am 24. Mai 1890 ein Bronzeschatz, bestehend aus fünf Kesseln, welche ineinander staken, 90 cm unter der Erdoberfläche und 76 cm vom rechten Ufer des Dniestr entfernt, von schwämmesuchenden Landweibern aufgefunden und gehoben. In dem genannten Aufsatze beschreibt Władysław v. Przybysławski diesen Fund. Anfänglich war er der Meinung, dass er auf den reichen Begräbnissort einer prähistorischen Ansiedlung gestossen sei; diese Ansicht bestätigte sich aber nicht. Der Autor beginnt mit der Beschreibung des kleinsten Kessels, der von gleichmässigem Edelrost überzogen ist. An der ausgebauchtesten Stelle ist er 22·5 cm weit und vom concaven Boden aus 8·3 cm hoch; ein Henkel ist abgebrochen. Dieser Kessel bediente man sich als Schüsseln. Die Bronze enthält in 100 Theilen 87·14 Theile Kupfer, 12·46 Theile Zinn und Spuren von Blei. Am Bruch erscheint sie hellrosa. Was die Dimension und das Aussehen anbelangt, gleicht dieses Kesselchen einem Kessel aus dem National-Museum in Pest, welcher bei Aszód ausgegraben wurde.

Der zweite Kessel hat zweifache Patina, ist 24 cm weit und 13 cm hoch. Derselbe ist dem in Bardocz, Bezirk Szekely-

Udvarhely, Siebenbürgen, ausgegrabenen Kessel sehr ähnlich. Dieser Kessel muss häufig gebraucht worden sein; die dabei entstandenen Löcher sind verlöthet. Nach der Ansicht des Verfassers hing er oberhalb des Feuers. Die chemische Analyse des Bronzebleches (0·2 cm), dessen Bruchfläche hellgelb ist, wies in 100 Theilen 88·25 Theile Kupfer, 10·8 Theile Zinn und 1·09 Theile Blei auf.

Der dritte Kessel hat Henkel an den Seiten und oben Traghenkel (Handgriffe); er allein ist sehr gut erhalten und dem in Hajdú-Böszörmény aufgefundenen sehr ähnlich. Die ausgebauchteste Stelle ist 27 cm weit, die Höhe beträgt 11·02 cm. Das Metall ist an der Bruchfläche rothgelb und enthält in 100 Theilen 94·78 Theile Kupfer, 5·21 Theile Zinn, 0·18 Theile Blei und Spuren von Eisen.

Der vierte Kessel weist die meisten Verzierungen auf. Der Bruch ist röthlich; das Metall besteht in 100 Theilen aus 90·16 Theilen Kupfer, 9·96 Theilen Zinn und kleinen Mengen von Blei.

Der letzte Kessel ist der grösste und, was die Form betrifft, der schönste; er ist 14 7 cm hoch, 34·5 cm weit. Die Kreuzchen, welche Oesen haben, an denen Handgriffe (Traghenkel) befestigt erscheinen, sind klein und zierlich. Die Verzierung besteht in Gitterornamentik. In 100 Theilen sind 88·64 Theile Kupfer und 11·34 Theile Zinn. Dieser Kessel ist am besten erhalten, ziemlich biegsam und zeigt am Bruche eine hellgelbe Farbe.

Der Verfasser meint, dass diese Funde nicht heimatliche Producte seien, sondern von weit hergebracht wurden und den Funden aus Ungarn und jenen von Hallstatt gleichen.

Die Bronzegegenstände aus Hallstatt haben in 100 Theilen 92·71 Theile Kupfer, 7·29 Theile Zinn; jene in 100 Theilen 90·23 Theile Kupfer, 9·05 Theile Zinn und 0·60 Theile Blei. Daraus folgert Herr Przybysławski, dass diese Kessel etruskische Arbeiten sind und von den Römern herrühren, welche die Karpathen von Dakien aus bei der Quelle der Theiss überschritten, längs des Ufers des Pruth an dem Dorfe Tłumaczyk vorbei in der Richtung gegen den Dniestr (in der Umgebung von Horodeńka), also den gewöhnlichen Handelsweg zogen. Er ist nun der Ansicht, dass diese Kessel von römischen Kaufleuten hiehergebracht wurden. Zwei ähnliche Kessel sind schon früher in Jezierzany unterhalb Tłumacz gefunden worden. **Karásek.**

10.

Matlakowski, Wład.: Budownictwo ludowe na Podhalu. 4°. 93 S., 25 grosse Tafeln als Beilage. Herausgegeben von der Krakauer Akademie der Wissenschaften, 1892.

Während die Deutschen bereits wichtige Studien in Bezug auf das „deutsche" Dorf und Haus gemacht haben, können sich die Slaven nicht mit einem umfassenden Werke über das slavische Haus ausweisen. Doch glaube ich, dass es nothwendig ist, den ganzen Stamm in zwei grosse Gruppen zu theilen: In die Nordslaven (Čechen, Lausitz-Wenden, Polen und Russen) und die Südslaven (Slovenen, Serbo-Croaten, Bulgaren). Für die nördliche Gruppe ist es von Wichtigkeit, dass sie im Allgemeinen die Ebene bewohnt, was einen gewissen Einfluss auf den Conservatismus des Typus ausübt. Dass aber auch von einem „slavischen" Hause die Rede sein kann, daran erinnern mich zwei selbst erlebte Geschichtchen. Einst fuhr ich mit der Staatsbahn mit Kleinrussen aus Mähren nach Böhmen. Den deutschen Dörfern folgten an der Grenze die böhmischen. Bei ihrem Anblicke riefen die Kleinrussen erstaunt aus: „Das sind ja Dörfer wie die unsern!" Als ich dann in den Ferien die einförmige galizische Ebene durchreiste, kürzte ich mir die lange Fahrt durch Betrachtung der ausgedehnten Dörfer, welche mich an unsere böhmischen erinnerten. Nur die Dächer erschienen mir etwas zu hoch. Meiner Meinung nach wird einmal, bis man das Material über das nordslavische Haus verarbeitet haben wird, mit dem „deutschen" Hause eine revolutionäre Umänderung vor sich gehen, man wird dann aufhören, einen Unterschied zwischen einem „sächsischen, fränkischen" Hause zu machen und es wird sich wohl ein Typus für das Haus in der mittel- und osteuropäischen Ebene auffinden lassen.

Indessen wollen wir nichts vorhersagen. Obzwar nun die Slaven eine Abhandlung über das Haus nicht von allen slavischen Zweigen besitzen, haben sie doch eine Reihe Beschreibungen einzelner Häusertypen.

Ich beginne mit den Böhmen. Die hieher einschlägige Literatur hat F. Pátek in „Český lid" 1892, VI, 596, gesammelt: Adámek, „Česká chalupa" (Böhmisches Bauernhaus) in „Časopis Mus. Olom." 1890: (Red. Houdek) und von demselben „Selský statek v okresu hlineckém" (Bauernhaus im Bezirke Hlinsko), „Český lid" 1892, 4; Hlavinka, „Veřovany" („Obzor" 1884); Houdek, „O způsobu stavby dědin moravských" (Bauart der mährischen Dörfer), „Časopis Mus Olom." 1889. Sehr interessante und gründliche Abhandlungen: in „Český lid" 1893, III „Hannakischer Grund" („Hanácký grunt"); Jirásek, „České chalupy" (Böhmische Bauernhütten), „Květy" 1887 und die bis jetzt nicht erschienene Abhandlung im Werke Sr. kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen Rudolf, „Oesterreichisch-ungarische Monarchie"; Krásnohorská: „Nářadí v české chalupě" (Hausgeräthe in einer čechischen Bauernhütte), „Světozor" 1890; Krupka, „Česká ves" (Das čechische Dorf), „Osvěta" 1884; Nováková, „Pod českou střechou" (Unter čechischem Dache), „Kalendář paní a dívek českých", 1889; Píč, „Mužský" in „Památky archaeologické a místopisné", XIV; Vykoukal, „V hanácké dědině" (In einem hannakischen Dorfe) in „Kalendář Ústřední Matice školské" 1887; Prousek, „Dřevěné stavby z českého severovýchodu" (Holzhütten aus Nordost-Böhmen), „Světozor" 1892; Wiehl, „Česká chalupa na zemské jubilejní výstavě" (Böhmisches Bauernhaus in der Jubiläums-Landesausstellung — (dieses Bauernhaus war übrigens kein Typus!) J. Hruška, „Statek a chalupa na Chodsku" (Das Bauerngut und die Hütte in Chodsko) in „Český lid" 1893.

In „Osvěta" (Red. V. Vlček) befindet sich eine wichtige Abhandlung von Prof. Geitler über das litauische Haus, welche in's Deutsche übersetzt werden sollte.

Vom lausitz-wendischen Bauernhause schrieb A. Černý polnisch in der „Wisła", welcher Aufsatz auch in's Lausitzische übersetzt wurde.

Die Polen verdanken dem Redacteur der „Wisła", Herrn J. Karłowicz, den Aufsatz: „Chata polska" (Polnisches Bauenhaus), siehe Abdruck aus „Pamiętnik fizyjograficzny". Speciell für archäologische und ethnographische Abhandlungen gibt die Akademie „Zbiór wiadomości do anthrop. lud." heraus, obzwar „Sprawozdania" und „Posiedzienia wydziału histor-filozof" auch wichtiges Material enthalten. Im grossen Werke von

Kolberg, „Lud", findet man in jedem Bande die Beschreibung polnischer Bauernhäuser.

Ueber das kleinrussische Bauernhaus und deren Dorfanlage schrieb Kopernicki, „Górali Ruści", Holovacki in der Vorrede zu kleinrussischen Liedern (hauptsächlich aus Galizien), Markievič in „Obyčaji", besonders aber in Kočubinskij's „Trudy expedicii", VII. Band, und im vorigen Jahre in dieser Zeitschrift.

Einzelne Abhandlungen in der russischen Literatur, die das Bauernhaus behandeln, konnte ich nicht zusammensammeln; ich weise nur auf die Zeitschriften hin: „Ethnografičeskij Sbornik", I, II (Byt, Malorusskago krestjanisa); „Zapiski imperatorskago russ. geografičeškago obščestva"; „Izvěstija imp. obšč. ljub. Jest. anthr. i ethn." und „Izvěstija" aus Kazau, wo auch andere, besonders asiatische Völker berücksichtigt werden; „Ethnografičeskoe Obozrěnie" (Jančuk) und „Živaja Starina" (Red. Lamanskij), die auch litauische und lettische Ethnographie pflegen.

Ueber das russische Haus wird eine umfassendere Literatur vorliegen.

Vom serbischen Hause macht Erwähnung: Miličević, „Kneževina" und „Kraljevina Srbija", auch in „Život Srba seljaka" in „Glasnik učen. društva" und separat. Karić, „Srbija" (4 Bände), „Selo" in „Glas" 24 von St. Novaković und auch in „Stara Srbija" von Karić, die aber noch nicht erschienen ist. Diese Werke beschäftigen sich zwar nicht speciell mit dem Bauernhaus, aber enthalten doch wichtige Auskünfte über das neu- und altserbische Haus.

Alle einschlägigen Artikel können wir hier nicht aufzählen. Wir bemerken nur noch, dass eine kritische Analyse der russischen ethnographischen Literatur in 5 Bänden erst vor Kurzem aus der Feder des berühmten Pypin hervorgegangen ist. Bei den Slovenen verweisen wir auf das Werk Valvasor's: „Die Ehre des Herzogthums Krain", in welchem sich auch Bilder von Gebäuden vorfinden.

Ehe wir das Werk des Herrn Matlakowski näher in's Auge fassen, wollen wir auseinandersetzen, welche Gegend man sich eigentlich unter Podhale zu denken hat. Es ist dies ein Theil der westlichen Tatra, die Scheide zwischen Polen und Slovaken, wo noch analog mit den Almen in den Alpen Ansiedelungen bestehen, die von Polen bewohnt werden. Podhale reicht etwa bis zum Poprad, östlich davon wohnen „Verchovinci" — Kleinrussen, im westlichsten Theile heissen sie „Lemki".

Das Werk des Herrn Matlakowski handelt vom polnischen Hause in der höchsten Tatra.

Das Material zu dieser Arbeit hat der Verfasser, wie er in der Vorrede anführt, schon mehrere Jahre gesammelt. Die Einleitung, in schwungvoller, poetischer Sprache geschrieben, schildert in begeisterten Worten das Terrain, welches der Autor seinem eingehenden Studium unterzogen hat, die Tatra, welche die Scheide zwischen den Polen und Slovaken bildet.

Die Dörfer sind klein, aber sie ziehen sich Kilometer lang hin, nicht wie die Dörfer in Mazowsko, und liegen inmitten herrlicher Wälder, wie in einem Paradiese, das von zahlreichen Bächen bewässert ist. Schade nur, dass die Bewohner dieser Gegenden rücksichtslos die Wälder ausroden, was vernichtende Ueberschwemmungen zur Folge hat.

Den einzigen Rest des gemeinschaftlichen Besitzes bilden die Weideplätze bei diesen Dörfern (pasieki č. paseky, polany-pole). An den Wegen sieht man Capellen der heil. Mutter Maria, des heil. Johann, Christi, welcher ärmlich, mit einem unbeschreiblich traurigen Ausdrucke im Antlitze, dargestellt wird, nicht aber Kreuze, wie in Polen üblich ist, oder litauische „mogilki". Sehr interessant ist es, wenn der Verfasser die Namen der einzelnen Theile des Dorfes aufzählt, welche theils von dem Orte, wo sie liegen, theils von den Namen der Bewohner abgeleitet sind (z. B. Sywarne, Gładkie, do Szymonów, na Brzeżku). Die Stelle der Windmühlen in der Ebene vertreten hier kleine Wassermühlen, in malerischen Thälern gelegen. Der Lauf des Baches bestimmt die Lage des Dorfes, des Weges, nach ihm beurtheilt man die Weltgegenden. In der Regel sind alle Fenster in Podhale nach Süden gerichtet, wobei man gar nicht berücksichtigt, wie sie zur Strasse liegen. Als zweite Regel gilt, dass das Wirthschaftsgebäude dem Wohnhaus zunächst, aber immer im Westen steht, was aus ganz praktischen Gründen geschieht, damit nämlich der Landmann bei schlechtem Wetter („psota") nicht zu weit zum Vieh („statek") habe. Zugleich aber schützt es seine Wohnung vor den Westwinden.

Die Fahrstrassen befinden sich in sehr schlechtem Zustande, da man ihnen nur wenig Aufmerksamkeit schenkt. Die Communication zwischen den einzelnen Häusern geschieht mittelst des Fussweges („chodnik"), der hinter den Scheuern vorbeiführt. Die Gärten sind entweder offen oder geschlossen. Begrenzt sind sie gewöhnlich vom Hause, dem Wirthschaftsgebäude, dem Nachbarhause und dem Bache. Die Gärten sind excentrisch angelegt und von einander durch einen Staketzaun getrennt; die Zäune sind ganz einfach, mit Weiden („huzewski") verbunden und unterscheiden sich durch ihren primitiven Bau von den dauerhaften mazowskyschen und ukrainischen Zäunen.

Bei den ärmsten Goralen wohnen, besonders im Winter, Menschen und Thiere unter einem Dache, mit einem Worte das ganze Gesindel („gawiedź", „havěd") zusammen. Dies ist das Prototyp eines solchen Hauses. Am häufigsten kommen indessen zwei Gebäude vor: Das Wohnhaus und das Wirthschaftsgebäude. Bildet der Hof ein geschlossenes Ganzes, dann gelangt man durch ein Thor („wrotami") hinein. Der Zwischenraum zwischen den Gebäuden und den Feldern heisst „obora". In der Nähe des Hauses befindet sich ein Häuschen für Brennmaterial (Holz), vor diesem der „nátóń", ein Ort, wo das Holz gespalten wird. Die Anzahl der Gebäude hängt von der Wohlhabenheit des Besitzers ab; auf dem Hof („obora") sind gewöhnlich neben anderen Gebäuden auch einfache Dächer, welche auf einer Seite auf Pfeiler gestützt sind und die sich an der anderen Seite an die Wand der Hütte anlehnen; man nennt sie „pajty" oder „jaty"; sollte das nicht von „Baude", „Bude" abstammen? Herr Malinowski glaubt, das Wort sei Ungarisch. Bei der weissen Stube („biała izba") befindet sich der Gemüsegarten. Ein eigenthümliches Aussehen verleihen den Gärten die Bäume, welche die Gebäude überschatten. Der gewöhnlichste Baum ist dem Goralen die Esche („jasień"), dann der Ahorn und die Linde. Aus den heimischen Bäumen verfertigen sie Balken zu den Gebäuden von 73—77 cm. Breite. Die Stämme werden auf Balken (5 m lang) zerschnitten, deren Rinde abgeschält wird, worauf sie in zwei Hälften zertheilt werden, den sogenannten

„płazy“. Beim Bau fügt man stets zu dem dickeren Ende eines Balkens das dünnere des anderen hinzu, damit die Wand gleichmässig aufsteige.

Die Häuser in Podhale sind in der Regel noch aus Holz gebaut; steinerne Häuser bilden eine Ausnahme. Manchmal ist ein Zimmer oder es sind zwei Wände aus Stein aufgeführt. Charakteristisch für die hiesige Kunst ist das Verbinden der Balken in einem Winkel, und zwar entweder auf „zámky“ oder auf „copy“. In Zakopane macht man das auf „deutsche“ Art schräg („na śrege“). Solche Ecken sind immer sehr fest gefügt, damit sie allen Witterungseinflüssen Widerstand leisten; ja es sind Beispiele vorgekommen, dass Goralen ihre ganze Hütte (ohne Dach) von einem Orte an einen anderen trugen. Eines Spreizbalkens bedient man sich hier nicht, ausgenommen bei baufälligen Hütten eines armen Bauers, also nur als Nothbehelf.

Im vierten Capitel liefert uns der Verfasser die Beschreibung eines typischen Hauses des Goralen. Das Gebäude, worin der Gorale wohnt, nennt er „izba“ (Stube), selten „chalupa“ (χολυβη); gewöhnlich besteht es aus zwei Stuben: der schwarzen und der weissen. In ersterer wohnt er im Winter und diese hat daher auch einen Rauchfang; in letzterer (der weissen), die immer rein ist, während die vorgenannte vom Rauche verrusst erscheint, hält er sich im Sommer auf. Daher rühren auch ihre Bezeichnungen. Das Haus hat Fenster und Thüren blos nach einer Seite. Der Grund eines Hauses wird aus Stein aufgebaut. Hat der Gorale einen Keller in seiner Wohnung, dann führt eine Fallthür aus dem Wohnhause, gewöhnlich aus der weissen Stube hinab. Auf eine Wand gehen gewöhnlich sechs Balken, die aneinander durch („teblami“) Holzhaken verbunden sind. Die Polen kennen wie die Böhmen das Wort „povaly“ (Balken).

Das Dach wird von den dortigen Bewohnern „Dach“ genannt, dessen Giebel gebrochen und durch Dachsparren unterstützt ist.

Die Gebirgshütten zeichnen sich besonders durch sehr breite Dächer aus. Das Dach ist entweder mit Schindeln, mit Brettern oder endlich mit „kalence“ (Lehmschindeln) gedeckt. Die Giebel sind nach Osten und nach Westen gerichtet, da die Frontseite stets dem Süden zugekehrt ist. Beide Stuben sind symmetrisch, aber nicht miteinander verbunden, getrennt durch den 2·5—3 m breiten Hausflur („sień“, böhm. „síň“). Die Thüren sind stets breit, entweder aus einem Stücke, oder aber sie sind in der Mitte zu öffnen. Neben ihnen bei der Wand befinden sich die Stiegen auf den Boden. Ueber dem „ocap“, dem Zapfenstück über der Thür, ist stets ein Fensterchen angebracht, durch welches das Licht in den Hausflur fällt. Die Thür schliesst mittelst eines Riegels („zawory“) und eines hölzernen Schlüssels. Aus dem Hausflur führen die Thüren in die weisse und schwarze Stube, welche gegen den Hausflur zu öffnen sind. Die Tragbalken derselben liegen höher als jene der Stuben, auf welchen sie eben aufruhen. Das Dach dient dem Goralen als Speicher, wo er das Getreide aufbewahrt. Manchmal besitzt er eine eigene Bodenkammer von der Höhe eines kleinen Menschen, über welcher sich auf dem Giebel die „nadszczytowka“ oder „strzeska“ befindet. Der Rauch wird nicht durch einen Rauchfang über dem Dache abgeführt, sondern mittelst einer Röhre auf den Dachboden geleitet, von wo aus er durch Oeffnungen entweicht, die oft eigens zu diesem Zwecke in der Giebelkammer vorhanden sind („dymniky“, Rauchcanäle). Nichtsdestoweniger ist bei den Goralen nichts von Feuersbrünsten zu hören. Allerdings ist in Folge dessen der ganze Boden verrusst und an einigen Stellen hängt der Russ wie Spinnengewebe herab.

Im fünften Theile beschreibt der Autor die Abweichungen von diesem Typus, zunächst also die Kammern. Die Kammer befindet sich gewöhnlich entweder neben der Stube oder hinter derselben. Nirgends aber sind zwei Kammern neben beiden Stuben anzutreffen. In die Kammer führt eine Thüre aus der Stube. Hinter den Stuben können auch zwei Kammern vorhanden sein (hinter jeder eine). Die Kammer ist mit einem vergitterten Fenster versehen und diente als Speicher zur Aufbewahrung von Milch, Käse u. s. w. Es herrscht darin ein eigenthümlicher Dunst. In dem Dorfe Zdziar hat die Wohnung einen Hausflur, aus dem man in die Stube und aus dieser wieder in die Kammer gelangt. Die Kammer dient als Speicher, die Stube als Wohnung und das Vorhaus (sień), besonders im Winter, als Stall. Der Typus eines solchen Gebäudes ist der eines ungetheilten organischen Ganzen. — Manchmal kommt es vor, dass das Dach der Kammer niederer ist als das des Hauses; in Folge dessen erscheint das Dach unsymmetrisch. Die Länge der Stube („jizba“) beträgt 5—7 m, die Breite 5—6·8 m, die Höhe 2·43—3·4 m.

Im sechsten Capitel lesen wir etwas über die Ornamente. Besonders geschmückt sind gewöhnlich die Tragbalken („sosręby“), die verschiedene Verzierungen, wie: Verschlungene Kreise, Dreiecke, Zähnchen etc. aufweisen. Im Innern des Kreises befindet sich meist ein Stern oder ein Pflanzenornament, Zweige, Blumen oder endlich auch Schlangen. An manchen Zimmerdecken sieht man die Jahreszahl der Erbauung, ja auch den Wahlspruch und den Namen des Besitzers; letzteres kommt jedoch nur selten vor. Ausserdem erblickt man hier oft das Monogramm der heil. Maria und Christi geschnitzt. Aehnlich sind auch die Thüren und Fensterbänder geschmückt.

Die Fenster sind klein; ebenso sind die Thüren niederer als das gewöhnliche Maass eines Mannes. Auf Seite 51 wird uns auch das Maass der Fenster angegeben: 54 cm Weite, 67 cm Höhe. Die Breite der Spalette (Fensterpfeiler) beträgt 24 cm.

Die Enden der Balken an den Ecken sind gewöhnlich geschmackvoll geschnitzt, ebenso die Dächer (besonders mit Zinken versehen), besonders aber ist der Giebel durch verschiedene Ornamente: Sterne, Schlangenlinien, Herzen, Halbmonde, die Sonne, geschmückt. Der First endigt an beiden Seiten mit verzierten „pazdurami“ oder „galkami“, welche Ausläufer nach den vier Weltgegenden haben. Das Dach ist manchmal uneben, in der Mitte etwas gewölbt; in Folge dessen erscheint das Dach breit und der „ocap“ vom Dache entfernt. Wenn hinten noch ein Gebäude angebaut ist, so ist das Dach asymmetrisch, an der Vorderseite (wo sich die Fenster befinden) enger; die Rauchcanäle sind an der Südseite angebracht, da sonst die West- oder Nordwinde den Rauch wieder zurücktreiben würden. Heutzutage ist keine Wohnstube mehr zu finden, in welcher der Rauch aus dem Herde bleiben würde, sondern er wird überall durch Röhren unter das Dach geführt. Die Oefen ruhen gewöhnlich auf hölzernen Gestellen (Füssen), die einem Parallelopipede ähnlich sind, neben welchem der Rauchfang, seltener der „kahlik“ (aus der deutschen „Kachel“), d. h. der Backofen, aufsteigt, an

dem sich gewöhnlich der Gorale wärmt und welcher vom Hausflur aus geheizt wird; am häufigsten findet er sich in der weissen Stube. Vereinzelt trifft man auch die „biegac“ an, welche unserem kleinen Backofen ähnelt. Vor Eintritt des Winters werden die Fugen der Wände mit Moos verstopft und mit Kalk innen und aussen verstrichen; in Folge dessen sehen sie wie bemalte weisse Streifen aus.

In Zdziar haben die Wände und Fenstereinkleidungen Zierden aus weissem Kalk. Der inneren Einrichtung der Wohnungen schenkte Herr Matlakowski in seiner Arbeit keine Aufmerksamkeit. Unter den Ornamenten sind besonders Blumen und Zweige beliebt. Aber diese Formen sind nicht der Natur nachgeahmt, sondern bereits conventionell, d. h. solche, wie sie sich schon von Geschlecht zu Geschlecht vererbt haben. Nur selten trifft man auch zoo- oder anthropomorphische Anklänge. Der Verfasser unterscheidet bei den einzelnen Verzierungen verschiedene Stufen: 1. Verzierungen, welche mit Ringen Aehnlichkeit haben, aus weissem Kalk auf ungeweissten Balken. 2. Weissgestrichene Spalten zwischen Balken. 3. Verschönerungen der Balken mit „pazdury“ bemalt (solche, wie sie am Ende der Dächer zu finden sind). 4. Geweisste Wände sind mit rothen Sternen, Ringen, Kreuzen, „pazdury“ bemalt.

Im achten Capitel unterscheidet der Autor acht Typen:

1. Hausflur und Stube.
2. Hausflur, Stube und Kammer.
3. Stube (schwarze), Hausflur, Stube.
4. Stube, Hausflur; hinter demselben ist eine niedere Stube oder eine kleine Küche angebaut, Stube gelegen.
5. Hinter der schwarzen Stube ist eine Kammer angebaut.
6. Bei beiden Stuben sind Kammern.
7. Die Kammer ist neben der schwarzen Stube gelegen.
8. Zwei Kammern, in welche man aus dem Hausflur gelangt.

Das, was der Verfasser von diesem Hause sagt, lässt sich auch vom böhmischen und russischen Hause sagen.

Hervorzuheben ist, dass der Hausflur niemals ein organisches Ganzes mit dem Wohnhause bildet.

Das achte Capitel spricht über die Wirthschaftsgebäude, deren wichtigstes die „szopa“ (Scheune, Scheuer, aus dem deutschen „Schuppen“ = niederösterreichisch „Schupfen“) ist, welche auf der „obora“ (Gehöft) steht. Die Scheuer besteht aus zwei Theilen, die von einander durch die Tenne („boisko“) getrennt sind, welche dem Hausflur bei dem Wohngebäude entspricht. Die Scheune befindet sich stets an der Westseite des Hofes. An der Seite gegen das Wohnhaus befindet sich ein grösserer Raum unterhalb des Daches, wo die Wirthschaftsgeräthe aufbewahrt werden. Auf der anderen Seite ist der Stall, über welchem sich der Getreide- und Heuboden befindet. Das Dach hat stets eine gute Neigung und ist mit Brettern gedeckt, deren unterste Reihe am längsten, die mittlere kürzer, die oberste am kürzesten ist. Das „boisko“ hat vorne und hinten ein Thor. Früher war dieses nur einflügelig; heute besteht es aus zwei Flügeln. Ausserdem führt von der Seite des „wypust“ (grösserer Raum unter dem Dache bei der „szopa“) eine kleine Thür auf das „boisko“, durch die man von hier trockenen Fusses in den Marstall gelangen kann. Oberhalb des „boisko“ befindet sich ein Boden, auf welchen man nicht mittelst einer Leiter, sondern mittelst eingeschlagener „Spriesseln“ gelangt, die zur Fallthür („przyłaz“) führen, durch die man das Heu auf den Boden bringt oder für das Vieh hinabwirft. Manchmal befindet sich an der Breitseite der Scheune eine kleine Nebenscheune, welche als Aufbewahrungsort für die Spreu dient. Manche Scheuern haben keine „wypust“, sondern in dem Thore ist eine kleine Thür angebracht. Hie und da findet sich auch eine alte „szopa“ überhaupt nicht geschlossen, und das Vieh kann da ganz nach Belieben ein und ausgehen. In dem dem Hause näheren Theile der „szopa“ bringt der Gorale seine Schafe und Kühe unter. Das Licht fällt durch ein kleines Fenster ein (von der Seite des Hofes) oder durch ein Loch, „przeziór“ genannt. An den Wänden sind Leitern und Futtertröge für die Kühe und Krippen für die Schafe vorhanden. In der anderen Hälfte der „szopa“ befindet sich der Pferdestall. Ausserdem sind bei der Scheune gewöhnlich noch Anbauten („jaty, pajty“) da, zum Aufbewahren des Holzes bestimmt. Wohlhabende Bauern haben oft mehrere Scheunen, welche das Gehöft ganz einschliessen.

Treten wir noch in die schwarze Stube, russ. „čërnaja“ (Dal. čérnaja izba = kurnája, bez ъ truby) ein, in die uns eine kleine niedere Thür führt. Ihr Name rührt von den berussten Wänden her. An drei Wänden läuft eine lange Bank hin; in der Ecke steht ein schwerer alterthümlicher Tisch, um welchen herum sich massive Stühle befinden. Der Backofen steht auf einem eigenen Gestelle („krosny“); Feuer wird am Rande des Backofens angemacht Hinter dem hölzernen Fussgestelle sitzen im Winter die Hühner. In einer anderen Ecke steht ein ganz einfaches Bett mit geschnitzten Seitentheilen; in der dritten Ecke hängt an der Wand eine Art Credenz für Teller und Schalen („połka“ = b. „police“), die mit mannigfachen Schnitzereien (Schlangen und Blumen) versehen ist. Zwischen der Credenz und der Thür befindet sich ein Gestell aus hartem Holze für Löffel. Ausserdem ist hier noch eine alte Krippe anzutreffen („jarmice“ = b. „jařmo“), welche dem Kalbe auf den Kopf gelegt wird, damit es nicht herumläuft. Die Wände sind, wie erwähnt, schwarz wie Ebenholz.

An dem Balken ist ein Crucifix und die Jahreszahl der Erbauung ausgeschnitzt. An der Zimmerdecke läuft der Länge nach ein Balken, „sosrąb“. Auf der dem Hausflur gegenüberliegenden Wand sind hinter einer schön verzierten Latte Heiligenbilder (deutsche Arbeit) angebracht; dagegen ist die weisse Stube anheimelnd. Der Fussboden und die Wände sind rein. Die Fenster- und Thürverkleidungen sind hier breit, alle Geräthe sind wohlgeordnet, geschmackvoll und machen einen guten Eindruck. Jedes Einrichtungsstück hat seine eigene Geschichte, ist entweder vom Grossvater, Onkel etc. ererbt.

Der Verfasser schliesst mit einem begeisterten Lob auf das idyllische originelle Leben der Goralen, zu denen die alles invellirende Cultur bisher noch nicht vorgedrungen ist.

Da das Studium eines solchen Werkes, wie es der Verfasser bietet, wegen der technischen Termini sehr beschwerlich ist, so dass selbst Polen ein gut Theil derselben nicht verstanden, insbesondere, da die besprochene Gegend an der Scheide zwischen den Polen und Slovaken liegt — so hat der Verfasser ein Verzeichniss der am wenigsten verständlichen Wörter beigefügt. Schade nur, dass der Verfasser nicht Philologe ist, denn da hätte er erkannt, welchen Einfluss das

Slovenische auf die polnische Sprache gewinnt, wo z. B. die Nasale ausfallen, z. B. Zub.

Dieser Dialekt verwandelt gern das ž in z, das č in c, das š in s; carny, huzew etc.

Einige Worte, die in diesem Dialekte und auch im Böhmischen vorkommen:

świetlica = b. světlice, světnice, in der Volksetymologie ausgesprochen: sednice, seknice, sence.

cierlica = nordb. trdlice, mędlica = südb. mědlice (ausgesprochen mnědlice).

chodnik = b. chodník.

dziewięciół = b. devěcil.

gawiędź = b. havěď.

grzebien = b. hřeben.

huzew = b. houzěv.

izba = b. jizba (istьba = Stube).

jaseň = jeseň.

jasło = jesle.

jarmo = jařmo.

kahlik = kachel (aus dem Deutschen).

kalenica = kalenice, kalenec.

konárz = nordb. konár (Baumstock), slov. Ast.

krosna = b. krosna (Webestuhl; oder womit man Glas, Obst trägt).

listwa = lišta.

ława = lavička.

mer-zki = mrzký.

obora = obora, bedeutet aber Thiergarten.

ocap = okap.

pajta = ich glaube aus „Baude"; nach Malinowski, Oniektórych, 24, aus dem Ungarischen.

pasieka = paseka.

powała = b. poval.

psota = psota.

przyścianek = přístěnek, přístodůlek.

srąb = srub.

szopa = slov. šopa.

turnia = slov. turně.

wirch = b. vrch.

wychód = b. východ.

zawora = závora.

zleb = žlab.

In dieser Hinsicht leistet das Werk des polnischen Ethnographen Prof. L. Malinowski dem Leser die besten Dienste, das aber erst nach der Arbeit des Herrn Matlakowski erschien und welches den Titel führt: „O niektórych wyrazach ludowych polskich" 1892, (Akademie der Wissenschaften). In demselben wird eben auch der Einfluss der rumänischen und ungarischen Sprache auf die goralische in Podhale dargelegt. Für den Philologen ist diese gründliche Arbeit von ausserordentlicher Wichtigkeit. Ausserdem vergleiche man die Werke über diese Gegend von Chamiec, Kosiński, Kryński, Matlakowski, Sytkowski, Wrześniowski.

Noch müssen wir daran erinnern, dass in der Schrift des Herrn Matlakowski 25 Bilder in den Text aufgenommen wurden; ausserdem gab er einen eigenen Band von 23 lithographischen, schön ausgeführten Blättern in grossem Formate mit einer Erklärung heraus, deren Anordnung und Gründlichkeit wir nicht genug loben können. **Karásek.**

11.

Schrenck, Leopold v.: Reisen und Forschungen im Amurlande in den Jahren 1854—1856 im Auftrage der kais. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg ausgeführt. Bd. III. Erste und zweite Lieferung: Die Völker des Amurlandes. Ethnographischer Theil. Erste Hälfte. Mit 40 lithographischen zum Theile farbigen und 5 phototypischen Tafeln, 1 Karte und zahlreichen Holzschnitten im Texte. St. Petersburg 1881 und 1891.

Der im Jahre 1881 erfolgten Herausgabe der ersten Lieferung dieses fundamentalen Werkes ist nach zehn Jahren die zweite Lieferung gefolgt. Beide zusammen machen jetzt einen stattlichen Quartband von 630 Seiten Text, 45 Tafeln und einer ethnographischen Karte aus. Es ist ein ethnographisches Quellenwerk ersten Ranges, welches uns der gelehrte Petersburger Akademiker als Ergebniss der Forschungen eines langen, arbeitsamen Lebens hier vorlegt[1]). Da die erste Lieferung in diesen Blättern bisher nicht angezeigt wurde, so wollen wir hier auch auf dieselbe eingehen, da ohnedies beide organisch aneinanderschliessen.

In der Einleitung wird der rasche Zersetzungsprocess geschildert, welchen nicht nur die Völker des Amurlandes, sondern auch jene des östlichen Theiles von Sibirien durch die Besitzergreifung dieser Gebiete durch die Russen erfahren haben. Die wenigen Nachrichten, welche uns ältere Reisende über einzelne dieser Völker hinterlassen haben, bilden Alles, was wir über dieselben wissen. Heute ist ein Theil derselben nicht mehr vorhanden; einige von ihnen sind bis auf den mitunter auch noch recht zweifelhaften Namen verschwunden, spurlos untergegangen, eine neue Lücke in dem so undichten Gewebe der ethnologischen Wissenschaft bildend. „Was hier einmal versäumt worden, lässt sich später nicht wieder einholen. Das sind tragische Worte von einer bedauernswerthen Inhaltsschwere, die nur Jener in ihrem ganzen Umfange zu ermessen weiss, der die grosse Lückenhaftigkeit des ethnographischen Materiales kennt. Omoken und Schelager, Ariner, Assanen und Kotten, was sind diese Namen von einst grossen Völkern anderes, als ein leerer Schall, hinter welche die Ethnologie grosse Fragezeichen — Leichensteinen für Verschollene gleich — setzt?

„Auch die Völker des Amurlandes sind gegenwärtig in einen solchen Zersetzungsprocess getreten. Ja, bei ihnen dürfte derselbe noch um so rascher vor sich gehen, als die Colonisirung des Landes russischerseits mit einer Energie betrieben worden ist, die in Sibirien ihresgleichen nicht hat. Auch stellen Schilderungen späterer Reisenden[2]) ausser Zweifel, dass die Eigenart dieser Völker im raschen Schwinden begriffen ist. Schon jetzt dürfte es oft schwer fallen, das Ursprüngliche und Eigenartige in ihren Sitten, Gebräuchen und Anschauungen unter dem es überwuchernden Fremden und Ueberkommenen herauszufinden." Diese Schwierigkeit

[1]) Die anderen Bände der „Reisen und Forschungen im Amurlande" enthalten, soweit dieselben bis heute erschienen sind, die zoologischen und meteorologischen Ergebnisse der von L. v. Schrenck im Amurlande ausgeführten Reisen.

[2]) Nach dem Zeitpunkte, in welchen die Reisen Schrenck's fallen.

bestand zur Zeit, als v. Schrenck deren Bekanntschaft machte, noch nicht. „Die einzigen Culturvölker, mit denen sie bis dahin in längerer Berührung gestanden hatten, waren die Chinesen und Japaner, allein diese Berührung war, zum wenigsten für die entfernteren unter ihnen, immer nur eine spärliche, fast nur auf Handelsbeziehungen beschränkte; es fehlte der Cultur dieser ostasiatischen Völker, wenigstens bis dahin, der expansive Charakter der europäischen, um so zersetzend wie diese auf die Naturvölker wirken zu können."

Wer solches gesehen und miterlebt, ist wohl berechtigt, wenn er, wie v. Schrenck dies in seinem grossen Werke in einigen lapidaren Sätzen thut, mit einer gewissen Dringlichkeit auf diesen unaufhaltsamen Process hinweist. Hat doch unser Altmeister Bastian in einer bisweilen an's Drastische streifenden Weise seinen gewichtigen Mahn- und Hilferuf erhoben, und kann jeder neue Nothschrei in dieser Richtung nicht oft und nicht eindringlich genug immer wiederholt werden. Es möge daher zur Entschuldigung dienen, wenn die eigenen Worte eines Blutzeugen hieher gesetzt werden, der in massvoller, aber daher um so überzeugenderer Weise diesen Zerstörungsprocess schildert, wie dies v. Schrenck in dem einleitenden Capitel thut. „Das Bild, das hier von den Völkern des Amurlandes entworfen wird, gehört zum grossen Theile bereits der Vergangenheit an. Seitdem Russland definitiven Besitz von diesem Lande genommen, haben sich die ethnographischen Verhältnisse desselben in raschen Zügen verändert. Wer das Amurland in den Fünfziger-Jahren, als ich es kennen lernte — mit Ausnahme der verhältnissmässig kleinen Strecke zwischen der Dseja- und der Bureja-Mündung, wo eine chinesische Stadt und mandschu-chinesische, Ackerbau und Viehzucht treibende Ortschaften lagen — noch eine continuirliche Wald- und Prairie-Wildniss, in der, ein paar kleine, neubegründete russische Militärposten abgerechnet, nur halbwilde Fischer- und Jägervölker ungestört ihr Wesen trieben, so breiten sich jetzt[1]) längs dem gesammten Amur und Ussuri in Zwischenräumen von je 20—30 Werst Poststationen oder Ansiedlungen russischer Kosaken oder freiwilliger Colonisten aus, am Hauptstrom sind Städte entstanden oder im Entstehen begriffen, an der Küste mehrfache Hafenorte begründet worden, Dampfschiffe laufen den Amur auf und ab und sogar ein Telegraphendraht durchschneidet schon die ehemalige Wildniss. Dass Vorgänge der Art nicht ohne den grössten Einfluss auf das Leben und Treiben der eingeborenen Bevölkerung des Amurlandes statthaben konnten, versteht sich von selbst. Wird ein Land mit noch fast jungfräulicher Natur der Einwanderung, der Colonisation, der Cultur geöffnet, so ist es nicht seine Pflanzen- oder Thierwelt, die zuerst Einbusse an ihrer Ursprünglichkeit erleidet, sondern der Mensch. Noch ehe die Wälder gelichtet, der jungfräuliche Boden aufgerissen und besäet, die wilden Thiere verscheucht oder vermindert worden, tritt der Mensch, der diese Wälder als Jäger durchstreift oder die Flussufer als Fischer bewohnt, mit den neuen Ankömmlingen in Berührung und Beziehung und trägt in seiner Lebensweise, seinen Sitten und Gebräuchen, seiner Sprache, seinen Anschauungen und Begriffen, kurz im gesammten Zuschnitt seines physischen und geistigen Lebens die Spuren der fremdartigen Berührung davon. Von welchen Folgen diese Berührung, wenn sie bleibend wird, für ein Naturvolk in der Regel zu sein pflegt, hat die Geschichte vielfach gelehrt. Zunächst in seinen physischen Existenzmitteln, der Jagd, dem Fischfang durch die neuen Ankömmlinge wesentlich und dauernd geschädigt, unfähig, sich neue Erwerbsquellen anzueignen, geschweige mit den ihm überlegenen Fremdlingen darin zu concurriren, von diesen oft auch mit Hilfe des unwiderstehlichen Branntweines ausgeraubt und entnervt, Schritt für Schritt aus seiner herkömmlichen Lebensweise herausgerissen, zudem auch in seinem psychischen Leben angegriffen, in Allem was ihm theuer und heilig war, verletzt und missachtet, durch die heraufbeschworenen Schrecken des eigenen Aberglaubens gedrückt und gepeinigt und zu all' dem vielleicht noch durch Krieg, sicher aber durch verheerende Krankheiten, wie sie der ersten Berührung eines Naturvolkes mit Europäern stets auf dem Fusse zu folgen pflegen, stark mitgenommen und gelichtet, geht es unvermeidlich der raschen Abnahme an Kopfzahl, der Verarmung, dem physischen und moralischen Verfall, der völligen Abhängigkeit von den neuen Ankömmlingen und entweder durch Vermischung mit denselben dem Verluste seiner Eigenart, selbst mit Einbusse der Sprache, oder aber dem gänzlichen Aussterben entgegen. Weicht es aber dem eindringenden Fremdling aus, zieht es sich, wo die Umstände es gestatten, nach entlegeneren Wildnissen zurück, so ist auch damit meist nur eine kurze Frist gewonnen; denn mit dem Verluste seines heimatlichen Bodens, seiner bekannten Jagdgründe und Fischereiplätze, seiner leiblichen Habe und seiner moralischen und psychischen Frische fällt es durch Verarmung und Verkümmerung schliesslich doch demselben Schicksale anheim."

Die ethnographische Schilderung umfasst nicht den ganzen Amurstrom, sondern beginnt da, wo die beiden Hauptflüsse desselben, Schilka und Argunj sich vereinigen, das Stufen- und Tiefland des eigentlichen Amurstromes bis hinab zu seiner Mündung, im Osten auch die angrenzenden Küsten am Ochotskischen und Japanischen Meere sowie die noch geographisch wie ethnographisch dazugehörige Insel Sachalin umfassend. Hier ist es aber hauptsächlich ein Volksstamm, die Giljaken, welche den Grundpfeiler der ganzen Beschreibung bilden, unter welchem Schrenck am längsten verweilt und dessen Sprache er sich angeeignet hat. Diese auf eingehender Autopsie beruhende Beschreibung dieses Volkes ist durch handschriftliche Notizen der beiden berühmten Reisenden Middendorf und Maximowicz ergänzt; die des letzteren betreffen namentlich die benachbarten Oltscha und Golde. Wir werden die anderen, in den Kreis der Betrachtung fallenden Völker dieser Gebiete später kennen lernen.

Gleich hier sei die geradezu erschöpfende Benützung der vorhandenen, ausserhalb Russlands nur sehr wenig bekannten Literatur über diese Länder hervorgehoben. Die sorgfältige Anführung und Verwerthung derselben macht es auch in Zukunft dem Detailforscher fast entbehrlich, auf viele der Originalquellen selbst zurückzukommen.

Die Darstellung gliedert sich in drei grosse Gruppen:

I. Geographisch-historischer Theil,
II. Anthropologisch-ethnologischer Theil und
III. Ethnographischer Theil.

[1]) Diese Einleitung ist vor zwölf Jahren geschrieben; seit dieser Zeit ist schon ein Theil der Eisenbahn von Wladiwostok nach Norden gebaut worden, welche dann den Ussuri abwärts bis an den Amur, und diesen weiter hinauf durch ganz Sibirien nach Westen geführt werden soll.

Der letztere ist noch nicht vollständig und bleibt die Vollendung desselben der weiteren Fortsetzung des ganzen Werkes vorbehalten.

Wir wollen im Folgenden die zehn Abschnitte, in welche diese drei Theile zerlegt sind, kurz besprechen.

I. Theil. 1. Abschnitt. Allgemeine Uebersicht der indigenen Völker des Amurlandes. Grenzen ihrer resp. Verbreitungsgebiete. Räumliche Stellung der Culturvölker Ostasiens; Chinesen und Japaner im Amurlande. Räumliche Stellung der Russen den Amur-Völkern gegenüber. Ethnographische Karte des Amurlandes.

Sachalin eingerechnet, haben wir im Amurlande drei grundverschiedene Völker zu unterscheiden: Giljaken, Aino und Tungusen. Die beiden ersteren sind sesshafte Fischervölker und können von den tungusischen Völkern durch ihre Sprache scharf geschieden werden. Zwischen den beiden ersteren auf Sachalin eingestreut wohnen die halbnomadischen, zu den Tungesen gehörigen Oroken, welche sich schon durch ihre Benützung des Renthieres auch äusserlich scharf von denselben abgrenzen lassen. Am Festlande folgen dann zunächst den Giljaken die Orotschen (ein, wie nahezu alle folgenden, tungusischer Stamm), welche als Jäger umherstreifen und sich daneben auch mit Fischfang beschäftigen. Dann die beiden, eine tungusische Sprache redenden Stämme der Oltscha und Golde, welche, gleich den Giljaken, fast ausschliesslich Fischer sind. Die Golde sind am nächsten verwandt den Mandschu (ebenfalls einem tungusischen Stamme), welche durch ihre Beherrschung der Chinesen zu einem so grossen Einflusse auf die neuere Geschichte Ostasiens gelangt sind. Von den Golde sprachlich nur wenig verschieden sind die Kile, an welche sich die Negda und Samagirn anreihen. Weiter westlich sitzen die Biraren, welche ebenso wie die an sie angrenzenden Manägirn und die russischen Renthier-Tungusen vorwiegend Jägervölker sind. Von den beiden letztgenannten Stämmen sind wieder die ersteren als Pferde-Tungusen hauptsächlich die Bewohner ausgedehnter Prairien, während die letzteren mehr dem Gebirge angehören. Ganz im Westen sitzen die Orotschonen, welche als Renthierbesitzer ein Jagdvolk sind, obzwar sich ein Theil derselben auch mit den Pferden abgiebt. Am centralen Amur sowie am Sungari und Nonni sitzen die ebenfalls tungusischen Dauren, daneben die Solonen. Namentlich die ersteren, welche seit lange unter dem directen Einflusse der Mandschu stehen, sind sehr betriebsam und beschäftigen sich hauptsächlich mit Ackerbau, Viehzucht und Handel. Die Solonen dagegen sind Chinesen, theils sesshafte Ackerbauer, theils nomadisirende Jäger. Die Mandshu endlich sind hier in ihrer Heimat fast vollständig in den Chinesen aufgegangen; sie versehen hier nur noch die Wachtposten und Beamtenstellen, während die letzteren überrall als Kaufleute Handel treiben. Schrenck sucht den Nachweis zu liefern, dass die Giljaken und Aino von den Tungusen nach und nach an den äussersten Rand des Continentes, sowie auf die Insel Sachalin gedrängt worden sind.

2. Abschnitt. Veränderungen und Verschiebungen in den Verbreitungsgebieten der Amur-Völker in historischer Zeit, nach russischen, chinesischen, japanischen Nachrichten, nebst Sichtung und Deutung der im Amurlande gebräuchlichen oder auf dasselbe bezüglichen Völkernamen.

Wie schon diese Inhaltsangabe zeigt, ist dieser Abschnitt vorwiegend historischen Inhaltes. Mit der grössten Gewissenhaftigkeit sind die so sehr zerstreuten, mitunter recht dürftig fliessenden Nachrichten über die Geschichte des Amurlandes zusammengetragen und kritisch gesichtet. Der Verfasser ist dabei genöthigt, weit über die Grenzen des Amurgebietes hinauszugehen, um gewisse Völkerverschiebungen nachzuweisen.

Die Giljaken haben, soweit die historischen Nachrichten — etwa 200 Jahre — zurückreichen, keine wesentliche Veränderung ihrer Wohnsitze zu verzeichnen. Die Aino bewohnten ursprünglich den nördlichen Theil von Nipon und Yesso, und wurden später durch die Japaner einerseits auf das südliche Sachalin, andererseits auf die Kurilen gedrängt, deren grössten Theil (mit Ausnahme der nördlichsten Inseln) sie heute noch inne haben.

Die Oroken sind wahrscheinlich ein nach Sachalin vom Festlande hinübergewanderter Zweig der Oltscha. Diese letzteren selbst wohnten wahrscheinlich ehemals in den westwärts gelegenen Gebirgen als Renthiernomaden und wurden erst durch den Verlust dieses Thieres zur Niederlassung am Amurstrom und zum Fischerleben gedrängt. Erinnerungen an dieses Ereigniss finden sich mehrfach in ihren Sagen. Die den Mandschu verwandten Golde sind aller Wahrscheinlichkeit nach von Süden her in das Amurland gekommen. Die Negda, Samagirn und Kile sind dagegen den Renthier-Tungusen des Stanowoigebirges näher verwandt, als den anderen Amur-Stämmen. Grösser als im unteren Amurlaufe sind in den letzten Jahrhunderten die Verschiebungen unter den Völkern des oberen Amur gewesen; dieselben wurden namentlich durch das Vordringen der Russen bewirkt. Hier finden sich in den älteren Nachrichten noch Spuren verschiedener Völker, wie der heute ausgestorbenen Goguli. Die Dauren hatten ihre früheren Wohnsitze wahrscheinlich an den westlichen Quellflüssen des Amur und sind erst durch die dort vor sich gegangenen Völkerverschiebungen nach ihrem jetzigen Gebiete gedrängt worden. Von besonderem Interesse für den Culturhistoriker sind die Ausführungen Schrenck's über die alten daurischen Silbergruben. Es finden sich da noch Spuren von Schmelzherden, welche auf ein hohes Alter hinweisen. Dieselben werden nach einer heute in Sibirien weitverbreiteten Bezeichnung auch tschudische Gruben benannt. Sie stammen von einem unbekannten, ehemals weitverbreiteten Volke, jedenfalls aber nicht von den Dauren, da sich bei denselben heute keine Spur von Bergbaukenntnissen finden. Nach Schrenck waren diese alten Bergleute wahrscheinlich die Vorfahren der heutigen Mandschu, die Njutschi des XII. und XIII. Jahrhundertes. Die Biraren, Manägirn und Orotschonen waren früher auf die südliche Abdachung des Stanowoigebirges beschränkt und breiteten sich erst nach dem Zurückweichen der Gogulen und Dauren bis zum Amurstrome aus, zum Theil auch durch von Norden vorschiebende Tungusenstämme gedrängt. Sie vertauschten dabei das früher bei ihnen ausschliesslich gepflegte Renthier gegen das Pferd.

II. Anthropologisch-ethnologischer Theil. 3. Abschnitt. Abstammung und weitere Gliederung der Amur-Völker nach Sprache und physischer Beschaffenheit, insbesondere Schädelbau und Gesichtsbildung. Gruppe der nordostasiatischen

Randvölker oder Paläasiaten. Gruppirung der tungusischen Amur-Völker.

Die ersten Theile dieses Abschnittes sind von grossem theoretischen Interesse. Schrenck stellt mit vollem Rechte die Sprache als erstes und wesentlichstes Unterscheidungsmerkmal der einzelnen Völker in den Vordergrund. Er bezeichnet ganz richtig die den Begriff eines Volkes bildenden Merkmale und den physischen Charakter desselben als zwei incommensurable Grössen. Von den meisten Reisenden, ja sogar von vielen Forschern werden diese beiden auf ganz verschiedener Basis ruhenden Begriffe heute noch immer bunt durcheinander geworfen, um angeblich ein vollständiges Bild eines Volkes zu geben. Dasselbe geschieht auch noch mit einem dritten, von Schrenck aber nicht besonders hervorgehobenen Merkmale eines Volkes, nämlich seiner Cultur. Wir können daher die Schrenck'sche Bezeichnung noch erweitern und sagen: Rasse, Volk und Cultur sind drei incommensurable Grössen. Man kann die Völker heute nach ihren physischen Merkmalen eintheilen und in ein System bringen; wir erhalten dadurch eine Eintheilung des Menschengeschlechtes in Rassen. Man kann weiters die Völker als solche eintheilen und dabei hat die Sprachforschung das erste Wort zu reden. Und endlich kann eine Eintheilung nach den culturellen Merkmalen erfolgen, welche, historisch durchgeführt, ein Capitel einer allgemeinen Culturgeschichte der Menschheit bilden. Diese drei Merkmale decken sich aber nicht oder nur in seltenen Fällen und da auch nur zu einem gewissen Zeitpunkte; alle drei Merkmale haben ihre continuirliche historische Entwicklung, die aber nie beständig parallel läuft. In diesen Andeutungen liegt auch der Fingerzeig für einen ferneren erspriesslichen Ausbau der Wissenschaft vom Menschen. Das Durcheinanderwerfen dieser drei Begriffe wird immer Verwirrung hervorrufen; nur die gesonderte fachmännische Verfolgung der drei sich hieraus ergebenden Disciplinen kann die Wissenschaft vorwärts bringen. Es ist hier nicht der Ort, auf diese wichtige Frage näher einzugehen und behält es sich der Referent vor, bei nächster Gelegenheit darauf zurückzukommen.

Schrenck führt nun in diesem Capitel die Betrachtung der physischen sowie der sprachlichen Merkmale der Amur-Völker durch. Er äussert und begründet die Anschauung, dass die Giljaken ursprünglich nur auf Sachalin heimisch waren und erst später nach dem Festlande herübergekommen sind, während die Aino, wie schon früher erwähnt, von Süden durch die Japaner nach Norden gedrängt wurden. Das war aber auch nur wieder eine Phase in den Völkerverschiebungen im nordöstlichen Theile Asiens, deren Nachweis heute noch wahrscheinlich gemacht werden kann, während alles Frühere nur vermuthungsweise angedeutet werden kann.

Die Giljaken haben heute keinen einheitlichen physischen Typus; derselbe nähert sich jenem der Mongolen, sowie auch dem der von den letzteren ziemlich abweichendenden Aino.

Schrenck kommt durch die eingehende Betrachtung aller einschlägigen Verhältnisse auf die Bezeichnung der nord- und nordöstlichen Paläasiaten, welche er als Randvölker charakterisirt. Er fasst darunter alle sprachlich isolirten Nordasiaten zusammen, gegenüber den Hyperboräern Müller's und der Eintheilung derselben durch Peschel. Er bezeichnet damit jene Völker, welche durch verschiedene Ereignisse allmälig an den Rand des Continentes gedrängt wurden, und versteht unter letzterem nicht nur die Meeresküste und sowie die davorgelagerten Inseln (im Osten und Norden), sondern auch die an die Tiefebenen angrenzenden Gebirge (im Westen)[1]. Nach Schrenck ist es wahrscheinlich, dass alle Eskimo asiatischen Ursprunges sind. Dieselben wanderten einst vom asiatischen Continent nach dem Norden des amerikanischen Festlandes hinüber; ein Theil derselben wurde nachträglich im äussersten Norden wieder nach Asien (durch die Indianer) zurückgedrängt. Ebenso wie den Eskimo erging es den Bewohnern der Aleuten.

In sprachlicher Beziehung sind jedoch die Giljaken sowie auch die Aino durchaus von den Mongolen verschieden, ebenso wie auch die Sprache der beiden ersteren keine Aehnlichkeit zeigt. Ein weiteres Beispiel der totalen Sprachverschiedenheit bei sonst physisch gleichem Typus finden wir in den Giljaken und den ihnen benachbarten Oltscha.

Sehr interesant ist der Theil dieses Capitels, welcher über die Ornamentik dieser Völker handelt. Dieselbe ist namentlich bei den Giljaken überaus entwickelt und zeigt hier ganz charakteristische Merkmale. Schrenck meint nun, dass diese bei den letzteren von den Chinesen und Japanesen beeinflusst wurde, obzwar es gerade die Giljaken unter allen Amur-Völkern allein verstanden, sich diese Culturnationen vom Leibe zu halten. Von den Giljaken hat sich der von ihnen ausgebildete Ornamentstyl zu den anderen Amur-Völkern verbreitet; dagegen finden wir bei den sibirischen Tungusen eine von letzterem ganz verschiedene Ausbildung der Ornamentik.

III. Ethnographischer Theil. Erste Hälfte: Grundbedingungen und Bestandtheile des äusseren Lebens. 4. Abschnitt. Geringe und ungleichmässige Dichtigkeit der indigenen Völker des Amurlandes. Folgen ehemaliger Kriegsverheerungen und neuerlicher epidemischer Krankheiten. Wahl und Wechsel der Wohnorte nach den Jahreszeiten. Winter- und Sommerwohnungen. Jagd- und Nachtlagerzelte. Vorrathshäuser und Niederlagen.

Auch hier wie in den folgenden Capiteln sind die Giljaken überall am eingehendsten behandelt; daran schliesst sich mehr oder weniger ausführlich die ethnographische Schilderung der anderen Amur-Völker.

Die Giljaken sind ein seit altersher sesshaftes Volk; als solches betreiben sie fast ausschliesslich Fischfang und Robbenschlag. Ihr einziges Hausthier ist der Hund. Im Gegensatze zu ihnen sind dagegen die Tungusenvölker meist Nomaden. Ausführlich werden ihre Häuser (Jurten) beschrieben. Dieselben zerfallen in Winter- und Sommerjurten. Von den ersteren existiren zwei Formen, nämlich die uralte zeltartige Erdjurte und die sogenannte chinesische Jurte, welche ganz anders gebaut ist. Die Sommerjurten sind Pfahlhäuser. Schrenck gibt uns nun eine sehr interessante Zusammenstellung der Verbreitung der Erdjurte bei den paläasiatischen Völkern sowie bei den Eskimo in Nordamerika und Grönland. Die Oroken auf Sachalin gebrauchen als Nomaden nur

[1] Als solche Randvölker bezeichnet Schrenck die Giljaken, Aino, Kamtschadalen, Korjaken, Tschuktschen, Jukagiren, Tschuwanzen und Jenissei-Ostjaken.

Zelte; desgleichen die ebenfalls nomadisirenden Orotschonen, Manägirn und Biraren am oberen Amur[1]).

Ganz anders sind diese Verhältnisse bei den anderen tungusischen Amur-Völkern, nämlich den Oltscha, Negda, Samagirn, Golde und Orotschen. Dieselben sind mehr sesshafte Völker; sie haben zum grossen Theile ständige Sommer- und von diesen verschiedene Winterwohnungen. Die letzteren entsprechen der chinesischen Winterjurte; dagegen sind ihre Sommerwohnungen einfache Zelte.

5. Abschnitt. Aeussere Haltung: Kleidung, Haartracht, Schmuck, Tätowirung.

Die Verschiedenheit der Kleidung bei sonst unter denselben Himmelsstrichen wohnenden Völker hängt zum grossen Theile von ihrer Beschäftigung ab. Als Fischfänger, Robbenschläger und Hundehälter kleiden sich die Giljaken demzufolge in Felle vom Haushund, Seehund sowie in Fischhäute. Von den Chinesen beziehen sie seit altersher Baumwollzeuge. Charakteristische Verschiedenheiten zeigt die Haartracht der einzelnen Amur-Völker. Dieselbe ist nach Schrenck ein Zeichen der Abhängigkeit oder Unabhängigkeit von den Chinesen oder Japanern. Die den Giljaken eigenthümliche Haartracht haben auch die Negda, Oltscha und Oroken. Der Schmuck ist ebenfalls bezeichnend für manche Völker des Amurlandes. Ohrringe sind allgemein verbreitet; dieselben bilden zugleich den einzigen Gesichtsschmuck der Giljaken. Die Samagirn, Golde und Orotschen zeichnen sich noch besonders durch das Tragen von Nasenringen aus, und zwar solchen für die Nasenscheidewand wie auch für die Nüstern Interessant ist auch die Verbreitung des Daumenringes zum Bogenspannen, welches nach mongolischer Art erfolgt, bei den Giljaken, Oltscha, Manägirn und Orotschonen.

Bemalung und Tätowirung fehlt bei den Giljaken; dagegen ist namentlich letztere bei den Aino und mehr oder weniger bei den anderen paläasiatischen Völkern[2]) im Schwunge. Sehr beliebt ist die Tätowirung bei den Tungusen, doch erfolgt dieselbe nicht wie bei den Vorigen durch Acupunction, sondern durch Nähen[3]). Schrenck vertritt die Ansicht von der autochthonen Entstehung der Sitte des Tätowirens an verschiedenen Orten und ihre Verbreitung aus verschiedenen Centren. Bei verschiedenen Amur-Völkern ist jedoch unter dem Einflusse der Mandschu-Chinesen und der Giljaken die Tätowirung schon verschwunden oder im Verschwinden begriffen.

6. Abschnitt. Nahrung. Animalische und vegetabilische Nahrungsmittel. Haus- und Tafelgeräthe. Genussmittel: Branntwein, Tabak.

Die Nahrung richtet sich wieder ganz nach den Lebensverhältnissen. Die Giljaken sind als die ausgesprochensten Ichthyophagen fast ausschliesslich Fischesser. Daneben wird von ihnen nur noch Hundefleisch — und zwar nur von ihnen und den Aino[1]) — gegessen. Bärenfleisch, das als Leckerbissen gilt, wird nur bei den grossen Bärenfesten verspeist. Die Fischwelt, namentlich zwei Salmarten — in geringerer Menge auch Störe und Hausen — liefern ihnen das getrocknete Fleisch (Iukola) sowie Thran für die Wintervorräthe, sowohl für sich wie für ihre Hunde. Nebst Fischen wird das Fleisch vom Seehund und Weisswal gegessen. Charakteristisch ist der Abscheu vor dem Braten von Fleisch überhaupt, sowie die Abneigung gegen Salz. Dagegen tritt die Pflanzennahrung bei allen diesen Völkern überaus zurück und dient nur als Zukost.

Eingehend sind die zur Bereitung und Aufnahme der Speisen dienenden Geräthe sowie deren Herstellungsart beschrieben. Thongeschirr fehlt fast ganz; das letztere ist bei den übrigen paläasiatischen Völkern zur Zeit ihrer Entdeckung zu verzeichnen, mit alleiniger Ausnahme der Eskimo, bei welchen jedoch die Töpferei ein hohes Alter hat. Die Kenntniss der Töpferei bei den Aino ist auf japanischen Einfluss zurückzuführen. Interessant ist ein Excurs über die Fabrikation von Thon- und Porzellangeschirr im unteren Amurlande zu Anfang dieses Jahrhundertes; dieselbe existirt jedoch heute nicht mehr. Die Funde von alten Topfscherben und Steinwerkzeugen im unteren Amurlande und auf Sachalin gehören einem ethnologisch nicht mehr bestimmbaren Volke der Vorzeit an.

Bei den Aino macht sich durch japanischen Einfluss ein Mehrverbrauch von Cerealien geltend. Bei den anderen Amur-Völkern gewinnt die Fleischnahrung vor der Fischnahrung umsomehr Uebergewicht, je weiter man den Amurstrom hinaufgeht und je weiter sich die betreffenden Völker von demselben entfernen, was ja bei den eigentlichen Jägervölkern selbstverständlich ist. Im Süden macht sich schon der vermehrte Einfluss des ausgedehnteren Anbaues von Cerealien unter chinesischer Einwirkung geltend. Die Oroken sind mit Ausnahme der Lappen im fernen Westen die einzigen Renthierbesitzer, welche auch die Milch dieses Thieres geniessen. Mit der Zunahme der Fleischnahrung und der Verwendung von Cerealien macht sich ein grösseres Bedürfniss nach Salz geltend.

Auffallend ist das Fehlen des Theegenusses; dagegen ist der Genuss des Branntweines bekannt und stammt die Bekanntschaft desselben von den Chinesen. Zur Zeit Schrenck's wurde demselben jedoch nur sehr mässig gehuldigt, ein Vorzug, der heute kaum mehr zutreffen dürfte. Tabakrauchen ist allgemein verbreitet; Schrenck leitet den Anbau und Gebrauch dieses Narcoticums von Japan her, von wo derselbe über Korea nach der Mandschurei und von da erst nach China gekommen sein soll. Der Gebrauch des Opiums war den Amur-Völkern in den Fünfziger-Jahren noch unbekannt; durch den überaus raschen Fortgang des Anbaues der Mohnpflanze in der Mandschurei dürfte dies heute kaum mehr der Fall sein.

7. Abschnitt. Mittel der Bewegung und Ortsveränderung zu Lande und zu Wasser: Schneeschuhe, Schlitten, Zug-, Reit- und Lastthiere, Hund, Renthier, Pferd, Boote und Kähne.

Das Zufrieren der Ströme und Flüsse während des langen Winters nöthigt einen Theil der Amur-Völker auch zum

[1]) Dieselben werden durch ihre Hausthiere, das Renthier und das Pferd, zum Nomadenleben veranlasst, wegen des Wechsels der Weidegründe; ersteres mehr in den Gebirgsgegenden, letzteres dagegen in den grasreicheren Ebenen.

[2]) Mit Ausnahme der Itälmen auf Kamtschatka.

[3]) Wir lernen da eine sehr interessante Art der Tätowirung, die man als Nähtätowirung oder Tätowirung durch Ausnähen bezeichnen kann, kennen. Dieselbe geschieht in der Art, dass ein in Russ, Tusche oder dergleichen geschwärzter Zwirnfaden oder eine feine Thiersehne durch die Haut gezogen wird.

[1]) Die anderen Amur-Völker verabscheuen das Essen von Hundefleisch.

veränderten Gebrauche ihrer Mittel zur Fortbewegung. Im Sommer ist es das Boot, das sie nicht nur auf dem Strome, sondern auch auf ihren Fahrten längs der Meeresküste und nach Sachalin verwenden; im Winter dagegen sind es Schlitten und Schneeschuhe. Letztere sind namentlich bei den Jägervölkern vorwiegend im Gebrauche.

Nach Schrenck's Ansicht ist der Hund das älteste Hausthier. Später kam bei den nordischen Völkern erst das Renthier dazu; zuletzt das Pferd. Die Eskimo in Amerika kennen noch heute das Renthier als Zugthier nicht; Schrenck sucht das auf den Umstand zurückzuführen, dass dieselben zu einer Zeit nach Amerika hinübergewandert sind, als sie nur den Hund als Hausthier kannten. Er schreibt die Zähmung des ersteren den Tungusen zu. Das Halten des Renthieres nöthigt zum Nomadenleben. Bei den Oroken wird dasselbe ausser als Reit- und Lastthier auch zum Fahren — und zwar nur einspännig — verwendet. Letzteres ist unter allen tungusischen Stämmen der einzige Fall; dasselbe kommt sonst nur noch bei einzelnen polaren Völkern, wie bei den Tschuktschen, Korjaken, Samojeden und Lappen vor. Die drei erstgenannten fahren aber mehrspännig; die Oroken und Lappen immer nur einspännig. Die oberen Amur-Völker kennen schon das Pferd; es ist ihnen durch die Mongolen zugekommen. Dasselbe ist sogar schon den Golde bekannt, wird aber von diesen nur zum Reiten verwendet.

Von besonderem Interesse sind Ausführungen über die Wandlungen in der Verwendung verschiedener Hausthiere bei mehreren Amur-Völkern. So hatten die Oltscha, Negda, Samagirn und Golde früher das Renthier; heute haben sie durch den Einfluss der Giljaken dieses gegen den Hund vertauscht.

Trotz ihres während eines Theiles des Jahres nahezu beständigen Aufenthaltes am Wasser sind die Giljaken keine kühnen und gewandten Seeleute, etwa wie die Aleuten. Sie bleiben immer mehr ängstliche und vorsichtige Fluss- und Küstenfahrer. Interessant sind die Bemerkungen über die verschiedenen Bootformen, auf die wir hier jedoch nicht eingehen können.

8. Abschnitt. Fischfang, insbesondere Stör-, Hausen- und Lachsfang. Fischereigeräth. Seethierfang: Robbenschlag, Weisswalfang.

Der hier behandelte Stoff ist in stets ausführlicher und mustergiltiger Weise bearbeitet. Bei der Wichtigkeit des Fischfanges und der Jagd auf Seethiere bei einem Theile der Amur-Völker bildet dieses Capitel so recht den Kernpunkt für das Verständniss der Lebensverhältnisse derselben. Die Beschäftigung mit dem Fange der Wasserbewohner durchdringt ja den gesammten Anschauungskreis dieser Völker derart, dass man ohne Eingehen auf dieselbe keinen richtigen Begriff von ihrem ganzen Leben bekommt. So drängt der Fischfang zu einem mehr sesshaften Leben; eine Ortsveränderung ist nur zweimal des Jahres vonnöthen.

9. Abschnitt. Jagd auf Thiere des Waldes. Jagdgeräth. Eiserne Jagd- und andere Waffen und deren Anfertigung. Schutz- und Ehrenbewaffnung.

In vieler Beziehung bildet der Jäger den directen Gegensatz zum Fischer. Ist letzterer vorwiegend zum sesshaften Leben gezwungen, so ist der erstere ein ausgesprochener Nomade. Bei verschiedenen Völkern des Amurlandes finden wir aber beide Beschäftigungen in verschiedenem Grade vereint. Wie schon erwähnt, nimmt stromaufwärts die Wichtigkeit des Fischfanges allmälig ab und in demselben Masse die Bedeutung der Jagd zu. Die Giljaken sind unter allen Amur-Völkern die schwächsten Jäger; sie betreiben das Waidwerk nur zu dem ausschliesslichen Zweck, um die oft kostbaren Felle zu gewinnen, deren sie zum Handel mit den Chinesen benöthigen, und zwar geschieht das nur im Winter und in der Umgebung ihrer festen Wohnsitze. Zobel, Flussotter und Fuchs sind die Hauptjagdthiere. Der Bär wird häufig lebend gefangen und dann in den Niederlassungen aufgezogen. Die Giljaken und Oroken kennen die Bearbeitung des Eisens zu ihren Jagdwaffen von den Japanern. Bei den tungusischen Völkern am oberen Amur werden namentlich Fleischthiere gejagt, wie: Elen, Edelhirsch und Wildschwein.

Mit besonderer Vorliebe ist das Capitel der Fanggeräthschaften, namentlich der so merkwürdigen Fallen und Selbstschüsse geschildert. Früher kannten einzelne der Völker nur hin und wieder ein mandschurisches Luntengewehr; durch die Russen ist das moderne Gewehr eingeführt worden, und damit hat nicht nur für den Thierreichthum, sondern auch für die meisten der von demselben lebenden Jägervölker wohl die letzte Stunde geschlagen.

10. Abschnitt. Handel. Werthschätzung der vornehmsten im Handel, Haushalt und sonstigen Leben vorkommenden Gegenstände. Handelsverkehr der Amur-Völker untereinander und mit den Mandschu-Chinesen, Japanern und Russen. Ein Blick in die jüngstvergangene Geschichte des Handels und der Herrschaft der Mandschu-Chinesen im unteren Amurlande.

Ein ausschliesslich culturhistorisches Capitel. Wichtiger als Kriege und Eroberungszüge grosser Feldherren ist die Kenntniss der Handelsverhältnisse zum Verständniss der culturellen Eigenthümlichkeiten nothwendig, namentlich solcher Völker, welche in so directer Abhängigkeit von der Natur ihres Landes leben. Insoferne unterjocht der Handel mehr als mancher glänzende Kriegszug. Und doch gibt es auch hier bemerkenswerthe Fälle, welche der mitunter geäusserten Anschauung widersprechen, dass ein ausgezeichnetes Handelsvolk am seltensten charakteristische ethnographische Merkmale besitzt. Ein solches sind die Giljaken, das vielleicht eigenartigste und am meisten typische Volk des ganzen Amurgebietes. Freilich haben sie es immer meisterlich verstanden, den sich fortwährend vordrängenden Einfluss der Chinesen und Japaner abzuwehren, was bei einem Völkchen, das heute nur etwa 5000 Seelen zählt, viel sagen will. Als Händler unternehmen sie ausgedehnte Reisen, welche bis zur Südspitze Sachalins reichen, um Pelzwerk von anderen Völkern einzuhandeln; ja solches liefern ihnen in nicht unbeträchtlicher Menge die für dasselbe bei ihren Landsleuten keine Verwendung findenden Japaner. Da die Giljaken ihr gesammtes Pelzwerk wieder bei den Chinesen absetzen, so werden sie dadurch zu Handelsvermittlern zwischen den beiden grossen Culturnationen Ostasiens, eine gewiss höchst merkwürdige Thatsache. Aehnlich vermitteln auch die als ausgezeichnetes Handelsvolk geltenden Tschuktschen den Handel zwischen den Russen und den nördlichen Stämmen Amerikas.

Die anderen Amur-Völker stehen schon unter dem Einflusse chinesischer Händler, die sich sogar beständig unter ihnen aufhalten. Die Dauren spielen dagegen im oberen Amurgebiete dieselbe Rolle wie die Giljaken im unteren Theile.

Von besonderem Werthe sind die detaillirten Angaben des Werthes der verschiedenen Pelzwaaren und sonstigen Gegenstände, welche alle auf ein bestimmtes Einheitsmass („Ja") zurückgehen.

* * *

Dies in ganz knappen Umrissen der wichtigste Inhalt des Schrenck'schen Werkes. Wenn wir auch damit über den Rahmen, der in diesen Blättern derartiger Anzeigen gesteckt ist, hinausgegangen sind, so war es doch wichtig, einmal ein Beispiel zu geben, wie ein Ethnograph beobachten und wie er seine Erfahrungen bearbeiten soll. Die Ethnographen könnten ein „Hallelujah!" anstimmen, wenn sie heute über alle Völker ähnliche Meisterwerke zur Verfügung hätten. Dazu genügt es aber nicht, ein Land im Fluge zu durchreisen und allerlei zufällige Beobachtungen kunterbunt zu notiren und dann möglichst rasch auf den Büchermarkt zu bringen; das ist und bleibt nur Stückwerk! Dazu gehört jahrelanges Beobachten, Sammeln und Arbeiten, namentlich ein vollständiges Durcharbeiten der vorhandenen Quellen, kurzum die gewichtige Spanne eines langen, arbeitsamen Gelehrtenlebens. Wir haben diese Arbeitsmethode von Richthofen, einem Meister auf anderem und doch verwandtem Gebiete, anwenden gesehen; ihm hat sich nun Meister Schrenck durch sein Werk ebenbürtig an die Seite gestellt. Möge es dem grossen Gelehrten vergönnt sein, das Werk auch in derselben Weise zu Ende führen und sich dann noch in voller Rüstigkeit über die volle Anerkennung des Geschaffenen zu freuen!

Heger.

12.

Internationales Archiv für Ethnographie. Unter der Redaction von **J. D. E. Schmeltz.** Leiden. P. W. M. Trap.

Seit den ersten Anzeigen über dieses von der Gelehrtenwelt so freudig begrüssten Journales in diesen Blättern[1]) sind bis heute fünf Bände und vom sechsten Bande das erste Heft erschienen. Die grossen Erwartungen, welche man an dasselbe geknüpft, haben sich nicht nur erfüllt, sondern sind — man kann dies getrost sagen — noch übertroffen worden. Und das will heute bei der grossen Anzahl verwandter Zeitschriften nicht wenig besagen. Es ist voll und ganz, was sein Titel sagt: ein internationales Archiv, in welchem die besten Namen, welche heute unsere Disciplin tragen, vertreten sind. Die wenigen Bände enthalten eine ganz unglaubliche Menge des werthvollsten Stoffes, schon heute ein wahres Compendium der Ethnographie, welches Niemand missen kann, der sich mit dieser Wissenschaft befasst. Nicht wenig tragen zu der Trefflichkeit dieses Journales die grosse Anzahl der vorzüglich ausgeführten, meist farbigen Illustrationen bei, die dem opfermuthigen Verleger nicht wenig zur Ehre gereichen.

Wir wollen im Folgenden nur einige der wichtigsten Abhandlungen herausgreifen:

[1]) Band XVIII, S. 72 und 216.

Band II (1889)

bringt folgende grössere Aufsätze, welche hervorgehoben zu werden verdienen:

Das türkische Schattenspiel. Von Dr. F. v. Luschan. Mit 4 Tafeln.

Der Verfasser gibt darin eine eingehende Beschreibung der wichtigsten Figuren des in den Ländern des näheren mohammedanischen Orientes das Theater vertretenden Karagös-Spieles. Er ist geneigt, den Ursprung dieses Spieles auf chinesische Quellen zurückzuführen.

Das Wurfmesser der Neger. Von Dr. Heinrich Schurtz. Mit 1 Tafel.

Eine vortreffliche, vergleichend-ethnographische Studie dieses jungen Ethnographen aus der Schule Ratzels, welche auch einigen Bezug auf die anderen Waffen der Afrikaner nimmt, die einzig richtige Methode, nach welcher solche Stoffe behandelt werden sollen. Die Arbeit bedarf noch einer eingehenden Ergänzung der ähnlichen Waffen bei den ausserafrikanischen Völkern, welche nur angedeutet sind, um zu allgemeinen Gesichtspunkten zu gelangen. Der hier nur angedeuteten Meinung, die Rassenverwandtschaft für den Ursprung der Grundidee verantwortlich zu machen, möchten wir aber nach dem heutigen Stande der Forschung nicht beistimmen, da die Verfolgung dieses Gedankens, wenn nicht die strengste Kritik angewendet wird, die eben erst im Werden begriffene Ethnographie auf manchen, mitunter recht bedenklichen Abweg führen kann.

Beiträge zur Ethnologie der Gilbert-Insulaner. Von R. Parkinson.

Eine instructive, auf Autopsie beruhende Studie über ein heute für die Völkerkunde schon nahezu verlorenes Gebiet.

Das Barlum-Fest der Gegend Finschhafens (Kaiser Wilhelms-Land). Von Dr. O. Schellong. Mit 1 Tafel.

Eine eingehende Schilderung dieses hochinteressanten, auf die Beschneidung der Knaben bezugnehmenden Festes, die uns vielfache Aufschlüsse über diese weit verbreitete Sitte bei den Papuas gibt.

Der Tod, das Begräbniss, das Tiwah oder Todtenfest und Ideen über das Jenseits bei den Dajaken. Von F. Grabowsky. Mit 4 Tafeln.

Dieser Aufsatz des Dajakforschers Grabowsky zeigt uns wieder so recht deutlich die durchgängige Verbreitung des Ahnencultus als primitive Grundschichte bei den Dajaken, der aber hier schon vielfach mit fremden, zum Theile wahrscheinlich von Indien über andere Inseln Malaisiens herübergekommenen Ideen durchsetzt ist.

Ueber südamerikanische Wurfhölzer im Kopenhagener Museum. Von Christian Bahnson. Mit 1 Tafel.

Der ausgezeichnete Ethnograph behandelt hier einen interessanten Gegenstand in ebenso trefflicher als klarer Weise und nimmt dabei Bezug auf zwei alte Gemälde im Kopenhagener Museum, welche vielleicht die ältesten künstlerischen Darstellungen von amerikanischen Volkstypen sind. Nach Bahnson sollen dieselben Angehörige der Tupination darstellen.

The Nanga of Viti-Levu. By Adolf B. Joske. Mit Bemerkungen von Baron Anatol Hügel und 1 Karte.

Gibt Aufschluss über jene merkwürdigen eingefriedeten Orte auf Viti, an welchen verschiedene religiöse Ceremonien, namentlich die Einweihungsfeste der Jünglinge stattfinden.

Band III (1890).

The use of masks and head ornaments on the North-West Coast of America. By Dr. Franz Boas. Mit 2 Tafeln.

Eine vorzügliche Darstellung des oft besprochenen, aber noch lange nicht erschöpften Maskencultus aus der Feder des trefflichen Amerikanisten, der, wie kein Zweiter durch seine specielle Forschungsrichtung berufen ist, dieses noch so dunkle Gebiet aufzuhellen.

Studien über Steinjoche aus Mexiko und Mittelamerika. Von Hermann Strebel. Mit 4 Tafeln.

Der Verfasser, einer der besten Kenner Alt-Mexikos und seiner Cultur, gibt uns in diesem Aufsatze eine ebenso neue als überraschende Erklärung über diese bisher unter dem Namen „Opferjoche" bekannten Stücke. Er verwirft die landläufige Ansicht, dass dieselben bei den Menschenopfern Verwendung fanden, sondern erklärt dieselben als „Prunkstücke von hohem Werthe, welche als besondere Auszeichnung für bestimmte hochgestellte Persönlichkeiten, etwa für höhere oder höchste Rangstufen des Priester- oder Militäradels dienten und ihnen im Leben und darüber hinaus als Todtenbeigabe geweiht wurden".

Die Verbreitung der Anthropophagie auf dem asiatischen Festlande. Von H Vos.

Gibt eine Zusammenstellung der auf das Festland von Asien bezughabenden Daten über diese Sitte. Es existiren hier keine Völker mehr, welche derselben aus blossem Geschmacke am Menschenfleisch huldigen; die Motive sind entweder Rachsucht oder Aberglaube, erstere: „indem man den Feind durch das Verzehren gänzlich zu vernichten sucht", letzterer „indem man glaubt, mit dem Verzehren des Fleisches zugleich die guten Eigenschaften der Verstorbenen in sich aufzunehmen".

Die Steinzeit Afrikas. Von Dr. Richard Andree.

Eine Zusammenstellung der wichtigsten Daten über die Steinzeit des schwarzen Continentes aus der Feder des diesen Stoff in ausgezeichneter Weise beherrschenden Verfassers.

Indonesische Prunkwaffen. Ein Beitrag zur Kunde des Kunstgewerbes in Indonesien und der ethnologischen Bedeutung des Kris. Von J. D. E. Schmeltz. Mit 2 Tafeln.

Der thätige Redacteur dieses Journales greift hier in die unendliche Fülle der gerade in dieser Beziehung so überaus reichen Sammlungen Hollands, um uns ein Beispiel zu geben, wie man einen solchen Gegenstand behandeln soll. Wir erfahren Eingehendes über die Anfertigung der Waffen in Indonesien; darauf folgt eine detaillirte Beschreibung der ausgezeichneten Sammlung „Sloet van de Beele", und endlich als Schlusscapitel: „Zur ethnologischen und symbolischen Bedeutung des Kris", jener so eminent charakteristischen Waffe Indonesiens, das uns eine Fülle von Daten, Gedanken und Anregungen bringt. Der Aufsatz gipfelt in dem Satze „dass nur allein das Gesammtergebniss der anatomischen, linguistischen und ethnographischen Charaktere eines Volkes massgebend für dessen Classificirung sein kann", eine freilich bislang noch ungelöste und vielleicht geradezu unlösbare Aufgabe, da, wie wir dies an anderer Stelle ausgeführt haben, diese Charaktere incommensurable Grössen (nach v. Schrenck) bilden.

Altmexikanische Wurfbretter. Von Dr. Ed. Seler. Mit 1 Tafel.

Eine zusammenfassende Darstellung dieses Gegenstandes von unserem ausgezeichneten Amerikanisten, der dabei alle Fächer seines reichhaltigen Wissens über die alte Cultur Mexikos aufschliesst. Von besonderem Interesse ist die Beschreibung einiger neuerlich aufgefundener alter Wurfbretter, die eingehend geschildert werden.

Ueber altmexikanische und südamerikanische Wurfbretter. Von Dr. Hjalmar Stolpe.

Eine interessante Ergänzung der vorigen Studie.

Vergleichende Studien auf dem Felde der Maya-Alterthümer. Von Dr. P. Schellhas. Mit 1 Tafel und zahlreichen Textillustrationen.

Ein trefflicher Aufsatz, der das in den Codices enthaltene kostbare Material ethnographisch zu verwerthen sucht.

Beiträge zur Ethnographie von Borneo. Von J. D. E. Schmeltz. Mit 1 Tafel. (Findet seine Fortsetzung in Bd. V. Mit 2 Tafeln.)

Enthält eine, wie bei diesem Autor als selbstverständlich vorauszusetzen ist, mustergiltige Beschreibung einer Anzahl der im ethnographischen Reichsmuseum zu Leiden befindlichen Gegenstände der Dajaken aus der Sammlung des Hauptmannes Christian. Die Beschreibung wird in der Folge fortgesetzt werden.

Band IV (1891).

Zwei Jahre in Korea. Von Dr. Masanao Koike.

Der japanische Stabsarzt Masanao Koike legt in demselben seine Beobachtungen, welche er über die Koreaner zu machen Gelegenheit hatte, vor. Bei der Abgeschlossenheit der Frauen in Korea, sowie des Familienlebens überhaupt, war es von hohem Werthe, dass seine Frau an diesen Forschungen Theil nahm. Männer erfahren im Oriente im Allgemeinen sehr wenig über das Leben der eingeborenen Frauen; die Heranziehung gebildeter Frauen zur Aufklärung dieser Verhältnisse ist daher dringend geboten. Es ist sehr erfreulich, dass die Japaner heute schon, nach kaum viertelhundertjährigem Einflusse der europäischen Bildung in ihrem Lande selbst im Stande sind, so treffliche, wissenschaftliche Beobachtungen zu machen, wie sie in dieser Arbeit niedergelegt erscheinen. Dieselbe bringt fast nur Neues, da Korea mit Recht den Namen eines „verschlossenen Landes" führt.

In dem folgenden Artikel:

Die Sammlungen aus Korea im ethnographischen Reichsmuseum zu Leiden (mit 3 Tafeln), benützt J. D. E. Schmeltz die Gelegenheit, um die schönen Samm-

lungen des Leidener Museums aus diesem Lande in mustergiltiger Weise zu beschreiben.

Ethnographische Beiträge zur Kenntniss des ostindischen Archipels. Von Dr. Baessler. Mit 6 Tafeln.

1. Beitrag zur Ethnographie der Sulu-Inseln.

Ein leider noch sehr vernachlässigtes Gebiet. Es finden sich eine Anzahl ethnographischer Gegenstände von da beschrieben und abgebildet. Die Sululeute, deren Hauptbeschäftigung der Krieg, die Jagd, namentlich aber die Seeräuberei bildet, haben wenig Originelles in ihren Gegenständen. Eine Ausnahme bilden die interessanten Waffen. Leider ist über eine der merkwürdigsten derselben, den an die geflammten Krise erinnernden „Kalis", nur wenig Bemerkenswerthes mitgetheilt; das Verbreitungsgebiet dieser Waffe bleibt nach wie vor noch dunkel. Bei der starken Verbindung der Inseln mit Brunei erklärt sich das gleichartige Vorkommen mancher Waffen und Geräthe.

2. Ethnographische Notizen über Wetter.

3. Heiliger Stein und Grabmal auf den Key-Inseln.

4. Masken von Tidore etc.

Diese Capitel bringen manche dankenswerthe Notiz über diese nur selten von einem sachkundigen Forscher berührten Inseln.

Die geographische Verbreitung der Negertrachten. Von Dr. Heinrich Schurtz. Mit 1 Karte.

Die Abhandlung des uns bereits bekannten Autors zeigt wieder die eminente Methode der Schule Ratzel's. Die Arbeit hält sich von zu weitgehenden Schlussfolgerungen ferne, welche der Verfasser in einer verwandten Schrift ausgesprochen hat, und die manche scharfe Kritik erfahren haben. Der Schlusssatz: „In den Trachten spiegelt sich das Geistesleben der Völker, — nur wenn wir die Gedankenwelt eines Volkes begriffen haben, verstehen wir auch seine Tracht", gilt in seinem letzten Theile auch für die meisten anderen Erzeugnisse eines Volkes; für den ersten Theil möchten wir aber eine gewisse Beschränkung für angemessen finden.

Critische Beschouwingen over de Theorie van Dr. H. Ploss, aangaande de Beteekenis van de Besnijdenis bij de verschillende Volken. Door Dr. Julius Jacobs

Theorien müssen kritisch behandelt und eingehend discutirt werden, ehe sie auf eine allgemeinere Anerkennung rechnen dürften. Es gibt gute Theorien, welche sich daher bei ihrem Auftreten sofort einen grossen Kreis von Anhängern erwerben; und es gibt schlechte Theorien, welche oft nur einen einzigen Vertreter — und das ist ihr Erzeuger — kennen. Zu den ersteren gehört die Ploss'sche Theorie von dem Ursprunge der Beschneidung, welche sich ziemlich allgemeine Geltung verschafft hat. Je besser aber eine Theorie, desto öfter muss sie geprüft werden und auch einer solchen Prüfung Stand halten. Die wenigsten Gegner einer Theorie, welche ja doch immer auf der Betrachtung und Verwerthung von Thatsachen beruht, begnügen sich aber damit, eine solche nur zu ergänzen oder zu rectificiren, sondern es wird meist schnurstracks eine neue Theorie aufgestellt. So auch hier. Die Theorie von Ploss wird verworfen und eine neue ausgesprochen, nach welcher die Beschneidung in ihrer ursprünglichen Bedeutung ein Opfer an die Gottheit darstellt, von der man annahm, dass von ihr die zeugende Kraft ausging

Todteninseln und verwandte geographische Mythen. Von Dr. Johannes Zemmerich. Mit 1 Karte.

Behandelt in ausführlicher Weise die verschiedenen Vorstellungen von dem Aufenthaltsorte der Verstorbenen, resp. ihrer Seelen, der Lage des Todtenlandes, welcher Erörterung eine sehr dankenswerthe Karte der Lage der mythischen Orte beigegeben ist, der Sage von einer Quelle des Lebens oder der Jugend, über die Wege und Reisen nach dem Todtenlande, die Vorstellungen über dessen Aussehen, sowie die Existenz desselben und endlich über die Entstehung der Atlantissage.

Sumpitan and Bow in Indonesia. By C. M. Pleyte Wizn. Mit 4 Tafeln.

Eine sehr interessante Untersuchung über die Verbreitung des Blasrohres und Bogens im malaiischen Archipel. Auf einer Tabelle, die Pleyte zusammengestellt, macht er den Versuch, zwei Linien zu ziehen; westlich von der ersten ist das Blasrohr vorherrschend, östlich von der zweiten der Bogen ausschliesslich in Gebrauch. Zwischen diesen beiden Linien befindet sich ein Gebiet, in welchem beide Waffen fehlen. Sehr bemerkenswerth ist das nahe Uebereinstimmen dieser beiden Grenzlinien mit jener, welche Dr. Brandes als die Scheidungslinie des östlichen und westlichen Zweiges der malaio-polynesischen Sprachen erklärt.

Band V (1892).

Malaiische Lieder und Tänze aus Ambon und den Uliase (Molukken). Von Prof. Dr. W. Joest.

Bringt zahlreiche Beweise für die poetische Begabung der Malaien sowie ihres nicht unbedeutenden Musiksinnes bei. Ein Dutzend Lieder sind mit Noten versehen.

On ancient mexican shields. By Zelia Nuttal. Mit 3 Tafeln.

Beschreibt den Federschild aus dem Schlosse Ambras und verbreitet sich über die altmexikanischen Schilde im Allgemeinen. Es werden da fünf Sorten von Schilden unterschieden, nämlich: Kriegsschilde für die gemeinen Soldaten; Prunkschilde als Militärrangszeichen (letztere wurden meist bei Festen und Tänzen gebraucht); Schilde der obersten Feldherren; Schilde für religiöse Feierlichkeiten und endlich solche, welche Personen von höchstem Range zukamen. Als ein solcher wird der Schild von Ambras erklärt: das darauf befindliche Thier stellt ein Wappen dar.

Die Entwicklung und Verbreitung der Bautypen im Gebiete der finnischen Stämme. Von Dr. A. O. Heikel. Mit 2 Tafeln.

Eine sehr dankenswerthe Erweiterung eines früher unter dem Titel: „Die Gebäude der Tscheremissen, Mordwinen, Esten und Finnen" erschienenen Aufsatzes.

Die Theogenie der Dajaken auf Borneo. Von F. Grabowsky.

Der bekannte Dajakforscher gibt hier eine gute Zusammenstellung der auf diesen Gegenstand bezugnehmenden Literaturangaben, die er durch Bemerkungen,

welche aus selbstständigen Beobachtungen hervorgingen, ergänzt. Er stellt sich in Bezug auf die Erklärung der religiösen Anschauungen der Dajaken vollkommen auf den Standpunkt von Wilken, der denselben als Animismus bezeichnet, der sich in zwei Formen, dem Fetischismus und dem Spiritismus äussert.

Ueber die psychologische Bedeutung der Ethnologie. Von Dr. Th. Achelis.

Der auf philosophischem Gebiete wohl bewanderte Autor zeigt uns hier die höheren Gesichtspunkte, nach welchen die moderne Ethnologie behandelt werden muss. Er stellt sich dabei auf die Basis der Naturwissenschaften, welchen er die Ethnologie angliedert und versucht die seinerzeit lange abgebrochene Brücke zwischen der Philosophie und den ersteren wieder aufzurichten. Diese Verbindung beider, einmal hergestellt, wird wohl nicht mehr zerrissen werden; aus derselben wird für die Ethnologie aber reicher Gewinn erwachsen.

Die Bewohner des Nikobaren-Archipels. Von Dr. W. Svoboda. III. Theil, mit 9 Tafeln.

Der frühere österreichische Fregattenarzt Dr. Svoboda, der vor einigen Jahren mit einem österreichischen Kriegsschiffe die Nikobaren besuchte, macht in diesem umfangreichen Aufsatze den gewiss dankenswerthen Versuch, alles das, was bisher über die Ethnographie dieser Inselgruppe geschrieben wurde, zu einem Gesammtbilde dieser Insulaner zusammenzufassen und ergänzt diese Daten durch seine eigenen Beobachtungen. Diese Abhandlung wird durch zahlreiche gute Abbildungen illustrirt, die uns ein Bild der gesammten Cultur der in derselben noch wenig vorgeschrittenen Nikobaresen geben, die, ausgesetzt im Ocean, nur geringe culturelle Zuflüsse von den sie in nicht zu grosser Entfernung umgebenden uralten Culturländern erfahren haben. Der Schluss des Aufsatzes füllt das erste Heft des VI. Bandes.

Kleinere Aufsätze von mitunter hervorragendem Interesse haben wir bei dieser Anzeige raumeshalber ausser Acht gelassen. Unter den Autoren derselben finden sich die bewährtesten Namen, wie: F. S. A. de Clercq, Prof. H. H. Giglioli, Dr. E. Modigliani, Prof. G. Schlegel, Dr. A. Ernst, Baron G. W. W. C. van Hoëvell, Prof. M. Th. Houtsma, Dr. H. ten Kate, Dr. J. J. M. de Groot, Desiré Pector und Andere.

Geradezu zahllos sind die kleinen Notizen und die aus Correspondenzen ausgezogenen Bemerkungen, die eine Fülle kostbarer Details enthalten. Ausserdem finden sich in jeder Nummer folgende Rubriken:

Sprechsaal.

Museen und Sammlungen.

Bibliographische Uebersicht, von Dr. J. Dozy gut zusammengestellt.

Zahlreiche Literaturberichte unter dem Titel „Büchertisch".

Notizen über Reisen und Reisende, Personalnachrichten etc

Es ist ein wahrhaft internationales Journal, das seinen Titel mit vollem Rechte führt. Dem unermüdlichen Redacteur wie dem opferwilligen Verleger rufen wir aber ein: „Ausharren auf diesem Wege!" zu. Derselbe ist dornenvoll und mit vielen Steinen gepflastert, deren jeder ein Opfer an Zeit, Geld und Mühe bedeutet; das Ziel ist aber ein herrliches, würdig eines begeisterten Jüngers unserer hehren Wissenschaft

Noch möchten wir zum Schlusse auf die Supplemente zum „Internationalen Archiv für Ethnographie" aufmerksam machen, sowie auf einige in demselben Verlage erschienenen Specialwerke. Als Supplemente sind bisher folgende erschienen:

Dr. O. Stoll, Ethnographie der Indianerstämme von Guatemala. 15 Bogen Text mit 2 Tafeln.

Prof. M. Weber, Ethnographische Skizzen über Flores und Celebes. 7 Bogen Text mit 8 Tafeln.

David Mac Ritchie, The Aïnos. 9 Bogen Text mit 19 Tafeln.

Und als Einzelwerke:

F. S. A. de Clercq und J. D. E Schmeltz, Ethnographische beschrijving van de Noord- en Westkust van Nederlandsch Nieuw-Guinea. 38 Bogen mit Text und 42 meist farbigen Tafeln.

J. S. Kubary, Ethnographische Beiträge zur Kenntniss des Karolinen-Archipels. 20 Bogen Text mit 55 zum Theile farbigen Tafeln.

Von den zur Ausgabe gelangenden 3 Heften sind bisher 2 Hefte erschienen.

Dieselben sind zum Theile in diesen Blättern angezeigt worden oder steht deren Besprechung bevor. **Heger.**

13.

Ehrenreich, Dr. Paul: Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens. Mit 15 Lichtdrucktafeln und einer Farbenskizze. Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde. II. Bd. 1./2. Heft. Berlin. Verlag von W. Spemann. 1891.

Dr. Ehrenreich hat als Begleiter Dr. Karl von den Steinen's dessen zweite Xingu-Expedition (1887—1888) mitgemacht. Das wichtigste Resultat derselben war die Feststellung von zwei grossen karaibischen Völkerschaften im Quellgebiete des Xingu, der Bakairi und der Nahuqua, wodurch die Ethnographie eines Theiles von Südamerika mit einem Male ein anderes Gesicht bekam. Früher hatte man die Ursitze der Karaiben immer im Nordosten Südamerikas gesucht; die beiden Expeditionen von den Steinen's haben nachgewiesen, dass dieselben im Centrum des Continentes zu suchen sind. Es fehlten aber noch die Verbindungsglieder zwischen den aufgefundenen Ur-Karaiben und ihren Verwandten in Guayana. Diese aufzusuchen, stellte sich nach Auflösung der zweiten Xingu-Expedition Dr. Ehrenreich zur speciellen Aufgabe. Zuerst untersuchte er die am unteren Xingu und am mittleren Araguaya hausenden Karaya. Dieselben zeigten sich als den Karaiben absolut nicht verwandt, als ein in jeder Beziehung isolirt dastehender Stamm zwischen den umwohnenden Gēsvölkern. Dagegen erwiesen sich die weiter im Inlande vom unteren Tocantins wohnenden Apiaka als einer der gesuchten Karaibenstämme, von denen aber nachgewiesen wird, dass sie erst um die Mitte dieses Jahrhunderts vom oberen Xingu oder Tapajoz hinuntergewandert sind. Ausserdem wurden die nördlichen Kayapo (ein Gēsstamm) studirt und von dem auf vier Individuen zusammengeschmolzenen Stamme der Anambē, einem reinen Tupivolke am unteren Tocantins, einige Gegenstände gesammelt. Die letzteren scheinen die einzigen zu sein, welche von diesem Stamme in ein ethnographisches Museum gekommen sind.

Der erste Theil dieser Reise, welche die vorhin skizzirten Resultate zu Tage förderte, dauerte vom Juli bis zum No-

vember 1888, zu welcher Zeit der Reisende in Para eintraf. Von dort aus unternahm er im nächsten Monate noch einen dreimonatlichen Ausflug in die Urwaldregion des mittleren Purus. Dort lernte er die drei zur Nu-Aruakgruppe gehörigen Stämme der Yamamadi, Ipurina und Paumari kennen, welche die Verbindung zwischen den Nustämmen Guayanas und Columbiens und jenen von Bolivien und der Provinz Mato grosso darstellen.

Das vorliegende Werk enthält nun eine eingehende ethnographische Schilderung der Karayastämme am Rio Araguaya in der Provinz Goyaz und in seinem zweiten Theile eine Beschreibung der genannten Purusstämme in der Provinz Amazonas. Die weiteren Resultate dieser wichtigen Reise bleiben späteren Publicationen vorbehalten.

Die Monographie über die Karayastämme zeigt uns den geschulten Ethnographen, der — nebenbei bemerkt auch tüchtiger Sprachforscher — die Resultate seiner Beobachtungen und Forschungen stofflich vollkommen beherrscht und auch wissenschaftlich zu verwerthen weiss.

Wir geben hier nur die wichtigsten Ergebnisse. Die Karaya des Araguaya — etwa 4000 Seelen stark — zerfallen in drei Stämme: die Yavahē, welche noch am wenigsten bekannt sind und das Innere der grossen Insel Bananal bewohnen; die Karayahi, welche den Hauptgegenstand der vorliegenden Beschreibung bilden und endlich die schon durch die Expedition Castelnau's (1844) bekannt gewordenen Šambioa.

Ihre Sprache steht bis heute isolirt da. Bemerkenswerth ist bei ihnen das Bestehen einer besonderen Männer- und Weibersprache, deren Worte jedoch nur wenig verschieden sind. Ehrenreich ist geneigt, die Weibersprache für die ältere Form zu halten.

Die Körperverzierung besteht in ausgiebiger Bemalung und in Tätowirung. Letztere dient nur zur Anbringung der Stammeszeichen auf den Wangen bei beiden Geschlechtern. Die Kleidung beschränkt sich bei den ganz nackt gehenden Männern auf das Zusammenschnüren der Vorhaut, bei den Weibern in einem Gürtelbande aus Baumbast, welches zwischen den Beinen durchgezogen wird. Dazu kommen noch verschiedene Arm- und Beinbinden und eine Art hängemattenartiger Umhang aus Baumwollgeflecht, der auch als Schlafnetz dient. Sie verfertigen aber auch wirkliche Hängematten, nach deren An- oder Abwesenheit man die verschiedenen Völker dieses Theiles von Brasilien ethnographisch gruppiren kann.

Die Karaya wohnen in grösseren Gemeinschaften beisammen. In der trockenen Jahreszeit leben sie am Strome, Fischfang treibend; in der warmen ziehen sie sich auf die hinter dem schmalen Urwaldgürtel längs desselben gelegenen offenen Campos zurück, hier dem Ackerbau nachgehend, der im Anbau von Maniok und Mais besteht. Charakteristisch ist die Sitte, dass Jeder von ihnen allein für sich, von dem Anderen abgewendet, isst.

Die Werkzeuge sind zum Theile nicht mehr ursprüngliche. Dagegen ist dies bei den Waffen der Fall, welche in Bogen, Wurfbrett, Pfeilen für diese beiden, Keulen und Speeren bestehen. Die Töpferkunst (aus freier Hand) ist nicht besonders entwickelt, dagegen sehr bedeutend die Flechterei, wozu auch ein webstuhlartiger Flechtapparat zur Herstellung der Schlafnetze gerechnet werden muss. Von Schmuckgegenständen sind Unterlippenpflöcke und namentlich die mannigfaltigsten Federzierrathen zu erwähnen.

In der Ornamentik herrschen die geometrischen Muster vor. Bemerkenswerth als Kunstleistungen sind die plastischen Menschenfiguren in Wachs und ungebranntem Thon.

Die weiteren Capitel, welche die psychischen Aeusserungen dieses Volkes behandeln, geben eben nur das im Laufe des immerhin kurzen Aufenthaltes Beobachtete wieder, ohne daher auf Vollständigkeit Anspruch zu machen. Besonders hervorzuheben ist die strenge Moralität in unserem Sinne, jedoch nur mit Beschränkung auf die Stammesgenossen. In der Familie scheint das Matriarchat zu herrschen. Monogamie ist Regel. In Bezug auf die sociale Organisation ist die Clanbildung Regel. Die aus den Familienverbänden zusammengesetzten Dorfgemeinden haben die Form von Gaugenossenschaften. Alle Arbeit zum Unterhalte des Lebens wird gemeinsam verrichtet und kommt Allen zu gleichen Theilen zugute. Die Ueberwachung fällt dem Häuptlinge anheim. Demselben ist auch die Rechtspflege anheimgegeben.

Charakteristisch ist die strenge Diät, die sich beide Ehegatten nach erfolgter Geburt eines Kindes auferlegen. Beim Eintritte der Pubertät erhalten beide Geschlechter die Stammestätowirung. Dieselbe erfolgt durch Einschneiden mit einem scharfen Steinchen. Interessant sind die Leichenceremonien. Die Gebeine der Todten werden später mitunter ausgegraben und in flachen Thongefässen neben dem Grabe beigesetzt.

Krankheiten und Tod gelten als etwas Unnatürliches und werden der Wirkung feindlicher Mächte zugeschrieben. Der Zauberdoctor spielt bei solchen Gelegenheiten eine grosse Rolle; er ist zugleich Regenbeschwörer.

Die Religionsanschauungen wurzeln im Animismus. In Verbindung mit der Religion stehen die charakteristischen Maskentänze. Die Analogien mit den ähnlichen Tänzen in Nordwestamerika und Melanesien sind auffallend genug. Die Tanzmasken stellen immer Thiere dar, welche die Geister derselben repräsentiren. Bemerkenswerth sind die aus diesem Anlasse gefeierten Feste.

Zum Schlusse finden sich eine Anzahl Sagen mitgetheilt, an welchen uns überall die Anschauung von der Gleichartigkeit des Menschen und der Thierwelt entgegentritt.

Zu erwähnen sind hier noch die sogenannten Petroglyphen (Felszeichnungen) und Felssculpturen der Martiriosinsel, welche Ehrenreich den Vorfahren der Karaya zuschreibt und deren hohes Alter er annimmt. Danach muss dieses Volk mindestens seit dem XVI. Jahrhunderte in diesen Gegenden ansässig sein.

Auf die zweite Abtheilung, welche über die schon eingangs erwähnten Purusstämme handelt, können wir hier nicht eingehen. Sie bringt ebenso interessantes als wichtiges Material für die Ethnographie des westlichen Brasiliens.

In einem Schlussworte richtet der Verfasser einen warmen Appell an alle betheiligten Kreise, die nächsten Jahre zu einer eindringlichen Erforschung der ethnographischen Verhältnisse Brasiliens zu benützen. Auch hier ist Gefahr im Verzuge und eine Fülle ungelöster Fragen starren dem Ethnologen da entgegen. Möge die von Berlin in so überaus dankenswerther Weise ausgegangene Initiative möglichst häufige Nachahmung finden, ehe sich das Leichentuch auch über diese Gebiete ausgebreitet hat; haben uns doch schon die Forschungen einiger

weniger Männer ein ganz neues Bild der Völkerverhältnisse des gewaltigen Tropenreiches gegeben.

Die Illustrationen im Texte und auf den Tafeln sind mustergiltig. **Heger.**

14.

Baumann, Dr. Oskar: Usambara und seine Nachbargebiete. Allgemeine Darstellung des nordöstlichen Deutsch-Ostafrika und seiner Bewohner. Auf Grund einer im Auftrage der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft im Jahre 1890 ausgeführten Reise. Mit 24 ethnographischen Abbildungen, 2 Textplänen, 8 Original-Kartenbeilagen und 4 Notenseiten. Berlin. Dietrich Reimer, 1891.

Selten hat ein Reisender in noch relativ jungen Jahren auf solche Erfolge hinzuweisen, wie unser Landsmann Dr. Baumann. Erfolge sind ja häufig vom Glücke abhängig; hier ist es aber nicht dieses, welches erstere bedingt hat, sondern die persönliche Tüchtigkeit. Wiederholt hat denselben schweres Unglück auf afrikanischem Boden getroffen; schwere Krankheit und peinliche Gefangenschaft hat er durchkosten müssen und haben ihm dieselben das Erringen der wohlverdienten Lorbeeren nicht eben leicht gemacht.

Obwohl eigentlich als Kartograph reisend, bedeutet jede neue Reise Baumann's auch einen Gewinn für die Ethnographie. Unbefangenheit und Klarheit des Blickes sowie ein selten gesundes Urtheil sind seine Hauptvorzüge; eine gewandte Feder bringt die gesammelten Daten fast mühelos zu Papier. Jedes neue Werk zeigt grössere Reife, hervorgegangen aus reicherer Erfahrung und ernstem Studium. So zeigt sich uns der Reisende und Forscher in den ethnographischen Capiteln dieses Werkes. Es ist nicht mehr der Reisende, der nur sieht, was sich seinen Augen bietet, sondern man merkt schon das Bestreben, nach Dingen zu forschen, die man sonst nicht leicht erfährt, die man erst suchen und ergründen muss.

Gerade jetzt hat er wieder europäischen Boden betreten, von einer neuen, glänzenden Reise zurückgekehrt. Wir dürfen uns der diesmaligen Ausbeute freuen, sie wird gewiss wieder eine reiche und hoffentlich nicht die letzte sein, welche der muthige Reisende der schwarzen Sphinx entrissen hat.

Heger.

15.

Ploss, Dr. H.: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Dritte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels. Mit 10 lithographischen Tafeln, dem Portrait des Dr. H. Ploss in Lichtdruck und 203 Abbildungen im Texte. 2 Bände. Leipzig. Th. Grieben's Verlag (L. Fernau), 1891.

Die dritte Auflage des berühmten Werkes von Dr. Ploss, welche nun schon seit geraumer Zeit vollendet vorliegt, zeigt einen weiteren grossen Fortschritt gegenüber der zweiten, welche auch von Dr. Bartels bearbeitet wurde. Zeigte letztere schon eine gründliche Umstellung und Ergänzung des ursprünglichen Werkes, so ist der jetzige Autor bei der letzten Auflage auf diesem Wege unermüdlich weitergeschritten. Es ist heute bei der umfangreichen und noch immer weit zerstreuten Literatur eine grosse Aufgabe, alles Einschlägige zu berücksichtigen. Durch erstaunlichen Fleiss und seltene Fachkenntniss verdanken wir Dr. Bartels ein Werk, welches keine andere Sprache in auch nur annähernder Vollständigkeit aufweisen kann. Besonders rühmenswerth sind die zahlreichen, trefflich ausgewählten Illustrationen, welche dem Worte helfend zur Seite stehen. Das Werk ist eine jener Arbeiten, dem noch viele Auflagen bevorstehen; mögen jede folgende immer einen neuen Schritt nach vorwärts bedeuten. **Heger.**

Die Zoreisch-Indianer der Trinidad-Bai (Californien).

Mit Zugrundelegung eines nachgelassenen Manuscriptes von **Hans Friedrich Karl Freiherr v. Loeffelholz**; ergänzt von **Karl Freiherr v. Loeffelholz**, k. u. k. Hauptmann i. R.[1]).

(Mit 3 Text-Illustrationen.)

Die Geschichte der Bewohner Californiens umfasst drei Epochen: 1. die Zustände der Ureinwohner — Indianer — bis zur Ausbreitung der spanischen Herrschaft; 2. den Zeitraum des spanischen resp. mexikanischen Besitzes; 3. die Besitznahme durch die Vereinigten Staaten.

Es ist hier nicht die Absicht, eine gelehrte Abhandlung über die Indianer Californiens zu schreiben, was bei dem Mangel sicherer und reicherer Quellen über deren Vergangenheit immer schwierig bleiben muss. Ich theile nur mit, wie ich die Indianer, welche ganz kürzlich zum ersten Male mit Weissen in Berührung kamen, nach ihrem Aeusseren, ihrem Leben und ihren Gewohnheiten bei einem sechsjährigen nahen Verkehre kennen lernte, zumal Zustände und Charakter anderer, mit Weissen seit lange in Verkehr und Vermischung lebender Indianer weniger interessant sind. Es ist eine vortheilhafte Erscheinung, dass unsere californischen Indianer im Ganzen eine von Charakter mildere Menschenart bildeten, als die umgrenzenden Indianer Oregons, des Ostens der Sierra Nevada und des nördlichen Mexiko. Ausser dem natürlichen Triebe zur Wildheit scheint letzteren Stämmen die Berührung mit treulosen Mexikanern und unbarmherzigen amerikanischen Pionnieren im fernen Westen an den Territorialgrenzen nicht zum Vortheile gereicht zu haben; die unfruchtbaren Landstriche des Inneren weisen die Stämme weniger zu friedlicher Beschäftigung — Viehzucht und Ackerbau — hin; durch die Weissen erlangten sie Waffen und lernten Gegenstände kennen, die sie raublustig machten. Die vielen wilden und zahmen Pferde erleichterten ihnen rasche Züge und Ueberfälle, die zu unterdrücken mit den ungenügend aufgebotenen Kräften unter den localen Hindernissen weder den Mexikanern, noch den Amerikanern gelang. Die Neigung für gegenseitige Rache, als Folge verübten Unrechtes auf beiden Seiten, schlummert im Indianer und Weissen; diesen Verhältnissen wird nur durch das successive Vertilgen dieser Rothhäute dereinst ein Ende gesetzt werden. Die Oregon-Indianer, vielleicht von Natur aus weniger wild, aber durch Unrecht, Bedrückung und Verfolgung von Seite der zahlreichen weissen Bevölkerung in Oregon aufgereizt, zeigten sich als ebenso gefährliche als unversöhnliche Feinde; auch sind sie ebenso gut beritten, als bewaffnet, letzteres durch gefällige Vermittlung der englischen Kaufleute der Vancouver Inseln. Alle diese Stämme werden jedoch in Folgendem nicht weiter berührt werden.

Die früheren Missionsväter haben auf friedlichem Wege durch Benützung der Eingeborenen zu allerlei Verrichtungen die in der Nähe ihrer Missionssitze lebenden californischen Indianer nach und nach etwas humanisirt, so weit dies nach dem nicht immer musterhaften Beispiele der weissen Mexikaner

[1]) Der vorliegenden Abhandlung liegen zwei Manuscripte zu Grunde: 1. ein Aufsatz, der von dem k. u. k. Hauptmann i. R., Karl Freiherr von Loeffelholz in München, im Jahre 1880 nach eigenen Notizen sowie aus der Erinnerung niedergeschrieben und im Jahre 1891 nebst einigen ethnographischen Objecten und einem Menschenschädel an das k. k. naturhistorische Hofmuseum eingesandt wurde, und 2. aus einem weit älteren, aus dem Jahre 1857 herrührenden Manuscripte, welches von dem seither verstorbenen Vater des vorigen Autors, Herrn Hans Friedrich Karl Freiherr von Loeffelholz, herrührt, aber erst nach erfolgter Einsendung des ersten Manuscriptes aufgefunden worden war und im vorigen Jahre an das Hofmuseum gelangte. Mit Zustimmung des erstgenannten Herrn Verfassers wurden die beiden Manuscripte in einen Aufsatz zusammengefasst. Das grosse Interesse, welches die wahrheitsgetreue, auf Autopsie beruhende Schilderung von dem Leben und Treiben eines seither von der Erdoberfläche verschwundenen Indianerstammes beansprucht, liessen es gerechtfertigt erscheinen, an dem älteren Manuscripte möglichst geringe Aenderungen vorzunehmen und die Zusätze aus dem jüngeren Manuscripte als Anhang zu setzen. Dadurch ergaben sich zwar manche Wiederholungen, die aber unvermeidlich waren, wollte man nicht eine ganz neue Arbeit machen, die aber dann nicht mehr jene für derartige Berichte so wichtige Originalfassung gehabt hätte. Für den Fachmann werden gerade diese mit anderen Worten gegebenen Wiederholungen in vielen Fällen nicht unwillkommen sein. Als feststehend ist anzusehen, dass alle die Zeitangaben sich auf die Zeit vor dem Jahre 1857 beziehen, was auf den ganzen Aufsatz Bezug hat. Die Abbildungen sind nach den von Freiherrn von Loeffelholz dem Hofmuseum geschenkweise überlassenen Originalobjecten angefertigt. Die Redaction.

und Californier anging. Vermischungen unter den Weissen und Indianern beförderten diese Annäherung und erleichterten den Einfluss und die Gewalt über letztere. Dieser Verkehr mit Indianern erstreckte sich aber nur über den kleinsten Theil Californiens, nur westlich vom Küstengebirge bis zum Meere um die Bai von San Francisco und nördlich auf etwa 50 Meilen [1]) davon. Auf mehreren grossen Landbesitzen, namentlich auf dem Gute des Herrn Sutters bei Sacramento, wurde früher mit mehreren Hundert dort en famille casernirt lebenden Indianern Landwirthschaft getrieben, was nach Gründung der Stadt Sacramento endete; dagegen haben die Besitzer des ehemaligen Forts Russ noch immer umwohnende Indianer ebenso verwendet, und in Ermangelung weisser Arbeiter mögen dieselben einigen Ersatz bieten. Doch klagen die Besitzer über geringen Eifer, nöthige Antreibung, Geneigtheit zum Ungehorsam, und halten sie im Vergleiche zu ihren Leistungen für theuere Arbeiter, da sie zwar keinen Lohn, aber vollständige Verpflegung mit ihrer Familie, dazu Wolldecken, Geschenke etc. erhalten. Indess bei dem hohen Arbeitslohn für Weisse in Californien möchte immerhin die Indianerarbeit doch billiger kommen, namentlich bei Beschäftigungen, wo die Arbeit nach der Zeit gut bemessen und vorgezeichnet oder in Accord gegeben werden kann.

Die Indianer Californiens liebten weites Umherschweifen nicht; sie fanden überall Wild, Fische und zeitweise auch Vegetabilien genügend zu ihrer Nahrung, und so blieben drei Viertel bis vier Fünftel der rothen Bevölkerung total unbekannt mit Weissen, einige Entdeckungszüge durch Spanier und Amerikaner vielleicht ausgenommen.

Die Leichtigkeit der Ernährung und die geringe Bevölkerungszahl liessen Kämpfe unter ihnen nur selten vorkommen; der Charakter erhielt sich daher friedlicher und zahmer als bei den Grenzindianern. Als mit der Eroberung durch die Amerikaner und namentlich durch die Auffindung des Goldes die Weissen in Schaaren herzuströmten und sich wie eine Fluth über Ebenen, Berge und Thäler der Sierra Nevada verbreiteten, fand man die Urbewohner in völliger Unwissenheit über Alles, was ausserhalb ihres Gesichtskreises lag. Durch die Mehrzahl der Weissen überboten und nichts besitzend, was die Habsucht der neuen Eindringlinge erregen konnte, gingen das Bekanntwerden und der gegenseitige Verkehr ohne Störung vor sich. Allein, wo Menschen aller Nationen und Gesinnungsarten sich anhäufen und Geld im Ueberflusse circulirt, schleichen sich Laster und unrechte Handlungen mit ein. Uebermuth artete in Rohheit, Ungebundenheit in Vergehen oder Verbrechen aus; besonders waren es Angriffe auf Sittlichkeit und Familienzucht, welche zeitweise Unfrieden, Thätlichkeiten, mitunter auch Blutvergiessen zwischen Weissen und Indianern veranlassten. Es ist die schwächste Tugend des Amerikaners, wo er hinkommt, Rücksicht und Schonung gegen Fremde oder Urbesitzer, Gewissenhaftigkeit gegen Geringere und Nachsicht gegen Schwächere auszuüben; noch weniger kümmert sich die Mehrzahl um geistiges und physisches Wohl der Mitmenschen, besonders der Farbigen und Indianer. Wäre die Besitznahme Californiens z. B. durch Deutsche oder Franzosen erfolgt, so hätte man jene Naturmenschen vielleicht mehr geschont, ihnen mehr Gerechtigkeit angedeihen lassen, sie vielleicht unterstützt und unterwiesen in nützlichen Beschäftigungen der Cultur; man hätte voraussichtlich durch gutes Beispiel, durch humane Behandlung sie von dem Werthe und der Höhe der Civilisation überzeugt und in der bildsamen Jugend nützliche Bewohner eines so ergiebigen Landes geschaffen. Dafür hatte man aber weder Zeit noch Sinn. Die Indianer sahen und lernten mehr Schlimmes als Gutes, und eine moralische Hebung und physische Besserstellung dieser armen Eingeborenen nach den stattgehabten Vorgängen ist jetzt ungleich schwerer als im Anfange zu erreichen.

Grössere Zwistigkeiten und Beschädigungen an Besitz und Person der Weissen veranlasste die Regierung zu dem Versuche, eine Trennung der Berührung zwischen Weissen und Indianern zu erstreben. Man wählte grosse, freie Landstrecken, ferne von weissen Ansiedlungen, aus — Indianer-Reservationen — und suchte die verschiedenen, weit zerstreuten Stämme und Familien durch Geschenke und Ueberredung zum Niederlassen an solchen Punkten zu bewegen; es wurden in vielen Counties Commissionäre dazu ernannt, Summen bewilligt zur Errichtung von Wohnungen, zum Ankaufe von Vieh, Ackergeräthen und Sämereien; man spendete in den ersten Jahren Lebensmittel und hielt die Leute zum Feldbaue an. Solcher Reservationen bestehen etwa zehn in allen Theilen des Staates. Das Alles war in der Absicht gut und lobenswerth. Wer aber das Gemüthsleben und die Anhänglichkeit des Wilden an seinen alten Wohnort kennt, seine Lust an der

[1]) Es sind hier stets englische Meilen gemeint.

Ungebundenheit, an freier Ausübung der Jagd und des Fischfanges an Orten, wo er nicht oft anderen Menschen begegnet, die beengend um ihn leben, der konnte gleich anfangs den Widerwillen der Indianer gegen diese Veranstaltungen ahnen. Viele entwichen heimlich, andere waren nicht zum Verlassen ihrer alten Wohnsitze zu bewegen. Niedergeschlagenheit, Heimweh, Kummer durchwühlte die gebrochenen Gemüther und endete nicht selten bei älteren Leuten mit vorzeitigem Tod. Man verfährt wohl dabei von Seite der Regierung möglichst schonend, und wenn auch nur ein Viertel aller Eingeborenen diesen Anordnungen folgen und die Uebergangsperiode überstehen, so ist das anerkennungswerthe, wohlmeinende Streben des Gouvernements genug belohnt. Ich halte eine Zusammenführung einer so grossen, meist an tausend Köpfe betragenden Anzahl nicht für geeignet; man sollte zuerst von jedem Stamme einige passend scheinende Familien auf nicht zu entfernte Niederlassungen bringen, einzelnen von ihnen zeitweise den Besuch ihrer Heimat unter Aufsicht erlauben, endlich versuchen, mehr junge Leute von 10—14 Jahren hinzuzuziehen und allenfalls die Aelteren in ihrer Heimat ruhig absterben lassen. Sind diese wenigen Familien und einzelne junge Leute — etwa 100 bis 150 Köpfe — einige Jahre an das veränderte Leben und an die fremden Wohnsitze gewöhnt, so kann man getrost die Uebrigen nachkommen lassen. Ich habe oft bemerkt, dass in vielen Beziehungen der Indianer wie ein Kind ist, und als solches will er auch behandelt sein. Klugheit, Güte, Ernst und gutes Beispiel, Wahrheit und Offenheit, sowie Theilnahme an seinen Leiden und Sorgen üben eine Gewalt über ihn aus, die ihm Liebe, Anhänglichkeit und Gehorsam gegen den väterlichen Wohlthäter einflössen. Ein anderer Weg zur Civilisirung wäre, ohne sie zu verletzen, der, dass man ordentliche Leute für gewisse Districte anstellen würde, welche auf den einzelnen indianischen Niederlassungen Landstücke mit Kartoffeln, Mais, Möhren etc. bestellen müssten, an welche sich die Indianer rasch gewöhnt haben, und unter ihrer Aufsicht und Anleitung den Anbau zu fördern hätten; durch kleine Auszeichnungen und Geschenke könnten Fleiss und Eifer erweckt und nach und nach grössere Landstriche bebaut werden. Auf diese Weise würden die Leute weniger auf die abnehmende Jagd und Fischerei und an das Seeufer angewiesen sein.

Die sicherste und natürlichste Art und Weise, die Indianer an Arbeit und Civilisation zu gewöhnen und sie zu nützlichen Menschen umzuwandeln, ist die, sie schon in der Jugend mit allen Mitteln zur Thätigkeit anzuhalten, nach dem richtigen Principe, schon das junge Bäumchen zu biegen, zu beschneiden und zu veredeln. Aeusserte mir ein Indianerhäuptling doch selbst einmal, als ich über die frühzeitige Ermüdung seiner Leute bei der Feldarbeit u. dgl. mich wunderte und ihm den Nutzen, auch für sich Früchte zu bauen, vorhielt, „dass sie das recht wohl einsähen und ihre Kinder in diesen Arbeiten sich einüben sollten, aber für die älteren Leute sei es zu spät, ihren Körper an diese Art Arbeit zu gewöhnen“ [1]).

Die Indianer der verschiedenen Stämme Californiens sind im Allgemeinen wenig von einander abweichend in ihrem Aeusseren und ihrer Lebensweise. Die nördlichen Stämme haben mehr Lebendigkeit und Geist, stolzeres Selbstgefühl, sind schöner und grösser gebaut, verwegener und neigen sich schon zu den Oregon-Indianern hin, mit denen sie verwandt scheinen. Die Stämme im Siskiou-Gebirge, zwischen dem Meere und dem oberen Klamath-Fluss, machten 1855 und 1856 den Amerikanern viel zu schaffen. Sonst sind offene, andauernde Feindseligkeiten von anderen californischen Stämmen noch nicht vorgekommen, wenn auch mitunter einzelne Gewaltthaten nicht selten waren. Diese nördlichen Stämme geben gute Gehilfen für die Saumthierfrächter zu nur etwa ein Fünftel des Lohnes eines weissen Gehilfen ab. Von den südlichen, schon mit Mexikanern vermischten Stämmen werden Hirten und Treiber von Viehhändlern benützt und auch beim Feldbau verwendet. Die Indianer des übrigen Landes leben grösstentheils auf entlegenen, weit zerstreuten, kleinen Indianerdörfchen, in steter Furcht vor den rohen Gewaltausbrüchen berauschter Minenarbeiter, in ihren alten Sitten und Gewohnheiten verharrend. Diese versuchte die Regierung später auf die oben erwähnten Indianer-Reservationen zu übersiedeln und dort zu vereinigen.

Ich hatte Gelegenheit, mit Indianern an der Seeküste, circa 250 Meilen nördlich von San Francisco, mehrere Jahre umzugehen, über welche ich folgende Beobachtungen berichten kann. (Siehe Anhang 1.)

Die Statur dieser Indianer ist nicht sehr gross, aber breitschulterig, Haltung und Gang gerade, mit

[1]) Die vorstehenden Bemerkungen sind heute zum grössten Theile durch die Thatsachen überholt worden, bieten aber doch noch immer so viel Interesse, um deren Wiedergabe zu rechtfertigen. Anm. d. Red.

kurzen, schnellen Schritten. In der Gesichtsbildung herrscht eine grosse Verschiedenheit; immer haben sie aber markirte Backenknochen, breiten Mund, dunkle Augen, längliche Nase, mitunter breite Nasenflügel. Bei den Frauen findet sich Neigung zur Corpulenz, woran der viele Genuss von Fisch- und Seehundsfett schuld sein mag. Die dichten, schwarzen, weit in die Stirne hereinwachsenden, nicht geschmeidigen Haare tragen die Männer halblang, mit einem Schnürchen über die Stirne gehalten, die Frauen in Doppelzöpfen. (Siehe Anhang 2.)

Im Sommer gehen die männlichen Indianer entweder ganz nackt in ihren Niederlassungen herum, oder sind nur mit einem leichten Felle um die Lenden bekleidet; im Winter sind sie in Felle vom Hirsch, Tiger (amerikanischer Löwe) und Reh gehüllt, stets den Köcher, Bogen und ein langes, zweischneidiges Messer an einer Handschnur mit sich führend. Auf dem Kopfe haben beide Geschlechter kleine, runde, in zierlichen Mustern aus Gras geflochtene Käppchen. Dieselben werden von Männern auf der Jagd, im Kriege oder sonst bei ernsteren Gelegenheiten nicht getragen. In neuerer Zeit lernten sie den Gebrauch europäischer Kleidung, tragen vielfach Hemden, Hosen, Hüte und oft sogar Fussbekleidung.

Bei festlichen Gelegenheiten tragen die bedeutenderen Männer einen weissen Gürtel von Seehundsfell, worauf sie die rothen Schöpfe der Schwarzspechte nähen und verschiedene Verzierungen von anderen Thieren anbringen; in die Kopfschnur stecken sie dann auch Federn von Falken, Rothspechten und den aus dem Flaume des Silberreihers bestehenden, gerade aufrecht stehenden Federschmuck etc. Gesicht, Arme und Brust bemalen sie mit Zinnober sowie mit weisser oder blauer Farbe.

Die Frauen tragen um die Lenden immer einen weichen, bis an die Kniee reichenden Lederrock, dessen unteres Ende in lange, schmale Streifen geschnitten ist, an welche sie Zierrathen hängen; über den Oberleib hängen sie oft ein leichtes Fell, oben zusammengeheftet, manche sehr kunstvoll aus vielen kleinen Bälgen von Eichhörnchen, Erdmäusen u. A. zusammengenäht.

Statt der Felle benützen jetzt beide Geschlechter häufig amerikanische Wolldecken. Zierrathen haben sie am Kopfe nicht, dagegen aber reiche, lange Halsgehänge, daran auch ein flaches Beinstück, womit sich die Schönen den Schweiss vom Gesichte streifen. Am Armgelenke und an den Füssen tragen sie Ringe aus dickem Messingdraht oder geflochtene Schnüre mit Glasperlen. Kleine Glöckchen oder angehängte Fingerhüte (gelb messingene, aber nicht weissgesottene) benützen sie in Form von Anhängseln als Zierde um den Hals oder an den Rockstreifen; auch schmücken sie die Kinder mit denselben. Als Tauschmittel besitzen sie 1—2 Zoll lange, hohle, weisse Muscheln, welche von der Nordküste Oregons stammen, in der Form eines Miniatur-Elephantenzahnes (Dentalium), die sie an Schnüre reihen und um den Hals legen. Der Werth dieser Stücke richtet sich nach der Länge der Muschel; so gilt etwa ein Stück von wenigstens 2 Zoll Länge einen Dollar. Im ganzen Küstenstriche vom russischen Territorium bis San Francisco cursirt dieses Tauschmittel und wird daher als überall von Indianern acceptirtes Geldsurrogat von den weissen Kaufleuten sehr gesucht.

Die Knaben gehen im Sommer ohne Bekleidung, im Winter mit kleinen Fellen bedeckt; die Mädchen tragen vom zweiten Jahre an Leibröckchen. Die Gesichter tätowiren sie schon den Kindern, und zwar drei breite Streifen vom Munde abwärts zum Kinn mit blauer Farbe. Anführer zeichnen Schlangen u. dgl. auf beide Seiten der Brust, auf die Arme etc. (Siehe Anhang 3.)

Mit allen Dingen geht es in Amerika sehr schnell, auch mit der Entwerthung anfänglich sehr hoch geschätzter Indianer-Tauschgegenstände und daran ist die verschwenderische Art und Weise der Weissen Ursache. Man hielt diese wenig kostspieligen Artikel nicht hoch und der Indianer ist schlau genug, durch gehörte Aeusserungen und im Handel sich selbst bald von dem geringen materiellen Werthe derselben zu überzeugen. Kleine Glasperlen, rothe oder weisse, von der Grösse kleiner Schrote, waren 1850 so hoch im Werthe, dass man für etwa einen Esslöffel voll gerne einige Salme, etliche Pfeile oder Dinge im Werthe von etwa einem Dollar eintauschen konnte. Für eine Salmangel bekam man willig einen circa 15pfündigen Lachs oder für vier Stück einen Dollar. Ein Stück Messingdraht von einer Spanne Länge zu einem Armringe kostete 1—1½ Dollar, Fingerhüte per Stück $^1/_{10}$ Dollar; ganz kleine Glöckchen drei Stück einen Dollar. Gleich gesucht waren Nadeln, Faden, Scheeren, Messer, kleine Spiegel, Zinnober für Schminke; aber jeder neue Artikel war bald überführt und im Werthe auf fast nichts in ihren Augen gesunken. Alte Schmiedefeilen, die sie zu langen zweischneidigen Messern zuschmieden liessen, auch kleine Sägefeilen, kleine Handäxte, Wolldecken, seidene bunte Taschen-

tücher, die sie um den Kopf banden, oder sich flatternd anhingen, standen noch ziemlich hoch im Werthe, weil diese Gegenstände an sich theuer sind. Die Eitelkeit ist auch den Indianerinnen, wie es scheint, angeboren; sie betrachten sich gerne im Spiegel, und so oft welche an meinem Hause vorübergingen, konnten sie es nicht unterlassen, einem Stück Spiegel ihre Aufwartung zu machen, welches am Röhrbrunnenpfosten angenagelt war. Nichts war aber komischer, als die Toilette, in welche sie sich durch geschenkte alte Frauenkleider kleideten. Die Eine erschien in einem viel zu grossen Ueberrocke, die Andere hatte einen Unterrock angelegt, eine Dritte trug einfach eine Schürze oder zum indianischen Lendenrocke einen Damenhut mit Schleier, dabei in ihrem anderen Naturcostüme stolz einherschreitend. Empfänglich für eitle Auszeichnungen sind aber auch die Männer. Wollte die Regierung einen Anführer gewinnen oder belohnen oder sein Ansehen befestigen, so wurde ihm eine grelle Phantasie-Uniform geschenkt, dazu auch ein Militärhut, Epaulettes etc., und ein Indianer dünkte sich ein Halbgott zu sein, wenn er eine abgelegte Jacke eines Soldaten tragen konnte. (Siehe Anhang 4.)

Ein Stamm umfasst mehrere Ansiedlungen oder Orte; diese selbst sind grösser oder kleiner und bestehen aus 10—200 Familien. Das Terrain, welches sie als ihre Heimat oder ihren Bezirk betrachten, erstreckt sich etwa auf 15—50 englische Meilen im Quadrat. Selten kommen sie mit einem anderen als dem nächstgelegenen Stamme in Verkehr, mit dem sie Handel treiben und auch Heiraten schliessen. Ihre Kenntniss von weiter entlegenen Stämmen ist beschränkt. Trotzdem erhalten sie von entfernten Vorgängen ihrer Landsleute und von anderen wichtigen Ereignissen durch Vertraute und Absendung von Stamm zu Stamm abgelöster Eilboten, die in unglaublich kurzer Zeit auf nur ihnen bekannten kürzesten Pfaden grosse Strecken zurücklegen, Nachrichten, und bleiben trotz der Abgeschiedenheit der Orte in steter Kenntniss aller Begebenheiten. Dieses System erleichtert den zerstreut wohnenden Indianern in den Unruhen mit den Weissen, in aller Eile sich zu sammeln und unerwartet in Menge aufzutreten. Bei ernsten Zwistigkeiten unter einzelnen Stämmen erscheinen sie bewaffnet und stellen sich auf 50 Schritte einander gegenüber; Frauen und Kinder befinden sich in der Nähe als aufmerksame Beobachter. Die Häuptlinge treten hervor und halten lange, feurige Vertheidigungsreden. Wird das Parlamentiren lebhafter, dann mischen sich einzelne angesehene Männer hinein und die Theilnahme der Weiber hält diese nicht länger ab, auch aufzutreten und in lärmendem Conflicte mit lauter Zungenfertigkeit den Tumult zu steigern. Jede Partei ist gespannt auf Zunahme der Aufregung und bereit, dem ersten Signale zur Thätlichkeit und zur Benützung der Waffen Folge zu leisten. In neuerer Zeit sind Kämpfe unter einander sehr selten geworden, seit sie einen gefährlicheren, allgemeinen Feind — den Weissen — im Lande haben.

Unser Indianerhäuptling erfreute mich einst mit einer Zahl geschmückter und gerüsteter Krieger durch das Schauspiel eines Kriegsgesanges und Tanzes. In einer Linie aufgestellt, der Chief an dem einen Flügel, begannen sie ein kurzsilbiges, gleichtactiges, holperndes Geschrei, wobei sie im Tacte, am Platze bleibend, die Füsse wie im Laufe hoben und dabei zugleich einen Pfeil auf den Bogen hielten; nach etwa zwei Minuten sprang der Anführer einige Schritte mit cannibalischem Geschrei vor, in welches die Krieger tapfer einstimmten und alle schossen auf dieses Signal ihre Pfeile schräg in die Luft ab. Dieselbe Scene begann sogleich von Neuem wieder und so mehrere Male hintereinander. (Siehe Anhang 5.)

Jeder Stamm hat ausser den eigentlichen Wohnorten noch andere Aufenthaltsorte in Hütten an anderen Plätzen zu gewissen Jahreszeiten inne, um da bequemer der Erlangung von Lebensmitteln obliegen zu können; so z. B. an günstigen Stellen der Flussmündungen zur Zeit des Lachsganges in diesen, an der Küste, wenn dort der Salm erscheint, zur Zeit der Eichelreife landeinwärts, wo solche Bäume wachsen etc. Alle Familien ziehen dann, Jung und Alt, mit Sack und Pack zu solcher Thätigkeit fort und lassen höchstens einige ganz alte oder kranke Leute am Wohnorte zurück. Von Zeit zu Zeit bringen die Frauen in den über die Stirne getragenen Rückenkörben die gesammelten und präservirten Vorräthe nach dem ständigen Wohnorte. Auf diesen Zügen, wie überhaupt, wenn sie reisen, gehen die Männer voraus, Jünglinge folgen, Frauen und Kinder schliessen den Zug. Herkommen und Gebrauch räumte jedem Stamme seinen Rayon ein, innerhalb dessen ihm die Gaben der Natur gehören; die Bevölkerung ist so dünn, dass nicht leicht Streit wegen gegenseitiger Uebergriffe oder solche selbst vorkommen.

Manche Stämme im Innern des Landes wohnen mehr in Erdlöchern als in Wohnungen und werden von den Amerikanern Digger-Indianer genannt.

Andere Stämme, wie z. B. der von uns beschriebene, errichten ihre Wohngebäude aus starken, durch Zwingen gekuppelten Stangen, zwischen denen für die vier Wände 2—3 Fuss breite, gespaltene Bretter senkrecht eingesteckt sind; das Dach reicht bis auf 3 Fuss vom Boden herab, ist aus Querstangen gemacht, worauf ähnliche Brett- oder Bohlenstücke, sich wie grosse Legschindeln überdeckend, gelegt sind. Sie spalten sich diese Plankenstücke mit Keilen aus Hirschgeweihenden und Klöpfeln aus Trass oder Basalt von umgestürztem oder angeschwemmtem feinjährigen Rothholze (Sequoia gigantea) oder von anderem Nadelholze ab; querüber an den Enden der Brettstücke hauen oder schneiden sie Kerben in den Stamm und sprengen mit unendlicher Mühe jene Plankenstücke ab. Als Eingang dient ein $2^1/_2$ Fuss im Durchmesser haltendes, rundes Schliefloch, das von innen durch eine Schubthüre verschliessbar ist. Das Innere ist in der Mitte etwa 4—6 Fuss hoch, gegen 15—20 Fuss breit und öfters etwas in die Erde versenkt. Auf einer in der Mitte befindlichen, mit Steinen eingefassten Feuerstelle wird das Kochfeuer erhalten, dessen Rauch durch die Fugen des Daches und der Seitenwände seinen Ausweg findet. Meist aber schüren sie das Feuer vor der Hütte an, wenn es die Witterung erlaubt. Alt und Jung vertheilt sich in dem Raume nach Bequemlichkeit. Für die Lebensmittelvorräthe, welche sie in grossen, schön geflochtenen Körben aufbewahren, bestehen auch eigene Hütten. Um diese Vorräthe vor dem Verderben zu schützen, müssen sie von Zeit zu Zeit umgepackt, ausgesucht und das momentan Nöthige davon genommen werden, womit die Frauen vielfach beschäftigt sind.

In jeder Indianer-Ansiedlung ist ein eigenes Gebäude als Schwitzhaus vorhanden; dasselbe ist ganz in den Boden gesenkt, nur das Dach ragt über die Erde hervor, durch welches auch der Eintritt stattfindet. Hier wird auch starkes Feuer aus ganz trockenem Holze unterhalten, so dass auch die Wände eine ziemlich heisse Temperatur annehmen; der Aufenthalt in diesem Raume ist dann eine wahre Qual. Trotz des von Kindheit an gegen Luft und Witterungseinflüsse bei geringer Bekleidung abgehärteten Körpers sind ältere Leute häufig dem Rheumatismus, der Gicht u. dgl. unterworfen; dagegen mag allerdings die Schwitzcur und ein kaltes Bad ganz zweckmässig scheinen; diese Leute aber betrachten das Schwitzen als Heilmittel für jedes Unwohlsein. (Siehe Anhang 6.)

Obgleich Vielweiberei im Schwange ist, haben doch Viele nur eine Frau; Anführer und Verwandte derselben haben deren immer mehrere. Unser schon 50—60 Jahre alter Chief hatte deren fünf. Die Frauen werden durch Kauf von der Familie erworben und der Handel mit Muschelgeld oder anderen werthvollen Gegenständen abgeschlossen. Gewöhnlich ist der Betrag je nach dem inneren und äusseren Werthe der Schönen zwei oder drei Schnüre Muscheln, jede von der Länge eines Armes. Durch Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit erwirbt sich eine darunter stets gewissermassen die Favoritstelle; Alle kommen aber miteinander gut aus. Der Mann wählt bei seinen Excursionen abwechselnd die Eine oder Andere aus, welche ihn begleitet. Die Favoritfrau hat die Direction der Verwahrung und Bereitung der Lebensmittelvorräthe, die das Oberhaupt an die zahlreichen näheren und ferneren Angehörigen der Familie austheilt. Dieses Theilungsamt liegt ihm auch ob bei Fischfängen und Jagden auf Seethiere etc., wenn mehrere Familien an solchen theilnehmen.

Die jungen Leute heiraten sehr früh; Jünglinge mit 17—19, Mädchen schon mit 14—15 Jahren; doch kommen auch unter älteren Leuten Ehebündnisse vor. Witwen heiraten nicht wieder und tragen zum Zeichen ihrer Witwenschaft kurz abgeschnittenes Haupthaar.

Auf ihren Zügen schleppen die Frauen die kleinsten Kinder mit, welche in leichten, wie eine tiefe Mulde geformten Körben sitzen; dieselben sind in Felle gehüllt, die Füsse frei herabhängend, mit Bandgurten umwickelt und das Ganze mit einem Tragbande über die Stirne auf den Rücken gehängt, das Gesicht der Kleinen nach rückwärts gekehrt. Das nächstgrössere Kind wird an der Hand geführt, in der anderen Hand trägt das Weib einen langen Stock zur Stütze. Der Mann oder die anderen Frauen und erwachsenen Kinder tragen das Gepäck etc. (Siehe Anhang 7.)

Durch Kauf erwerben auch manchmal nach einer Häuslichkeit sich sehnende Weisse, in Ermangelung weisser Frauen, indianische Ehehälften, die aber als Hausfrauen dann weit weniger gut einschlagen, als bei einem Indianer, wo sie gezwungen sind, tüchtig zu arbeiten. Besonders beklagen diese weissen Ehemänner das beständige Belagertsein von den Angehörigen der Frau, die, um zu schmarotzen, sich einfinden. Es scheint gegen die Sitte zu verstossen, sich diese zu starke Einquartierung zu verbitten.

Das Herumziehen einzelner Indianerfamilien auf längere Besuche zu Verwandten bei benachbarten

Stämmen ist sehr gewöhnlich; doch kostet dies dem Gastfreunde weniger, weil die Bewirthung sehr einfach ist, mit eigenhändig und ohne Kosten erlangten Lebensmitteln geschieht und die Gäste oft an der Gewinnung derselben selbst theilnehmen.

Da diese Indianer keinen Feldbau treiben, so haben sie mitunter viel überflüssige Zeit, die sie zur Herstellung ihrer Geräthe, Waffen, Fischapparate, Kleidung und Boote verwenden. Die Frauen sammeln essbare Pflanzenstoffe, die sie zum Theile rösten oder kochen, wie letzteres bei einem zwiebelartigen kleinen Knollengewächse, einer Seetangart, der Fall ist, die sie in flache Kuchen an der Sonne trocknen und statt des Brotes essen; ferner grosse, süsse Eicheln, aus denen sie ein Muss kochen; Bast und abgeschälte Stengel gewisser Pflanzen, welche schleimig schmecken. Sie verfertigen flache Körbe und Käppchen aus Grasstengeln, Binsen oder kleinen Haselnusszweigen und trocknen oder räuchern die Fleisch- und Fischvorräthe. Vor der Erlangung metallener Gefässe durch die Weissen kochten sie manche Gerichte in Holzschalen durch Hineinwerfen heisser Steine. Eine beschwerliche Arbeit für die Frauen ist das Herbeischaffen des Brennholzes. (Siehe Anhang 8.)

Obgleich die Bedürfnisse und die dieselben erzeugende Industrie der Indianer keinen grossen Umfang hat, so besitzen sie doch in allen Arbeiten eine grosse Geschicklichkeit und den Fleiss, mit wenigen rohen Mitteln recht Zweckmässiges zu leisten. Ihre gedrehten Schnüre aus einer Grasart zu Fischangeln und Netzen etc. sind dauerhafter als unsere Hanfschnüre. Sie präpariren zuerst jeden einzelnen Halm durch Rollen auf dem Schenkel, dann verbinden sie abwechselnd die gedrehten Halme durch Zusammenlaufenlassen in einer Schnur, freilich eine sehr langsame Arbeit. Es ist auffallend, dass diese Art Schnüre bei allen Indianern von Panama bis Oregon von gleicher Arbeit und aus ähnlichem Materiale sind.

Die Bogen fertigen sie aus feinjährigen Stämmchen des Taxus- oder Eibenbaumes, der dicht an der Küste nicht wächst. Die äussere Seite des etwa $2^1/_4$ Fuss langen Bogens ist mit den zu ganz dünnen Bändern ausgearbeiteten Hirschsehnen zur grösseren Spannung des Holzes überzogen, dann mit Leimfarben bemalt und in der Mitte an der Pfeilauflage mit einem Streifen weichen Leders umwickelt. Die Bogenenden haben kurze, dünne, nach aufwärts gebogene, eingekerbte Spitzen, in welche die an jedem Ende mit einer Schlinge versehene Bogensehne eingehängt wird. Ausser Gebrauch, löst man das eine Ende der Sehne vom Bogen, welche gleichfalls aus der frischen Sprunggelenkssehne des Hirsches gemacht ist. (Siehe Textfiguren 46 *a* und *b*, p. 119.)

Die Pfeile sind aus einem leichten, festen, hohlmarkigen Holze von der Dicke eines Schwanenkieles verfertigt; gegen vorne sind sie etwas dünner, besitzen am hinteren Ende eine Querkerbe zum Einlegen auf die Bogensehne und drei abgeschlitzte Federstreifen, welche durch ganz feine Sehnenfasern aufgebunden sind, um einen gleichmässigen Flug zu erzielen. Als Spitze gebrauchen sie jetzt auch dünne Eisenblechspitzen, meist aber solche aus harten Steinsplittern, Topas, Feuerstein u. dgl. und auch Scherben aus Flaschenglas. Die Eisenspitzen kamen vermuthlich auch schon früher, wahrscheinlich aus Oregon oder von den Vancouver-Inseln im Tauschwege dahin. (Siehe Textfiguren 47 *a*, *b*, *c* und 48.)

Die Verfertigung der Steinspitzen ist ebenso sinnreich und praktisch als subtil. Ein nach Grösse und Dicke geeigneter Topassplitter wird in die Finger der linken Hand zwischen dünnes Leder genommen und von demselben mit der Hirnseite eines stumpfviereckigen Hirschhornstückes von $^1/_4$ Zoll Dicke durch festen Druck nach der Flächenrichtung kleine Schiefer abgedrückt und abgesprengt. Dabei ist es das Künstlichste, die beiden freistehenden Widerhaken und zwei kleine Kerben an der Schärfe herauszubringen. In das obere Pfeilende ist eine seichte Kerbe in das Hirnholz geschnitten, in welche die Spitze eingesteckt und mittelst feiner Sehnenfäden durch die obigen Kerbe angebunden ist. Verwundungen durch diese sägeähnlichen Pfeilspitzen sind an sich schon schwerer zu heilen. Um aber tiefere Leibeswunden noch gefährlicher zu machen, fertigen sie Pfeile an, bei denen die Spitze auf ein kurzes, dünnes Stäbchen aufgesetzt und dieses runde Stäbchen in eine Höhlung des eigentlichen Pfeiles eingesteckt wird; beim Herausziehen des Pfeiles aus der Wunde bleibt das aufgesteckte Stück nebst der Spitze im Körper zurück. Dadurch, dass schon die Knaben im Gebrauche des Bogens als Spiel sich üben, erlangen die Leute eine grosse Sicherheit im Zielen bei voller Kraft im Spannen, was uns Weissen nicht leicht wird. Wegen der verwendeten Sehnen ist es nothwendig, Bogen und Pfeile möglichst trocken zu halten und deshalb schützen die Indianer dieselben durch Köcher aus Fellen vom Luchse, von der Fischotter, vom Marder, Fuchse etc., welche ohne

Bauchaufschnitt abgestreift werden, wobei die Haare an die Innenseite des Köchers kommen. Bei Regen wickeln sie den Köcher noch sorgfältig in ihre Ueberdecken.

Durch Schleifen, Klopfen, Sprengen machen sie Werkzeuge verschiedener Art, z. B. Schmiedewerkzeuge, Klöpfel u. s. w., und ist die Ausdauer zu bewundern, mit der sie z. B. ein Stück Bandeisen oder eine alte Feile zu einem Messer umarbeiten. Aus Fischgräten fertigen sie Angeln, aus Knochenstücken Harpunenspitzen an.

Eine schwierige, aber gelungene Arbeit liefern sie in den Canoes. Dazu muss ein gesundes, aber liegendes und ganz ausgetrocknetes Stammstück des Rothholzes (Sequoia gigantea), wegen seiner Leichtigkeit, guten Bearbeitbarkeit und Dauerhaftigkeit im Wasser genommen werden. Der Stamm wird nur zur Hälfte so benützt, dass der Kern den Boden, die Aussenseite aber die Bordwände bilden; ein etwa 5 Fuss dicker Stamm gibt daher erst ein Canoe von etwa $3^1/_2$ Fuss Breite. Statt des Aus- und Zuhauens bedienen sie sich des Feuers, das man sorgsam gegen alle Vertiefungen und Biegungen dirigirt und dann die Verkohlungsstellen mit scharfen Steinen wegmeisselt. Monatelang dauert diese Arbeit, die aber einem guten Zimmermanne mit den besten Werkzeugen Ehre machen würde und die Gewähr bietet, dass so ein Canoe Menschenalter hindurch aushält. Sie sind daher äusserst bedacht auf die Erhaltung derselben und schützen es gegen die Sonne, indem sie dasselbe mit grünbelaubten Zweigen füllen; bei längerem Nichtgebrauche wird es umgekehrt und mit Buschwerk zugedeckt. Wird es dennoch rissig, so sucht man durch Fichtenweidenbänder oben an den Enden den Zusammenhalt zu sichern. Die Wände sind je nach der Grösse des Fahrzeuges von 1 bis 3 Zoll Dicke, am Boden und an den Enden stärker. Die Ruder sind lanzett- oder spatelförmig und gegen 5 Fuss lang; freistehend oder sitzend wird mit beiden Armen unter Zusammenbücken des Oberkörpers bei jedem Zuge gerudert. Sichere Fahrzeuge bei wilder See sind diese Canoes eben nicht und die kleineren, schmalen Kähne kippen leicht seitwärts um; doch bekommen sie nicht leicht ein Leck beim Auffahren oder durch Wasser- und Lufteinwirkung. Die äussere Form ist sehr leicht und elegant, mit schönem, abgerundeten Profil; mitunter sind Verzierungen am Bug und am Stern eingeschnitten. Sie haben gewöhnlich 5—6 Breiten zur Länge und $^2/_3$ der Breite zur Höhe. (Siehe Anhang 9.)

Die ganz behaarten Felle, welche sie zur Kleidung verwenden, werden sorgfältig von den an der inneren Seite anhängenden Fettheilen befreit und durch Reiben und Kneten biegsam gemacht. Enthaarte Häute bearbeiten sie zu sämischgarem Leder. Die kleinsten Felle, wie jene von Eichhörnchen, Hamsterarten etc. wissen sie ohne unsere Nähnadel und Faden geschickt zusammenzunähen.

Seit Ankunft der Weissen erlangten die Indianer die verschiedensten neuen Werkzeuge und Instrumente, erlernten rasch deren Gebrauch und förderten nun auf leichtere und schnellere Art ihre Arbeiten, dieselben mit vielem Geschick benützend, so dass sie ihnen unentbehrlich wurden, was namentlich in Bezug auf Kleidung und Lebensmittel gilt, die ihnen fast schon zum Bedürfniss geworden sind. Dadurch setzten sie sich auf der anderen Seite wieder in eine abhängige Stellung, weil sie diese Waaren nicht selbst erzeugen können und der Kaufmann dafür „Geld“ verlangt. Dieses zu erlangen, bewegt sie, sich zu Arbeiten zu verdingen; aber sie sind schlau genug, den Mangel an Händen auszubeuten und ihre Forderungen unmässig zu steigern. Die Weissen suchen auch ihren Vortheil auf alle mögliche Weise zu wahren; ein solcher Zustand ist aber für keinen Theil segenbringend. Die traurigen Folgen zeigen sich in der eingeschlichenen Sittenlosigkeit, welche von Seite der Indianer durch die Gelegenheit, ohne Anstrengung zu Geld zu gelangen, gefördert wurde. Wenn auch nur eine geringe Zahl in dieser Beziehung gesunken ist, so muss die Moralität der Besseren unter ihnen um so gefährdeter erscheinen, je unvortheilhafter sie gestellt sind.

Als ich das erste Mal einige Indianer beschäftigte, war ich in Ungewissheit, was ich ihnen zum Essen vorsetzen solle, denn sie verschmähten alle Gerichte, in die in der Küche als Zuthat Salz, Fett, Zwiebel etc. kommt; ebenso hatten sie Abscheu vor Milch und Butter, waren dagegen lüstern nach Obst, Möhren, Maiskolben u. dgl. Fische und Fleisch genossen sie nur über offenem Feuer auf Kohlen geröstet. Ich lernte bald ihren Geschmack kennen und hielt mich, als die billigste Kost, gerne an solche Speisen, von denen sie gehörige Quantitäten zu sich nehmen konnten. Ihre Mahlzeiten bestanden aus gesottenen Kartoffeln, dazu statt des Salzes braunen Zucker, Schiffsbrot oder weissem Hausbrote, gesottenem Reis mit Syrup, Bohnen in Wasser gekocht, dazu allemal schwarzen Kaffee, den sie, wohl wegen des Zuckers, sehr liebten. Man musste Jedem seine Ration für sich

geben, da ich zu meinem Schaden merkte, dass Einzelne von dem, was ihnen zusagte, den Anderen Alles wegassen; dabei musste man ja recht gewissenhaft theilen. Auch wenn man sonst einem zu Besuch kommenden Indianer etwas gab, verlangten alle übrigen Begleiter dasselbe; darin sind sie wahre Bettler und dazu noch sehr empfindlich. Anfangs theilte ihnen meine zu gute Hausfrau aus Neugierde und Theilnahme häufig Brot oder Zucker als Geschenk aus; allein ich hätte eine Zuckerplantage und eine Mühle dazu gebraucht, um die zudringlich sich mehrenden Besuche zu befriedigen, und da sie sich überall genug Geld verdienen konnten, so brach ich zeitig mit diesen Spenden an Erwachsene ab. Als sie sahen, dass es nicht anders ging, waren sie auch zufrieden. Ich kann sie einfach nur mit Kindern vergleichen.

Sie vernachlässigen jetzt mehr als früher das Aufsuchen wild wachsender Vegetabilien und sind starke Abnehmer von Weizenmehl, Schiffsbrot, Zucker oder Melasse geworden. Zu ihrem Ruhme kann ich ihnen nachsagen, dass sie Alle eine Abneigung gegen geistige Getränke äusserten, obgleich das böse Beispiel und Anerbieten solcher durch Weisse täglich vorkam; nur einen ledigen Burschen kannte ich, der am Feuerwasser (metz-paha) Geschmack fand, aber von den Uebrigen deswegen verspottet wurde.

Eine andere, aber nicht von Allen getheilte Gewohnheit besitzen sie, nämlich die des Rauchens, wozu sie eine kleine, etwa einen Fuss hohe Art einer einheimischen, weissblätterigen Tabakpflanze benützen, die aber etwas anders riecht, als der westindische Tabak. Im Norden fertigen sie aus Basalt sauber gearbeitete Pfeifenköpfchen; anderwärts, wie bei unseren Indianern, ersetzt ein hartes Holz in Form einer grossen, geraden Cigarrenspitze den Dienst, in deren Höhlung der Tabak gestopft und, etwas nach aufwärts gerichtet, in langen Zügen geraucht wird. Zum Kauen bedienen sie sich einer Wurzel von der Grösse einer kleinen Kartoffel mit vielen starken Seitenwurzeln und der Farbe und Textur einer Süssholzwurzel von etwas beissendem, anisartigem Geschmacke. (Siehe Anhang 10.)

Wie die Indianer Geschick zu Handfertigkeiten haben, so besitzen sie auch einen offenen Kopf und fassen sehr leicht auf, was man ihnen erläutert. So erklärte ich ihnen an einem kleinen Globus die Lage der Meere und Länder, wo diese und jene Leute, die sie kannten, zu Hause seien; wie sich die Erde um die Sonne bewege und wie dadurch Tag und Nacht wechseln; endlich die Ursache einer Mondesfinsterniss, die damals stattfand etc. Hatten die Intelligenteren einen Satz begriffen, so explicirten sie den Uebrigen das Gehörte in ihrer Sprache. Ich bedauerte, ihre Sprache nicht geläufig genug zu kennen, die sehr schwer auszusprechen ist, und nur von Weissen, die indianische Frauen haben, geläufig gesprochen wird. In ihrer Sprache kommen viele Consonanten vor, häufig in unnachahmlichen Guttural- und Zischlauten, wobei sie oft einzelne Silben lang dehnen, dann gleich wieder sehr schnell weitersprechen, auch nicht selten mit angehaltenem Athem leise reden. Bei Erzählungen etc. verfolgt der Zuhörende den Vortrag genau und wiederholt das Ende eines jeden Satzes zum Zeichen des Verständnisses.

Die Jugend ist sehr aufmerksam, flink und sehr folgsam den Erwachsenen gegenüber; ich sah nie eine körperliche Züchtigung. Munter und ausgelassen unter sich und beim Spielen im Wasser, mit Steinen, im Laufen, Ringen u. dgl. kommen sie ziemlich gut miteinander aus. Auf diesen noch empfänglichen, bildsamen Nachwuchs Sorgfalt zu verwenden, würde sich wohl lohnen. Einzelne junge Burschen und Mädchen als ständige Dienstboten in Häusern liessen sich recht brauchbar an; ein baldiges Trennen von böser Umgebung, auch von solcher ihresgleichen, und eine gütige, doch ernste Behandlung dürfte rathsam sein.

Ich bemerkte, dass eine sehr grosse Sprach- und noch bedeutendere Dialektverschiedenheit bei ihnen besteht, und zwar so, dass Indianer, auf ca. 60 englische Meilen von einander lebend, sich schon schwer verstehen und viel näher bei einander Wohnende schon eine Menge verschiedener Wörter haben. Für neue Dinge hat natürlich ihre Sprache keine Worte und sie substituiren oft englische Worte dafür. Die Schwerfälligkeit der Angelsachsen, fremde Sprachen zu erlernen, nöthigt die Indianer bald, sich mit dem Englischen vertrauter zu machen; wenigstens fingen sie in letzterer Zeit an, viele Worte, freilich ohne eine entsprechende Satzverbindung, zu gebrauchen. Ebenso ging es uns mit ihrer Sprache; indess halfen dabei Mimik und Zeichen viel aus, worin sie sehr gewandt sind und sich leicht verständigen.

Hier einige Wörter unseres Stammes:
Aya-que! = Sei gegrüsst!
Mowema = Schöpfer, Oberer, Anführer, Chief,
Aloque = Indianer,
Woake = Weisser,
Paha = Wasser,

Marazza = Fluss,
Tep-ha = Baum,
Papschu = Brot,
Mowitsch = Hirsch,
Musch-musch = Rindvieh,
Niquitsch = Bär,
Zischi = Maulthier,
Nepa = Lachs,
Etschque = Seelöwe,
Tepsi = Seekuh,
Squokatsch = Seehund,
Papus = Kind,
Zik = Geld,
Schlekwa = Hemd,
Zallisch = Messer,
Perscha = Flinte,
Schmarta = Bogen,
Winschok = Frau,
Omaha = böser Geist,
Nek = ich,
Kell = Du,
Wokkasan = dies oder jenes,
Lä-ya = Weg, Entfernung,
Skuja = gut,
Skenna = klein,
Tenna = gross,
Kitzmagay = umkommen, todt,
Nidin = sehen,
Makamak = essen,
Tscho-ohma! = Auf! Gehen wir!
Meruta = fünf,
Merutamak = zehn, etc. (Siehe Anhang 11.)

Es besuchte mich einmal ein Bekannter, ein altbaierischer Zithervirtuose. Ich liess einige Indianer rufen und war gespannt, die Wirkung dieses Instrumentes an ihnen zu beobachten. Sie hörten wohl sehr aufmerksam zu und hatten Freude daran, aber eine besondere Empfindung oder Verwunderung war an ihnen nicht zu bemerken.

Ihre Gesänge sind kurz, holperig, tactmässig, monoton, sumsend und absichtlich tremolirend vorgetragen, bewegen sich in wenigen Intervallen und haben einen mehr trüben, als heiteren Charakter. Das weibliche Geschlecht summt vorherrschend.

Den Begriff von einem höchsten Wesen, dass über ihnen steht, haben sie; von einem eigentlichen Cultus etc. erfuhr ich jedoch nichts. (Siehe Anhang 12.)

Ihre Todten begraben sie nahe bei ihren Hütten, errichten einen hohen, engen Sprossenzaun herum; oder das Grab wird mit sehr grossen und breiten, gespaltenen Plankenstücken wie mit einem festen Kasten zur Abhaltung der Raubthiere umschlossen. An die Spitzen der Einzäunung binden die Trauernden Federbüschel von grösseren Raubvögeln; oben sind Stricke der Länge nach über's Grab gezogen und daran wird etwas von den Kleidern, Waffen und Schmuck des Todten aufgehängt. Unter Thränen, mit schluchzendem Gesang vor dem Grabe kauernd, feiern die Frauen das Andenken des Todten noch einige Tage fort. (Siehe Anhang 13.)

So traf ich einst eine alte Witwe am Grabe ihres einzigen Sohnes sitzend, den ein roher Irländer im harmlosen Vorbeigehen aus frechem Uebermuthe kaltblütig niedergeschossen hatte und der erst Tags zuvor von seinen bekümmerten Stammesgenossen beerdigt worden war. Ich kann versichern, dass dieser Anblick und die Umstände des Falles mich tief ergriffen hatten und mir unvergesslich bleiben werden; gerne hätte ich dem gewissenlosen Thäter eine Kugel durch die Stirne jagen mögen! Arme Indianer, die Ihr von Weissen solche Thaten begehen seht und fast nie Recht oder Schutz findet, wie muss Euch dieses weisse Geschlecht erscheinen und wie kann es Achtung von Euch erwarten? Aus ähnlichem reinen Uebermuthe und auf den blinden Verdacht hin, der Mitwisser an dem Niederbrennen einer leeren, elenden Holzhütte zu sein, schoss derselbe Irländer einen uns bekannten Indianer durch Achsel und Vorderarm derart an, dass er zeitlebens verstümmelt und arbeitsunfähig blieb; aber weder der Unglückliche noch seine Verwandten nahmen Rache hiefür, die auf den waldigen Pfaden, ohne Entdeckung zu besorgen, leicht möglich gewesen wäre, aber über alle noch grösseres Unglück heraufbeschworen hätte. Ich führe diese Fälle an, weil sie beweisen, dass die Weissen auf die Annahme hin, der stärkere Theil zu sein, an manchen Orten sich die gröbsten Verbrechen gegen die Eingeborenen erlauben; dringen solche Berichte zu anderen Stämmen, wo der Beschädigte vielleicht Blutsverwandte besitzt und kommen dort allenfalls noch Gewaltthaten gegen weibliche Wesen hinzu, so ist es kein Wunder, wenn Repressalien an Reisenden genommen werden. Dann aber wird über die Wildheit der Indianer, über Gefahr geklagt und nach Militärschutz gerufen, allenfalls Streifzüge auf eigene Faust unternommen, gesengt, Vorräthe zerstört, Alles, ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters, was nicht rechtzeitig entflieht, mit überlegener Waffe hingemetzelt und den geschickt entweichenden Indianern eine verkehrte Lection ertheilt,

welche sie nur noch mehr erbittert. So ist es und so wird es bleiben, so lange Rohheit und Uebermuth der Weissen an den Verkehrspunkten walten und das allerdings bestehende Gesetz der Bestrafung solcher Uebelthaten missachtet wird!

Je mehr man Gelegenheit hatte, den gutmüthigen Charakter der nicht durch Unrecht zur Rache gereizten Indianer Californiens kennen zu lernen, desto theilnehmender wird der Rechtliche sich für das Los derselben interessiren. Ich will zugeben, dass Weisse unschuldig von Indianern gemordet wurden, weil Weisse früher noch mehr Indianer mordeten. Gegen gerechte Bestrafung des richtigen Verbrechers für nichtprovocirte Gewaltthaten wird kein Indianer, kein Stamm murren, ihn nicht schützen, ja sogar behilflich sein, ihn zu bestrafen; aber in dem entstandenen Labyrinthe gegenseitiger Uebelthaten ist es schwer, das Richtige zu erkennen. Hie und da kamen Fälle vor, dass Indianer, wo sie in bedeutender Ueberzahl waren, in entlegenen Gegenden die Thiere der Miner und Ansiedler, welche frei weidend oft sehr entfernt herumstreiften, als Wildpret betrachteten und verzehrten; noch öfters aber stahlen solches Hausvieh Mexikaner, Chilenen und anderes Gesindel, wobei der Verdacht häufig auf die Indianer fiel und dann das Leben eines Maulthieres nicht selten mehrere Menschenleben kostete und den Beginn von langen Feindseligkeiten bildete. Ich erinnere mich, dass es einmal am entlegenen Trinity-Flusse mit den Weissen sehr übel stand, besonders weil dort die muthigen Indianer viele Feuerwaffen besassen. Ein Indianer-Commissär beschwichtigte etwas die Wuth und es gelang ihm, die Indianer zur Niederlegung ihrer Gewehre in seine Hände gegen Versprechung der Rückgabe nach geschlossenem Frieden auf sein Ehrenwort hin zu bewegen. Nach Beruhigung der beiden Parteien verlangten die Indianer ihre Gewehre zurück; der Commissär machte Schwierigkeiten und als die Stimmung der Wilden darüber gefahrdrohend wurde, gab er sie wohl heraus, aber alle in unbrauchbaren Stand versetzt. Aus ähnlichen bitteren Erfahrungen schöpften dann die Indianer ihre Massregeln für andere Gelegenheiten. Wortbrüchigkeit gegen Farbige und schamloseste Uebervortheilung gelten für erlaubt und „smart". Kein Wunder, wenn jetzt selten ein Indianer etwas verrichtet, ohne vorher seinen Lohn, sei es Geld oder Waare, wenigstens sich zeigen zu lassen. Das Misstrauen ist gerechtfertigt und da sie von den Weissen das Ueberfordern und Abziehen von der versprochenen Belohnung erfahren haben, so beginnen sie, ihre Forderungen gegen dieselben auch übertrieben zu stellen.

Ich verkehrte viel mit unserem Indianerstamme und hatte nur einmal die Entwendung eines Jagdmessers, aber durch einen fremden Indianer, zu beklagen, obgleich allerlei Geräthe und Feldfrüchte ihnen leicht zugänglich waren. Ich gebe zu, dass manche Stämme nicht von grösster Ehrlichkeit gegen Fremde sein mögen und Diebereien ihnen besonders in die Augen stechender Artikel vorkommen, bin aber der Ueberzeugung, dass kein Indianer eines Stammes, neben dem man längere Zeit lebt und mit dem man vertraut geworden ist, einen Gegenstand nehmen wird, wenn er auch darum bettelt.

Ich verbrachte einmal ein halbes Jahr mit meiner Familie in San Francisco und liess auf dem ganz isolirt gelegenen Landgute meinen jüngsten, 14jährigen Sohn, der bisher auf Jagden und Fischfang für den eigenen Hausbedarf mit den Indianern am meisten verkehrt hatte, ganz allein zum Schutze des Anwesens während meiner Abwesenheit zurück. Der Junge hatte nicht nur auf unsere, sondern auch auf öfters vorbeiziehende Indianer bedacht zu sein, wo so viel Entwendbares vorhanden war, abgesehen von so günstiger Chance zu Mord und Plünderung, besonders wegen der schönen und werthvollen Waffen; aber es war nicht die geringste Ursache, über Missbrauch des Vertrauens zu klagen, und zeigten sich die Indianer des in sie gesetzten Zutrauens würdig. Ich gestehe, ich fürchtete damals für meinen Sohn mehr Unannehmlichkeiten von den Weissen, als von den Indianern; diese bekannten mir auch offen, dass sie in einem solchen Falle die in der Nähe wohnende Häuptlingsfamilie zu ihrer Unterstützung aufgeboten hätten.

Es fügte sich manchmal, dass wir Alle über Nacht von der Farm abwesend waren und meine Frau ganz allein das Haus hütete; sie liess dann einige Indianerfrauen im Nebengebäude als Sauvegarde schlafen und fühlte sich ganz sicher. Vertrauen erzeugt Vertrauen. War unser Indianerstamm in Angst vor dem Ueberfall eines anderen, demselben nicht freundlich gesinnten Stammes, so suchte er Schutz auf unserem Grund und Boden, wo wir keinen feindlichen Angriff geduldet hätten, wie sie dort auch in ihren, tief unten an der Seeküste mit meiner Bewilligung erbauten Hütten vor den zudringlichen Besuchen oftmals berauschter Weissen in Bezug auf die Tugend ihrer Frauen sicher waren.

Nie wagte ein weisser Unmensch dort Gewaltthaten zu verüben, wie sie solche in ihrem Stammdorfe bei der Stadt öfters mitten in der Nacht zu erdulden hatten, denn das Verletzen des Hausrechtes eines angesiedelten Weissen ist eine ganz andere Sache, wie das eines de facto rechtlosen Indianers. Die Anhänglichkeit dieser Indianer an uns war dafür auch gross, und als ich mit den Meinigen jene Gegend verliess, nahmen sie rührend Abschied und unser alter Stammeshäuptling weinte wie ein Kind.

Es ist bekannt, welche Leibesgeschicklichkeit die Indianer besitzen. Im Schwimmen und Tauchen sind sie Meister; die Kinder leben zum Zeitvertreib im Sommer mehr im Wasser als auf dem Lande. Die Canoes, ebensowenig wie die anderen Boote, mit Ausnahme der Walfischboote, widerstehen nicht gut hohen Sturzwellen; stürzt ein Canoe um, so schwimmen diese Wassermenschen nebenher und richten es wieder auf oder schieben es vor sich her zum Strande. Unter den stärksten Sturzwellen tauchen sie hindurch und wie Seehunde kommen sie jenseits derselben wieder zum Vorschein. Sie schwimmen nach allen Arten, meistens aber mit abwechselnden Armzügen wie die Thiere. Die grosse Körpergewandtheit und Kraft erlangen schon die Kinder durch Ringen, Laufen, Fangen, Schwimmen, Rudern etc. Erstaunlich leicht kommen sie durch die verwachsenen Urwälder hindurch, schlüpfen, springen, kletten wie Affen und man hat zu thun, ihnen zu folgen. In starkem Marschiren leisten sie Grosses und ich sandte öfters Indianer 15 englische Meilen weit nach einer Ortschaft hin und zurück in 10—12 Stunden. Lasten tragen sie, wie bereits angegeben, mittelst breiter, aus Schnüren geflochtener Traggurten, welche über die Stirne gelegt werden. Mit einem Elk-Viertel von circa 150 Pfund am Rücken marschirt der Indianer halbe Tage lang unausgesetzt über alle Hindernisse hinweg, durch Wälder und Schluchten und über die steilsten Abhänge. Die Weiber geben darin dem stärkeren Geschlechte wenig nach.

Mit Feuerwaffen lernten sie bald umgehen, und ich sah junge Leute nach verhältnissmässig geringer Uebung gut schiessen, wobei ihr Interesse und ihre Jagdübung, scharfes Auge und ruhige Hand ihnen zu statten kamen. Der Besitz eines Gewehres ist für sie das höchste Ziel; aber da der Ankauf und Besitz eines solchen gesetzlich verboten ist, halten sie dieselben verborgen.

Jagd und Fischfang ist eine Hauptnahrungsquelle der Rothhäute; erstere wäre freilich ergiebiger mit Anwendung von Feuerwaffen. Kleinere Thiere, wie Rehe, Füchse, Luchse, Ottern etc. erlegen sie leicht mit ihren Pfeilen; für grössere Thiere, wie Hirsche und Bären, wirken die Pfeile meistens nicht schnell tödtlich und bringen bei Raubthieren den Jäger leicht in Gefahr; für diese legen sie auf den häufigen Waldwildpfaden Schlingen aus $^5/_4$ Zoll dicken Stricken, oder graben auch mit Reisig überdeckte Fallgruben. Zur Jagd an der Seeküste kommen dazu noch verschiedene grössere Seethiere, wie Seelöwen, Seekühe und besonders der häufige Seehund. Die ersteren werden im Canoe auf den isolirten Felsen im Meere aufgesucht, wo sie sich gerne in der Sonne zum Schlafen lagern. Es ist bei der immer bewegten See dabei schwierig, vom Boote auf die Felsen hinauszuspringen. Mein kleiner Sohn wurde oft von den Indianern gebeten, ihnen mit seiner Büchse bei diesen Jagden beizustehen und da ihnen damit ein grosser Gefallen geleistet wurde, indem diese Thiere für sie eine wichtige Nahrungsquelle sind, so gewährte ich ihnen gewöhnlich diese Begleitung. Auf das Land zurückgekehrt, wird die Jagdbeute vom Häuptling unter die Aeltesten vertheilt und nun geht es an das Räuchern, Thranauslassen etc. Letzteren verwahren sie in den grossen Blasen dieser Thiere; derselbe wird von ihnen als Getränk sehr geschätzt.

Im Sommer, vom Anfang Juli bis Ende September, nimmt der Lachsfang ihre ganze Zeit in Anspruch. Er vertheilt sich in See- und Flussfang und fällt nicht jedes Jahr gleich ergiebig aus. Die Salme ziehen in grossen Schaaren; ihre Anwesenheit an einem Platze, meist nahe am Ufer in Baien, wird durch die vielen Pelikane, welche auf sie in's Meer herunterstürzen und schwimmend die Beute völlig verschlingen, angezeigt. In dem dabei benützten, zumeist nur kleineren Canoe befinden sich 2—4 Indianer; am Fischplatze angelangt, wird zuerst mit dem eigens hiezu dienenden Sardellenspeer aus den dichten Sardellenbänken eine Anzahl Köderfischchen heraufgeholt, diese todt an die Angeln gehakt, welche an beiden Enden der sehr langen Leine befestigt sind; dann je eine Angel nach links die andere nach rechts ausgeworfen, so dass Jeder mit zwei Angeln fischt. Das Canoe ist dabei ganz sich selbst überlassen, ausser es zwingt sie ein Wind dazu, dasselbe durch Rudern beiläufig auf derselben Stelle zu erhalten, was dann einem der Insassen zufällt. Die Lachse werden je nach der Grösse längere oder kürzere Zeit gedrillt, bis man sie bis an die Bordwand heranbringt und mit einem kurzen Knüttel im Wasser

todtschlägt. Die Ergiebigkeit des Fanges gestaltet sich sehr verschieden; manchmal sind es in etlichen Stunden 60—100 Fische für ein Boot, so dass es bis zum Sinken beladen ist, dann wieder in derselben Zeit 2—6 Stück; dieselben werden nach dem Landen gleich ausgeweidet. Die Indianer (meist die Frauen) besitzen eine grosse Fertigkeit im Zertheilen der Fische der Länge nach in zwei dünne Hälften, welche am Schwanze und an der Rückenhaut zusammenhängen, wodurch das Räuchern und Trocknen auf Gestellen mit wagrechten Stäben, 3 Fuss vom Boden entfernt bei schwachem, stark rauchendem Feuer, im Schatten, im Freien oder in den zugleich als Wohnung dienenden Laubhütten vollkommener und bedeutend abgekürzt wird.

Andere Gattungen von Seefischen fangen die Indianer zeitweise an den Strandklippen mit der Angel.

Der Lachs streicht bekanntlich zur Laichzeit in die Flüsse. Die Indianer begeben sich zu dieser Zeit an solche Flüsse, die sich an einer flach auslaufenden Strandstrecke in die See ergiessen, wo sich bei Ebbe in dem ausgebreiteten seichten Flussbette der heranschwimmende Lachs leicht erkennen lässt. Die Fische, mit den herein- und zurücktretenden Wellen in's seichte Wasser geführt, verfehlen vielmals die eigentliche Flussmündung, und die in langer Linie auf 50 bis 80 Fuss von einander entfernt stehenden Indianer passen die im seichten Wasser unbehilflichen Fische ab und durchstossen sie geschickt mittelst einer Harpune, die an einer langen dünnen Stange steckt, wobei sie den Stoss mehr gegen den Hintertheil richten. Es gehört grosse Schnelligkeit dazu, denn ehe man sich's versieht, führt eine andere Welle den Fisch wieder in's tiefere Wasser. Bei nebeligem, regnerischem Wetter streichen die Salme am liebsten. Im Frühsommer, wenn sich noch Lachse auf dem Rückweg zum Meere befinden, werden sie in den oberen Flussstrecken auf folgende Art gefangen: An seichten Stellen wird durch Einschlagen von Latten quer über den Fluss ein entsprechend dichter Rechen mit einer Oeffnung hergestellt; in dieser befindet sich eine Art Reuse, so dass die Fische nicht flussabwärts können und sich dort ansammeln und mit Harpunen erlegt oder mit Schleppnetzen herausgezogen werden. Diese Fangart ist aber jetzt von der Regierung verboten.

In unserer Nähe fingen in dem kleinen Küstenflusse im Spätherbste die Indianer auch öfters Neunaugen, ferner Lachsforellen und andere Fischarten.

An Walfische, deren Thran und Fleisch die Indianer sehr lieben, wagten sie sich mit ihren unzureichenden Fanggeräthen nicht heran; wohl aber strandeten welche einige Male auf dem flachen Ufer, oder wurden todt angeschwemmt. Unsere ganze indianische Bevölkerung zog dann unter Lärm und Freudengeschrei über dieses bequeme und gütige Geschenk des Himmels nach dem Platze und hatte in einigen Tagen tüchtige Vorräthe conservirt und Thran bereitet.

Nahe der Mündung in den Flüssen fingen sie zeitweise auch viele Krabben, die sich zur Zeit der Schalenerneuerung dort einfanden, indem sie dieselben an seichteren Stellen mit zugespitzten Stäben aufspiessen. Verschiedene essbare Muscheln, besonders die grosse Miesmuschel, wurden von den Felsen der Küste weit draussen im Meere mittelst der Canoes gesammelt. Fische und Muscheln brachten sie oft zu den Weissen zum Verkaufe, gaben sie aber, die Leichtigkeit der Gewinnung in Betracht gezogen, eben nicht sehr billig her. (Siehe Anhang 14.)

Es scheint mir eine ungerechte Bestimmung der Regierung zu sein, nach welcher alles Land, worauf die Indianer bisher lebten, als unbeschränkter Besitz der Vereinigten Staaten betrachtet wird und diese nur als „Geduldete“ angesehen sind. Es ist dies wohl nur, um unter dem Scheine der Gesetzlichkeit desto willkürlicher über den Aufenthalt der Indianer bestimmen zu können und um es den Weissen zu ermöglichen, das gute Land für sich in Anspruch zu nehmen, und dann auch, um die Weissen und Indianer möglichst getrennt zu halten, was auch durch Errichtung der früher erwähnten Indianer-Ansiedlungen auf den ausgeschiedenen Indianer-Reservationsländern angestrebt wurde.

Eine grosse Ungerechtigkeit ist die weitere Bestimmung, dass die Indianer, gleich den Negern, gesetzlich unzulässig zur Zeugenabgabe sind, das beste Mittel, um ihnen jede Vertheidigung und jeden Rechtsschutz in Conflicten mit Weissen abzuschneiden und in den vielen von Weissen verübten Ungerechtigkeiten diesen von vorneherein Recht zu geben und damit fast alle Verbrechen derselben zu sanctioniren. (Siehe Anhang 15.)

ANHANG.

1. Das waren eben die in Rede stehenden Zoreisch-Indianer. Dieselben traten erst um das Jahr 1850 mit den Weissen in Berührung und hatten damals noch ausschliesslich Waffen und Geräthe aus Stein und Knochen im Gebrauche.

Da die nur kleine Bevölkerung (etliche 50—80 Köpfe), welche an der von dem Trinidad head geschützten Rhede wohnte, ihren Lebensunterhalt hauptsächlich dem Meere entnahm, so waren auch die meisten ihrer einfachen Geräthe auf den Fischfang berechnet.

Wohl mag vor dem angegebenen Jahre in der blauen Ferne des Meeres manchmal ein Segelschiff aufgetaucht sein, das nach den Pelzlagern des in den Zwanziger-Jahren am Columbia-Strome gegründeten Astoria segelte, wie ja auch die Spanier, dann Behring 1729 und Cook 1778 bereits jene Gewässer befuhren. Vielleicht, dass die Spanier oder diese Entdeckungsreisenden die offene Rhede zu einem kurzen Aufenthalte wählten; aber für erstere bot der ausgedehnte Urwald mächtiger Sequoien, der Mammuthbäume Californiens, welcher längs der Küste und, so weit das Auge reichte, nach dem Innern zu einem allmälig ansteigenden Waldgebirge sich erhob und welcher die verborgenen goldenen Schätze des Binnenlandes nicht ahnen liess, keine Anziehungskraft, noch sahen sie dort jene ausgedehnten Grasfluren, welche dem arbeitsscheuen Südländer Gelegenheit zu der so gerne von ihm betriebenen mühelosen, halbwilden Viehzucht bieten konnte, und auch der Entdecker bemerkte an der steil abfallenden, vom Meere aus gut übersehbaren Küste keine besonders in die Augen fallenden Punkte, wie grosse Flussmündungen oder Meereseinfahrten, welche ihn zu näherer Untersuchung und längerem Aufenthalte bewogen hätten.

Fuhr je einmal ein Schiff in die einsame Rhede ein, so mögen die furchtsamen, abergläubischen Eingeborenen sich dann wohl, wie man es oft in Reisebeschreibungen der ersten Entdecker zu lesen bekommt, aus ihren Hütten in das Dickicht des nahen Waldes geflüchtet haben, und das fremde Aussehen etwa Gelandeter, zumal wenn sie den Wildreichthum zu einem Jagdausfluge benützten und das Krachen eines Schiessgewehres, das zum ersten Male in dem feierlich stillen Walddome der majestätischen Sequoien, dieser unübertroffenen Riesen der Pflanzenwelt, wiederhallte, dürfte sie noch mehr verscheucht haben, so dass ein Verkehr mit den Weissen nicht stattfand; wenigstens zeigte sich weder in Erzählungen noch an irgend welchem ihrer Geräthe eine Spur eines solchen, wie auch die grosse Entfernung der früheren europäischen Niederlassungen, der Mangel an Verkehr unter den vielen kleinen Indianerstämmen, noch erhöht durch die Unwegsamkeit des Landes und die feindselige Haltung der Stämme untereinander, es erklärt, dass die geschätzten und ihnen sehr brauchbaren europäischen Producte damals nicht bis zu ihnen gelangten.

Den weit in's Meer vorspringenden Felsberg, welcher die Rhede bildet, verbindet ein schmaler Isthmus mit dem Festlande, auf welchem sozusagen über Nacht das Küstenstädtchen Trinidad im Jahre 1850—1851 erbaut worden war, von dem die Verproviantirung der Minendistricte des Innern ausging. Ein mehr oder minder steiler, theilweise felsiger Hang bildet das Küstengelände; auf einer kleinen Terrasse desselben, unterhalb des Südendes der Stadt, befand sich das Dörfchen der Zoreisch-Indianer, dessen 6—8 Hütten je 10—12 m lang, etwas weniger breit und unregelmässig gruppirt beisammen lagen. Ueber einige Hütten breitete ein riesiger wilder Lorbeerbaum von sonderbarem Wuchse (indem sein früher einmal umgestürzter Stamm wie eine grosse, über der Erde liegende Wurzel sich weithin erstreckte) seine grossen, schattigen Aeste mit saftigem, dunkelgrünem Laube aus. Unter ihm entströmte dem Schiefergesteine eine reichliche Quelle und versah die Ansiedlung in bequemer Nähe mit diesem Lebenselemente; um sein Wasser besser fassen zu können, war das kleine lettige Rinnsal zu kleinen Beckchen abgedämmt.

Zwischen den Hütten, welche etwas weiter voneinander liegen, namentlich aber aussen um die Ansiedlung herumlagen, erhoben sich wallartige Anschüttungen von Muschelschalen, hauptsächlich der bis spannenlangen Miesmuschel, wahre Kjökkenmöddinger; diese Muschelhaufen, deren Grösse auf ein bedeutendes Alter der Ansiedlung hinweist, sind sowie die nächste Umgebung mit grossen Brennnesseln bewachsen, welche weiterhin dem fast mannshohen Feldfarnkraute Platz machen.

2. Die Zoreisch-Indianer waren von mittlerer, eher noch geringerer Körpergrösse (etwa 160—165 cm); wie meist überall, waren die Frauen etwas kleiner, von gut proportionirtem Bau, meist schlank und breitschulterig, mit kleinen Händen und Füssen. Die Gesichtszüge trugen den allgemeinen Indianertypus: Etwas hervorstehende Backenknochen, rundliches, eher breites Gesicht, wohlgeformte, bei Manchen selbst römische Nase, doch meist etwas breite, abstehende Nasenflügel, dunkle Augen und üppiges, schwarzes, schlichtes Haar. Beide Geschlechter trugen dasselbe meist offen im Scheitel getheilt und nach rückwärts frei herabhängend. Oefters, namentlich auf der Jagd und bei sonstigen Beschäftigungen, wobei das vorfallende Haar hinderlich sein konnte, wurde es nach Art der alten Germanen rückwärts in einen Schopf zusammengebunden oder durch ein Stirnband festgehalten; die Weiber trugen es auch manchmal an beiden Seiten in Zöpfe geflochten, die sie vorne über die Schultern herabhängen liessen. Wie bei allen wilden Völkern, fehlten auch bei ihnen die Bewohner des Kopfhaares nicht und namentlich die Frauen verlegten sich eifrig auf die Jagd nach denselben; die Beute wurde dann einfach verspeist.

Die Hautfarbe war ein verschieden dunkel schattirtes Röthlichbraun, am besten durch die Bezeichnung „kupferfarbig" wiedergegeben; manche Mädchen und Jünglinge konnten nach europäischen Begriffen für schön gelten; doch alterten erstere ziemlich rasch und bekamen nach den ersten Kindern, die sie bis zum zweiten oder dritten Jahre und auch noch länger säugten, Hängebrüste.

Die Männer rissen sich sorgsam jedes keimende Barthaar aus, wozu sie sich einer im Schlossgelenke noch zusammenhängenden, an ihren Rändern zu gut packenden Flächen abgeschliffenen Miesmuschel als Zange bedienten. Nur einmal war ein uralter Indianer eines benachbarten Stammes zu sehen, der einen schütteren, verkümmerten, grauen Kinnbart trug, während sein Haupthaar noch kräftig und schwarz war.

3. Die Frauen, selten die Männer, zierten sich auch mit Tätowirungen; diese waren jedoch spärlich, sehr einfach und bestanden aus drei fingerbreiten blauen Streifen, wovon zwei von den Mundwinkeln und einer in der Mitte des Kinnes senkrecht nach abwärts liefen.

Dagegen schmückten sich die Männer häufig durch Bemalen des Gesichtes und Körpers, wobei, was Zeichnung und Ausdehnung anbelangt, dem individuellen Geschmacke ziemliche Freiheit gelassen wurde. Nur die Farbe hatte eine bestimmte Bedeutung; bei freudigen Anlässen wurde Roth verwendet; weisse Bemalung zeigte Trauer an, während das Schwarz nebst dem Roth als Kriegsfarbe galt, wobei ersteres das Praktische hatte, von der dunklen Hautfarbe weniger abzustechen, in der Ferne nicht so leicht kenntlich machte, in der Nähe aber greulich genug aussah. Gewöhnlich bestand das Muster dieser Malerei aus drei horizontalen Strichen auf den Backen und einem oder zwei auf der Stirne, nebst Ringen oder Halbringen um die Augen.

In der ersten Zeit sah man noch häufig die ursprüngliche Kleidung; Männer und Kinder gingen, zumal im Dorfe und in den Hütten, gewöhnlich ganz nackt. Erstere trugen sonst ein weich gegerbtes Hirsch- oder Rehfell mit den Haaren nach aussen, unter dem linken Arme durchgezogen und über der rechten Schulter zusammengebunden, so dass die Arme sich frei bewegen konnten. Die Weiber, auch die älteren Mädchen, hatten um die Hüfte ein Hirschleder (ohne Haare, gegerbt) von solcher Länge geschlungen, dass es zwei- bis dreimal um den Leib ging. Auf eine Handbreite von oben war dasselbe in schmale, 2—3 mm breite Riemchen geschnitten, welche etwa bis zum Knie reichten. Oefters verwendeten sie auch Glasperlen zum Schmuck des Schurzes, welche entweder an den Riemen angebracht oder in Zwischenräumen an besonderen Schnüren herabhingen. Auch Baumbast wurde, wenn auch nur selten, zur Erzeugung solcher Schürzen verwendet.

Nachdem sie Wolldecken kennen gelernt hatten, trugen Männer und Frauen solche häufig in der oben beschriebenen Weise oder auch über den Rücken gehängt; dieselben wurden dann vorne mit den Händen zusammengehalten. Auch andere europäische Kleidungsstücke benützten sie später häufiger und oft in der komischesten Weise und Zusammenstellung. So schnell sie an einem ihnen neuen, möglichst grotesken Kleidungstücke Gefallen fanden, eben so rasch verschwand dieser Anfall von Modelaune wieder. Am wenigsten fand die civilisirte Fussbekleidung ihren Beifall, da sie immer barfuss gingen. Die zu allen Jahreszeiten fast gleichmässige und nur selten auf ein paar Stunden unter den Gefrierpunkt sinkende Temperatur, an die sie von Jugend auf gewöhnt waren, liess ihnen die Wohlthat einer warmen Kleidung leicht entbehrlich erscheinen.

Zum Zusammenhalten der losen Haare verwendeten die Männer, namentlich beim Rudern, oft ein Stirnband aus Schnüren, welches mit einer verschieden gefärbten Wurzelfaser umwunden und fingerbreit war. Die Frauen trugen gewöhnlich, seltener die Männer, als Kopfbedeckung recht nett geflochtene und farbig verzierte, halbkugelförmige Korbmützen, die aber weniger diesem Zwecke, wie zur Benützung als Wasserschalen oder Kochgeschirre dienten.

Bei festlichen Gelegenheiten, immer aber bei einem Kriegszuge, steckten die Männer eine oder etliche braune Seeadlerfedern in das Haar oder in die Stirnbinde; bei ersteren Anlässen auch wohl die schönen rothen Federn des Sandspechtes. Das kostbarste, sorgfältig in präparirte Seelöwendärme verwahrte Kleinod eines Häuptlings bildete aber ein handbreiter, etwa sechs Spannen langer Gürtel aus Fischotterfell, auf dessen dunklem Grunde die prachtvollen purpurrothen Kopfhäute des grossen Schwarzspechtes befestigt waren. Der „Wampum“ der östlichen Indianerstämme, denn als ein solcher ist dieser Schmuck zu betrachten, war also über die ganze Breite des ungeheueren Continentes verbreitet, ja vielleicht selbst bis nach Südamerika hin, denn die „Borla“ der Incakrone war ein ähnlicher Schmuck. Ein weiterer Schmuckgegenstand, der aber, wie die Glasperlen, erst seit der kurzen Zeit ihrer Berührung mit den Weissen aufkam, bestand in Arm- und Beinringen aus starkem Messingdraht und wurde hauptsächlich von den Frauen getragen.

4. Von den Glasperlen schätzten sie am meisten die rothen, dann milchweisse und blaue und bevorzugten die kleinen Sorten. Andere Farben waren weniger geachtet, wie auch die grossen mehrfarbigen Venetianerarten; gelbe Perlen betrachteten sie mit entschiedenem Abscheu und verweigerten deren Annahme, auch wenn man ihnen dieselben schenken wollte, wahrscheinlich auf Grund eines abergläubischen Vorurtheils. Die Männer benützten auch diese Zierart nicht häufig; dagegen hatten die Weiber immer einige bis unter die Brust herabhängende Perlenschnüre um den Hals; auch um das Hand- und Fussgelenk wurden oft einige Perlenschnurringe getragen. Wie die Weiber ihre Schurzfelle, so zierten die Männer ihre Köcher mit Glasperlen.

Sehr geschätzt als Tauschmittel und bei ihnen die Stelle des Geldes vertretend, manchmal auch als Schmuck getragen, waren die langen konisch-cylindrischen, porzellanartigen Schalthiergehäuse des Aloque-zik oder Indianergeldes, wie sie es nannten (Dentalium elephantinum, siehe auch: Krause, Die Tlinkit-Indianer, S. 185 und 312), welche aber, so viel bekannt, dort in der Nähe im Meere nicht vorkommen, also durch Handel mit anderen Stämmen, von dem sonst keine andere Spur zu bemerken war, erlangt wurden. Auf Schnüren gereiht, wurde der Werth nach Ellbogenlängen abgemessen, und zahlte der Indianer 10—20 solcher Schnüre bei dem Kaufe seines Weibes. Vielleicht, dass es nachgemachte oder minder gute Arten dieser Schalen gab, da sie deren Echtheit öfters durch Anbeissen des einen Endes erprobten.

5. Der Häuptling hatte keinen gewichtigen Einfluss als solcher auf die Glieder seines Stammes; nur als Aeltester hatte er ein gewisses Ansehen, namentlich bei wichtigeren Verhandlungen; im Kriege war er der Anführer, der Streiter. Sonst aber konnte jeder erwachsene Mann thun und lassen, was er wollte. Die Gemüthsart dieser Indianer war überhaupt eine friedfertige und gutmüthige; sie beschränkten sich anderen Stämmen gegenüber nur auf die Vertheidigung ihres Wohnsitzes und der nächsten Fischerei- und Jagdgründe. Bei der spärlichen Bevölkerung und dem Reichthume an Nahrungsmitteln, welche das Meer den Küstenindianern bot, fehlte auch der Grund zu Streitigkeiten, wie er in dem einst stärker bevölkerten Osten des Welttheiles vorlag, wo ein fast unaufhörlicher Krieg zwischen den Stämmen um ihre Jagdgründe, die nothwendigerweise eine grosse Ausdehnung haben mussten,

herrschte. Während mehrerer Jahre ereignete sich im Stamme selbst nur einmal eine Revolte mit Blutvergiessen, wobei der Häuptling von vorne einen Pfeilschuss durch die Bauchhöhle erhielt, dessen Wunde er sich aber bald durch Auflegen von Pflanzenblättern und einen Verband ausheilte. Der Missethäter hielt sich einige Monate mit seiner Familie von der Ansiedlung ferne und versöhnte sich mit seinem Gegner später wieder durch Geschenke. Bei dem ganzen Streite, welchen die Weiber angestiftet hatten, war mehr Lärm, Schreien der Weiber und Männer und wildes Durcheinandertoben des ganzen Stammes zu hören, als ein eigentlicher Kampf zu sehen, und der Häuptling, welcher vermitteln wollte, kam dabei am schlechtesten weg, da ihn jener Pfeil in dem Getümmel traf, den er auf grössere Entfernung leicht hätte vermeiden können, da die Indianer auf 20—30 Schritte einem heranfliegenden Pfeile durch eine rasche Bewegung auszuweichen verstehen.

Auch bei ihren zeitweisen Kriegszügen gegen den nächsten, ungefähr 20 km weit am Made-River wohnenden Stamm scheint es nie sehr blutig zugegangen zu sein. Vor dem Auszuge gegen den Feind wurde gewöhnlich im Dorfe ein Kriegstanz aufgeführt, der mit möglichstem Geschrei und Lärm in Scene gesetzt wurde. Hiezu stellte sich die Armee — etliche 10—20 Mann, denn Alle waren selten zusammen zu bringen oder im Dorfe nicht anwesend — in ein Glied auf; der rechte Flügelmann war der Vorsänger und Vortänzer; ein Jeder hielt Bogen und Pfeile in den Händen, öfters die Abgabe eines Pfeilschusses markirend, oder auch durch rasche Körperbewegungen das Pfeilausweichen nachahmend. Von Allen wurde ein lauter Gesang angestimmt, dazu sehr rasch, in derselben Linie bleibend, mit beiden Füssen auf die Erde gestampft, so dass bei grasigem Boden nach dem Tanze ein schwarzer Streifen, wie ein stark betretener Fusspfad, zurückblieb. Zum Schlusse sprang der Flügelmann vor und schoss einen Pfeil mit solcher Kraft in die Höhe ab, dass er den Blicken entschwand.

6. Die Hütten selbst bestanden aus 1—1½ m breiten, gegen 3—8 cm dicken und 3—4 m langen, gespaltenen Dielen des leicht zu bearbeitenden, gegen Fäulniss sehr widerstandsfähigen Red wood (Sequoia gigantea). Die Seitenwände, aus senkrecht nach unten in die Erde gegrabenen Dielen, hatten eine Höhe von etwa 1·5 m; zum Dache wurden die gleichen, oft meterbreiten Dielen verwendet, welche sich zu beiden Seiten eines starken Firstbalkens herabsenkten, so dass das Innere einen in der Mitte gegen 3—4 m, an den Längswänden 1½ m hohen Wohnraum bildete. Eigenthümlich war der einzige, an der Firstseite jeder Hütte befindliche Eingang gestaltet. Es war dies ein kaum metergrosser, kreisförmiger Ausschnitt, etwa 0·5 m über dem Boden, in einem der breiten Planken, zu dessem Verschluss von innen ein Brett vorgeschoben werden konnte. Licht und Rauch mussten sich durch die zahlreichen Fugen der nicht genau aneinander schliessenden Dielen den Weg suchen.

In der Mitte des Wohnraumes befand sich der von etlichen Rollsteinen umstellte Herd, etwas in den Boden versenkt; auf demselben wurde aber nur bei schlechtem Wetter, sonst im Freien vor der Hütte gekocht. In den Ecken und an den Wänden standen die Körbe mit den wenigen Vorräthen, welche die Indianer für die Winterszeit ansammelten, meist geräucherter Lachs, der in diesem Zustande und auch frisch ihre Hauptnahrung bildete, dann auch gedörrtes Fleisch. Oben an den Wänden und am Dache wurden die verschiedenen Speere zur Fischerei, Schnüre, Netze, Pfeile und Bogen im Köcher verwahrt und letzterer an einem besonders vor Nässe geschützten Orte aufgehängt.

Den Boden des Gelasses bildete das natürliche Erdreich, das auch ohne weitere Herrichtung als Schlafstelle diente; bei dem milden Klima, bei dem nur des Nachts die Kälte manchmal den Gefrierpunkt erreichte, genügte ein gegerbtes Hirschfell (später, nachdem sie die Wolldecke kennen gelernt hatten, auch eine solche zum Zudecken), während ein Holzklotz als Kopfkissen diente.

Die Eingänge zu den Hütten lagen gegen eine Art kleinen Dorfplatz im Innern der Ansiedlung zugekehrt; die Form und Kleinheit derselben hatte wohl den Zweck, bei einem Ueberfalle die Vertheidigung zu erleichtern, indem, selbst wenn dieselben offen waren, der Eindringling auf allen Vieren hätte hineinkriechen müssen und bei dieser Gelegenheit leicht mit einem Knüttel ausser Gefecht gesetzt werden konnte. Die Fugen der Wände bildeten dagegen ebensoviele natürliche Schiessscharten, durch welche der unsichtbare Vertheidiger auch in die Ferne seine Pfeile entsenden konnte und so die Hütte zugleich als Festung diente.

Zur Zeit des sommerlichen Lachsfanges, für den die besten Fischplätze etwa eine Stunde südlich von der Ansiedlung entfernt lagen, zog der grösste Theil der arbeitstüchtigen Bewohner dorthin und errichtete aus Erlenzweigen zeltförmige Hütten, in welchen am Tage die Fische geräuchert wurden und deren dichtes Laubdach die Bewohner des Nachts vor der Morgenkühle und dem ausserordentlich starken Thau schützte. Diese Laubhütten wurden nicht immer an denselben Plätzen errichtet, sondern in der Nähe des jeweiligen günstigsten Fischplatzes. Die kleinen Kinder und etliche Weiber blieben im Dorfe zurück, um es zu bewachen.

Dort, wo sonst noch alljährlich der Erwerb von Nahrungsmitteln einen Anziehungspunkt bildete, wie an der Mündung des Little River, wo sie während der winterlichen Regenzeit, in welcher die Leute am meisten dem Mangel ausgesetzt waren, auf die zum Laichen in den Fluss kommenden Lachse Jagd machten, hatten sie einige, jenen im Dorfe ähnliche, aber kleinere Hütten errichtet.

Sie kannten auch Schwitzhäuser; diese waren wie die Hütten gebaut, jedoch kleiner, ganz in den Boden versenkt und auch das Dach mit Erde bedeckt, damit die warme Luft nicht entweichen könne. Am Dache war ein kleines, rundes Loch zum Hineinschlüpfen angebracht, welches dann mit einem Deckel verschlossen wurde. In der Mitte befand sich die Feuerstelle, auf welcher ein mässiges Feuer mittelst dünner, sehr trockener und ihrer Rinde entblösster Erlenäste unterhalten wurde, das fast keinen Rauch entwickelte. Die älteren Indianer klagten oft über Rheumatismus und benützten dagegen das Schwitzbad, wobei sie sich im Schwitzhause auf den Boden legten und einen Gesang anstimmten, dessen Tact sie durch Anschlagen eines kleinen Steines auf einen grösseren oder auf ein Holzstück angaben. Bei der grossen Hitze trat bald starker Schweiss ein; dann liefen sie rasch zum nahen Meere und sprangen kopfüber in dasselbe, dort eine kurze Zeit tauchend und umherschwimmend.

In den Hütten oder am jeweiligen Lagerplatze brannte das Feuer gewöhnlich beständig; am Morgen wurde die unter der Asche fortglimmende Gluth zu neuer Flamme angefacht. Bei kurzen Wanderungen schleppten die Weiber Feuerbrände oder glühende Kohlen mit sich. Das war viel leichter als die mühsame Erzeugung des Feuers durch die auch ihnen bekannte Reibung zweier Holzstücke, was grosse Fertigkeit und Kraft erforderte und den Männern oblag. Das eine Holzstück war ein etwa 0·5 m langes und 0·04 m breites, trockenes, weiches Weidenholz, in welches mit einem Steinsplitter kleine Grübchen eingedreht waren; in eine dieser Gruben wurde ein wie ein Pfeilschaft langer, nur dickerer Stab von hartem Holze gesteckt und zwischen beiden Handflächen möglichst rasch und mit starkem Aufdrücken hin und her gedreht, wobei die nach abwärts gleitenden Hände wieder schnell an's obere Ende gezogen werden mussten. Nach etlichen Minuten ununterbrochener, angestrengter Thätigkeit sammelte sich in der Grube etwas glühender Kohlenstaub und glimmten auch deren Wände; durch Auflegen von feinem, trockenem Grase und Anblasen wurde dieses entflammt. Dieser natürlich bald dem europäischen Feuerzeuge gänzlich weichende Apparat musste noch dazu sorgfältigst vor Nässe bewahrt werden und wurde im Köcher versorgt getragen.

Ein weiteres Hausgeräth waren die schon erwähnten, als Wasserschalen und auch zum Kochen benützten, halbkugelförmigen Kopfbedeckungen der Frauen, welche diese aus gespaltenen Wurzeln oder verschiedenen Pflanzenfasern, an Dichte des Geflechtes den Panamahüten ähnlich, wasserdicht herstellten und farbig verzierten. Wegen des bequemen Transportes wurden sie wohl mehr als zum Schutze des Kopfes auf demselben getragen.

Dann fertigten die Frauen auch Körbe verschiedener Art und Grösse an, aus ungeschälten Weidenruthen fest geflochten, welche sie zum Tragen und Aufbewahren des Proviantes benützten. Die Körbe (auch die Säuglinge) trugen sie an einem aus Schnüren geflochtenen, 2—3 Finger breiten Gurte, welcher von der Last über die Stirne lief. Auf dieselbe Art trugen auch die Männer ihre Jagdbeute oder andere schwere Sachen, wobei sie oft den Gurt neben dem Kopfe mit beiden Händen festhielten und so halbe Tage lang ohne Rast 50—70 kg schwere Lasten schleppten.

An Haustbieren besassen sie nur wenige Hunde bei der Ansiedlung, die auch meist dort verblieben; dieselben stammten augenscheinlich von den wilden Hunden (Coyonte) des Landes, waren langhaarig, von ziemlicher Grösse und dem amerikanischen Wolfe ähnlich. Neben den schon erwähnten Kopfbewohnern gab es auch Flöhe in Unmenge, namentlich in verlassenen Hütten und auf Lagerplätzen.

7. Die Vielweiberei war unter ihnen gestattet; aber nur selten nahm sich ein Mann mehrere Frauen und dann lebte er doch für gewöhnlich nur mit einer. Es besass auch nur der Häuptling wahrscheinlich nicht mehr als wie zwei Frauen und die ältere derselben lebte getrennt von ihm. Bei dem schnellen Altern der sehr jung (mit 14—18 Jahren) heiratenden Indianerinnen ist eine zweite Ehe des Mannes wohl erklärlich, aber immerhin ein theuerer Luxus, da die Frau ihrer Familie abgekauft werden muss, was nach der Aussage der Leute etwa 40—80 Dollars kostete, nach ihrer Werthschätzung also etwa 10—20 Bogen, oder 8—16 Fischotterfelle, oder ein Gewehr; letzteres durften sie aber nur unter der Hand erhalten und besitzen.

Die Kinderzahl war nicht gross; so hatte der alte Häuptling von seinen beiden Frauen nur einen Sohn von der ersten, zwei Söhne und eine Tochter von der zweiten Frau am Leben. Andere Familien hatten 2—3 Kinder, vorherrschend Knaben.

In den grossen Hütten des Dorfes wohnten meist mehrere Familien einer Sippe beisammen, der Vater mit den Familien seiner Kinder. Sitten und Gebräuche im geschlechtlichen Verkehre scheinen die gleichen wie bei den meisten nordamerikanischen Indianerstämmen gewesen zu sein.

8. Im Sommer sammelten Frauen und Kinder die am Waldesrande massenhaft vorkommenden Himbeeren. Die rothen Beeren des Pfeilholzbusches und die schwarzbeerartige, wie die Johannisbeere in kleinen Träubchen wachsende Frucht eines niederen, lederblättrigen Strauches auf dem offenen Lande. Auch die jungen Himbeertriebe wurden geschält und verzehrt, wie noch einige andere Pflanzenstengel. Ein zwiebelförmiges, haselnussgrosses Knollengewächs gruben die Frauen mit Holzmeisseln aus, das gebraten mehlig und klebrig war und einen süsslichen Geschmack hatte. Die weiter im Lande auf Waldblössen wachsenden Eichenbäume lieferten Eicheln, welche, gedörrt aufbewahrt, zwischen Steinen zu Mehl zerstampft und in den Kopfkörbchen mit Wasser und heissen Steinen gekocht, ein breiartiges Gericht gaben. Häufiger als diese Speisen genossen sie das „Aloque-papschu", das Indianerbrot, wie sie es nannten, das sie aus den kleinen dünnen Blättern eines Seetanges, der auf den Küstenfelsen wuchs, bereiteten, den sie, in dünne Kuchen geformt, an der Sonne trockneten und ohne weitere Zubereitung verzehrten.

Als Getränke kannten sie nur das Wasser und den Thran, welch' letzterer aber nur selten genossen und auch zum Einschmieren des Körpers verwendet wurde. Dem „Feuerwasser" der Weissen waren sie anfangs entschieden abgeneigt; erst nach etlichen Jahren trank einer oder der andere der Männer, aber auch nur sehr wenig davon. Die Nahrungsmittel der Weissen dagegen liebten sie sehr und ertauschten oder erbettelten solche, besonders Biscuit, Zucker und Mehl, welches sie nach Art der Miners in Asche zu Brot bucken.

Fische, kleines Wild und Fleischstücke wurden auf glühende Kohlen gelegt oder an kleine Holzspiesse in der Nähe des Feuers in die Erde gesteckt, grössere Fleischstücke aber in einer erhitzten Grube auf die bekannte Art gebraten.

Die Zoreisch-Indianer waren ein friedliches, gutmüthiges Völkchen, das in der idyllischen Einsamkeit ihres kleinen Dörfchens wohl Jahrhunderte lang ruhig und sorglos dahingelebt hatte und welches das unerschöpfliche Meer vor ernsteren Nahrungssorgen bewahrte. Nur bei Jagd- und Fischzeiten entfernten sie sich zeitweise, aber kaum je über 20 km weit, von ihrem Dorfe, wohl auch, weil sie sonst anderen Stämmen in ihr Revier gekommen wären, und es scheint unter ihnen dabei eine Abgrenzung und gegenseitige Beachtung derselben geherrscht zu haben, da auch bei ihnen zur Lachsfischzeit nur einzelne, wahrscheinlich durch Heiraten verwandte und eingeladene Mitglieder der nördlichen Stämme zu sehen waren. Ihr Charakter war ehrlich und offen; selten entstand ein Streit unter ihnen; ein solcher wurde bald geschlichtet. Gütiges

Entgegenkommen erwiderten sie mit Vertrauen und Anhänglichkeit.

Im gegenseitigen Verkehre zeigten sich beide Geschlechter sittsam; nach europäischen Begriffen stimmt zwar hiemit das früher häufige Nacktgehen der Männer und die Darbietung des Weibes an den Gastfreund nicht überein.

9. Ihre hauptsächlichsten Kriegs- und Jagdwaffen waren Bogen und Pfeil, letzterer mit einer Steinspitze versehen; doch kaum nach einem halben Jahre, als sie Flaschenglas und Eisen kennen gelernt hatten, verwendeten sie auch diese zu Pfeilspitzen, worüber später mehr.

Erst seit ihrer Berührung mit den Weissen kam bei ihnen noch eine andere, früher unbekannte Waffe (oder Geräth) auf, nämlich ein etwa 60 cm langes, 5—8 cm breites, symmetrisch zulaufendes, spitzes, zweischneidiges Schwert, dem sie zumeist aus Stücken alter stählerner Waldsägen oder eingehandelten Eisens durch Bearbeitung mittelst der Feile die ihnen wünschenswerthe Form gaben und es dann mit einem Griff aus Hirschhorn versahen. Sie trugen dieses Schwert ohne Scheide an einer um die Schulter hängenden Schnur, öfters aber auch bei den Pfeilen im Köcher verwahrt. Auffallend ist es, dass sie ohne fremdes Zuthun diesem Schwerte eine Gestalt gaben, wie solche Ratzel in seiner „Vorgeschichte des Menschen", Fig. 60 und 63, abgebildet hat, obgleich ihnen kein solches Muster, dagegen Bowies, Hirschfänger, Machettas und andere moderne Eisenwaffen und Geräthe vorlagen.

Der grossen Wichtigkeit entsprechend, welche die Fischerei für sie hatte, waren auch ihre Fischereigeräthe mannigfach und zeugten von einer bedeutenden Geschicklichkeit und Erfindungsgabe, sowohl in der Bereitung, als in der Anwendung. Aus einer etwa 0·5 m langen, feinen, braunen Pflanzenfaser erzeugten sie, zwei Fäden mit der flachen Hand auf dem blossen Oberschenkel zusammendrehend, einen rechts, den anderen links gewickelt (um das Laufen im Wasser zu verhindern), so gute Angel- und Netzschnüre und bis 7 mm dicke Stricke, dass diese den besten Hanfschnüren überlegen waren.

Der zum Lachsstechen gebrauchte Speer bestand aus einer 6 m langen und 4 cm dicken Stange aus Red wood, an welcher oben ein kurzer, konisch zugespitzter Ansatz aus hartem Holze festgebunden war; auf diesen Ansatz wurde die Speerspitze gesteckt, bestehend aus einer scharf zugeschliffenen Hirschhornplatte, in welcher unten zwei Widerhakenstücke eingesetzt und mit ihr und der Leine durch Umwicklung mit einer feinen Schnur und Tannenharzverklebung verbunden waren, während das andere Ende der circa 1·5 m langen Leine an dem Schafte befestigt war. Beim Spiessen eines Fisches löste sich die Spitze vom Schafte, welchen bei fester Verbindung das heftige Schlagen des Fisches zerbrochen hätte, während die Leine sein Loskommen verhinderte.

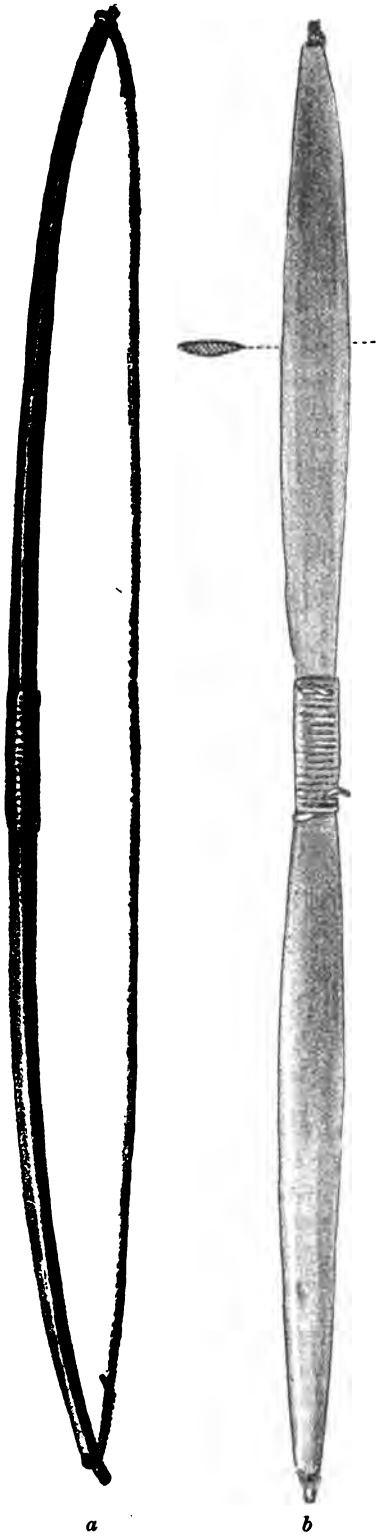
Die als Angelköder nöthigen Sardellen fing man vom Canoe aus mit einem Spiesse, der einen ähnlichen Schaft hatte, an dessen Ende etwa 20 Stück dünne, zugespitzte, biegsame, gegen 20 cm lange Stäbchen aus hartem Holze derart angebunden waren, dass sie mit ihren Spitzen etwas divergirend auseinander standen; dieser Spiess wurde mit aller Kraft lothrecht in's Meer hinabgestossen, in einen Sardellenzug hinein, wobei sich zwischen den Stäbchen eingeklemmt oder an dieselben aufgespiesst stets eine Anzahl Fischchen zeigten.

Zum Betriebe des Fischfanges und der Wasserjagd besass der Stamm etwa 5—6 Canoes; das grösste Exemplar besass der Häuptling, das etwa eine Länge von 8—9 m, bei 1·5 m Breite und 0·7 m Tiefe hatte, welches vorne und hinten etwas höher aufgebogen und mit einer abgerundeten Bordwand-Erhöhung versehen war, wie auch dort an der Wasserlinie abgerundete Formen besass. In der Mitte war der Querdurchschnitt des Canoes fast halbkreisförmig, mit etwas abgeflachtem Boden. Die 5—8 cm dicke Bordwand hatte an den Längsseiten oben einen nach einwärts gehenden Umbug oder eine Hohlleiste zum besseren Anfassen beim Hineinstossen oder Herausziehen aus dem Wasser. Die Canoes wurden nur aus dem weichen, aber der Fäulniss und dem Rissigwerden gut widerstehenden Red wood hergestellt, welches sich auch leicht bearbeiten liess, was wesentlich nothwendig war, da ihnen nur ihre Hirschhornmeissel — Steinäxte oder Meissel hatten sie nicht — und das Feuer bei ihrem Canoebaue zu Gebote standen. Gegen 2 m lange Ruder aus Red wood mit weidenblattähnlichen Schaufeln wurden stehend, sitzend oder auch knieend mit beiden Händen gehandhabt.

Der Bogen der Zoreisch-Indianer war klein, kaum 1 m lang, in der Mitte circa 5 cm breit und 2 cm dick, an der Aussenseite flach gewölbt, innen flach, nach beiden Enden allmälig zu fast cylindrischen, aussen etwas aufgebogenen Enden zulaufend. Derselbe wurde aus dem starren Astholze des Red wood hergestellt und auf der Aussenseite mit einer dünnen Lage frischer Hirschsehnen überzogen, welche sehr dauerhaft und innig mit dem Holze verbunden waren, doch vor Nässe geschützt werden mussten, die den Sehnenüberzug erweicht und losgelöst haben würde. Während des Aufspannens und Trocknens dieses Ueberzuges blieb das Holz in einer der Spannbiegung entgegengesetzten Richtung eingespannt, welche Biegung der Bogen bei abgenommener Schnellsehne stets wieder einnahm und beim Einhängen derselben erst durch einen starken Druck auf die Mitte des Bogens überwunden werden musste; dadurch erhielt derselbe trotz seiner geringen Länge und Spannweite eine grosse Schnellkraft. Die Spannsehne bildete eine schnurartig zusammengedrehte, etwa 3 mm starke Hirschsehne, die an beiden Enden mit Schlingen versehen war und über die aufgebogenen Enden des Bogens geschoben wurde. Bei längerem Nichtgebrauche wurde das eine Sehnenende stets abgenommen und der abgespannte Bogen im Köcher versorgt getragen. Die Festigkeit und Biegsamkeit des Bogens[1]) war eine so bedeutende, dass man, die Sehne mit voller Hand fassend und mit ganzer Kraft anziehend, ihn fast bis zu einem Halbkreise biegen konnte, ohne dass er brach (Dank dem äusseren Sehnenüberzuge), wozu eine Kraft von etwa 50—75 kg erforderlich war, während die Kraft, welche man beim Schiessen mit dem zwischen Daumen und Zeigefinger gehaltenen Pfeile anwenden konnte, jene nicht erreichte. (Siehe Textfiguren 46 *a* und *b*.)

[1]) So bedeutend seine Festigkeit bei normaler Spannung ist, so leicht bricht das Holz des Bogens, wenn man bei abgespannter Sehnenschnur den Bogen verkehrt biegen wollte, d. h. mit der Holzseite convex, statt mit der sehnenüberzogenen Seite.

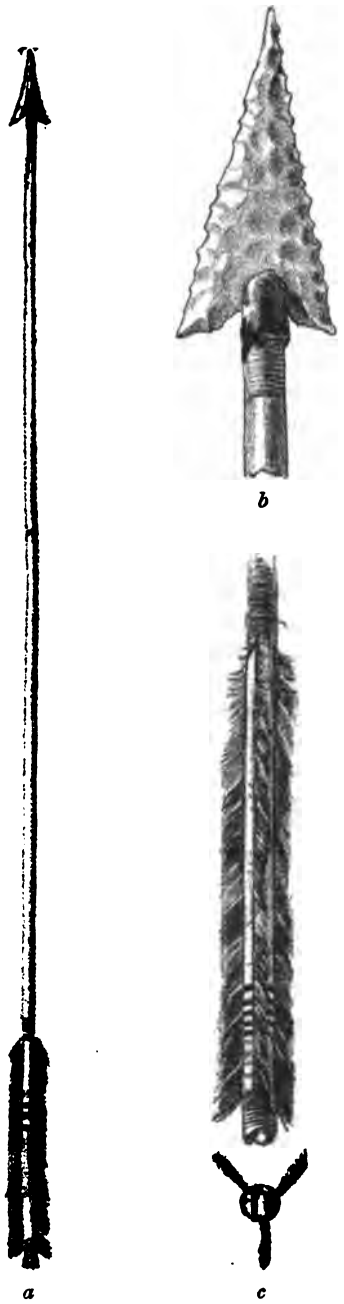
Zu den Pfeilen nahmen sie gerade Schösslinge des früher erwähnten, rothe Beeren tragenden Strauches; dieselben



a *b*

Fig. 46. Bogen der Zoreisch-Indianer, $^1/_5$ nat. Gr. *a* Seitenansicht, *b* Ansicht des Rückens.

hatten eine Länge von 75—85 cm und eine Dicke von 7 bis 9 mm, die gegen die Spitze zu etwas abnahm; am unteren Ende befand sich eine kleine Einkerbung zum Einlegen in die Spannschnur und drei spannenlange, im Kiele der Länge nach gespaltene und im Barte zugeschnittene Habicht- oder Falkenfedern, die an ihren Enden mit dünnen Sehnenfasern am Pfeilschafte festgebunden waren. Schmale, farbige Ringe



b *a* *c*

Fig. 47. Pfeil mit Steinspitze der Zoreisch-Indianer. *a* Totalansicht, $^1/_5$ nat. Gr. *b* Oberes Ende mit Steinspitze, nat. Gr. *c* Unteres Ende mit Befiederung, $^1/_2$ nat. Gr.

am unteren Schafttheile dienten als Verzierung und auch als Unterscheidungszeichen der aus dem Köcher hervorragenden Pfeile; diese bestanden aus solchen für die Jagd und aus anderen für den Kriegsbedarf, und hatten erstere neben den Ringen einen breiten rothen, letztere einen schwarzen Ring-

streifen; nebst diesen war dort auch der Schaft zu besserem Halte für die Finger ringförmig fein eingerippt, was mit einem scharfen Steinsplitter geschah, den ein Mann als Meissel hielt, während ein Anderer den Pfeil zwischen seinen Handflächen rasch drehte. Solche Splitter dienten auch zum Schaben, Schneiden und Sägen, wobei zum Halten des Arbeitsstückes nebst den Zähnen besonders die grossen Fusszehen benützt wurden und dabei eine bedeutende Kraft und Beweglichkeit zeigten.

Bei den Jagdpfeilen sass die Steinspitze (später auch eine Glas- oder Eisenspitze) in einer Nuth des Schaftendes und wurde in dieser mittelst Sehnenfasern, für welche oft an der Spitze eigene Einkerbungen angebracht waren, am Schafte festgebunden und mit Harz verklebt. Die Spitze des Kriegspfeiles hingegen war, wie oben beschrieben, an einem eigenen handbreitlangen Ansatze befestigt, der unten konisch in eine Spitze auslief, welche in eine entsprechend gestaltete konische Aushöhlung des oberen Schaftendes passte, die gegen das Spalten durch Umwicklung mit Sehnen gesichert war. Diese Einrichtung bezweckte, dass beim Versuche, den in die Wunde eingedrungenen Pfeil herauszuziehen, dieser Ansatz sammt der Steinspitze in ihr zurückblieb.

Die recht kunstvoll [1]) und schön, mit sägeartigen, scharfen Schneiden zugearbeiteten Steinspitzen erzeugten sie aus abgeschlagenen Splittern verschiedener Silicat- und Halbedelsteine (Feuersteine gab es dort nicht), indem von den Kanten des Splitters mittelst eines vierkantigen Hirschhornstückes kleine Steinsplitterchen losgebrochen wurden; das erstere war zur besseren und kräftigeren Handhabung an einen einen halben Meter langen Stock festgebunden, dessen Ende der Oberarm am Leibe festhielt, während die Hand ganz kurz das Hirschhorn anfasste und so die Manipulation ausführte. Die linke Hand hielt mit dem Daumen und dem Zeigefinger die Steinspitze zwischen einem Hirschlederstücke und drehte und wendete dieselbe entsprechend [2]). (Siehe Textfiguren 47 *a*, *b* und *c*.) Später verwendeten sie gerne grünes Bouteillenglas, das splitteriger und rascher zu Pfeilspitzen zu verarbeiten war (siehe Textfigur 48), während sie auch eiserne Spitzen aus Fassreifen u. dgl. mittelst dreikantiger Sägefeilen herstellten und dieselben auch mit langen Widerhaken versahen.

Bogen und 10—30 Pfeile wurden in einem mit den Haaren nach innen gekehrten Köcher aus einem ganz abgezogenen, gegerbten Thierfelle, an einer Schnur über der linken Achsel hängend, getragen. Fischotterfelle wurden hiezu mit Vorliebe verwendet, und waren die werthvollsten; ferner auch Luchs- oder Waschbärenfelle. Das Gerben von Fellen mit oder ohne Haare verstanden sie sehr gut; dazu wurde Thran und Kalk aus gebrannten Muschelschalen benützt und das Fell mit scharfen Steinsplittern geschabt.

Bei der Jagd auf Hochwild wurden oft 2—3 Pfeile auf den Bogen gelegt und diese während des Abschiessens des einen Pfeiles sammt dem Bogen in der linken Hand bereit gehalten, so dass in der Zeit von etlichen Secunden zwei bis drei Pfeilschüsse abgegeben werden konnten.

[1]) Die älteren, ausschliesslich steinernen Spitzen können dieses Prädicat mit vollem Rechte beanspruchen, weniger die späteren, auch zum Verkaufe oder Tausch erzeugten Spitzen aus Glas.

[2]) Nach einer Beschreibung bereiteten auch die Pescherähim Feuerlande ihre Steinpfeilspitzen fast genau auf dieselbe Weise.

Für die Jagd auf Seelöwen, Seehunde und andere Robbenarten hatten sie eigene Speere, deren Spitze eine spannenlange, gegen 3 cm breite Hirschhornplatte bildete, welche auf der einen Seite mit zwei starken Widerhaken versehen war und oben, als eigentliche Spitze, eine solche von Stein in einer Nuth steckend und mit Harz festgekittet angebracht hatte; unten besass die Platte einen Ansatz und endete in einen Vierkant, mittelst dessen sie in die Aushöhlung des Schaftes leicht eingesetzt werden konnte. Eine circa 8 mm starke Leine war einerseits an der Hornspitze befestigt und um den Schaft aufgewickelt, so dass sie sich von diesem leicht abrollen konnte. War nun eine Robbe durch Pfeil- oder Gewehrschüsse verwundet (bei Eintritt des Todes versinken diese Thiere und sind dann meist für den Jäger verloren), so erhielt sie durch den Speerstoss noch eine schwere Wunde, in welcher die Spitze durch die Widerhaken festgehalten

Fig. 48. Oberes Ende eines Pfeiles mit Glasspitze, nat. Gr.

wurde, die sich vom Schafte loslöste, von welchem sich beim Sinken des Thieres die etwa 30 m lange Leine abwickelte, während der schwimmende Schaft den Ort oder Weg des Thieres anzeigte. Der Schaft war ungefähr 2 m lang, am Spitzenende cylindrisch, am anderen Ende flach gestaltet.

Eigentlicher Werkzeuge bedurften die Zoreisch-Indianer ihrer Beschäftigung nach nur sehr wenige. Platten und Meissel aus den riesigen Geweihen des die mittlere Pferdegrösse erreichenden Elks wurden auf Sandstein zugeschliffen und dienten zum Canoebau und zum Abhauen und Abspalten der breiten Dielen für die Häuser und Gräber. Allenthalben lagen riesige Stämme der Sequoien an der Küste angedriftet, welche sie hiezu verwendeten. Mit dem Meissel schlugen sie eine Kerbe quer über den Stamm, wobei ein handlicher Rollstein als Schlägel diente; war diese, der Brettdicke entsprechend, tief genug, so wurde die Diele mittelst mehrerer solcher Meissel und Keile abgespalten, was bei dem weichen,

feinfaserigen Red wood leicht ging. Schleifsteine, dann scharfe Steinsplitter dienten zur Bearbeitung der Horn- und Knochentheile der Speere, zum Schaben und Abdrehen der Pfeilschäfte, zum Gerben der Felle, beim Aufbrechen und Zerlegen des Wildes. Geschliffene Steinwaffen oder Werkzeuge hatten sie nicht.

10. Die Männer fröhnten, obwohl nur selten (monatlich ein- bis zweimal), der uralten, weitverbreiteten indianischen Sitte des Rauchens. Als Tabak dienten die grünlichen getrockneten Blätter einer anscheinend hanfähnlichen Pflanze, die aber nicht an der Küste wuchs. Die Blätter wurden in der Hand etwas zerkleinert und dann in die ganz primitive, unten trichterartig erweiterte Höhlung eines spannlangen Hollunderstengels gestopft, der Rauch in tiefen Zügen bei stark zurückgelegtem Kopfe eingesogen und durch die Nase ausgeblasen.

11. Einige Wörter der Zoreisch-Indianer; zur Vergleichung derselben auch die entsprechenden Bezeichnungen der Tlinkits [1]) in Alaska:

Deutsch	Zoreisch	Tlinkit
Baum	tepāh	āss
Feuer	metz	kān
Wasser	paha	hīn
Bär	niquitsch	chūts
Seelöwe	etschque	?
Seekuh	tepsi	?
Seehund	squokatsch	?
Gewehr	persha	u-ná
Bogen	smarda	ssäks
Messer	zalisch	chlĭta
Elk	mowitsch	?
klein	skena	jēkugenk
gross	denna	tlen
Häuptling	mowema	amkán, a-niati
Grosser Geist, Gott	denna mowema	?
nicht, kein	peiowah	klek
ja	eh	ā
nein	pāh	klek
gut	skuja	jerk-e, juk-e
böse, schlecht	kimalọ	tlēkuschke
sehr weit	denna läjo	nalchlē
gehen	zoho	nagō
eins	spini	tlēk
zehn	merutamak	kedschin
Brot	papschu	schenétsa
Wildgans	lakak	?
Lachs	nepa	?
Indianer	aloque	?
Weisser	woake	?
Geld	zik	tsing [2])
indianisches Geld (Dentalien)	aloque-zik	kwo-tsing
Geld der Weissen	woake-zik	?
Frau	wintschok	ka-schat, schan-wot
böser Waldgeist	umaha	?
Kleiner Fluss (Little River)	skena-maraz	?
Trinidad-Indianer	zoreisch-aloque	?
Made river-Indianer	walawala	?
(Ein Schimpfwort)	woschaâ	?
sterben, todt	kizmakei	ran-na-nan, kog-kana
Haar	leptag	ka-scha-chawu
sprechen	wauwau	?
essen	mukamuk	at-chra, atra
Gehen wir!	Zoho uma!	?
Fischotter	schrâz	?
Schnur	pakzes	?
Gebüsch	gäb	?
ich	nek	chrat
du	kel	wŏe, wo-etsch
sehen	nidin	tin
Hand	slekwa	kä-dschin
hungrig	ziawe	chadrān-uha

[1]) Aus dem Werke von Dr. A. Krause.

[2]) Von diesen Wörtern scheint nur die auch von den Zoreisch-Indianern durch den Handel erlangte Dentalien-Benennung auf einen gemeinsamen Ursprung hinzuweisen.

Uebliche Zeichen.

Verheiratet sein: Die beiden gekrümmten Zeigefinger ineinander ketten.

Geschwister: Die beiden ausgestreckten Zeigefinger nebeneinander gelegt.

Beschimpfung: Die fünf ausgespreizten Finger einer Hand gegen Jemanden richten.

Vernichten (im Kriege): Reibende Bewegung mit Daumen und Zeigefinger.

Die Worte: Papus (Kind), Squa (Frau) und Canoe hatten sie wohl von den Weissen gelernt und angenommen.

12. Die allgemeinen Begriffe des Guten und Bösen waren ihnen bekannt und wurden auch beachtet. Einfach war auch ihre Religion, wenn man die dunkle, unklare Vorstellung, die sie hierüber hatten, so nennen kann. Ein grosser Geist, denna mowema — der grosse Häuptling oder Herr —, beherrscht Alles; die Menschenseele lebt nach dem Tode fort. Ein böser Geist — umaha — bewohnt den ungeheueren Urwald; beim Lagern in einem Walde wurde derselbe des Nachts manchmal durch einen Erwachenden mittelst Geschrei und Schleudern von Feuerbränden zu verscheuchen gesucht. Auch in den Felshöhlen der Küste sollen Geister hausen und beim Vorüberfahren im Canoe stimmte der Häuptling oder der Aelteste einen Gesang an.

13. Ihre Todten bestatteten sie zumeist in der Nähe des Sterbeplatzes bei der Ansiedlung, in den etliche hundert Schritte entfernten Gebüschen am Abhange oder am Waldessaume. Die Leiche wurde ausgestreckt in eine etwa 1—1·5 m tiefe Grube gelegt und mit Erde bedeckt; darauf kam eine breite Diele aus gespaltenem Red wood, dann wieder Erde und ein gleiches Brett, dann Erde und zu oberst ein drittes Brett. Die Bretter hatten wohl nur den Zweck, das Ausscharren der Leiche durch Raubthiere zu verhindern. Die Weiber sangen, ehe der Todte bestattet wurde, um die Leiche sitzend, Klagelieder. Später mieden sie den Begräbnissplatz und zeigten auch Furcht und Abscheu vor Todtengebeinen. Die Männer bemalten sich durch einige Zeit mit weisser Thonerde zum Zeichen der Trauer.

14. Die hauptsächlichste Nahrungsquelle bot ihnen das Meer. Hier konnte nie ein Mangel oder gar Ausrottung eintreten, wie so leicht bei dem flüchtigen Wilde des Waldes. Berücksichtigt man die alte Eintheilung der Menschen in Jäger-, Fischer-, Hirten- und Ackerbauvölker, so konnte man die Zoreisch-Indianer mit Recht zu den Fischervölkern zählen, da ihr wichtigstes Nahrungsmittel die Fische, und von diesen wieder der Meerlachs es war, der ihnen die vorherrschende Nahrung lieferte und von dem sie sogar Vorräthe für den Winter aufspeicherten.

Gewöhnlich erschienen um Mitte Juni ungeheuere Scharen von Sardellen in der Nähe der Küste und mit ihnen auch der Lachs. Der Fang wurde vom Canoe aus betrieben und zuerst eine genügende Anzahl von Sardellen mit dem Sardellenspeer zum Köder beschafft. Ein todtes Fischchen wurde auf die eisernen Angelhaken (diese hatten sehr bald nach der Ankunft der Weissen die früheren, aus Horn oder dergleichen verfertigten Angeln vollständig verdrängt) durch den Rücken aufgespiesst und die Leine ohne Gesenke ausgeworfen, und zwar von jedem Fischer je eine nach rechts und eine nach links. 5—20 Lachse waren die gewöhnliche mittlere Tagesausbeute eines Canoes; zu recht guten Zeiten und an günstigen Orten aber kam es oft vor, dass schon in kaum einer Stunde das Canoe bis zum Sinken mit 60—100, zwischen 5—25 kg schweren Lachsen angefüllt war. Die Fischzeit dauerte etwa 4—6 Wochen; dann verschwanden die riesigen Sardellenzüge und mit ihnen auch die Lachse wieder ebenso plötzlich, wie sie gekommen waren.

Anfangs December, wenn die Regenzeit beginnt, erscheint der seit Monaten verzogene Lachs wieder an der Küste. Es ist zweifelhaft, ob man dieselbe Lachsart vor sich hat, denn der schöngestaltete Kopf des Sommerlachses ist jetzt durch eine nasenartige, dicke, nach abwärts gebogene Verlängerung des Oberkiefers verunziert; die Schuppen haben nicht mehr den hellen Silberglanz und auch das Fleisch ist nicht schön rosenroth, sondern blasser gefärbt; die Weibchen haben jetzt eine grosse Menge Fischlaich, dessen einzelne Eier fast Erbsengrösse erreichen. Er kommt jetzt zu den Flussmündungen, um in dieselben hinaufzusteigen.

Wo der Little River über die ihn stauende Barre sich in das Meer ergiesst, welches seine Sturzwellen in langen Reihen schäumender Kämme weit auf den ganz flachen Sandstrand hinauftreibt und dann wieder um hundert und mehr Schritte sich von demselben zurückzieht, sucht der Fisch in dem weitverbreiteten Süsswasser nach dem Flusseingang und schwimmt in dem seichten Wasser des Strandes herum, wobei auf der glatten Oberfläche sich eine Furche zeigt, welche die Richtung des Fisches beurtheilen lässt. Bei dieser Fischerei standen mehrere Indianer auf 50 bis 100 Schritte von einander bis an die Kniee im Meere; sobald Einer die Spur eines Lachses bemerkte, eilte er auf ihn zu und stiess flach längs der Wasserfläche nach dem Fisch oder schleuderte den Speer kräftig nach demselben, welchen die auf dem Schafte nur aufgesteckte Hirschhornspitze durchdrang, und zog mittelst der kurzen Leine, womit diese mit dem Schafte verbunden war, die Beute an's Land.

Um diese Jahreszeit wurde auch manchmal der Fang mittelst eines Wandnetzes im Flusse selbst zur Nachtzeit betrieben. Nahe dem Ufer, an einer tiefen Stelle, wurde das Canoe mittelst einer in den Grund getriebenen Stange verankert, an welcher die eine Ecke des etwa 4 m langen und ebenso breiten Netzes befestigt war, dessen Maschen fast Spannweite hatten. Die andere obere Ecke wurde an einen Pfahl gebunden, so dass das unten mit Steinen beschwerte Netz wie eine Wand quer zur Flussströmung in diese hinabhing. An den über das Wasser reichenden Stangen waren handgrosse Bündel mit an Schnüren gereihten Krabbenscheerenschalen und Muscheln befestigt, welche durch ihr Geklapper den oft im Canoe schlafenden Fischern anzeigten, wenn ein Fisch in's Netz gerathen war und an diesem zerrte.

Im Flusse erbeuteten die Indianer auch im Sommer zeitweise einige Lachse, die sich auf dem Rückwege zum Meere dort aufhielten, indem sie den Fluss dort, wo er ein schmales, seichtes Gerinne zwischen Kiesbänken, oberhalb derselben aber tiefe Stellen hatte, durch ein Pflockzaunwerk absperrten, das etwa 0·5 m über den Wasserspiegel emporragte. Dasselbe war so engmaschig, dass kein erwachsener Fisch durchschlüpfen konnte und bei der geringen Wassertiefe unmittelbar vor der Absperrung dasselbe auch nicht zu überspringen vermochte. Die Lachse blieben dann in den Tümpeln unter dem hohlen Ufer stehen, wo sie von den behutsam im Wasser sich nähernden Indianern mit dem Lachsspeere erlegt wurden.

Auch andere Fische wurden im Meere gefangen, der Fang derselben aber, als nicht sehr ergiebig, nur nebensächlich betrieben. Im Sommer, bei ruhiger See, wurde mit dem oben beschriebenen, aber kleinmaschigeren Wandnetze gefischt, das vom Canoe aus mit den oberen Ecken an etliche Kelpköpfe, welche wegen ihrer Luftfüllung stets auf der Oberfläche schwimmen, befestigt wurde. Dasselbe blieb während der steigenden Fluth durch einige Stunden ausgesetzt; es hatten sich dann gewöhnlich 1—3 Stück der welsartigen oder der kleineren, karpfenähnlichen, wunderschön himmelblau und goldgelb gestreiften Fische (letztere laichen angeblich nicht, sondern gebären lebendige Junge?) im Netze gefangen.

Zur Zeit tiefer Ebbe watete wohl auch ein oder der andere Indianer in den zwischen den Klippen zurückgebliebenen Tümpeln herum, hatte an einer Weidenruthe etliche ihrer Kalkschalen entblösste Steinlilien (Encriniten), mit welchen er die unter den Felsen verborgenen Fische hervorlockte und mit einem kleinen Handnetze fing. Im Frühjahre waren in solchen Tümpeln auch öfters kleinere Scharen häringsartiger Fische zurückgeblieben und dann von den Weibern mittelst ihrer Tragkörbe herausgefischt.

Ein weiteres, nächst dem Lachs wichtigstes Meeresproduct war für sie die Miesmuschel, welche sich an den Klippen und Strandfelsen, dem Wogenschlage trotzend, mit den festen Fasern ihres Bissus angewachsen fand. Von den Küstenfelsen wurde sie zur Ebbezeit gewöhnlich durch die Frauen aufgesucht, während bei ruhiger See die Männer zu den im Meere entfernt liegenden Felskegeln fuhren, wo dieselbe viel reichlicher und bis zur Grösse einer Spanne vorkam und von der oft ganze Canoeladungen heimgebracht wurden. Zum Loslösen der in Gruppen oder ganzen Decken sehr fest an den Felsen haftenden Muscheln diente ein an beiden Enden meisselartig zugerichteter Stab des sehr harten und zähen Rothbeeren-Buschholzes.

Der riesigen Haufen von Muschelschalen bei dem Dorfe wurde schon gedacht; diese Muschelschalen liessen auch den Ort einer früher bestandenen alten Ansiedlung, von welcher

sonst gar keine Spur mehr vorhanden war und die an dem ersten kleinen Bache des rechten Little River-Ufers gelegen hatte, erkennen. Von diesem Flusse südlich, in dem feinen Sande des flachen Strandes kam eine sehr dünnschalige, aussen mit gelblicher Hornhaut versehene, etwa spannenlange, zwei Finger breite und fingerdicke Bivalve vor, deren weicher und wohlschmeckender Körper eine zähere rüsselartige Fortsetzung hatte. Sie hielten sich im Sande vergraben auf und waren nur dadurch auffindbar, dass, wenn man zur Ebbezeit in ihrer Nähe auftrat, sie eine kleine wässerige Sanderuption von sich gaben, welche ihren Standort verrieth, aus dem sie leicht auszugraben waren.

Cocles, wie eine Art Pecten (englisch) benannt wurde, gab es nur wenige; diese, wie auch Seeigel — deren gelber, roggenähnlicher Inhalt auch roh verzehrt wurde — dann verschiedene andere Krusten- und Schalthiere spielten nur eine sehr untergeordnete Rolle im Haushalte der Indianer.

Zur Zeit der Schalung suchten die Meerkrabben (Seespinnen) in erstaunlichen Mengen die noch salzigen Mündungsgewässer des Little River auf und wurden dann von den bis an die Kniee oder bis brusttief im Flusse herumwatenden Indianern mit einem einfachen, unten zugespitzten Stocke aufgespiesst und in den umgehängten Sack oder in ein Netz geworfen, das in kurzer Zeit vollgefüllt war; sie hatten alle statt der Schale eine weiche Hauthülle.

Ein viel wichtigeres, aber auch nicht regelmässig zu beschaffendes Nahrungsmittel bildete das Fleisch vom Elk, von Seehunden, Seelöwen und anderen ähnlichen Seethieren, welchen eigens nachgestellt wurde, während Fischottern, Bären, Wildgänse zu dem Gelegenheitswilde zählten. Das Elk wurde sorgsam angepürscht und mit Pfeilschüssen erlegt. Im Walde, wo stark betretene Wechsel waren, fingen sie auch das Elk in Schlingen, welche, fast armdick, 5—8 m lang, aus zusammengedrehten Weidenruthen hergestellt waren. Die verschiedenen Seesäugethiere und Robbenarten wurden auf den oft weit im Meere draussen liegenden Felsen im Canoe aufgesucht, durch die behutsam gelandeten Indianer im Schlafe überrascht, mit der Seehundslanze harpunirt und mit Pfeilschüssen, später auch mit der so viel wirksameren Schiesswaffe erlegt. Der sonst friedfertige und scheue braune Bär, sowie Wildgänse und Enten wurden nicht besonders gejagt; letztere und anderes Kleinwild wurde, wenn es, wie man zu sagen pflegt, „in den Wurf kam", mit aufgerafften Steinen oder Holzstücken zu verlegen versucht. Die Kinder stellten in der Nähe der Wohnungen wohl auch Schlagfallen auf, indem sie an den Löchern der kleinen Erdhasen den von denselben benützten Weg durch in die Erde gesteckte Stäbe begrenzten, bei dessen Betreten durch das Thier sich ein mit Steinen beschwertes Brettstück löste, welches dasselbe erschlug.

15. Später soll der ganze Stamm, mit mehreren anderen vereinigt, auf eine sogenannte Indianer-Reservation an der Küste weiter nördlich geschafft worden sein. Dort, dem Betruge und der Bedrückung gewissenloser, nur auf ihre Bereicherung bedachter Agenten schutzlos anheimgegeben, seiner Freiheit, gewohnten Beschäftigung und Lebensweise beraubt, geht ein Stamm nach dem anderen seinem baldigen Ende entgegen und die Zeit ist nicht mehr ferne, wo die Wissenschaft über eine ganze Menschenrasse nur durch archäologische Forschungen und nach den bis dahin gemachten Aufzeichnungen Kunde erhalten wird.

Zur Homologie der menschlichen Extremitäten.

Eine anthropologische Studie auf vergleichend-anatomischer Grundlage

von

Dr. W. Melzer, k. u. k. Stabsarzt.

(Mit 3 Text-Illustrationen.)

Die anthropologisch so bedeutsame Frage, ob und wie weit sich zwischen den doch augenscheinlich nach demselben Typus gebauten oberen und unteren Extremitäten des Menschen ein homologes Verhalten nachweisen lasse, harrt, so viel sie auch von berufener Seite schon erörtert worden, noch einer allgemein befriedigenden Lösung. Wohl ist namentlich seit Gegenbaur's [1]) gründlichen Forschungen ein solches Verhalten an den Einzeltheilen des Extremitätenskeletes unzweifelhaft festgestellt und gilt solches, wenn auch in eingeschränkterer Weise, grossentheils auch von den Extremitätenmuskeln.

Sobald man aber diese beiden Gliedmassen als Ganzes mit einander verglich, stiess man immer auf anscheinend kaum lösbare Widersprüche.

Zur Klärung dieser Verhältnisse etwas beizutragen, soll nun der Zweck der folgenden Betrachtungen sein.

Der Natur der Sache nach sei zuerst in Betracht gezogen:

I. Das Extremitätenskelet.

Am Knochengerüste der oberen und unteren Gliedmassen erweisen sich nun einander homolog:

1. Am Schulter- und Beckengürtel die *Scapula* dem *Ilium* und der *Processus coracoides* dem *Ischium* (ohne aufsteigenden Ast), so dass somit das Verhältniss von Oben und Unten des Schulterblattes am Hüftbeine umgekehrt erscheint, also z. B. die *Tuberositas infraglenoidalis scapulae* der *Spina anterior inferior ilii* entspricht etc.

Die *Clavicula* hat am Beckengürtel kein Homologon, wenn man nicht das *Ligam. Pouparti* dafür gelten lassen will, und andererseits fehlt das *Os pubis* am Schultergürtel, wo es bei niederen Wirbelthieren durch das *Procaracoid* vertreten ist.

Die *Spina scapulae* ist am *Ilium* nur durch die *Linea arcuata externa* angedeutet; sie entwickelte sich eben in gleichem Masse mit der zunehmenden Bewegungsfreiheit des Oberarmes, wie etwa der ähnliche Kiel des Vogelbrustbeines mit der wachsenden Flugfähigkeit.

2. Das *Os humeri* entspricht dem *Os femoris* (das *Tuberculum majus et minus* dem *Trochanter major et minor* etc.) [1]).

3. Der *Radius* zeigt sich in gleicher Weise der *Tibia* homolog wie die *Ulna* der *Fibula*. Das *Olecranon* ist aber nicht der *Patella* vergleichbar, da jenes eine Epiphyse der *Ulna*, diese aber ein Sesambein des *Musculus extensor cruris quadriceps* ist (wie ja zuweilen auch in der Sehne des *Extensor triceps brachii* ein kleines Sesambein, die sogenannte *Patella brachialis*, gefunden wird).

4. Am *Carpus* und *Tarsus* sind als homolog erkannt:

das *Os*	*scaphoideum (radiale)*	dem *Talus*	*(tibiale)*
„ „	*lunatum (intermediale)*		*(intermedium)*
„ „	*triquetrum (ulnar.)*	„	*Calcaneus (fibulare)*
„ „	*centrale* (bei Affen etc.)	„	*Scaphoideum (centrale)*
„ „	*multangularis majus (carpale I)*	„	*Cuneiforme I (tarsale I)*
„ „	*multangulum minus (carpale II)*	„	*Cuneiforme II (tarsale II)*
„ „	*capitatum (carpale III)*	„	*Cuneiforme III (tarsale III)* und
„ „	*hamatum (carpale IV et V)* .	„	*Cuboideum (tarsale IV et V)*

[1]) C. Gegenbaur, Carpus und Tarsus, 1864, und Grundzüge der vergleichenden Anatomie, 1878.

[1]) Ueber die eigenthümliche Windung der äusseren Kante des *Humerus* siehe später.

Das *Os pisiforme* hat am Fusse kein Gegenstück, es ist eben auch nur ein Sesambein des *Flexor carpi ulnaris* [1]).

5. Beim *Metacarpus* und *Metatarsus* sowie bei den Phalangen der Finger und Zehen dürfte der Hinweis auf ihre evidente Homologie genügen.

Angesichts dieser vorausgeschickten, wenn auch nur flüchtigen, Skizzirung ist der typisch-homologe Bau der Bestandtheile des Extremitätenskeletes klar genug ersichtlich. Um so befremdender wirkt die Wahrnehmung, dass diese Homologie, wenn man beide Extremitäten als Ganzes mit einander vergleicht, dadurch sehr beeinträchtigt erscheint, dass die homolog erkannten Theile grösstentheils in gänzlich verschiedenen Lagerungsverhältnissen gefunden werden.

Zur Vergleichung der beiden Gliedmassen mit einander hat man nämlich von jeher, namentlich aber seit Winslow (1775), jene Stellung der oberen Extremitäten, in welcher der Vorderarm sich in Supination befindet, als die geeignetste erachtet, weil dann die ganze Beuge- beziehungsweise Streckfläche des Armes ebenso in einer einzigen Ebene liegt, wie es an der unteren Extremität der Fall ist; denn immer galt als feststehende Annahme, dass die untere Gliedmasse ihre ursprüngliche Lage im Wesentlichen beibehalten und nur die obere im Laufe der Zeiten Lageveränderungen erlitten habe. Bei der so vorgenommenen Vergleichung erhielt man nun das schon angedeutete befremdliche Resultat, dass „einerseits die Beugefläche der oberen Extremität nach vorne und jene der unteren nach hinten gerichtet, die Streckflächen beider Extremitäten aber einander zugekehrt waren, und dass andererseits der Daumen an der Aussenseite des Armes, die ihm entsprechende grosse Fusszehe dagegen an der Innenseite ihrer Extremität gefunden wurde". Rechnet man dazu die bereits hervorgehobene „Umkehrung des Verhältnisses zwischen Oben und Unten am Schulter- und Beckengürtel", so muss dieses so vielseitig widersprechende Verhalten allerdings als ein hinsichtlich der erwarteten Homologie wenig befriedigendes Ergebniss der Vergleichung der beiden Gliedmassen bezeichnet werden. Aber dieses so auffällig contrastirende Verhalten liess auch mehr und mehr die Ueberzeugung reifen, dass dasselbe sich erst secundär entwickelt haben könne und die Homologie beider Extremitäten ursprünglich eine vollkommenere gewesen sein müsse.

Die Gegensätze wenigstens an der freien Extremität haben in neuerer Zeit zwei Hypothesen zu lösen versucht: Gegenbaur [1]) hat, wie es schon Martins (1857) in mehr ideeller Weise gethan, auf Grund der spiraligen Windung der *Linea aspera humeri* [2]) durch bezügliche genetische und embryologische Befunde den Nachweis zu liefern gesucht, dass der *Humerus* thatsächlich eine ungefähr halbkreisförmige Drehung um seine Achse im Sinne jener Linie erfahren habe, so dass also der *Condylus humeri lateralis* ursprünglich sich an der Innenseite des *Humerus* befunden habe und erst durch diese bei fixirtem Oberarmkopfe vor sich gegangene postaxiale Torsion an die Aussenseite gelangt sei, und da der Vorderarm und die Hand diese Drehung hätten mitmachen müssen, so wäre damit der Nachweis gegeben, dass die obere Extremität sich einstens in derselben Position befunden habe; wie sie jetzt noch die untere zeigt. Gegen diese Theorie wurden nun von verschiedenen Forschern berechtigte Einwendungen erhoben und vornehmlich war es Albrecht [3]), der hervorhob, dass die angeführten Befunde für die Annahme einer so gewaltigen Drehung keineswegs beweiskräftig genug seien, und dass bei einer Retorsion des *Humerus* in die supponirte frühere Lage eine unlösbare Verwirrung der Weichtheile des Armes zu Tage käme.

Albrecht stellt dafür selbst eine andere Hypothese auf, nach welcher nicht eine Torsion des *Humerus*, sondern eine allmälige Verschiebung des *Capitulum radii* vom *Epicondylus humeri medialis* über die Vorderseite der *Ulna* weg zum *Epicondylus humeri later.* stattgefunden habe, und stützt diese Annahme auf die Beobachtung, dass das *Capitulum radii* wirklich bei den Sauriern mehr nach innen liegend gefunden wird, dass es dann bei den Reptilien und noch mehr bei den Amphibien allmälig vor der *Ulna* gelagert erscheint und bei den Säugethieren immer weiter nach aussen rückt — so dass nun der *Radius* die

[1]) Oder nach Anderen das Rudiment eines sechsten Fingers und somit ein Erbtheil von den verschollenen polydaktylen Enaliosauriern.

[1]) C. Gegenbaur, Ueber die Drehung des *Humerus*, Jana'sche Zeitschrift für Medicin und Naturwissenschaft 1868.

[2]) Wie Albrecht nach dem Vorgange der Franzosen die gewundene äussere Kante des *Humerus* prägnant benannt hat.

[3]) P. Albrecht, Beitrag zur Torsionstheorie des *Humerus* etc. Kiel 1875.

Ulna kreuzt —, um schliesslich bei den Primaten ganz an der Aussenseite zu liegen; die bei letzteren in Gebrauch gekommene Supination des Vorderarmes macht nun auch die Aussenlage des Daumens erklärlich. Während dieses Entwicklungsvorganges soll aber der *Humerus* unverrückt in der angenommenen ursprünglichen (d. h. der unteren Extremität entsprechenden) Lage verharrt sein; da jedoch in Wirklichkeit der Oberarm umgekehrt mit seiner Beugeseite gleich dem supinirten Vorderarme nach vorne und mit der Streckseite nach rückwärts sieht, so sucht Albrecht diesem grellen Widerspruche durch die ganz willkürliche Annahme zu begegnen, dass eben am Oberarme sich die Beugeseite zur Streckseite und umgekehrt die Streckseite zur Beugeseite umgewandelt haben müsse. Er gibt sich demzufolge auch die ganz vergebliche Mühe, den Nachweis zu erbringen, dass z. B. der *Musculus flexor brachili biceps* mit dem *Brachialis int.* dem *Extensor quadriceps cruris* mit dem *Sartorius* homolog seien und *vice versa* der *Extensor triceps brach.* dem *Biceps fem.* mit dem *Semitendinosus* und *Semimembranosus* entspräche, kurz, dass die Beuger des Oberarmes den Streckern am Oberschenkel zu vergleichen wären etc.

Wie haltlos eine solche erzwungene Annahme sei, ist Jedem klar, der sich eingehender mit der vergleichenden Muskellehre beschäftigt hat.

Aus alledem leuchtet ein, dass die Verschiedenheiten in der Lagerung der oberen und unteren menschlichen Gliedmassen auf dem von den genannten Autoren angegebenem Wege wohl kaum zu Stande gekommen sein können.

Mir will es nun erscheinen, als ob man bei diesen Erörterungen zu wenig auf das causale Moment Bedacht genommen habe. Es müssen ja doch offen liegende, allgemeine Naturnothwendigkeiten gewesen sein, welche den Thieren successive solche Aenderungen ihrer Extremitäten aufzwangen; wären nun diese zwingenden Gründe erkannt, so müsste sich daraus auch die richtige Einsicht in diese natürlichen Vorgänge ergeben.

In der That führt auch eine aufmerksame Betrachtung der Wirbelthier-Entwicklung bald zu der Ueberzeugung, „dass die Lageverschiedenheiten der Extremitäten im Wesentlichen durch die von den wechselnden Lebensbedürfnissen verlangte allmälige Aenderung der Gebrauchsweise derselben herbeigeführt worden seien“. Bei niederern Quadrupeden (Sauriern) findet man nämlich die noch wenig von einander differenzirten Extremitäten fast horizontal seitlich vom Stamme abstehend mit ventral gerichteten Beugeflächen als Fortsetzungen der Bauchflächen, und dorsal gerichteten Streckflächen als Fortsetzungen der Rückenfläche; die Ellbogen und Kniee sind nach aussen gekehrt und die Winkelebene ihrer Gelenke steht fast senkrecht auf der Medianebene des Stammes; *Radius* und *Tibia* liegen nach vorne und, da zum Gehen der distale Extremitätentheil pronirt werden musste, mehr nach innen.

Mit so gestellten Gliedern konnte freilich der Gang nur ein unvollkommener, ein Kriechen auf dem Boden hin, sein. In dem natürlichen Drange, diesen Gang zu verbessern und dabei auch eine Erhebung vom Boden zu ermöglichen, hat nun das Thier mit richtigem Instincte allmälig die diesem Zwecke entsprechende Aenderung in der Stellung seiner Gliedmassen zu finden gewusst, indem es den Ellbogen immer mehr nach hinten und das Knie nach vorne drehte, so dass die Winkelebene derselben in eine mehr und mehr parallele Richtung zur Winkelebene des Körpers gebracht wurde; erst diese Stellung, wie wir sie beim Säugethiere sehen, ermöglichte einen leichten und sicheren aufrechten Gang auf vier Füssen.

Dass die angedeutete Drehung an beiden Extremitäten in entgegengesetzter Richtung geschah, muss eben wieder dem treffsicheren instinctiven Gefühle des Thieres zugeschrieben werden, weil ein gesicherter Gang mit gleichmässig nach vorne oder hinten gerichteten Ellbogen und Knieen nicht erlangt worden wäre und dem Gehmechanismus widersprochen hätte. Durch diese in den Schulter- und Hüftgelenken vor sich gehende, etwa einen Viertelkreis betragende, Drehung bekamen nun die Extremitäten folgende Lagerung:

„Die hintere Extremität hat dieser pronirenden Drehung in ihrer Gänze zu folgen vermocht und ist nun mit ihrer ganzen Beugefläche nach hinten und mit der Streckfläche nach vorne gekehrt; die vordere Extremität vermochte der supinirenden Drehung aber nur mit ihrer proximalen Hälfte zu folgen, weil deren distaler Theil, um auf der Fusssohle auftreten zu können, constant in der Pronationsstellung verbleiben musste. Es sieht daher an der proximalen Hälfte dieser Gliedmasse die Beugeseite nach vorne und die Streckseite nach hinten, dagegen an ihrer distalen Hälfte (unter-

halb des Ellbogengelenkes) umgekehrt die Beugeseite nach hinten und die Streckseite nach vorne (somit wie an der hinteren Extremität).“

Mit dieser typischen Extremitätenstellung der höheren Vierfüssler waren natürlich in der homologen Lagerung der Einzeltheile des Extremitätenskeletes auch anderweitige Veränderungen als die angeführten (hinsichtlich der Streck- und Beugeflächen) vor sich gegangen.

Vor Allem hat nun der *Radius* eine andere Stellung zur *Ulna* erlangt. Er liegt nun nicht mehr parallel mit derselben, sondern kreuzt sie an der Vorderseite in der Weise, dass sein proximaler Theil nach aussen (lateral) und sein distales Ende nach innen (medial) liegt.

An der Innenseite, die hauptsächlich die Körperlast zu tragen hatte und demgemäss sich mächtiger entwickeln musste, befindet sich nun an der oberen Gliedmasse der proximale Theil der *Ulna* und der distale Theil des *Radius* sowie an der unteren Gliedmasse die *Tibia*; diese somit in dieser Hinsicht der gleichen Function dienenden Skelettheile haben daher auch gleichmässig eine stärkere Ausbildung erlangt als jene an der Aussenseite (proximaler *Radius*, distale *Ulna* und die *Fibula*), und diesem Umstande entstammt die auch von älteren Anatomen (Cruveilhier, Meckel, Hyrtl u. A.) hervorgehobene Thatsache, dass „die *Ulna* in ihrer proximalen und der *Radius* in seiner distalen Hälfte Form und Charakter der *Tibia* zeigen[1])“.

Aus diesem Entwicklungsgange wird weiters auch verständlich, dass, als das Bedürfniss des Kletterns und Greifens den Anstoss zur Ausbildung von *Pollex* und *Hallux* gab, diese Organe, sollten sie ihrem Zwecke entsprechen, nothwendigerweise durch Abgliederung eines Fingers an der functionswichtigeren Innenseite der Extremitäten entstehen mussten, also der Daumen an der Radialseite und die grosse Zehe an der Tibialseite.

Pollex und *Hallux* sind also ganz homolog gelegen, und nur die irrthümliche Anschauung, dass beim Menschen der Vorderarm in Supination die zur Vergleichung mit der unteren Gliedmasse geeignete Stellung habe, konnte zu dem angeblichen Widerspruche führen, dass Daumen und grosse Zehe an entgegengesetzten Seiten ihrer zugehörigen Extremitäten ständen (siehe vorhin).

Denn es unterliegt ja doch keinem Zweifel, dass auch für den menschlichen Vorderarm die Pronation die ursprüngliche, von den durchgehends auf pronirten Vorderfüssen gehenden Quadrupeden überkommene[1]) und naturgemässe Ruhelage, demnach die richtige zur Vergleichung mit der unteren Gliedmasse ist. Die Supination des Vorderarmes kam erst in Uebung, als bei der fortschreitenden Entwicklung die vordere Extremität weniger und endlich gar nicht mehr zum Gehen und Stützen verwendet wurde; doch blieb auch dann die Pronation immer überwiegend, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man den Arm in Ruhelage, also ungezwungen und ohne jede willkürliche Muskelaction frei herabhängen lässt, da der Vorderarm dann stets pronirt und niemals supinirt erscheint.

In der gegebenen Darstellung der Extremitätenentwicklung findet auch die vielbesprochene spiralige Windung der *Linea aspera humeri* ihre befriedigende Erklärung. Dieselbe ist als der sichtbare Ausdruck des vom Vorderarme auf den Oberarm übergehenden diagonal wirkenden Pronationszuges anzusehen; denn, wenn auch dieser Zug die Auswärtsdrehung des Oberarmes nicht aufzuhalten im Stande war, so vermochte er doch in der Richtung seiner Kraftwirkung die Knochenoberfläche in einer Art Falte — eben der besagten Linie — zu erheben. Bei besonders muskelkräftigen Thieren (*Ursus, Elephas* etc.) springt darum diese Linie viel auffälliger, schraubengangartig hervor, und bei diesen Thieren findet man sogar eine vom *Epicondylus medialis humeri* in gleicher Richtung diagonal über die Vorderfläche des *Humerus* hinziehende ähnliche Knochenleiste — also eine *Linea aspera humeri anterior* —, die offenbar der gleichen Ursache ihren Ursprung verdankt; die Condylen des *Humerus* bilden eben die hauptsächlichsten Angriffspunkte dieser pronirenden Zugkraft, mehr natürlich der laterale als der mediale.

Dass diese Linien nicht einer Torsion des *Humerus* selbst ihre gewundene Form verdanken, erhellt

[1]) Während bei einzelnen Säugethierclassen, bei welchen der proximale Theil des *Radius* noch vor und nicht aussen an der *Ulna* liegt (Ein- und Zweihufer etc.), der *Radius* vollkommen die Gestalt und Function der *Tibia* bekam, und *Ulna* und *Fibula* fast gänzlich verkümmerten.

[1]) Wie ja auch das Kind, wenn es spielend auf Händen und Füssen geht, die Extremitäten wie die Vierfüssler, also den Vorderarm pronirt, stellt.

übrigens auch daraus, dass die innere Kante des *Humerus* geradlinig geblieben ist.

Eine weitere Consequenz der beschriebenen Entwicklung der freien Extremitäten war die Rückwirkung derselben auf die Lage des Schulter- und Beckengürtels. Bei dem aufrechten Gange auf vier Füssen musste nämlich die auf den Extremitäten ruhende Körperlast einen Gegendruck gegen den Schulter- und Beckengürtel hervorrufen, und zwar

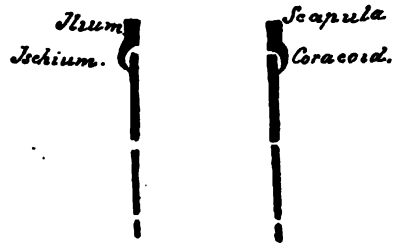


Fig. 49. Schema der ursprünglichen Extremitätenlagerung.

in der Richtung des schief nach auf- und vorwärts liegenden *Humerus* einerseits und des schief nach auf- und rückwärts liegenden *Femur* andererseits. Der Effect dieses Aufdruckes konnte kein anderer sein, als dass der ursprünglich ventrale Theil des Schultergürtels *(Coracoid)* nach auf- und vorwärts (kopfwärts) und der ursprünglich ventrale Theil des Beckengürtels *(Ischium)* nach auf- und rückwärts (caudalwärts) gedrängt werden mussten,

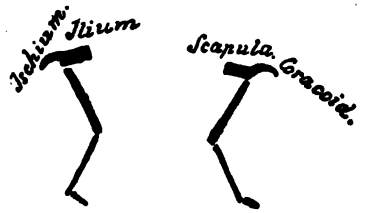


Fig. 50. Schema der Extremitätenlagerung beim aufrechten vierfüssigen Gange.

während durch eine gleichzeitige, compensirende Drehbewegung der dorsale Theil des Schultergürtels *(Scapula)* nach ab- und rückwärts und der dorsale Theil des Beckengürtels *(Ilium)* nach ab- und vorwärts gelangen mussten (siehe vorstehendes Schema Fig. 49 und 50).

Da dem Menschen diese Verhältnisse durch Vererbung nur mit der Abänderung anhaften, dass in Folge seines aufrechten Ganges auf zwei Füssen das Vorne und Hinten der Thiere bei ihm am Stamme zum Oben und Unten geworden ist, so wird damit die bereits vorhin hervorgehobene auffällige Thatsache erklärlich, dass nämlich der *Processus coracoideus* nach oben und das ihm entsprechende *Ischium* nach unten sieht, während wiederum die *Scapula* nach abwärts und das ihr gleichwerthige *Ilium* nach aufwärts gerichtet ist [1]).

Die vorstehende Darstellung der Extremitätenausbildung bei den Wirbelthieren gestattet sonach nun die vollberechtigte Schlussfolgerung, dass thatsächlich und auf ziemlich durchsichtigem Wege die wesentlichsten Verschiedenheiten in der Lagerung der oberen und unteren menschlichen Gliedmassen lediglich in Folge der im Laufe der Zeit naturgemäss sich ändernden Function derselben zu Stande gekommen seien, mit anderen Worten, dass diese Unterschiede mit dem Aufrechtgehen zuerst auf vier und dann auf zwei Füssen in genauestem ursächlichem Zusammenhange stehen.

Auf anderem Wege kam Hatschek [2]) zu ähnlichem Resultate, dass nämlich beide Extremitäten in dem oben angegebenen Sinne Drehungen in den Schulter- und Hüftgelenken erfahren haben, und dass die Pronationsstellung des Vorderarmes die natürliche sei.

Und auch M. Holl [3]) stimmt dem bei, nur vertritt er die Ansicht, die Drehung des Armes sei weniger im Schultergelenke als durch Lageveränderungen des beweglichen Schultergürtels erfolgt, was selbstverständlich am Effecte nichts ändert. Auch er betont nachdrücklich, nur die Pronationsstellung des Vorderarmes sei für die Homologisirung beider Extremitäten zu verwerthen und die *Linea aspera humeri* hält er blos für eine Ansatzleiste für Muskeln, die eine Torsion des Oberarmes nur vortäusche.

Und ebenso bestätigt Kölliker [4]), dass beim menschlichen Fötus die Extremitäten in der frühesten

[1]) Man darf also (mit Martins) wohl sagen, dass — *cum grano salis* — das Schulterblatt dem Spiegelbilde eines senkrecht auf die Spiegelfläche gestellten Hüftbeines zu vergleichen ist.

[2]) Hatschek, Die paarigen Extremitäten der Wirbelthiere. Verhandlungen der anatomischen Gesellschaft auf der dritten Versammlung in Berlin 1889.

[3]) M Holl, Ueber die Entwicklung der Gliedmassen des Menschen. Sitzungsbericht der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien 1891.

[4]) Kölliker, Entwicklungsgeschichte. Leipzig 1889.

Entwicklungsperiode als flossenförmige Anhänge homolog und noch nicht differenzirt vom Rumpfe abstehen, und erst in ihrer weiteren fötalen Entwicklung eine Drehung in dem vorbeschriebenen Sinne, also die Kniee nach vorne und die Ellbogen nach hinten, eingehen, dass jedoch der Vorderarm dabei stets pronirt bleibt.

Es macht eben der Mensch in der Fötalperiode nach dem bekannten Gesetze die vorausgegangene

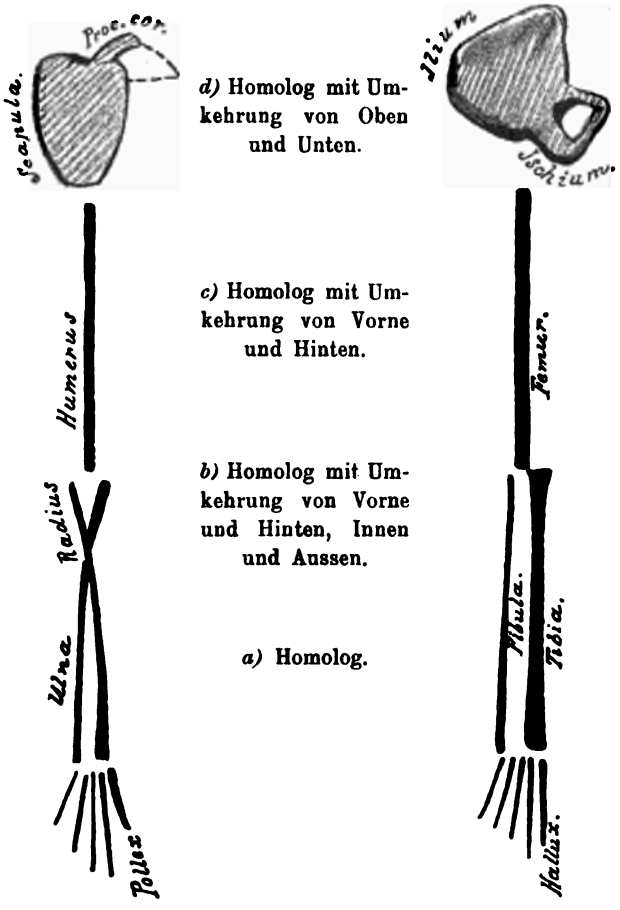


Fig. 51. Schema der Extremitäten-Homologie.

Entwicklung seiner Art, seine Phylogenese, in Kürze nochmals durch, und erreicht damit, ohne weitere individuelle oder specielle Einflüsse des Fötallebens („durch Wachsthumsvorgänge", wie man sich ganz allgemein auszudrücken pflegt) einfach zufolge des allgemeinen und unabänderlichen Vererbungsgesetzes die von seinen Vorfahren errungene Entwicklung; wie aber dieses Erbe im Zeitenlaufe von den vorausgegangenen Geschlechtern allmälig erworben worden sei, das haben die vorstehenden Erörterungen klarzustellen beabsichtigt.

Um nun zum Ausgangspunkte dieser Betrachtungen zurückzukehren, also zur Frage nach der Homologie der menschlichen Extremitäten, so lässt sich das Ergebniss obiger Untersuchungen in folgende Sätze zusammenfassen:

Die ursprüngliche Homologie der Extremitäten ist in Folge der genetischen Entwicklung derselben beim Menschen mehrfach modificirt, und zwar verschieden an den einzelnen Abschnitten der Extremitäten. Man findet nämlich:

a) vollkommen homolog gelagert sind nur die distalen Theile der Extremitäten bis unterhalb des Ellbogen- und Kniegelenkes geblieben;

b) in der Ellbogen und Kniegelenksgegend erscheint die Homologie zweifach modificirt, indem einerseits die Vorderfläche der einen Extremität der Hinterfläche der anderen und andererseits die Aussenseite der einen der Innenseite der anderen entspricht;

c) am Oberarme und Oberschenkel ist die Homologie dahin abgeändert, dass die Vorderfläche der einen Gliedmasse der Hinterfläche der anderen entspricht;

d) und am Schulter- und Beckengürtel ist die Modification der Homologie darin gelegen, dass das Verhältniss von Oben und Unten des Schultergürtels sich am Beckengürtel umgekehrt erweist.

Uebersichtlich sind diese Verhältnisse im beistehenden einfachen Schema (Fig. 51) dargestellt.

II. Die Extremitätenmusculatur.

Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass bei dem Entwicklungsvorgange der Extremitäten die Musculatur derselben ähnliche, ja mit Rücksicht auf deren weit fügsamere und sich leichter adaptirende Natur, muthmasslich noch weiter gehende Veränderungen wie das Skelet erfahren habe. Nach der am Skelete gewonnenen Einsicht lässt sich nun mit Aussicht auf Erfolg auch an die weitere Frage gehen, inwieweit sich auch zwischen den Muskeln der oberen und unteren Extremitäten des Menschen ein homologes Verhalten auffinden lasse.

Dem vorliegenden Zwecke genügt es, nur jene Muskeln zur Vergleichung heranzuziehen, die sich

mit ihrem Anfange und Ende am Extremitätenskelete ansetzen; als leitend für die Beurtheilung der Homologie zweier Muskeln galt vornehmlich der Verlauf derselben, die Anheftung ihrer Ursprungs- und Endsehnen an homologen Knochenstellen und die damit zusammenhängende gleichartige oder doch verwandte Function derselben.

Es ist nach dem bei der Betrachtung des Skeletes besprochenen Entwicklungsgange einleuchtend, dass die Homologie der oberen und unteren Extremitäten sichtlicher hervortreten muss, wenn man sich den Menschen auf Händen und Füssen stehend denkt, weil damit die wesentlichsten vom aufrechten Gange auf zwei Füssen stammenden Abweichungen eliminirt werden. Bei dem aufrecht stehenden Menschen dagegen erscheint die Homologie beider Extremitäten am besten ersichtlich, wenn man die obere Extremität in eine analoge Position nach oben bringt, wie sie die untere Extremität nach unten hat, d. h., wenn man die obere Gliedmasse senkrecht erhebt, so dass ihre Beugeseite nach hinten sieht, den Vorderarm dabei aber pronirt lässt.

In dieser letzteren Stellung lässt sich namentlich die Homologie der vom Schulterblatte und Hüftbeine zu den freien Extremitäten hinziehenden Muskeln in die Augen springend erkennen.

Unter diesen Gesichtspunkten werden nun an beiden Gliedmassen folgende Muskeln einander homolog gefunden:

1. Die von der Dorsalfläche der *Scapula* zum *Tuberculum majus* hinziehenden Muskeln den von der Dorsalfläche des *Ilium* zum *Trochanter major* verlaufenden Muskeln, und zwar entspricht — in Hinsicht der Umkehrung von Oben und Unten an Schulter und Becken:

der *Musculus supraspin.* dem *Glutaeus minimus*,
„ „ *deltoid. (port. acrom.)* „ *Glutaeus max.* und
„ „ *infraspin.* „ *Glutaeus medius.*

Die mächtigsten Partner dieser Gruppe, der *Musculus deltoid.* und *Glutaeus max.*, inseriren sich conform etwas tiefer an der *Tuberositas hum.* beziehungsweise *femoris*; deren stark differirender Ursprung ist bei der so abweichenden Configuration ihrer knöchernen Basis [1]) nicht verwunderlich.

Der *Musculus teres minor* kann als ein vom vorderen Schulterblattrande entspringendes Muskelbündel des *Infraspinatus* betrachtet werden.

[1]) Die Begründung dieser Abweichung siehe bei *Spina scapulae* im Anfange.

2. Desgleichen sind einander homolog die von der Ventralfläche der *Scapula* zum *Tuberculum minus* und die von der Ventralfläche des *Ilium* zum *Trochanter minor* ziehende Musculatur, also der *Musculus subscapularis* dem *Iliacus* [1]). Der *Musculus teres major* ist als Scapularursprung des *Latissimus dorsi* anzusehen, wie ja auch öfters am Becken ähnliche vom vorderen Darmbeinrande zum *Ileopsoas* hinziehende Muskelbündel beobachtet werden.

3. Unverkennbar ist auch das homologe Verhalten der Streckmuskeln des Vorderarmes und Unterschenkels, also des *Musculus extensor brachii triceps* und des *Extensor cruris quadriceps.*

Ihre Ursprungsstellen können als wesentlich identische bezeichnet werden, indem die mehr selbstständigen Köpfe, das *Caput long. tric.* und der *Rectus cruris*, ganz symmetrisch, der eine unterhalb der Gelenkspfanne (am *Tuberculum infraglen. scap.*) und der andere oberhalb der Pfanne (an der *Spina ant. inf. ilii*) entspringen, und die übrigen Köpfe, wie am *Humerus* so am *Femur*, seitwärts und rückwärts (beziehungsweise am *Femur* vorne) an diesen Knochen entstehen. Selbstverständlich entsprechen dabei die inneren Muskelpartien des Oberarmes den äusseren des Oberschenkels und vice versa; und da auch der *Musculus anconaeus quart.* in den Rahmen dieser Muskelgruppe gehört, so sind einander gegenüber zu stellen [2]):

Caput med. tric. dem *Vastus lat. et crur.* und
Caput lat. tric., *Anconaeus quart.* } dem *Vastus medialis.*

Die Insertion des *Extensor brachii triceps* und *Anconaeus quart.* an der *Ulna* und andererseits des *Extensor crur. quadriceps* an der *Tibia* (mittelst des *Ligamentum pat. propr.*) widerspricht allerdings der beim Skelete gefundenen Homologie, nach welcher ja *Ulna* und *Fibula* einander entsprächen, wird aber später ihre Aufklärung finden.

4. Identisch sind weiters die *Musculi subanconaei* und *subcrurales* auch durch ihre gemeinsame Function als Gelenkskapselspanner.

[1]) Ein ganz ähnliches Verhalten, wie es der mit der Endsehne des *Iliacus* sich vereinigende *Psoas major* zeigt, bietet der *Latissimus dorsi*, der ja auch knapp neben dem *Subscapularis* inserirt und füglich als ein durch die Rippen mehr an die Oberfläche gedrängter Pendant des *Psoas* angenommen werden kann; zudem ist ja auch der *Psoas* zuweilen vom *Iliacus* ganz getrennt zu finden.

[2]) S. W. Krause, Anatomische Varietäten etc. Hannover 1880.

5. Einander homolog erweisen sich ferner die einerseits vom Coracoidfortsatze zu den proximalen Enden der beiden Vorderarmknochen, wie andererseits vom Sitzbeine zu den proximalen Enden der Unterschenkelknochen verlaufenden Beugemuskeln, nämlich:

a) Der *Musculus biceps brachii* dem *Musculus biceps femoris*. Beide unterscheiden sich nur dadurch, dass das *Caput long. bic. br.* an der unteren Extremität seine lange Ursprungssehne eingebüsst hat [1]) und daher am *Femur* ungefähr an der gleichen Stelle entspringt, wo auch am *Humerus* sein Muskelbauch beginnt; damit ist der lange Kopf des *Biceps br.* zum kurzen Kopfe des *Biceps fem.* und umgekehrt der kurze Kopf des *Biceps br.* zum langen Kopfe des *Biceps fem.* geworden [2]).

b) Der *Musculus coracobrachialis* dem *Musculus semitendinosus* und der *Musculus brach. int.* dem *Musculus semimembranosus*. Der *Coracobrachialis* ist durch eine sehnige Verlängerung bis zur *Tibia* zum *Semitendinosus* geworden, wie in fast gleicher Weise der *Brachialis int.* durch eine häutige Fortsetzung nach aufwärts bis zum *Ischium* sich in den *Semimembranosus* umgewandelt hat [3]).

Nicht unwesentlich wird die Deutung dieser Muskeln durch den Umstand unterstützt, dass das *Caput breve bic. br.* am Ursprunge mit dem *Coracobrachialis* ebenso verwachsen ist, wie das *Caput long. bic. fem.* mit dem *Semitendinosus*, und dass weiters der *Brachialis int.* ebenso mit der Ellbogengelenkskapsel in enger Verbindung steht und sie vor Einklemmung bewahrt, wie dies beim *Semimembranosus* bezüglich der Kniegelenkskapsel der Fall ist.

Die Insertionen beider Muskelgruppen an *Radius* und *Tibia* einerseits *(Biceps br. - Semitendinosus* und *Semimembranosus)* und an *Ulna* und *Fibula* andererseits *(Brachialis int. - Biceps fem.)* zeigen abermals dasselbe widersprechende Verhalten, wie es schon am *Triceps br.* und *Quadriceps cr.* betont wurde und später noch zur Besprechung gelangt.

Bedeutend grösseren Schwierigkeiten begegnet man bei der Vergleichung der Musculatur des Vorderarmes mit jener des Unterschenkels. Vornehmlich überraschen und verwirren dabei drei auffällige Beobachtungen: Zuerst, dass jener mächtige Muskelwulst, der an der Radialseite so stark hervortritt (die beiden *Supinatores* und *Radiales ext.*), an der Tibialseite ganz fehlt und die *Tibia* daselbst nur von der Haut bedeckt ist; weiters, dass an der Wade uns eine dem Arme anscheinend fremde Muskelgruppe (*Gastrocnemius* und *Soleus*) entgegentritt, und schliesslich, dass von den Unterschenkelmuskeln nur die oberflächlicheren Beuger *(Gastrocnemius* und *Plantaris)* ihren Ursprung von den Condylen des *Femur* nehmen, während doch der grösste Theil der Vorderarmmuskeln an die Condylen des *Humerus* hinaufreicht. Indess gelingt es trotz dieser und ähnlicher Schwierigkeiten bei eingehender Untersuchung doch, die Muskeln des Vorderarmes, freilich meist in veränderter Form und Function, auch am Unterschenkel wiederzufinden.

So erkennen wir, abermals mit der Streckseite beginnend, an beiden Gliedern als mit einander übereinstimmend:

6. Den *Musculus extensor dig. comm.* mit dem *Extensor dig. comm. longus*. Beide schicken ihre Endsehnen zum Rücken des zweiten bis fünften Fingers beziehungsweise dieser Zehen; doch entspringt der erstere am *Epicondylus hum. radialis* und letzterer von der oberen *Fibula* und vom *Condylus ext. tibiae*.

Als selbstständig gewordene fünfte Sehne beider Muskeln können der *Extensor dig. min.* und der *Peroneus tert.* betrachtet werden; beide endigen gleichmässig am *Os metacarp. V.* respective *Os metatars. V.*

7. Ebenso entspricht der *Extensor poll. longus* dem *Extensor hall. longus*. Beide entspringen analog an *Ulna* respective *Fibula* (nur an dieser tiefer), und gehen zur Endphalanx.

8. Der *Abductor poll. longus* ist zu vergleichen dem *Tibialis anticus* [1]). Beide endigen in gleicher Weise am *Os metacarpale I.* respective *metatarsale I.*, doch kommt jener von *Radius* und *Ulna* und dieser nur von der *Tibia*.

Der *Tibialis ant.* scheint indess nicht blos Vertreter des *Abductor poll. longus* zu sein, sondern auch die am Unterschenkel verlustig gegangenen

---

[1]) Das Fehlen dieser Sehne ist übrigens auch schon am Oberarme beobachtet worden (Hyrtl).

[2]) W. Krause (l. c.) stimmt mit dieser Deutung insoferne überein, als er auch den kurzen Kopf *Biceps br.* (von ihm *Musculus quadrigeminus* genannt) für den langen Kopf des *Biceps fem.* erklärt.

[3]) Bezeichnend ist, dass diese Muskelverlängerungen nur aus sehnigem und häutigem Gewebe gebildet sind.

[1]) Daher das scheinbare Fehlen eines *Abductor hall. longus*.

Radiales ext. theilweise ersetzen zu sollen, wie denn auch seine Wirkung (Supination des Fusses) mit einer gleichzeitigen Abduction und Extension, also der Gesammtwirkung des *Abductor poll. long.* und der *Radiales ext.*, verglichen werden kann [1]).

9. Der *Musculus ulnaris ext.* wird am Unterschenkel im *Peroneus brevis* wieder erkannt. Beide inseriren sich gleichmässig am Rücken des *Os metacarp. V.*, beziehungsweise *Os metatars. V.*; während aber der erstere vom *Epicondylus hum. rad.* entspringt und dann längs der *Ulna* herabläuft, nimmt letzterer, da er gleich den übrigen Streckmuskeln den Condylen-Ursprung verloren hat, seinen Ursprung sogleich tiefer von der der *Ulna* adäquaten *Fibula.*

10. Der *Musculus ulnaris int.* wird im *Peroneus longus* wieder gefunden. Der *Ulnaris int.* entsteht vom *Epicondylus hum. ulnaris* und von der *Ulna* und inserirt am *Os pisiforme* [2]), wirkt aber über letzteres hinaus mittelst des *Ligamentum pisometacarpeum* auch auf den *Metacarpus*; der *Peroneus longus* entsteht tiefer von der *Fibula*, verläuft längs derselben abwärts und wendet sich dann schräg an der Fusssohle zum *Os metatars. I.*, öfters auch noch an den zweiten und dritten Metatarsalknochen Zweigsehnen abgebend.

Für beide Muskel charakteristisch ist die schlitzförmige Nervendurchbohrung an ihren Köpfen (durch den *Nervus ulnaris* respective *Nervus peroneus*).

Es wurden diese zwei Muskeln, obwohl mehr zu den Beugern gehörig, hier mit den Muskeln der Streckseite abgehandelt, weil der obere Theil des *Peroneus longus* noch an der Streckseite liegt. Sie bilden daher den richtigen Uebergang zur Besprechung der Musculatur an der Beugefläche des Vorderarmes und Unterschenkels. Eine äusserliche Aehnlichkeit ist zwischen diesen Muskelpartien allerdings kaum wahrzunehmen, was übrigens bei der so verschiedenen Gebrauchsweise der distalen Extremitätenhälften begreiflich erscheinen muss. Die Function des Unterschenkels und des Fusses erscheint gegenüber jener des Vorderarmes und der Hand nicht nur wesentlich geändert, sondern auch vereinfacht; demgemäss findet man auch an der unteren Gliedmasse die bezügliche Musculatur vielfach verändert und vereinfacht (durch Verschmelzung, Verkürzung, Schwund u. s. w.).

Unter diesem Gesichtspunkte und sorgfältiger Berücksichtigung der schon früher für die Homologie zweier Muskeln als massgebend angeführten Grundsätze gelangt man zwanglos zu folgendem Resultate:

11. Der *Musculus supinator long.* bildet am Unterschenkel das *Caput mediale gastrocnemii* und der *Pronator teres* das *Caput later. gastrocnemii* [1]). Der mediale Kopf des *Gastrocnemius* ist daher auch etwas stärker und entspringt etwas höher als der laterale Kopf. Sonst decken sich die Ursprungsstellen dieser Muskeln an den Condylen des *Humerus* und *Femur*; während aber der *Supinator long.* und *Pronator teres* sich am *Radius* ansetzen, inseriren sie sich am Unterschenkel vereinigt in der Achillessehne am Fersenbeine und ermöglichen damit ihrerseits den aufrechten Gang auf zwei Füssen.

Dem *Gastrocnemius* kommt keinerlei supinirende oder pronirende Wirkung [2]) zu, wie sie seine Partner am Arme ausüben; deshalb sind auch seine zwei Köpfe näher an einander gerückt (die schief von aussen und innen kommenden Faserbündel entfielen eben), und diesem Umstande ist es wohl zumeist zuzuschreiben, dass in der *Fossa cubiti* die vom Oberarme herabkommenden Muskeln von den Vorderarmmuskeln eingerahmt sind, während in der *Fossa poplitea* umgekehrt die Köpfe des *Gastrocnemius* zwischen den vom Oberschenkel herabkommenden Beugern liegen.

In Folge einerseits der Verschmelzung des *Supinator long.* mit dem *Pronator ter.*, wodurch er an

[1]) C. Bardeleben, Ueber Innervirung, Entstehung und Homologie der distalen Gliedmassenmuskel bei den Säugethieren. Anatomischer Anzeiger, VI. Jahrgang, Jena 1891) hält sogar dafür, dass der *Tibialis ant.* nur die beiden *Radiales ext.* vertrete. Der Wahrheit kommt wohl am nächsten, den *Tibialis ant.* der Vereinigung beider *Radiales ext.* mit dem *Abductor poll. longus* (deren Sehnen sich kreuzen!) gleichzusetzen. Siehe darüber auch: L. Fick, Hand und Fuss (in Müller's Archiv 1857).

[2]) Auffallenderweise hat oft auch die Sehne des *Peroneus longus* am *Os cuboid.* ein kleines Sesambein, das dem *Os pisiforme* vergleichbar wäre.

[1]) Wie auch Krause (l. c.) erklärt. — Bardeleben (l. c.) dagegen hält sonderbarer Weise den *Ulnaris int.* für den dem *Gastrocnemius* entsprechenden Muskel; den *Supinator long.* will er in seinem *Tibialis medialis* (der Nager etc.) wieder erkennen.

[2]) Die ohnehin beschränktere und nur bei gebeugtem Knie mögliche Rotation im Kniegelenke wird als Nebenfunction von den Beugemuskeln nebst dem *Gracilis*, *Sartorius* und *Popliteus* besorgt, so dass die selbstständigen Rotatoren des Vorderarmes am Unterschenkel disponibel und entweder modificirt zu einer neuen Function herangezogen wurden *(Supinator long.* und *Pronator teres)* oder atrophirten *(Supinator brevis* und *Pronator quadr.)*.

die Beugeseite hinübergezogen wurde, und andererseits des Aufgehens der beiden *Radiales ext.* im *Tibialis ant.* wird es nun auch erklärlich, warum die Innenseite der *Tibia* von Muskeln entblösst ist.

12. Der *Musculus flexor digit. comm. sublimis* erscheint an der unteren Gliedmasse in Folge seiner nothwendig gewordenen Anwachsung am Fersenbeine (Achillessehne) in zwei Theile getrennt, einen proximalen, den *Musculus soleus*, und einen distalen, den *Musculus flexor digit. comm. brevis.* Sowie der der *Flexor dig. subl.* von der *Ulna* (und dem *Epicondylus ulnaris*) entsteht und tiefer unten vom *Radius* Verstärkungsbündel erhält, so entspringt auch der *Soleus* mit seinem Hauptantheile an der *Fibula* und nur mit einem schwächeren Theile tiefer an der *Tibia.* Und die Verwandtschaft des *Flexor dig. comm. subl.* mit dem *Flexor dig. comm. brevis* ist besonders daraus ersichtlich, dass die Endsehnen beider von den tiefen Beugern durchbohrt werden.

13. Der *Musculus palmaris longus* wird leicht im *Plantaris* wieder erkannt. Ihre Ursprungsstellen am *Epicondylus hum. ulnaris*, beziehungsweise *Epicondylus fem. fib.* sind identisch; im weiteren Verlaufe wird jedoch der *Plantaris*, ähnlich dem vorigen Muskel, durch die Einbeziehung seiner Sehne in die Achillessehne daran gehindert, ebenso als Spanner der Plantaraponeurose zu fungiren[1]), wie der *Palmaris* als Spanner der Palmaraponeurose.

14. Dem *Musculus flexor digit. comm. profundus* begegnet man am Unterschenkel wieder als *Flexor digit. comm. longus.* Beide versehen mit perforirenden Sehnen den zweiten bis fünften Finger beziehungsweise diese Zehen, doch entspringt jener von der *Ulna* und dieser von der *Tibia* (also dasselbe anomale Verhältniss wie beim *Triceps* und *Quadriceps*!).

15. Dieselbe Ursprungsanomalie findet man am *Flexor pollic. longus* und seinem Pendant, dem *Flexor hall. longus*, indem jener vom *Radius* und dieser von der *Fibula* ausgeht.

16. Dem *Musculus radialis int.* gleicht nach Insertion und Verlauf vollkommen der *Tibialis post.* (ersterer vom Ulnarcondyl zum zweiten und dritten *Metacarpale*, dieser tiefer von der *Fibula* zum zweiten und dritten *Metatarsale* ziehend). Allerdings ist der *Tibialis posticus* bei der Neugestaltung der Wadenmusculatur in die Tiefe gedrängt worden.

[1]) Bei vielen Säugethieren (*Lepus* etc.) hat er bekanntlich noch diese Function. Uebrigens lässt sich (nach Krause) auch beim Menschen der Uebergang des *Plantaris* in die *Fascia plantaris* darstellen.

17. Vorhin wurde der *Pronator teres* für den lateralen Kopf des *Gastrocnemius* erklärt; Krause (l. c.) hebt jedoch hervor, dass dies nur für den Condylenursprung des *Pronator teres* gelten könne, während der Ulnarkopf des *Pronator teres*[1]) nach Verlauf und Function dem *Popliteus* entspricht.

18. Die kurzen Hand- und Fussmuskeln[2]) zeigen im Allgemeinen eine solche Uebereinstimmung, dass es genügen wird, die wenigen Abweichungen davon zu erwähnen. Solche sind:

a) Der *Extensor poll. brevis* nimmt seinen Ursprung vom Vorderarme *(Ulna)*, der ihm correspondirende *Extensor hall. brevis* aber vom Fussrücken *(Calcaneus)*, zeigt also auch die bei den Unterschenkelmuskeln schon widerholt hervorgehobene Verkürzung.

b) Dasselbe Verhältniss findet man zwischen den einander entsprechenden *Musculus extensor indicis propr.* und dem *Extensor digit. comm. brevis*; ersterer, von dem sich ja auch öfters Zweigsehnen zu den Nachbarfingern abspalten, ist eben der Rest eines zuweilen noch als Varietät beobachteten (Krause) gemeinsamen kurzen Fingerstreckers.

Damit wäre nun die Vergleichung aller jener Muskeln durchgeführt, welche an beiden Extremitäten einen Repräsentanten haben, und es erübrigt nur, jener vereinzelten Muskeln Erwähnung zu thun, die nur der einen Extremität zukommen, der anderen aber abgehen.

Solche singuläre Muskeln sind:

a) an der oberen Gliedmasse: der *Supinator brevis, Pronator quadratus*[3]), *Palmaris brevis* und *Opponens poll.*[4]);

[1]) Nach Macalister (Journal of Anatomy, Tom. III) gehört der Ulnarkopf des *Pronator teres* mit dem *Pronator quadratus* zu jener tiefen Muskelschichte, die bei manchen Thieren (Beutelthier, Carnivoren) sich längs der ganzen Volarfläche des Vorderarmes erstreckt.

[2]) Nämlich:

Manus		*Pes*
Abductor poll. br.	=	*Abductor hall.*
Adductor poll	=	*Adductor hall.*
Abductor dig. V.	=	*Abductor dig. V.*
Flexor poll. br.	=	*Flexor hall. br.*
Flexor dig. V. br.	=	*Flexor dig. V. br.*
Opponens dig. V.	=	*Opponens dig. V.*
Lumbricales	=	*Lumbricales*
Interossei	=	*Interossei.*

[3]) Als Varietät auch am Fusse beobachtet *(Pronator pedis)* Meckel.

[4]) Nach Krause ist der *Opponens poll.* am Fusse durch jenes Bündel des *Abductor hall. br.* repräsentirt, das vom *Os tars. 1* entspringt. Uebrigens fehlt ein selbstständiger *Opponens hallucis* schon dem *Simia troglodites* (Fick, l. c.).

b) an der unteren Gliedmasse: die beiden Obturatoren, der *Pyriformis, Quadratus fem., Gracilis, Sartorius*, die Adductoren und die *Caro quadrata Sylvii*[1]).

Der Grund, dass diese Muskel nicht an beiden Extremitäten gefunden werden, kann offenbar nur darin gesucht werden, dass dieselben einerseits mit der Aenderung in der Gebrauchsweise einer Extremität functionslos wurden und daher verkümmert und geschwunden sind (Gruppe *a*), und dass andererseits wieder eben diese geänderte Function einer Extremität zu neuen Muskelbildungen den Anstoss gegeben hat (Gruppe *b*).

Als Gesammtergebniss der vorstehenden Muskelvergleichung zeigt die folgende Tabelle die homologen Extremitätenmuskeln einander gegenübergestellt:

Uebersicht der homologen Muskeln

der oberen Extremität	der unteren Extremität
Supraspinatus	*Glutaeus minimus*
Deltoides (Pars acrom.)	„ *maximus*
Infraspinatus, *Teres minor*	„ *medius*
Subscapularis	*Iliacus*
Extensor brachii triceps, *Anconaeus quart.*	*Extensor cruris quadriceps*
Subanconaei	*Subcrurales*
Biceps brach., caput longum	*Biceps femor., caput breve*
„ „ „ *breve*	„ „ „ *longum*
Coracobrachialis	*Semitendinosus*
Brachialis internus	*Semimembranosus*
Extensor digitorum comm.	*Extensor digit. comm. long.*
„ *digiti min.*	*Peroneus tert.*
„ *pollicis longus*	*Extensor hallucis longus*
„ „ *brevis*	„ „ *brevis*
„ *indicis propr.*	„ *digit. comm. brevis*
Abductor pollicis longus, *Radiales externi*	*Tibialis anticus*
Ulnaris externus	*Peroneus brevis*
„ *internus*	„ *longus*
Supinator longus	*Gastrocnemius, caput mediale*
Pronator teres	*Gastrocnemius, caput laterale*
Flexor digit. comm. subl.	*Soleus*
	Flexor digit. comm. brevis
„ „ „ *prof.*	„ „ „ *longus*
Palmaris longus	*Plantaris*
Flexor pollicis longus	*Flexor hallucis longus*
Radialis internus	*Tibialis posticus*
Pronator teres (Pars uln.)	*Popliteus*
die kurzen Handmuskeln (ausgenommen den *Palmaris br.* und *Opponens poll.*).	die kurzen Fussmuskeln (ausgenommen den *Flexor digit. comm. br.* und die *Caro quadr. Sylvii*).

[1]) Adaptirt den Fuss zum Sohlengange, beim Chimpanse noch nicht vorhanden.

Es obliegt nun noch, nachträglich die im Texte versprochene Aufklärung hinsichtlich einiger anscheinend anomaler Muskelinsertionen zu geben. Während nämlich doch unbestreitbar die *Tibia* dem *Radius* und die *Fibula* der *Ulna* homolog ist, finden wir, dass einerseits der *Triceps brachii*, der *Brachialis internus* und der *Flexor digit. comm. prof.* an der *Ulna* endigen beziehungsweise beginnen, ihre Vertreter an der unteren Extremität aber, der *Quadriceps cruris*, der *Semimembranosus* und der *Flexor digit. comm. long.* an der *Tibia* (statt, wie zu erwarten, an der *Fibula*) inseriren, und dass wieder andererseits der *Biceps brachii, Flexor poll. long.* und *Extensor digit. comm.* sich an der Radialseite *(Radius, Epicond. rad.)* ansetzen, dagegen die ihnen gleichwerthigen *Biceps fem., Flexor hall. longus* und *Extensor digit. comm. longus* (dieser nur grossentheils) an der *Fibula* (statt an der *Tibia*) ihre End- beziehungsweise Ursprungssehnen inseriren.

Nun wolle man sich aber erinnern, dass — wie früher dargelegt ist — in Folge der mit der fortschreitenden Extremitätenentwicklung geänderten Lagerungsverhältnisse die Skeletknochen in der Ellbogen- und Kniegegend eine Verwerfung zwischen Innen und Aussen erfahren haben (siehe auch das früher dargestellte Schema), so dass nun der Function nach der proximale Theil der *Ulna* dem proximalen Theile der *Tibia* und der proximale Theil des *Radius* der proximalen Partie der *Fibula* entsprechen. Damit sind nun die erwähnten Muskelinsertionen aufgeklärt: die angeführten Muskeln mussten nämlich, um ihre Function an beiden Extremitäten in gleicher Weise ausüben zu können, auch die functionell gleichwerthigen Knochenpartien zur Insertion wählen, d. h. die Muskelansätze der oberen *Ulna* sind an der oberen *Tibia* und jene des oberen *Radius* an der oberen *Fibula* zu suchen.

Wie man sieht, haben jedoch nur die längsten dieser Muskeln, augenscheinlich genöthigt durch die Eigenheit ihrer Function, ihre

Ansätze im erwähnten Sinne verschoben, nämlich die Beuger und Strecker des Vorderarmes und Unterschenkels und die langen Beuger und Strecker der Finger und Zehen; und zudem ist auch ersichtlich, dass die langen Zehenstrecker diese Ursprungsverschiebung nicht so ausgeprägt zeigen wie die Zehenbeuger, indem der *Extensor digit. comm. long.* noch theilweise von der *Tibia* seinen Ursprung nimmt [1]) und der *Extensor hall. longus* noch ganz von der *Fibula*, also wie der *Extensor poll. longus* von der *Ulna*, entspringt.

Dass diese Muskelverschiebungen schon aus frühzeitigen Entwicklungsperioden stammen, zeigt eine Beobachtung Bergmann's [2]), welcher bei Tritonen und Salamandern den Uebergang der Insertion des *Extensor cruris quadriceps* von der *Fibula* auf die *Tibia* constatiren konnte.

Es wäre jedoch gefehlt, aus solchen und ähnlichen Beobachtungen oder etwa daraus, dass die Ausbildung des menschlichen Fusses die letzte Phase der Extremitätenentwicklung darstellt, die Ansicht herleiten zu wollen, dass die gefundenen Differenzen zwischen den Muskeln beider Extremitäten etwa lediglich Veränderungen an der unteren Gliedmasse zuzuschreiben wären; es wäre dies ebenso unrichtig, wie die gegentheilige frühere Annahme, dass die untere Gliedmasse im Wesentlichen ihre ursprünglichen Verhältnisse beibehalten habe; denn es ist nach dem gegebenen Entwicklungsgange ja doch klar, dass dabei die obere wie die untere Extremität tiefgreifende Aenderungen ihrer ursprünglichen Formation erlitten haben.

Das Resultat der vorliegenden Betrachtungen des Knochen- und Muskelbaues der menschlichen Extremitäten lässt sich nun dahin zusammenfassen:

1. dass die oberen und unteren menschlichen Extremitäten einander thatsächlich homolog sind, und

2. dass die verschiedene Gestaltung beider Extremitäten in der stufenweisen Entwicklung der Wirbelthiere ihre Begründung findet und dass der Mensch somit auch diesen Entwicklungsgang durchgemacht haben müsse.

[1]) In analoger Weise erhält übrigens auch der *Flexor dig. comm. longus* zuweilen einen accessorischen Kopf von der *Fibula* her.

[2]) Bergmann, Archiv für Anatomie und Physiologie 1841, S. 202.

Studien zur germanischen Volkskunde.

II.

Von Dr. **Rudolf Meringer,** k. k. a. ö. Professor an der Universität Wien.

(Vgl. Bd. XXI, S. 101 ff. und Bd. XXII, S. 101 ff.)

(Mit 127 Text-Illustrationen.)

„Die Wohnungen des Volkes sind die treuesten Verkörperungen seiner Seele." Rosegger, Gesammelte Schriften, VII, S. 12.

Im Anschlusse an Bancalari's Arbeit über das oberösterreichische Bauernhaus („Ausland" 1892, Heft 16, 19, 20, 21, 22) und zur Ergänzung meines eigenen Versuches über das Bauernhaus von Aussee, schien es mir nothwendig, das volksthümliche Haus Nordsteiermarks und seine Geräthe darzustellen: deshalb widmete ich mit Unterstützung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien diesem Zwecke eine Reise, welche von Payerbach nach Mürzzuschlag, Bruck a. d. Mur, Leoben, Vordernberg, Eisenerz, Admont, Aussee, Bischofshofen und Salzburg führte. Mit Freude möchte ich hier schon der Museen in Salzburg und in Eisenerz gedenken, welche recht schöne Sammlungen von volksthümlichem Hausrathe aufweisen. Namentlich das Museum in Eisenerz verdient Lob, weil es zeigt, was ein einzelner Schulmann, wie Johann Krainz, für den Ort seiner Thätigkeit auch ausserhalb seiner Pflicht zu leisten im Stande ist. Möchten nur bald Andere dem Beispiele solcher Männer folgen; denn heute wäre ein kleines Ortsmuseum zu errichten eine noch verhältnissmässig leichte Sache, wenn eben das Augenmerk auf volksthümliche Dinge, die ausser Gebrauch kommen und in Rumpelkammern und unter dem alten Eisen zu Grunde gehen, und nicht auf Kostbarkeiten und Schätze gerichtet würde. Seelsorger und Lehrer stehen überall solchen Fragen wohlwollend gegenüber, und es bedarf vielleicht nur eines kleinen Anstosses, um guten Willen in gute Thaten umzusetzen. Ich hoffe, dass auch Admont, das berühmte Benedictiner-Stift, dem Gedanken, ein volksthümliches Museum anzulegen, nicht mehr fern steht [1]).

[1]) Der Curschmied des Klosters, Herr Ferdinand Leitner, hat einer solchen Sammlung schon verständnissvoll vorgearbeitet und hat die alten Eisensachen in einem Nebenhofe untergebracht. Die gelehrten Patres des Klosters wären geradezu prädestinirt, eine solche Sammlung anzulegen, wie sie Eisenerz und Salzburg besitzen. Die günstige Lage des Ortes, sowie die vielen über das Land zerstreuten Seelsorger würden die Arbeit rasch zu einer erspriesslichen machen und der Orden St. Benedict's hätte ein neues Ruhmesblatt den anderen beigefügt.

Von Literatur, die unsere Gegenden berührt, ist mir Folgendes bekannt geworden:

Topographia Ducatus Stiriae. Authore et Delineatore Georgio Matthaeo Vischer, 1681. Leider ist auf diesen Bildern das Bauernhaus nur berücksichtigt, wenn es in unmittelbarer Nähe einer Burg steht, und auch dann ist es gar zu schematisch gezeichnet.

Die nordöstliche Steiermark. Eine Wanderung durch vergessene Lande von Ferdinand Krauss. Graz 1888. Leider hat der Verfasser wenig Rücksicht auf die Bewohner genommen.

Die eherne Mark. Eine Wanderung durch das steierische Oberland von Ferdinand Krauss, Landesrechnungsrath, Graz 1892, I. Bd. Dieses Werk enthält eingehende Schilderungen und werthvolle Artikel. Seine Stärke liegt aber in Dingen, die uns hier wenigstens nicht zunächst interessiren. Ueber den obersteierischen Bauernhof handeln die Seiten 15—21. Beigegeben sind einige Illustrationen, welche dem Kronprinzenwerke entnommen sind.

Sehr schöne Artikel enthält der Band Steiermark des Kronprinzenwerkes: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Namentlich kommt der Aufsatz: Zur Volkskunde Steiermarks, von Oberlehrer Johann Krainz in Betracht (S. 139 ff.). Vom Bauernhause handelt Krainz S. 146 ff.; auf S. 147 sind recht gute „obersteierische Bauernhaustypen". (Auf derselben Seite spricht Krainz von einer „Äsen" „zur Trockenlegung des Brennholzes". Äsen kann blos eine falsche Uebersetzung in's Hochdeutsche sein. Man spricht „Asn" mit dumpfem a, folglich ist schriftdeutsch „Asen" und nicht „Äsen" zu schreiben [1]). Und „Asen" schreibt auch Rosegger.)

[1]) In meinem früheren Aufsatze habe ich die dumpfen a des Dialektes mit o bezeichnet; ich werde sie jetzt wieder mit a bezeichnen, um einen Zusammenfall mit o zu vermeiden; a bedeutet also bei mir sowohl das dumpfe a, welches aus reinem a entstanden ist, wie auch das ganz helle, welches auf ä zurückgeht.

Oberst G. Bancalari hat a. a. O. auch obersteierische Haustypen, die sich nach Norden über die Grenze hinziehen, beschrieben.

Sehr wichtige Aufschlüsse enthalten P. K. Rosegger's Schriften; namentlich kommen in Betracht:

Das Volksleben in Steiermark, 2 Bücher, Hartleben 1881. „Haus und Heim" beschreibt Rosegger S. 12—19. Diese Darstellung ist um so werthvoller, als sie der Feder eines hochbegabten Schriftstellers, der seine Heimat beschreibt, entstammt. Ein streng wissenschaftliches Werk kann natürlich eine derartige allgemeine Uebersicht nicht sein.

Was Rosegger als Dichter am trefflichsten zu schildern versteht, das ist das Leben im Hause. Man lese nur die Abschnitte „Das Schatzkästlein", „Der Tisch", „Das Altarl", „Das Trudenkreuz", kurz alle in dem ersten Buche, welches sich „Das Haus" betitelt. Wie tief Rosegger in das Verständniss des Hauses eingedrungen ist, das beweisen die Worte, welche als Leitstern an die Spitze dieses Aufsatzes gestellt sind. Die Sprache und die Wohnstätte, das Haus, gehören zu den bezeichnendsten Schöpfungen eines Volkes. Hier treffen sich in ihrem Streben Dichter und Gelehrte. V. Jagić hat (Arch. f. slav. Phil., XIV, 4. Heft, S. 636) als die Hauptaufgabe der Hausforschung „die ethische Seite des Gegenstandes" bezeichnet, „den innigen Zusammenhang zwischen dem Menschen, als dem Bewohner, und dem Hause, als seiner Wohnstätte". Das muss das ideale Ziel der Hausforschung bleiben und die Forschung wird es immer dem Dichter danken, wenn er mit gewandtem Griffel das Leben im Hause zeichnet, während der wissenschaftlich Strebende das Aeussere, das Greifbare und Messbare wiedergibt [1]).

Die Aelpler nach ihren Wald- und Dorftypen geschildert, von P. K. Rosegger, 1881.

Waldheimat, Erinnerungen aus der Jugendzeit, von P. K. Rosegger, 1882.

Ein an das unsere anschliessendes Gebiet behandelt der Aufsatz: „Ortsanlagen und Wohnungen" im Kronprinzenwerke (Band „Salzburg", S. 461). Der Verfasser (Karl Wagner) sagt, dass in Salzburg der Flur „Haus" heisse, die Kammer „Kematen", die Milchkammer „Steingaden", ober dem Hause sei der „Soller", der Balcon heisse „Hausgang". Der Dachraum habe den Namen „der Obenauf", wodurch meine Herleitung des Ausseer Wortes „Mauf" (diese Mittheilungen Bd. XXI, S. 105, Anm. 1) bestätigt wird.

Von Bedeutung für unsere specielle Aufgabe sind auch einige Werke von A. Schultz.

Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrhundert, von Alwin Schultz. Grosse Ausgabe, Wien, 1892. Das Werk ist für die Bauernhausforschung um so wichtiger, als es sich vielfach mit dem mittelalterlichen Hausrathe beschäftigt und der bäuerliche Hausrath von heute noch vielfach ganz dem jener Jahrhunderte entspricht.

Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts, von Dr. Alwin Schultz, Leipzig 1890.

Dankbar möchte ich auch der „Specialausstellung mittelalterlichen Hausrathes" des österreichischen Museums für Kunst und Industrie gedenken, um so freudiger, als das Museum daran denkt, in den nächsten Jahren diese Ausstellung

---

[1]) Zu dem Abschnitte, der sich „Die Wiege" betitelt, möchte ich einen kleinen Nachtrag bringen (siehe Rosegger, S. 117). Das zweite und dritte der drei Wiegenlieder habe ich auch in Wien singen hören, aber das dritte in der zweifellos richtigen Fassung. Man sang das Kind so in Schlaf:

Schlaf, Kinderl, schlaf!
Dei Vater ist ein Graf,
Dei Mutter ist an arme Dirn,
Muss das Kinderl selber wiagn.

So schläferte auch die bravste Bürgersfrau ihr kleines Söhnlein ein, dessen Vater nichts weniger als ein romantischer Graf war.

Ein anderes haben wir als Kinder zum „Auszähl'n" verwendet. Wer zum Haschen u. s. w. bestimmt werden soll, wird ausgezählt. Zwei, drei oder mehr Kinder stellen sich zusammen und eines schlägt mit der Hand die anderen nach dem Tacte der Verse. Wen der letzte Schlag trifft, der ist „ausgezählt":

Eins — zwei — drei —
Bigga — Bagga — Nei —
Bigga — Bagga — Haberstroh —
Liegen — vierzehn — Kinder — da —
Und am — Tisch —
Liegt a — Fisch —
Kommt die — Katz —
Und frisst den — Fisch —
Kommt der — Metzger —
Mit der — Tasch'n —
Gibt der — Katz —
A rechte — Flasch'n.

Oder man sagt:

Asl — Wasl —
Thomas — Grasl —
Witz — Wutz —
Aussi — g'stutzt!

chronologisch fortzusetzen. Trefflich ist Hofrath v. Falke's „Historische Einleitung" des Kataloges. Da dieser Aufsatz bei Beginn der Ausstellung schon längst abgeschlossen war, konnte auf die Ausstellung und deren Objecte nur gelegentlich Rücksicht genommen werden (vgl. auch „Mittheilungen des österreichischen Museums" 1892, Decemberheft).

Viel kostbares Material, das nach und nach gehoben werden muss, wäre wohl noch aus alten und neuen Bildern zu gewinnen. Ich möchte da nur auf Fr. Defregger's „Urlauber" hinweisen, dessen Handlung in einer Küche (wohl in Tirol) sich abspielt. Herd, Dreifuss, Widasen, Schüsselrem — Alles ist ganz naturgetreu gemalt, jedes Detail künstlerisch gesehen. Nur die Form des Herdes selbst hat bei mir Bedenken wachgerufen.

* * *

Ich habe von jedem der Rastpunkte meiner Reise Ausflüge nach allen Richtungen unternommen. Dabei begleitete mich ein junger Freund, Ernst v. Lieben, der auch die photographischen Aufnahmen besorgte und in jeglicher Weise mithalf. Leider ist es in den allermeisten Fällen sehr schwierig, wirklich gute Lichtbilder zu erhalten. Die ganze Anlage der Gehöfte, die Unebenheit des Bodens, Bäume, Zäune und anderes Nebenwerk, das dem Landschaftsmaler so erwünscht ist, bietet dem Bauernhausforscher so grosse Schwierigkeiten, dass es nur in wenigen Fällen möglich ist, ein Haus gerade von der charakteristischen Seite auf die Platte zu bringen. Eine Skizze ist also eigentlich gar nie zu entbehren und ich habe sie anzufertigen nur in den Fällen unterlassen, wo wirklich alle Garantien für das Gelingen der photographischen Aufnahme geboten zu sein schienen.

Meine angenehmen Erfahrungen von Land und Leuten in der Steiermark haben sich heuer wiederholt, allerdings nicht in dem Masse, wie ich sie in Aussee gewann. Bis nach Admont haben uns die kläffenden und bissigen Haushunde bei allen unseren Hausgängen begleitet und sie erschwert. So konnten wir in manches Haus nicht eindringen, weil die Leute auf unser Rufen nicht kamen und der Hund es nicht litt, dass wir den Bewohnern im Hause selbst unsere Aufwartung machten. Da standen wir also an den Zäunen und konnten schliesslich abziehen, ohne etwas erreicht zu haben.

Wo noch der Ackerbau vorherrscht, da gilt so ziemlich Alles, was wir vom Ausseer berichtet haben. Wo die Industrie bereits festsitzt, ist Alles anders. Die Menschen sind zurückhaltend, die Häuser zwar gemauert, aber innen schmutzig; an Stelle des alten, einfachen aber geschmackvollen Hausrathes erscheint der fabriksmässig erzeugte Trödel — es ist so, als wäre das Behagen an der eigenen Wohnstätte, die für den Arbeiter ja nur mehr eine Schlafstätte ist, verschwunden. Solche Gegenden mögen für den Volkswirth sehr lehrreich sein, der Alterthumsforscher thut aber am besten, seinen Wanderstab weiterzusetzen, bis er wieder zu Ackerbauern kommt. Zumeist kann er bei diesen allein etwas lernen.

Alte Häuser sind in ganz Nordsteiermark noch ziemlich häufig anzutreffen. Auch „Rauchküchen" haben wir so gut wie überall noch gefunden, sogar in der Nähe von Payerbach und Reichenau.

Im nördlichen Theile unseres Gebietes sieht man keinen eigentlichen Typus. Man merkt den Einfluss

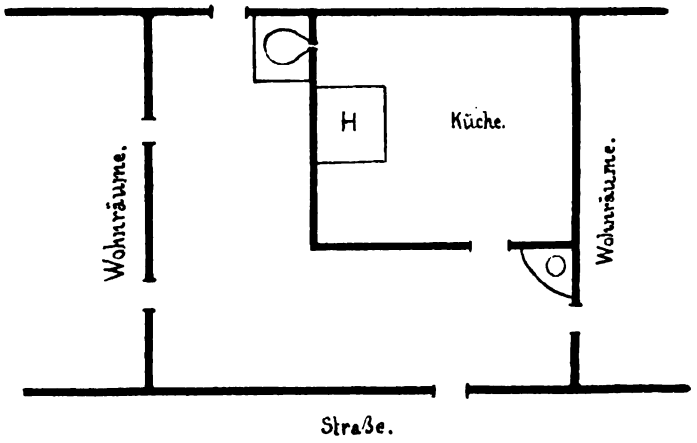


Fig. 52. Gasthaus in Edlach.

der alten Triester Reichsstrasse mit ihrem grossen Verkehre. Von Klamm an fielen uns grössere Gehöfte auf, deren Wirthschaftsgebäude hufeisenförmig angeordnet waren, während vor der offenen Seite etwas schief das Wohnhaus steht. Bei Steinhaus bemerkten wir die ersten Häuser mit seitlich vorgebautem Dachraume. In Edlach bei Reichenau fanden wir eine Mühle und auch Feldkasten mit weit überhängendem Bodenraume[1]). Auch eines Hauses in Edlach möchte ich gedenken (Fig. 52), weil mir sein Grundriss auffiel und sich eine ähnliche Eintheilung öfter zu finden scheint. Die Küche ist hier aus dem Flur abgetrennt, so dass dieser winkelig gebrochen erscheint (siehe unten). In Spital haben wir mehrere Aufnahmen gemacht,

[1]) Diese müssen einmal verbreitet gewesen sein, wie ihr Vorkommen im Mühlkreise (Oberösterreich) beweist. Bancalari, „Ausland" 1892, S. 299.

von denen wir Nr. 6 „beim Hornsteiner“ wegen des charakteristischen Gesammtbildes bringen (Fig. 53). Leider verstellt der Zaun den Ausblick auf die beiden Fenster und die Thüre. Wir lernten hier das „Sterz-

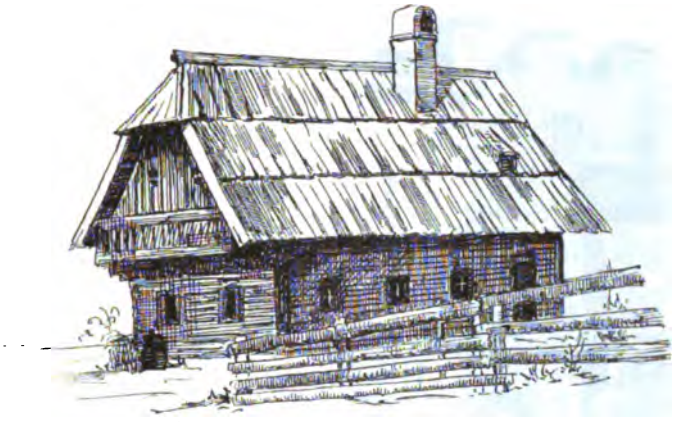


Fig. 53. Haus in Spital Nr. 6.

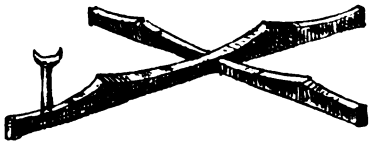


Fig. 54. Ein Sterzkreuz.

Fig. 55. Eine Suppenschüssel.

Fig. 56. Wie das Essen auf den Tisch kommt.

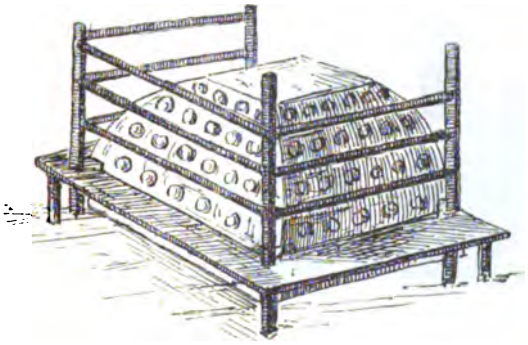


Fig. 57. Ein Kachelofen.

kreuz“ kennen (Fig. 54). Man bringt das Essen so auf den Tisch, dass man zu unterst die „Suppenschüssel“ nimmt (Fig. 55), darauf das hölzerne Sterzkreuz setzt und auf dieses und seinen eisernen „Halter“ die Pfanne mit dem Sterz stellt (Fig. 56). Man kann dann mit dem Löffel abwechselnd Suppe und Sterz essen. Der Hausrath war ärmlich. Die Küche hatte schon einen geschlossenen Herd. Der einst vorhandene Dreifuss soll die Form A (oben Bd. XXI, S. 134) gehabt haben. Auch ein „Feuerross“ war damals im Gebrauche. Das Gewölbe der Küche heisst „'s Gwölm“. Der Kachelofen ist in Fig. 57 skizzirt; er wird auch zum Backen verwendet, wie so häufig. Die Frau lobte ihren Ofen sehr.

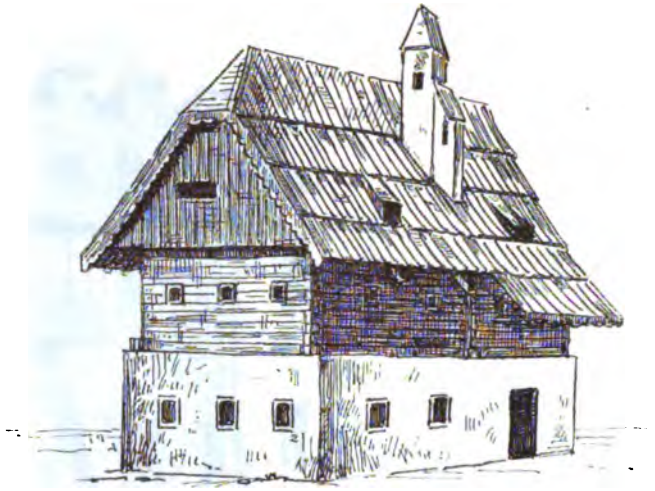


Fig. 58. Haus in Mürzzuschlag.

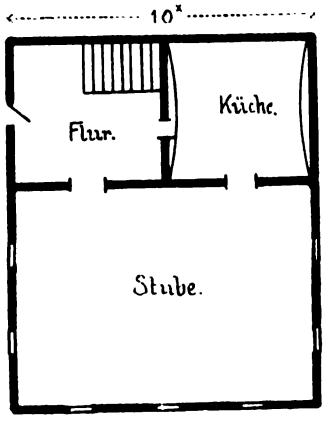


Fig. 59.
Plan desselben Hauses.

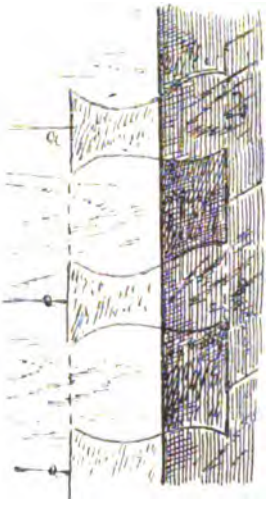


Fig. 60.
Verzinkung der Balken.

In Mürzzuschlag erregte das Haus Parkstrasse Nr. 54, das gerade abgerissen wurde, unsere Aufmerksamkeit (vgl. Fig. 58 und 59). Das Erdgeschoss war gemauert, der obere Stock gezimmert. Der Grundriss zeigt ein „Eckflurhaus“. Auch die äussere Gestalt des Hauses ist typisch. Küche und Flur waren in letzter Zeit zwar anders verwendet, aber die alte

Eintheilung war noch mit Bestimmtheit zu erkennen. Die Balken des Obergeschosses waren allseitig glatt behauen und kunstvoll verzinkt (Fig. 60). Diese Verzinkung in Wellenlinien ist bis über Admont hinaus anzutreffen. Sie ist ein Beweis von der einstigen hohen Blüthe der Holzbaukunst in diesen Gegenden. Herr Baumeister Georg Schlott sagte uns, dass die Arbeiter so kunstvolle Verzinkungen jetzt überhaupt nicht mehr machen können. Das Zimmerhandwerk sei im Niedergange. Ein Meisterwerk der alten Bauleute sei der Dachstuhl der Kirche in Neuberg, welchen Dombaumeister Schmidt sehr bewundert hätte.

Die Steinhäuser von Mürzzuschlag sind auf der Tradition des alten Holzhauses erwachsen, wie sich sofort erkennen lässt. Ein Haus von 1381 mit Flur in der Mitte, nach Art des hölzernen Durchgangshauses, ist noch vorhanden [1]). Es hat die Nummer 108 (Fig. 61). Die Rückansicht bringt Fig. 62. Man sieht, dass das Haus wegen seiner Breite zwei Giebel hat (senkrecht zur Strasse), welche aber an der Vorderseite verkleidet sind. An Holzhäusern habe ich nie mehr als einen Giebel gefunden, dagegen sieht man in Salzburg und anderen alten Städten Steinhäuser mit drei und mehr Giebeln in verschiedenen Anordnungen.

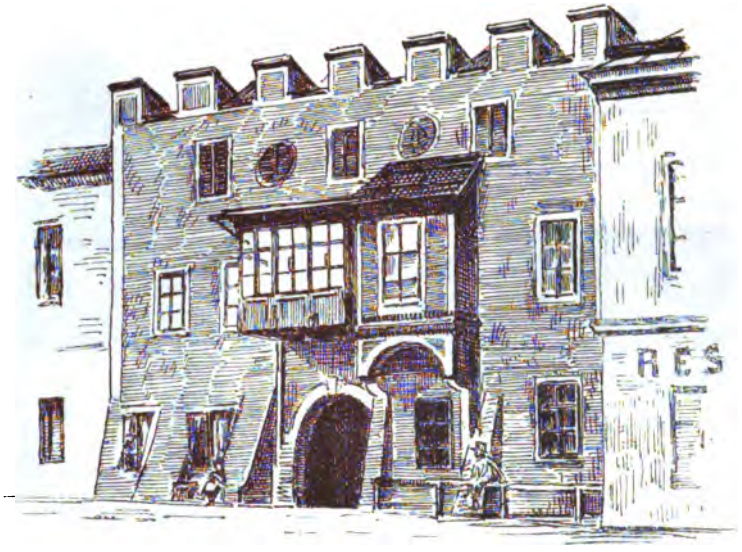


Fig. 61. Haus Nr. 108 in Mürzzuschlag.

Fig. 62. Rückansicht desselben Hauses.

[1]) Denkmäler bürgerlicher Kunst aus dem XIV. Jahrhundert sind selten. Vgl. A. Schultz, Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrhundert, S. 84.

Ein Mittelflurhaus, d. h. ein Durchgangshaus, ist auch das Wirthshaus „Zum Hirschen“ (Fig. 63). Ein Seitendurchgangshaus oder, wie ich lieber sagen will, ein Seitenflurhaus ist Einfalt's Wirthshaus (Fig. 64). Die Zeichnung lässt den Grundriss klar erkennen. Bemerkenswerth ist die vorgebaute Stube, von der aus man durch ein seitliches Fenster[1]) die ganze Strasse übersehen kann, eine treffliche Einrichtung für einen neugierigen Spiessbürger. Heute gibt es zwar nicht viel zu sehen, aber vor Eröffnung der Eisenbahn mag es sich schon verlohnt haben, hier auf der Lauer zu liegen. Die vorgebauten Stuben finden sich auch in Kindberg und sonst. Ich glaubte zuerst, darin einen eigenen Wirthshaustypus erkennen zu sollen, fand aber dann auch Holzhäuser dieser Anlage (und zwar bei Admont, siehe unten, Fig. 107). Ein Seitenflurhaus ist auch das Haus des Hafners Völkerer (vgl. Fig. 65 und 66). Auf dem „Unterzug“ der Stube, jetzt des Verkaufsladens, steht die Jahreszahl 1657 und 1691. Daneben die Rosette, welche ich oben (Bd. XXI, S. 117) skizzirt habe, und welche überall in Nordsteiermark vorkommt. Das Haus kehrt zum Unterschiede von Fig. 64 der Strasse den Giebel zu, was nach Baumeister Schlott's Meinung über-

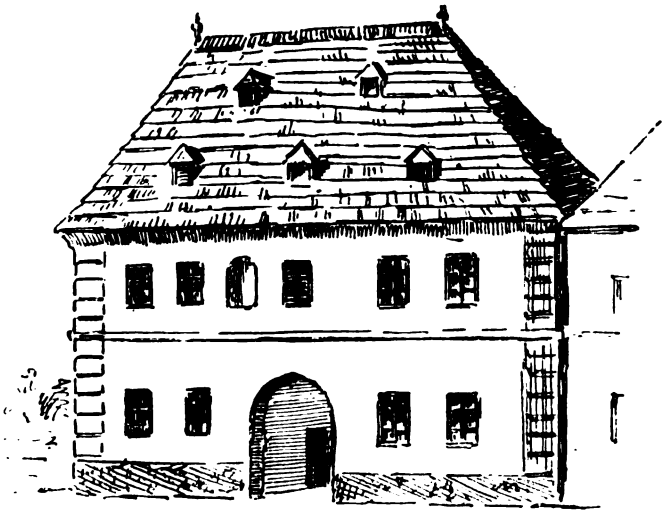


Fig. 63. Wirthshaus „Zum Hirschen“ in Mürzzuschlag.

Fig. 64. Einfalt's Gasthaus in Mürzzuschlag.

[1]) Sie finden sich auch in Niederösterreich, wo sie „Gückerl“ genannt werden.

haupt als die Regel anzusehen ist, für wenigstens die alten Bauten. Hinter der Küche *C* sind jetzt die Arbeitsräume für die Hafnerei.

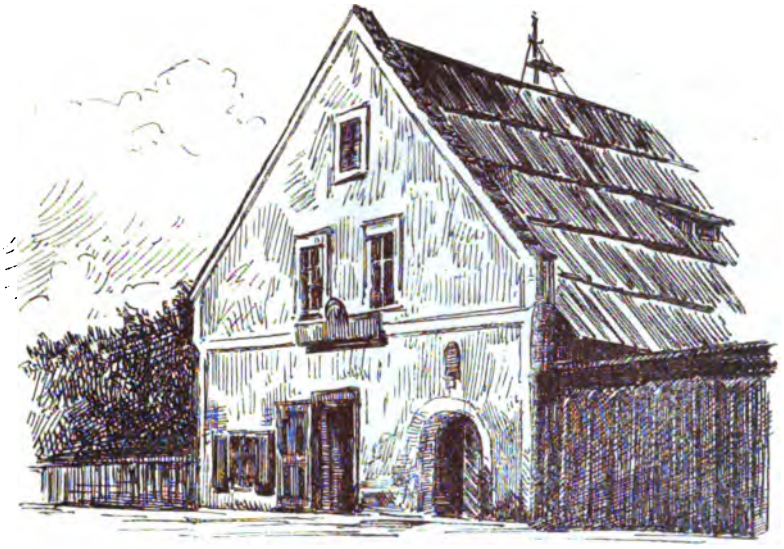


Fig. 65. Haus des Hafners in Mürzzuschlag.

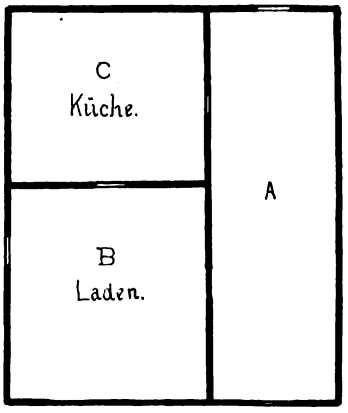


Fig. 66. Plan desselben Hauses.

Fig. 67. Eine Kachel.

Fig. 68. Theil eines Kachelofens im Durchschnitte.

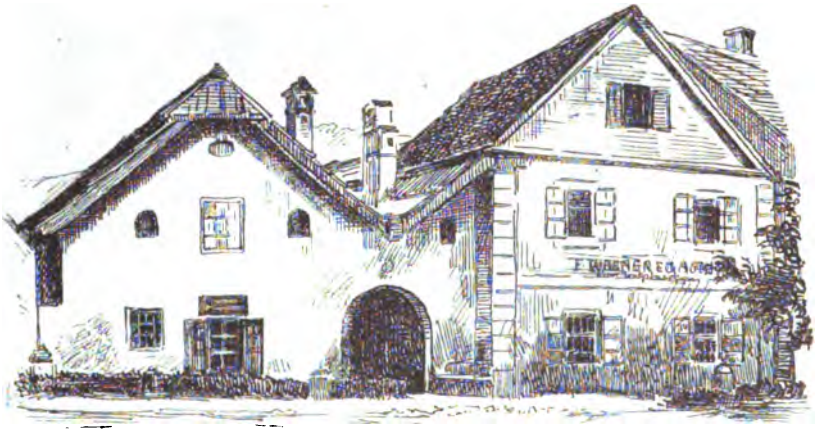


Fig. 69. Wagner's Gasthaus in Mürzzuschlag.

Hafner Völkerer macht jetzt noch alljährlich einige Bauernkachelöfen. Er wies uns auch einige Kacheln vor, wie sie dabei verwendet werden. Sie sind hohl wie Gefässe, 14 cm hoch und breit und nur am convexen Theile grün glasirt. Der Hals hat ein Gewinde eingeritzt (vgl. Fig. 67)[1]). Die Fig. 68 sucht klar zu machen, wie die Kacheln in die verbindende Lehmschichte eingebettet werden. Da die Kacheln das Kostbarste an einem Ofen sind, lässt sie der Bauer bald dicht nebeneinander setzen, bald

[1]) Vgl. damit die Kachel des Germanischen Museums, welche Essenwein, Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit 1875, Sp. 65, Fig. 2, wiedergibt.

in grösseren Abständen, um zu sparen. Genau dasselbe berichtet Troels Lund, Das tägliche Leben in Skandinavien, S. 146. Lund gibt die Zahl der zu einem grösseren Ofen nöthigen Kacheln mit 70 bis 100 an, was vollkommen auch zu unseren Verhältnissen passt. Concave Kacheln sah ich bei Völkerer nicht. Die schwarze Farbe der alten Kacheln, erklärte er, sei so erzeugt, dass man nasses Nadelholz in den Ofen steckte. Die Imprägnirung

Vor dem Hause Nr. 19 steht ein Wagnerzeichen[1]) (vgl. Fig. 70). Der Wagner erzählte uns, die Löcher und Ausschnitte gehörten dazu, die Wagenstangen durchzustecken, welche dann auf dem anderen Ende auf einen Dreifuss gelegt wurden.

Auf dem Wege nach Capellen, etwa 50 Schritte von der Strasse, aber verborgen vom Walde, steht eine ganz lehrreiche Holzknechthütte (Mürzzuschlag Nr. 128). Es ist ein Blockbau von äusserster

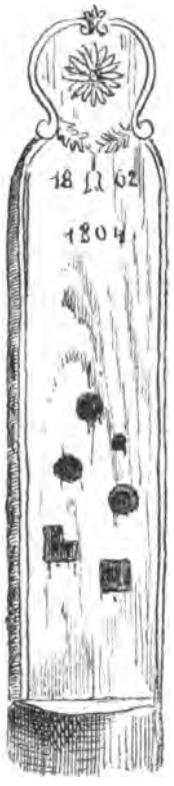


Fig. 70.
Ein Wagnerzeichen.

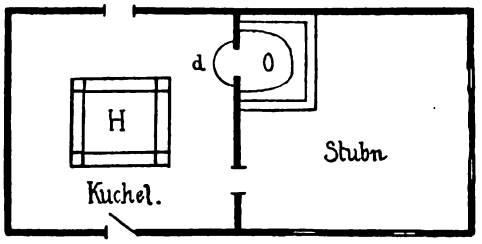


Fig. 71. Eine Holzknechthütte.

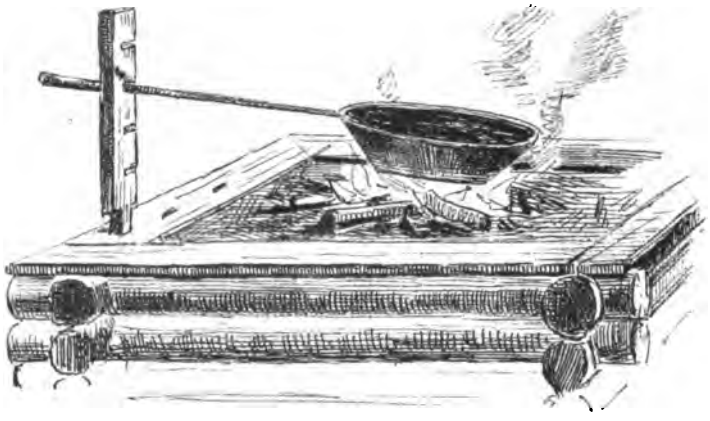


Fig. 72. Ein Holzknechtherd.

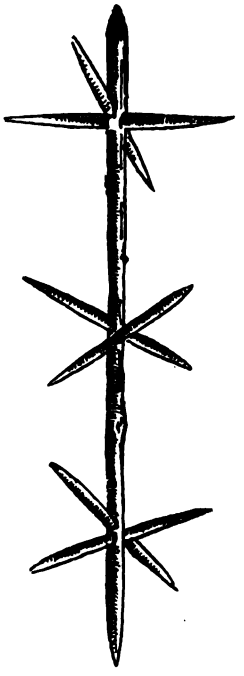


Fig. 73.
Ein Selchwirl.

des Thones mit Russ war dabei eine vollständige[1]).

Eine ganz merkwürdige Anlage hat Wagner's Gasthaus (Fig. 69). Es ist ein Mittelflurhaus mit vorgebauter Stube. Der Unterzug dieser zeigt neben der gewöhnlichen Rosette die Zahl 1592. Auffallend ist die komisch unbeholfene Giebelung. Das Haus ist durch Anbauten (wie fast alle) nach rückwärts bedeutend vergrössert. Ursprünglich scheint es ebenerdig neben dem Flur nur rechts Stube und links Küche und Kammer gehabt zu haben.

Einfachheit, der nur im Winter bewohnt wird. Den Plan bringt Fig. 71. Das Häuschen dürfte, nach der Farbe der Balken zu schliessen, so seine 100 Jahre alt sein. Wenn man bei der Thüre eintritt, steht man in der „Kuchl". In der Mitte steht der Herd aus Steinen aufgeschüttet und von verzahnten Balken zusammengehalten. Grosse halbverkohlte Scheiter liegen noch vom letzten Winter darauf. Den Feuerbock sollen die Holzknechte mitgenommen haben auf die Alm, woran ich sehr zweifle; denn der Herd

[1]) Diese Technik ist uralt. Ueber schwarze unglasirte römische Töpferwaare: Blümner, Technologie, Bd. II, S. 67.

[1]) Dieses Wagnerzeichen sieht fast wie ein Leichenbrett aus, ist aber zu gross. Rosegger kennt Leichenbretter in den Alpen, vgl. „Volksleben", S. 155.

sieht gar nicht aus, als ob je ein Feuerross darauf gestanden. Im Holzrahmen des Herdes ist eine Anzahl Löcher zu bemerken, in welche die „Gackn“ gesteckt werden. Man sagt der „Gack“ und die „Gackn“ [1]). Die Gackn ist ein Brett mit einem Zapfen und Schlitzen, bestimmt, die Pfannen schwebend über dem Feuer zu halten, wie Fig. 72 zeigt. Sie ist etwa 60 cm hoch, 10 cm breit und hat etwa drei oder vier Schlitze. Wenn die Pfanne zu tief über das Feuer sinkt, so steckt man einfach ein Stückchen Holz in die Kerbe.

Der Holzknechtherd ist eine viel primitivere Stufe als der gewöhnliche. Die losen Steine, die von Holzbalken zusammengehalten werden, die Vertiefung in der Mitte, welche Feuerbock und Dreifuss entbehrlich macht, endlich der „Gack“ lassen ihn als eine sehr alte Culturstufe erkennen [2]).

Die „Kuchl“ hat keine andere Decke als das Dach selbst. Quer über die „Kuchl“, gerade über den Herd, laufen zwei Stangen, die „Holzasen“. Der Giebel ist frei, damit der Rauch hinaus kann. In der Ecke bei *d* ist eine eiserne Thüre für den Kachelofen der Stube, darüber ein rundes Eisenblech, wahrscheinlich um die Funken zu fangen. Ueber der Ofenthüre hängt vom Dache ein „Selchwirl“ herab, ein mannslanger Baumstamm mit mehreren durchgesteckten Aesten (Fig. 73).

Die Stube hat eine eigene Decke, über der ein „Boden“ sich befindet, erreichbar von der „Kuchl“ durch eine Leiter. Der Kachelofen ist wie der von Fig. 57.

Die Holzknechthütte kann eine ungefähre Vorstellung geben, wie das oberdeutsche Bauernhaus im IX. oder X. Jahrhundert ausgesehen hat.

[1]) Vgl. oben Bd. XXI, S. 135, Anm. 1. „Gack“ und „Gackn“ wird mit o-färbigem a-Laute gesprochen. Rosegger (vgl.: Volksleben, S. 284) scheint blos die Form „der Gogg“ zu kennen. „Gack“ findet sich auch als Schimpfwort, kein Wunder, wenn man das steife Holz betrachtet. Ein Hohenlohe'scher Jäger aus Ebensee erzählte mir, dass „der Gack“ (so sagte auch Leitner in Admont) ebenfalls „Knecht“ oder „Pfannknecht“ genannt werde. Dagegen findet sich nach einer Mittheilung G. Bancalari's „Pfannknecht“ in Bozen als Name des Dreifusses. Leitner sagte mir, es gäbe auch eiserne Gacke und es würden noch jetzt solche gemacht.

[2]) Rosegger, Volksleben, S. 20, beschreibt einen Holzknechtherd und sagt sehr richtig, dass er vor tausend Jahren auch nicht anders ausgesehen haben mag. Ein Herd mit Feuerbock und Dreifuss ist schon eine viel höhere Culturform. E. v. Lieben fragte in Ungarn in der Nähe des Plattensees in einem Bauernhause, ob sie denn keinen Feuerhund hätten. „O, wir haben keine so grosse Wirthschaft“, war die sehr bezeichnende Antwort.

Eine Holzknechthütte mit nur einem Raume ist sehr gut bei Krauss, a. a. O., S. 271, beschrieben. Auf S. 269 erscheint auch die Wiedergabe eines Holzschnittes aus dem Kronprinzenwerke, welcher das Innere einer solchen Hütte mit dem Herde, dem Gack und der Pfanne über dem Feuer darstellt.

Krauss sagt, dass die Holzknechte im „Schlag“ auf den Bergen sich eine Hütte für die Sommerszeit („a Lanftnhüttn“) aus Reisig und eine Blockhütte für den Winter bauen. Bei der letzteren werden die Fugen mit „Mias“ [1]) (Moos) verstopft.

Eine zweizellige „Halterhütte“, deren rückwärtiger Raum aber Ziegenstall ist, aus der Gegend zwischen Weichselboden und Wegscheidt, hat Bancalari, „Ausland“ 1892, S. 297, abgebildet.

In der Nähe von Spital (Grautschenhof Nr. 5) ist ein kleines Häuschen mit merkwürdiger Anordnung (Fig. 74 und 75). *A* ist der Flur, von welchem eine Stiege in den Dachraum führt, welchen die jetzige Pächterin „Kasten“ nannte. *B* ist die alte Küche, wie die Schwärze der Wände und der Schlot beweisen, *C* die Stube. Die Frau meinte, das Haus sei einst eine Flachsbrechelstube gewesen. Angelegt ist es als solche gewiss nicht, aber es ist denkbar, dass es dazu adaptirt wurde. Dann war der Bruchsteinbau (welchen die gestrichelte Linie andeutet) von beinahe Mannshöhe der Ofen. Jetzt hausen die Schweine drinnen.

Die nächste Zeichnung (Fig. 76 und 77) bringt das Bild des Hauses Langenwang, Gemeinde Lechen

[1]) Mias ist ahd. mios, mhd. mies. Vgl. den ausgezeichneten Artikel in Kluge's Etymologischem Wörterbuch, siehe „Moos“.

Das Wort ist im Germanischen in verschiedenen sprachlich interessanten Ablautstufen zu finden. Ich stelle sie hier zusammen.

Germanisch **mŭsa* (vgl. mhd. ahd. mos); asl. *mŭchŭ* „Moos“, lit. *mūsaí* „Schimmel“, lat. *muscus* „Moos“, griech. μυῖα „Miesmuschel“, μύαξ.

Germanisch **meúsa*. Vgl. ahd. mios, mhd. mies, ags. meós „Moos“, an. mýrr „Schlamm“.

Germanisch **mōzá* (mit regelrechtem Schwund des u). Vgl. ahd, muor „Muhr“. Vgl. „vermuhrt“ u. A.

Kluge meint, die Bedeutungen „Moos“ und „Sumpf“ vereinigen sich unter der Bedeutung „Moosboden“.

Das „Deutsche Wörterbuch“ (siehe „Moos“) glaubt wieder, ahd. mios sei „Moosgewächs“, mos aber „Moosland“.

Vielleicht hiess ein ablautendes **meúsa*: **musá* „Moosgewächs, Moos“, **mōzá* aber „Moosland“, „Moor“.

Es entsprechen dann Verhältnisse wie **adala* zu **ōdala-*, avis „Vogel“ zu **ōviom* ὠόν u. A.

Kluge, a. a. O., lässt offen, ob „Moor“ nicht zu „Meer“ gehört.

Nr. 49, „Lambauer“. Auf dem „Unterzug“ von *B*, der quer durch Küche und Stube geht und aussen etwas hervorragt, steht die Zahl 1617 und daneben die einfache sechseckige Rosette (Fig. 78). Die Thüren von *D* und *E* sind nur etwa 160 cm hoch, die Fenster des Obergeschosses haben theilweise nur eine Spanne im Gevierte. Die Hausfrau behauptete, dass ehemals auch die anderen Fenster nicht grösser

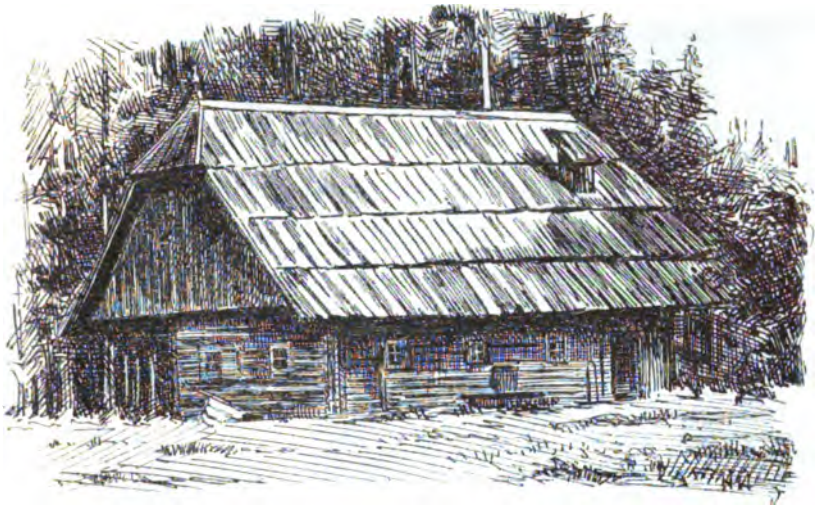


Fig. 74. Haus in Grautschenhof Nr. 5.

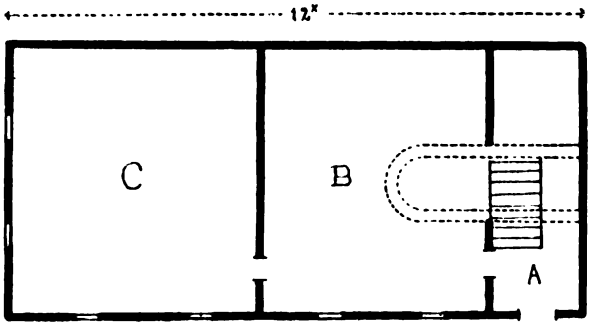


Fig. 75. Plan desselben Hauses.

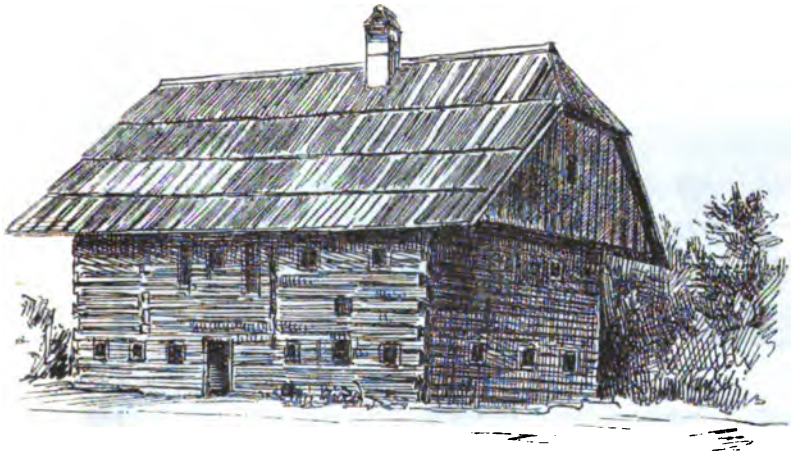


Fig. 76. Haus in Langenwang, Gemeinde Lechen Nr. 49.

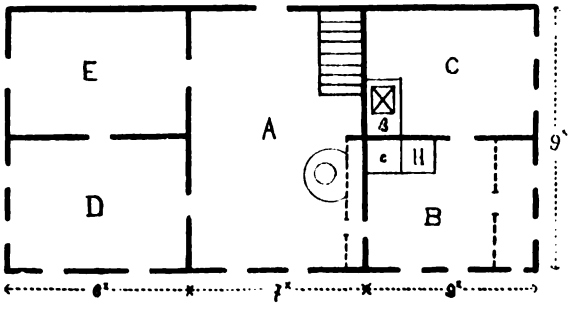


Fig. 77. Plan desselben Hauses.

waren. *B* ist die Küche; jetzt ist sie etwas in den Flur herausgerückt (gestrichelte Linie), wodurch hinter ihr eine schmale Kammer gewonnen ist. *c* ist der Waschkessel, *H* der Sparherd. Das Holzgestell des Ofens heisst auch hier „Ofenglana“. Im Obergeschosse sind links die Vorrathsräume, rechts die Wohnstätten der Mägde. Gegenüber dem Hause steht die Scheune (Fig. 79). Vom Hausgeräthe interessirten uns ein „Tellerkorb“ (Fig. 80), worin die Holzteller (Fig. 81) gesteckt werden, sowie ein dreispeichiges, fest gearbeitetes Sterzkreuz (Fig. 82).

Auf dem Wege von Mürzzuschlag nach Capellen besuchten wir mehrere Gehöfte. Das Haus Nr. 8, Gemeinde Gans, stammt aus dem Jahre 1705. Es zeigt den Grundriss des Ausseer Kreuzhauses (Fig. 83), das Küchengeräthe zeigt Pfannen mit drei Beinen. In der Nähe steht ein Gehöft, dessen Scheune uns interessirte (Fig. 84).

In der Nähe von Krieglach liegt der kleine Ort Fressnitz. Baumeister Schlott hatte uns denselben sehr an's Herz gelegt, weil es dort alte Häuser gäbe. Wir beschreiben nur Weniges.

Fressnitz Nr. 62, vom Jahre 1744 (vgl. Fig. 85 und 86). Wir haben hier ein hölzernes Durchgangs-Seitenflurhaus vor uns. Der Flur wurde „d'Labn“

genannt, der Raum darüber „der Labodn“; über diesem sei noch der „Hochboden“.

Nr. 61 (vgl. Fig. 88) zeigt denselben Grundriss. Das kleine Gebäude stammt aus dem Jahre 1672.

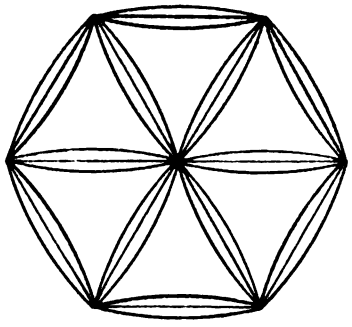


Fig. 78. Rosette auf dem Tram.

Fig. 79. Scheune und Stall desselben Hauses.

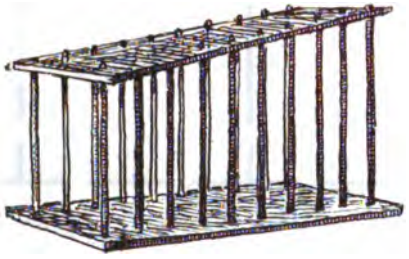


Fig. 80. Ein Tellerkorb.

Fig. 81. Ein Holzteller.

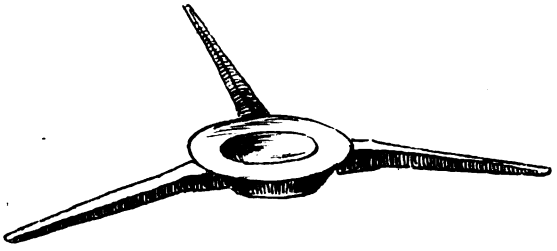


Fig. 82. Ein Sterzkreuz.

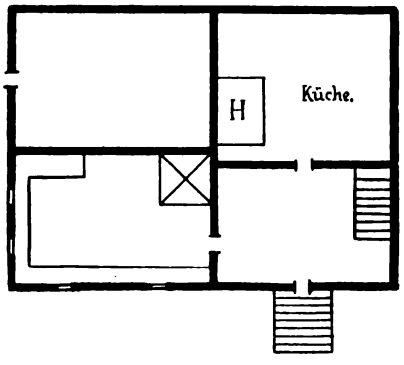


Fig. 83. Plan eines Hauses bei Capellen.

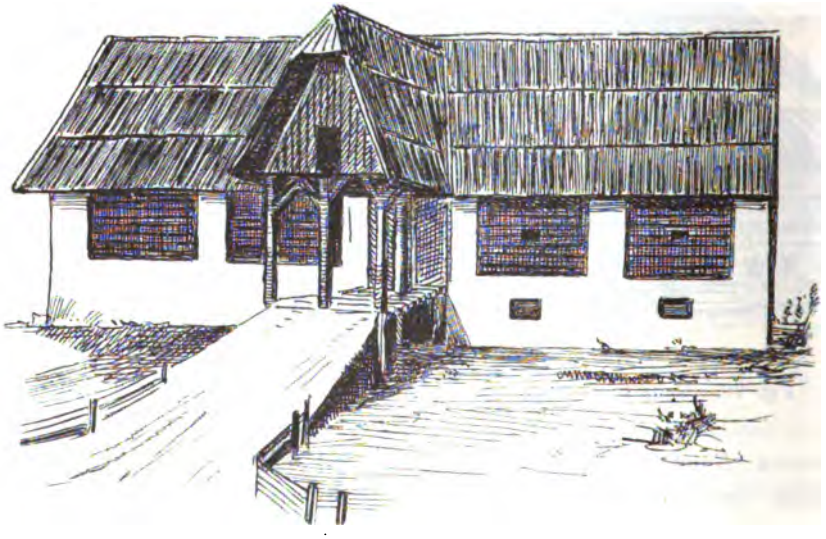


Fig. 84. Scheune bei Capellen.

Offene Herde ohne jeden Rauchfang finden sich heute noch in Fressnitz. Doch wollten die Bewohner nicht zugeben, dass man solche Küchen „Rauchkucheln“ nennt; die „Rauchkuchl“ sei nur auf Almen, wo ein Raum Küche und Wohnstätte vorstellen. Der Dreifuss hat in Fressnitz die Gestalt *B*. Einen habe ich skizzirt, weil er mich an das Ausseer Pfannbrett (oben Bd. XXI, S. 108, Fig. 115) erinnerte (Fig. 89). Ein Paar sehr einfacher „Spanleuchter“ haben wir mitgenommen (Fig. 90 und 91).

Es sei hier auch der Kreuze auf Kirchen und Capellen gedacht. Sie haben fast durchwegs

zwei oder drei Querbalken. Ein solches heisst „Wetterkreuz“, weil es gegen Blitzschlag schützen soll. Die Ausgestaltung der Kreuze ist auffallend (vgl. Fig. 92 bis 94). Erst bei Fig. 92 wurde ich unten auf die ganz klar gezeichneten Nägel der Scheibe aufmerksam: es sind die drei Nägel, mit denen Christus an's Kreuz geschlagen wurde und darnach bedeuten die Enden der Querbalken den Kelch und die Zange. Bancalari hat die Symbole dieser in der Passion erscheinenden Werkzeuge bekanntlich auf den Dachwinkeln in Oberösterreich gefunden [1]). Das Kreuz der Kirche in Payerbach hat Lanzenenden. Fig. 94 zeigt das Kreuz auf St. Oswald in Eisenerz (vom Jahre 1768 laut Inschrift auf demselben); es hat nur zwei Querbalken. Es war wegen der Reparatur des Thurmes herabgenommen worden und so konnte es Lieben photographiren.

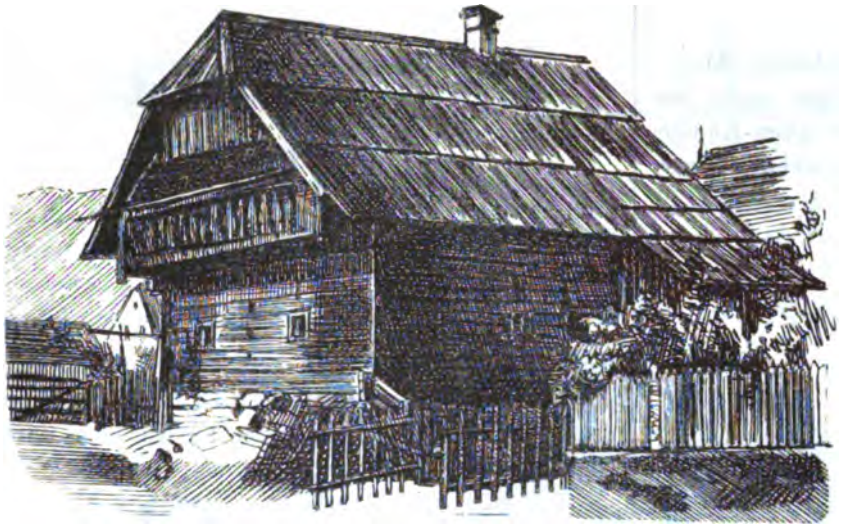


Fig. 85. Haus in Fressnitz Nr. 2.

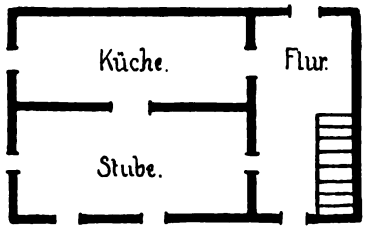


Fig. 86. Plan desselben Hauses.

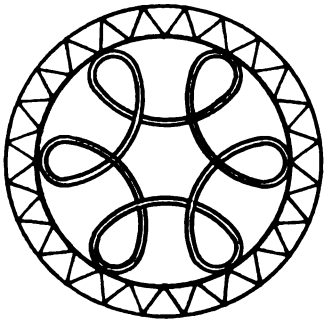


Fig. 87. Tramrosette desselben Hauses.

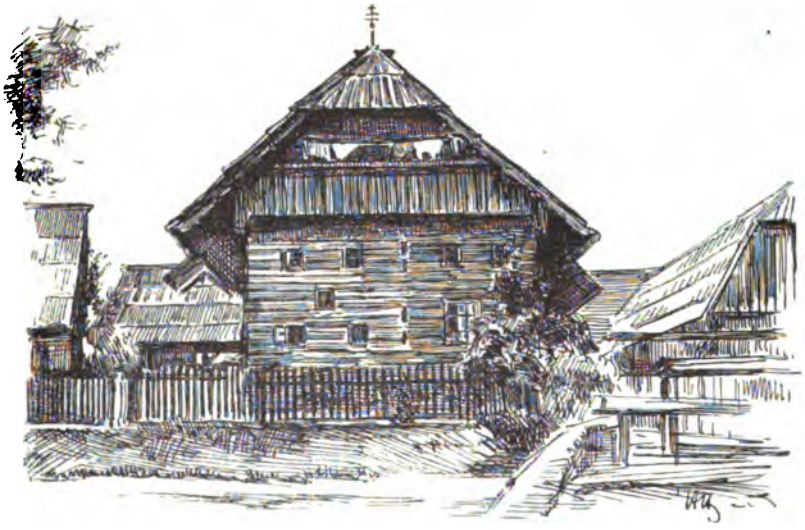


Fig. 88. Haus in Fressnitz Nr. 61.

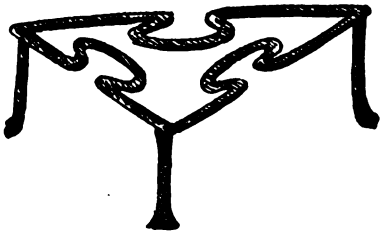


Fig. 89. Ein Dreifuss.

Fig. 90. Spänleuchter.

Grosse Hoffnungen hatte ich auf Eisenerz gesetzt. Sie haben sich in keiner Weise bewährt; denn wir haben so gut wie nichts gefunden, was des Beschreibens werth wäre [1]).

[1]) Vgl. „Ausland“ 1892, S. 294.

[1]) Ferd. Krauss, a. a. O., S. 415, spricht zwar von „vielen alterthümlichen Sitten und Gebräuchen“, die in Eisenerz

Mehr Förderung verdanken wir dem Museum daselbst. Es ist sehr schön und ziemlich reichhaltig. Leider fehlen Feuerböcke und Dreifüsse ganz, wohl

Fig. 91. Ein Spanleuchter.

deswegen, weil sie meist in ganz einfachen, kunstlosen Formen angetroffen werden und nicht des Sammelns werth schienen. Auch die alten Kupferkessel hätten mehr Berücksichtigung verdient. Immer-

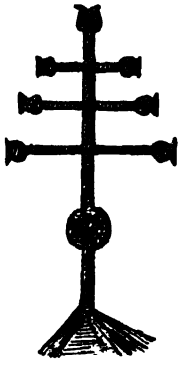


Fig. 92. Ein Kreuz.

hin wäre ich froh, wenn in Wien eine ähnliche Sammlung bestünde. Einige Gegenstände des Museums seien hier annähernd wiedergegeben. Fig. 95 zeigt einen „Spanleuchter" mit Gewicht statt Feder, Fig. 96

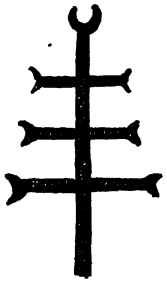


Fig. 93. Ein Kreuz.

einige Leuchter [1]), Fig. 97 eine Bergmannslampe, die an die römische „lucerna" und die Oellampe des Bauern-

noch beobachtet werden, führt aber nur ganz allgemeine Dinge an, ohne Einzelheiten. Er denkt wohl auch vornehmlich an das Leben der Bergleute.

[1]) Kerzen und Leuchter waren im Bauernhause vor wenigen Jahren noch Luxus. In Rosegger's Vaterhause („Waldheimat", S. 136) wird am Weihnachtsabend vor dem „Rauchengehn" ein Kerzenlicht auf den Tisch der Stube gestellt und Späne nur in der Küche gebrannt. Vgl. auch A. Schultz, Deutsches Leben S. 99—100.

hauses erinnert. Die Nase der Spanleuchter soll den Zweck haben, kleinere Holzstümpchen, die schon ziemlich abgebrannt sind, hineinzuklemmen [1]). Auch

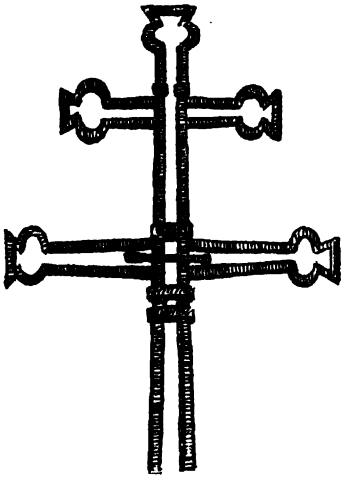


Fig. 94. Kirchenkreuz in Eisenerz.

Bratelbrater finden sich hier vor: Uhrwerke, welche je zwei 2 m lange Spiesse drehen. Die Bewegung erfolgt durch Drehen an einer Kurbel oder durch Gewichte.

Fig. 95. Ein Spanleuchter.

Ausflüge in die Umgebung von Eisenerz brachten keine Förderung. Einige alte grosse Steinhäuser mit Sgraffito-Ornamentik fielen uns auf.

In Trofeng fanden wir ein Haus (Nr. 28) mit Rauchküche, „Feuerross" und dreibeinigen Pfannen.

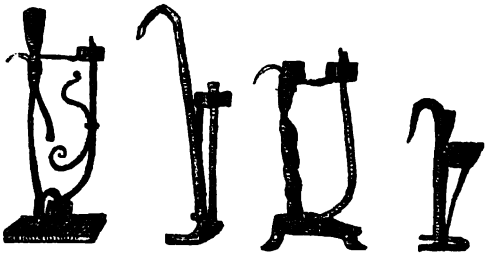


Fig. 96. Leuchter für Talglichter.

Ein Dreifuss war nur beim Waschen im Gebrauche. Das Haus war ein Seitenflurhaus mit in selber Flucht

[1]) Bei S. Krainz im Kataloge des Museums findet sich S. 17 ein Irrthum. Er schreibt nämlich „Spannleuchter". Das Volk spricht aber „Spanleuchter" mit hellem ä der ersten Silbe, was also schriftdeutsch nur „Späneleuchter" sein kann.

darangebauten Nebengebäuden, eine Eintheilung, die sich gewöhnlich nur bei kleineren Anwesen findet. Den Grundriss bietet Fig. 98.

Fig. 97. Eine Bergmannslampe.

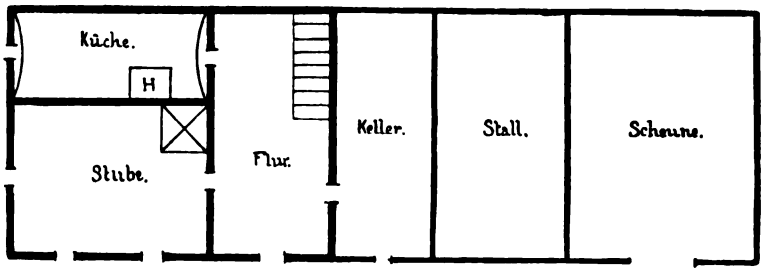


Fig. 98. Plan eines Hauses in Trofeng.

Im Stifte Admont zeigte mir Leitner zwei interessante alte Bratspiessständer (Fig. 99 und 100), welche sich nahe an die des Germanischen Museums in Nürnberg stellen (Bd. XXI, S. 140). Ein Spanleuchter mit doppelter Nase, der in eine Spitze ausläuft, um in die Balken gesteckt werden zu können, ist in Fig. 101 dargestellt.

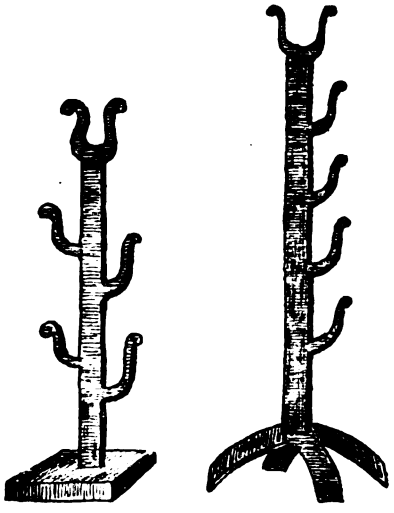


Fig. 99. Fig. 100.
Bratspiessständer.

Fig. 101. Ein Spanleuchter.

Im Orte Hall fanden wir ein kleines Häuschen an der Strasse, das auf einer Holztafel ausser Rosetten und den heiligen Initialen die Zahl 1732 zeigte. Es war ein Mittelküchenhaus wie das in Grautschenhof (Fig. 74) mit demselben Grundriss. Einzutreten wurde uns nicht gestattet. Ein mürrisches altes Weib, das in der Küche herumrumorte, liess uns durch die Halbthür so viel hineinreden, als uns beliebte. Glücklicherweise gestattete die Thüre einen Einblick in die Vertheilung der Räume (vgl. Fig. 102).

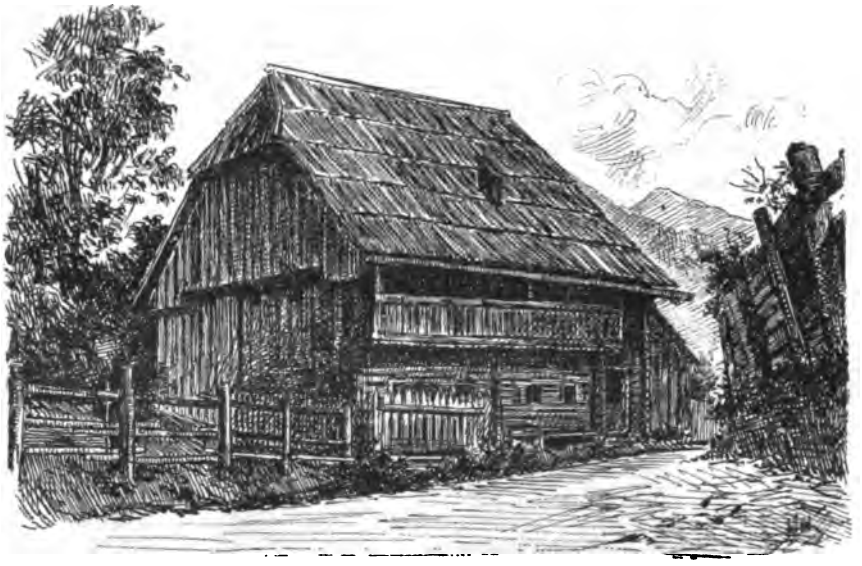


Fig. 102. Häuschen in Hall bei Admont.

In Admont haben wir den ersten Ausseer Dreifuss gefunden (vgl. oben Bd. XXI, S. 105). Während der Feuerbock von Niederösterreich abwärts durch ganz Steiermark geht, beginnt der Ausseer Dreifuss bei Admont und geht über Salzburg nach Bayern und Tirol hinein. In Nordoststeiermark zeigt der Herd Feuerross, „Kesselreit", Kupferkessel, dreibeinige Pfannen, in Nordweststeiermark ebenfalls Feuerross, „Kesselschwing" und Kessel, aber Dreifuss und Pfannen ohne Beine. Man kann weiter vermuthen, dass im Osten nicht auf den Feuerböcken gebraten wurde, sondern auf eigenen Ständern („Standa"), weil die Böcke gewöhnlich kahl

sind, während im Westen auf dem Bocke gebraten wurde, weil er hier selten der Rudimente der alten Bratspiesslager entbehrt. In Admont gibt es Herde von beiden Arten. Auch darin ist ein Unterschied,

Fig. 103. Ein Kochkessel.

dass östlich von Admont sich das Pfannbrett nicht findet.

Es gibt Küchen, die blos einen Dreifuss für den Waschkessel haben. Auch Kochkessel mit drei Beinen finden sich (Fig. 103).

erinnert (Bd. XXI, S. 104). Hier haben wir merkwürdige Verzinkungen der Balken gesehen. Sie sind so kunstvoll in einander gefügt, dass an der Vorderfront des Hauses die Balken des Flurs an der Durchdringungsstelle Buchstaben (H M), ein Herz, einen Hirsch und eine Gemse zeigen. Vielleicht war

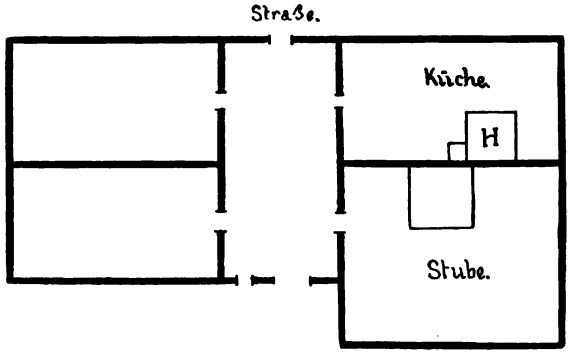


Fig. 107. Plan des Hauses Aigen Nr. 12.

H. M., der Erbauer, ein eifriger Jäger. Jetzt gehört das Haus dem Kloster, das es verpachtet.

Bemerkt mag sein, dass der Gang ober dem „Vorhaus“ (Flur) „Söller“ genannt wird [1]), der Balcon heisst „Gang“.

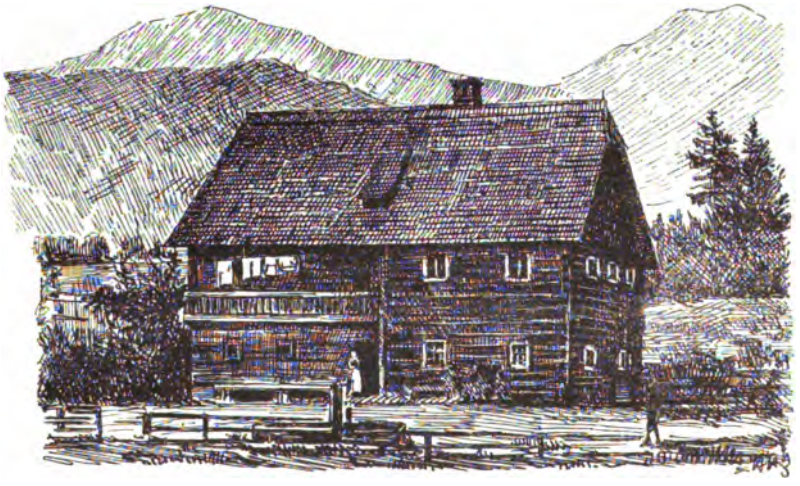


Fig. 104. Haus in Krumau Nr. 31.

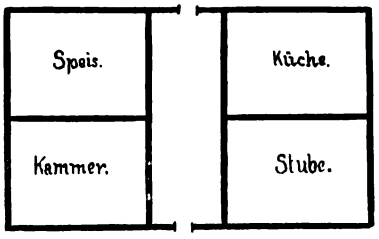


Fig. 105. Plan desselben Hauses.

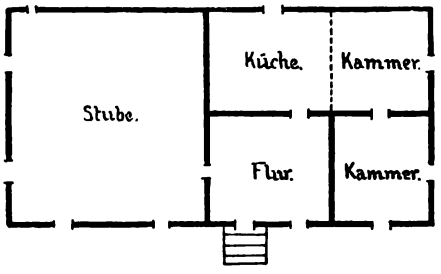


Fig. 106. Plan des Hauses Admont Nr. 100.

Bei Admont beginnen auch die „Brückln“ an den Häusern. Auch darin zeigt sich der Uebergang zu einem anderen Gebiete.

In Krumau fanden wir ein interessantes Haus (Nr. 31), vgl. Fig. 104 und 105. Man sieht aus dem Plane, dass es ein durchgängiges Mittelflurhaus ist, das schon sehr an das Ausseer Durchgangshaus

Auf dem Wege von Krumau nach Admont bemerkten wir mehrfach Holzhäuser, bei denen die Zwischenräume der Balken mit Kalk angestrichen waren, so dass die Häuser braun und weiss gestreift erscheinen (vgl. Fig. 114). Auch ein Feldkasten mit Sgraffitto fiel uns auf.

[1]) „Soller“ sagt man auch in Salzburg. Vgl. oben S. 137.

Admont Nr. 100 (vgl. Plan in Fig. 106). Das Haus ist durch die Anlage interessant. Jetzt ist die Küche von der Nebenkammer nicht mehr getrennt, aber ich glaubte erkennen zu können, dass die alte Rauchkuchel nur bis zur gestrichelten Linie reichte.

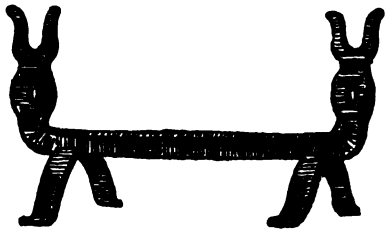


Fig. 108. Ein Feuerross.

Fig. 109. Ein Dreifuss.

Ich zweifle nicht, dass hier das Holzmuster zu dem Wirthshaustypus an der Triester Strasse vorliegt. Nur darin liegt der Unterschied, dass die Stube hier nach rückwärts, nicht nach dem Wege hin vorgebaut ist. In der Stube steht ein grosser, ganz weiss getünchter Kachelofen mit unglasirten Thonkacheln. Auf dem Herd ein Feuerross (Fig. 108), ein Dreifuss (wie Fig. 89) und endlich ein anderer (Fig. 109). Der Hausherr verwies uns auf das Haus Nr. 11, das sei 600 Jahre alt! Wir liefen hinauf; was aber dastand, das war so jung, dass wir über unseren Eifer sehr lachen mussten.

Schönbichl Nr. 91, dem Stifte gehörig (vgl. Fig. 110 und 111). Auf der Thüre steht sauber geschnitzt:

Fig. 110. Haus in Schönbichl Nr. 91.

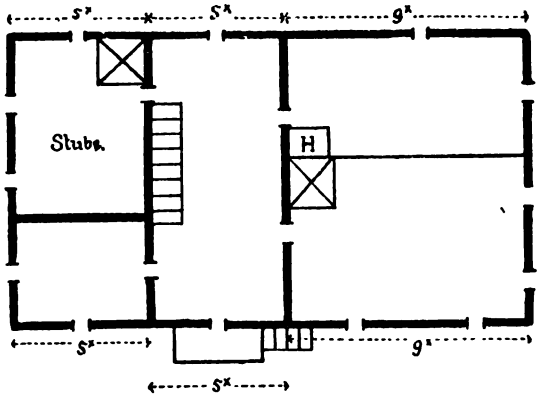


Fig. 111. Plan desselben Hauses.

Fig. 112. Haus in Admont Nr. 69.

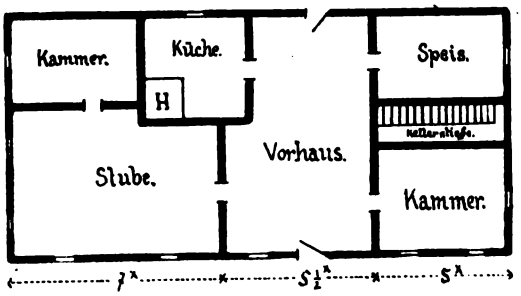


Fig. 113. Plan desselben Hauses.

+ Z + DIA + BIZ +
SAB + Z + HGF
BFRS

Aigen Nr. 12 (vgl. Plan in Fig. 107). Das Haus soll schon sehr alt sein. Das lehrt wohl auch der Augenschein. Die Stube ist ziemlich stark vorgebaut. Daneben ist ein grosses Kreuz mit Doppelbalken. Was die Inschrift, die jedenfalls alt ist, bedeutet, weiss Niemand. Bis zum vorigen Jahre hatte das Haus einen

offenen Herd. Der Sparherd soll mehr Holz brauchen als der offene. Das hörten wir überhaupt oft. Der Kachelofen ist weiss getüncht, Kacheln unglasirt. Das Brückel vor dem Hause ist schon ganz nach Ausseer Art.

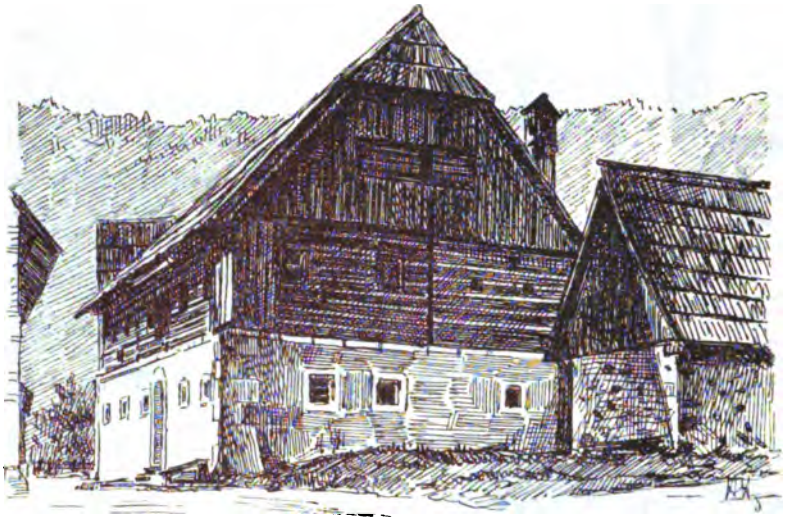


Fig. 114. Haus in Hall Nr. 19.

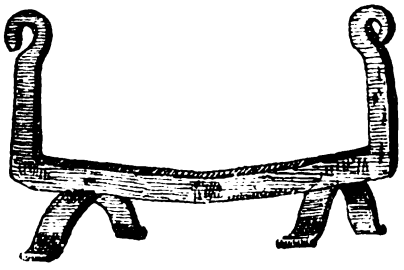


Fig. 115. Ein Feuerross.

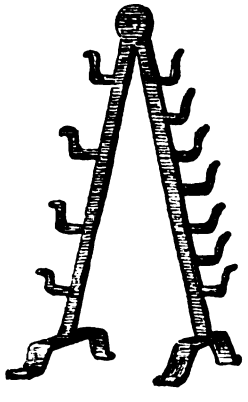


Fig. 116. Ein Bratspiessständer.

Admont Nr. 69 (Zeichnung und Plan vgl. Fig. 112 und 113). Das Haus stammt aus dem Jahre 1807. Es ist eines der Beispiele für gebrochenen Flur. Im Principe ist die Anlage gleich der von Fig. 106, nur ist die Küche weggeschoben, um das Haus durchgängig zu machen, was wegen seiner Länge geboten schien. (Vgl. die Fig. 52 und 77, wo ähnliche Entwicklungen vorliegen.) [1]) Von Herdgeräthen bemerkten wir einen Dreifuss ohne Pfannhaber, einen Dreifuss Form *B* (eckiger Dreifuss), einen Bratrost (Bd. XXI, S. 137, Fig. 161).

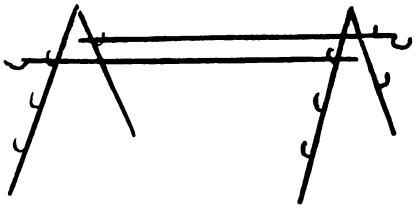


Fig. 117. Ein Bratspiessständer.

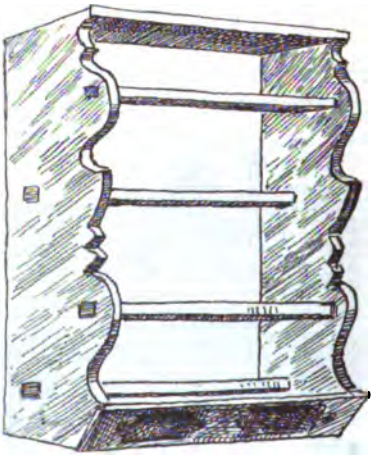


Fig. 118. Ein Schüsselkorb.

[1]) Vgl. „Oesterreichisches landwirthschaftliches Wochenblatt“ vom 22. Mai 1880, wo ein ganz ähnlicher Plan eines Hauses von St. Stephan im Gailthale gegeben wird.

Hall Nr 19. Grosses Bauernhaus von 1680 (vgl. Fig. 114). Es ist ein Mittelflurhaus mit vorgebauter Küche. Wohnhaus, Stall, Scheune, Rossstall bilden zusammen ein Hufeisen, das vorne mit Zaun und Thor abgeschlossen wird. Die linke Kammer ist um drei Stufen höher als das übrige Erdgeschoss. Die Küche hat noch heute offenen Herd, dessen Rauch über der Thür in's Vorhaus und von da über dem Backofen unter dem Dache eines Vorbaues in's Freie zieht. Aufgefallen ist uns, dass neben dem Bette in der Stube die Wand sehr dünn ist und dort Kacheln angebracht sind, jedenfalls um die Wärme der Küche, speciell des Waschkessels, auszunützen.

Fig. 119. Ein Fleischtopf.

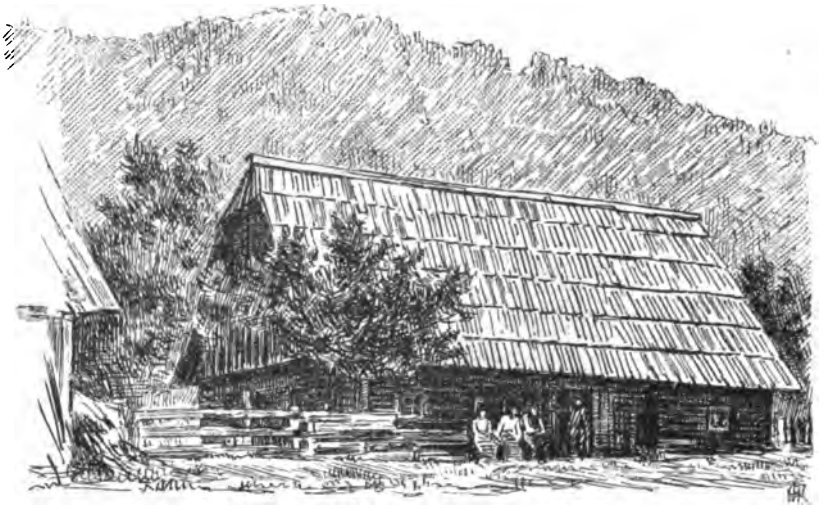


Fig. 120. Haus in Hall Nr. 56.

Bei Admont liegt Schloss Röthelstein. Uns interessirte an dem schönen, mit Kunstgegenständen nicht karg bedachten, alten Herrensitze die Küche am meisten. Sie liegt ebenerdig in einer Ecke, sehr gross, mit kühnen Wölbungen und gewaltigem Schlot. Dieser mag auch sehr nothwendig gewesen sein; denn wie mag es hier bei hohen Besuchen gebrodelt und geschmort haben! Der Herd liegt breitspurig in der Mitte unter einer eigenen Wölbung, 4 m lang, $2^1/_2$ m breit, etwa 70 cm hoch. An der Langseite ist er von je zwei flachen Bögen unterbaut. Ein Holzrahmen schliesst ihn ein.

Fig. 121. Haus in Hall Nr. 54.

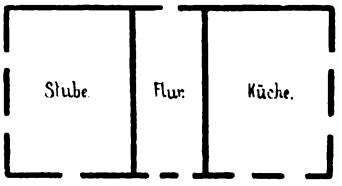


Fig. 122. Plan desselben Hauses.

Auch das Küchengeräthe hat sich glücklicherweise erhalten:

3 Feuerböcke, 67 cm lang, 15 + 27 cm hoch, plump, ohne Kunst (Fig. 115). Die eingezogenen Enden sind nicht für den Bratspiess adaptirt.

1 gewöhnlicher, aber sehr grosser Ausseer Dreifuss.

2 dreieckige Dreifüsse, Form *B*.

1 runder Dreifuss, 54 cm Durchmesser, 31 cm Höhe.

5 Bratspiesse von 2 m 60 cm Länge mit quadratischem Querschnitte, stärker und schwächer, für Geflügel und Braten. An den Enden blankgedrehte Furchen.

1 Bratspiessständer (Fig. 116). Zwei waren im Stande, eine ganze Anzahl von Spiessen mit je mehreren Braten zu tragen. Ich erinnere mich, auf einer humoristischen Zeichnung von Lothar Meggendorfer einmal einen Apparat gesehen zu haben, den ich (Fig. 117) aus dem Gedächtnisse wiederzugeben versuche. Dem Künstler waren also solche Vorrichtungen bekannt. (Vgl. auch den principiell ganz ähnlichen Ständer aus Thon, welcher in den „Mittheilungen des Germanischen Museums", Bd. II, S. 64, abgebildet ist.)

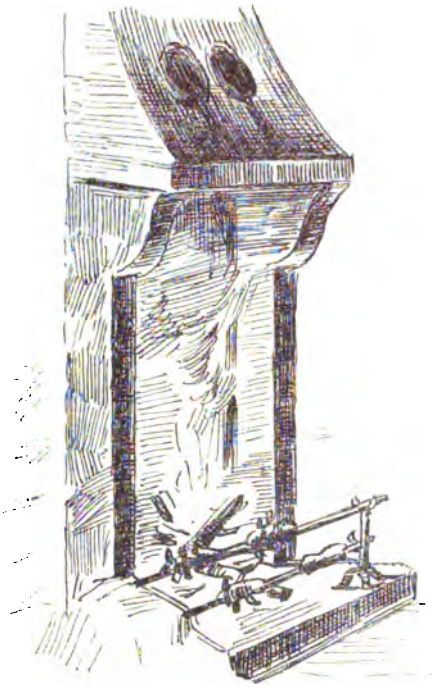


Fig. 123. Kamin von 1627.

2 Roste, genau so wie der, den ich Bd. XXI, S. 137, Fig. 161, abgebildet habe (aus Ungarisch-Brod).

1 Schüsselkorb (Fig. 118).

1 grosser Fleischhafen aus Metall (Fig. 119).

1 (oder mehrere) „Standa", Ständer für Bratspiesse mit Hörnern und 7 seitlichen Haken, 91 cm hoch.

Mehrere flache oblonge Blechpfannen, um das Fett beim Braten aufzufangen.

Im Prälatenzimmer steht ein viel bewunderter eiserner Ofen; rückwärts an der Wand ist ein alter Mann gemalt, der seine Hände über einem Gluthafen wärmt.

Die Frau, welche die Fremden durch das Schloss geleitet, hat selbst mit den beschriebenen Geräthen gekocht. Sie ist zwar sehr bornirt, aber Eines lernten wir doch von ihr, dass man beim Braten nur Kohlen und nicht flackerndes Feuer benützen dürfe — so sagte sie wenigstens.

Das Haus in Hall Nr. 56 bringt Fig. 120.

Hall Nr. 54, Haus von 1672 (Fig. 121 und 122).

Durch die Güte des Archivars P. Jacobus habe ich einige Bilder aus alten Büchern kennen gelernt, die meinen Antheil erweckten. Fig. 123 stammt aus: „Novum Testamentum Jesu Christi . . . Des Newen

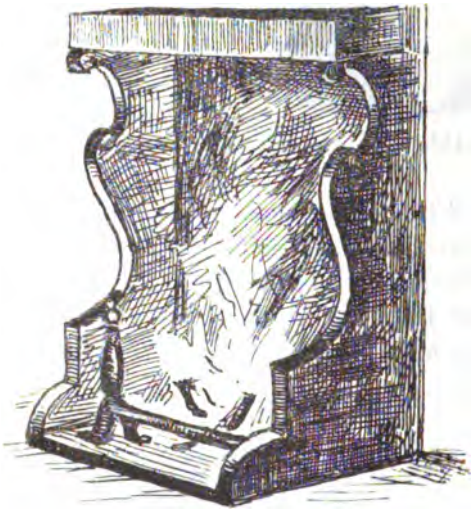


Fig. 124. Kamin von 1627.

Testaments unseres Herrn Jesu Christi fürnembste Historien . . . durch Matthaeum Merian von Basel, Frankfurt 1627." Es zeigt zwei Bratspiesse mit je zwei Braten auf zwei Ständern an einem lodernden Kaminfeuer.

Fig. 124 zeigt einen Kamin mit einem vierbeinigen Bock, der gar keine Zierate hat; er steht parallel zur Hinterwand.

Einiges ist auch aus der „Topographia Ducatus Stiriae, Auttore et Delineatore Georgio Matthaeo Vischer 1681" zu lernen. Eine der auch jetzt gewöhnlichen Scheunen sieht man auf dem Bilde „Aichberg" (Fig. 125); auf dem Bilde „Kriegla" sieht man ein Bauernhaus mit Bodengang, wie sie auch heute vorkommen, aber ohne Walm. Andere dagegen haben ihn.

Zum Schlusse ein schematisches Bild der auch hier oft vorkommenden Scheunenart (Fig. 125) und des „Heustadls", der auf den Wiesen so oft erscheint (Fig. 126). Ausserdem bringen wir eine Scheune aus Grieshof (Fig. 127), eine zweite, ganz aus Holz erbaute (Fig. 128), ein Admonter Steinhaus, welches den Uebergang des Holzhauses zum städtischen veranschaulicht (Fig. 129), zwei typische Häuser mit gemauerter Küche (Fig. 130 und 131), und endlich ein Landschaftsbild des Hauses Nr. 91 in Schönbichl (Fig. 132).

Nachtragen will ich, dass es auch in Aussee Walmdächer gibt, dass diese aber durchaus in der Minorität sind und dass die alten Häuser gewöhnlich keine Abwalmung zeigen. Die Figuren 133–135 bringen Skizzen verschiedener Anlagen des Gewandganges.

Fig. 125. Eine Scheune.

Fig. 126. Ein Heustadl.

Die Feldkasten sind hier so wie ziemlich in ganz Nordsteiermark. Sie bleiben sich am meisten gleich; eine ähnliche Stabilität erscheint sonst nur bei gewissen Scheunentypen. Das Individuellste ist immer das Wohnhaus.

Fig. 127. Eine Scheune.

Von den verschiedenen Scheunen halte ich die in Fig. 128 dargestellte für die charakteristischeste; sie ist auch die häufigste. Die ebenerdige Scheune ohne Tennbrücke (Fig. 125) und ohne Stall im Unterbau wird wohl erst ein städtisches Modell sein.

In Aussee weilten wir einige Tage, um mehrere der oben Bd. XXI, S. 101 ff., beschriebenen Häuser aufzunehmen.

Wir bringen die Abbildungen des Brennerhauses (Bd. XXI, S. 112) in Fig. 136, das Hirslerhaus Fig. 137 (vgl. Bd. XXI, S. 111), die Scheune und Troglaube des letzteren in Fig. 138 und 139. Fig. 140 ist das Haus Mühlberger's (Bd. XXI, S. 121).

Auch einige Badestuben haben wir neuerdings besichtigt (vgl. Bd. XXI, S. 110). Es sind einfache Häuschen mit nur einem Raume, der eine horizon-

tale Decke hat, während das Dach den einen Giebel freilässt (Fig. 141). Warum die letztere Einrichtung getroffen ist, weiss ich nicht. Der wichtigste Bestandtheil des Raumes ist ein Ofen (vgl. Fig. 142). Dieser war aus Ziegeln gemauert.

In einer anderen Badestube (Fig. 143) fanden wir einen Kachelofen mit Concavkacheln, welche nicht glasirt waren. Der Ofen hatte rechteckigen Grundriss, unten neun Ziegellagen, oben vier Kachellagen. Die Kacheln lagen dicht bei einander, waren also oben viereckig, gegen die Mitte vertieften sie sich aber kreisförmig. Dieser Kachelofen wurde von aussen geheizt, was bei Badestuben selten vorkommt. Ueber dem Heizloch war ein „Kobl", dessen Kalk abgefallen war, so dass man die einfache Construction leicht erkennen konnte (Fig. 144). Die grossen Kobel über den Herden werden wohl ähnlich gebaut sein.

In den Badestuben wird jetzt nicht mehr gebadet, da ja die Sitte des Dampfbades ganz abgekommen ist. Nachtragen will ich auch, dass nicht jeder Bauer eine Badestube besitzt, sondern meist mehrere Bauern zusammen eine.

Fig. 145 bringt das Bild einer gedeckten Sechtelstatt mit Brunnen (vgl. Bd. XXI, S. 110).

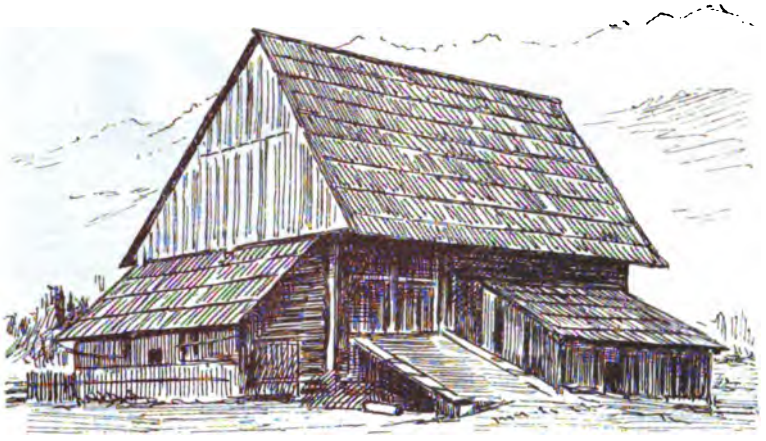


Fig. 128. Eine Scheune.

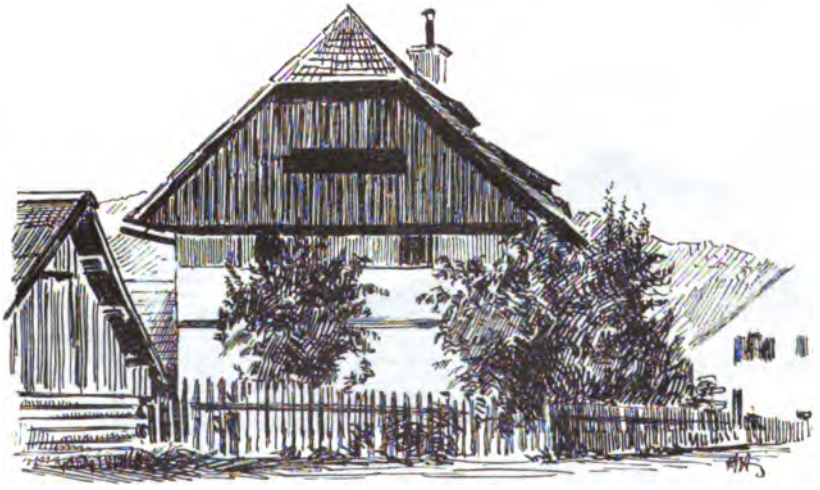


Fig. 129. Haus in Admont.

Man erlaube mir, einer kleinen Episode zu gedenken, die sich beim Mühlberger (vgl. Bd. XXI, S. 121) zutrug. Ich war mit Lehrer Bened. Groller (den ich Bd. XXI, S. 103, mit Unrecht Unterlehrer genannt habe) bei ihm, und wir sassen in der Küche, wo uns die Dienerin erklärte, dass ein gewisses Gefäss „Ieschel" heisse, ein grösseres aber „Nuosch" (des „Zwonüeschls" habe ich ja Bd. XXI, S. 110, Erwähnung gethan). Da tritt Mühlberger, der für einen Augenblick hinausgegangen, wieder ein,

hört, was wir fragen und sagt, das Gefäss heisse „Nieschel", sei es aber gross, so sage man „Uosch". Auch Groller hatte die widerstrebenden Angaben gehört, und ich bat ihn auf der Stelle, für meine Erzählung Zeugenschaft abzulegen.

Es ist nun gar kein Zweifel, dass etymologisch nur „Nuosch" und „Nüeschel" richtig sind. „Ieschel" Das Umgekehrte kommt bekanntlich vor: Nast für Ast, Naschenmarkt (in Wien) für Aschenmarkt, Neser für Eser, vgl. „Mittelhochdeutsches Wörterbuch", Bd. I, S. 448, Schmeller, Bd. I, S. 116, Schultz, Deutsches Leben, Bd. I, S. 110 u. A.

Der nordsteierische Häusertypus reicht nur bis etwa nach Gröbming. Dort beginnen

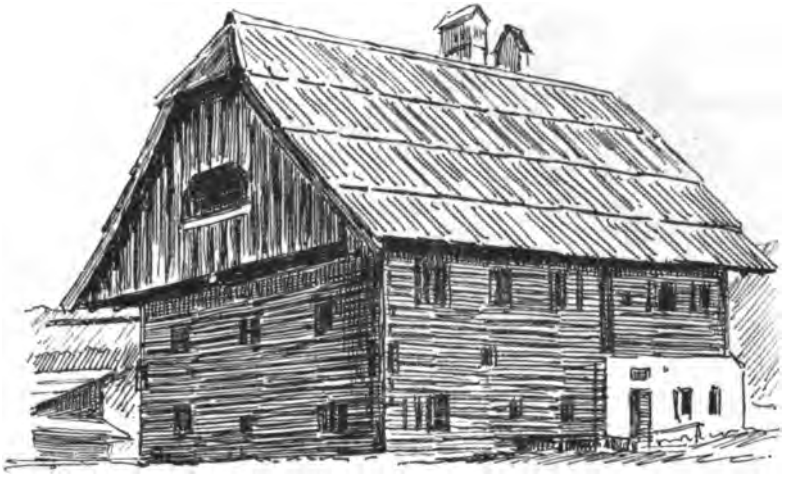


Fig. 130. Haus bei Admont.

Fig. 131. Haus bei Admont.

und „Uosch" sind falsche Abstractionen aus dem Satzsandhi, weil der Redende aus Verbindungen mit dem unbestimmten Artikel („a nursch", „a nürschel") gar nicht wissen kann, ob das Wort vocalisch oder mit n anlautet[1]).

Ich weiss nicht, ob solche Abreissungen eines anlautenden n irgendwo dialektisch geworden sind.

steinbeschwerte Flachdächer mit Glockenthürmchen[1]). Der Eindruck ist sofort ein ganz anderer. Nur der steildachige Feldstadl bleibt noch lange unter den Flachdächern. Im Norden Salzburgs, etwa von Golling und Hallein ab, herrscht ein Typus, der vom nordsteierischen wenig verschieden ist.

[1]) Ueber „Nuosch" und „Nueschel" vgl. „Mittelhochdeutsches Wörterbuch" nuosch, ahd. nuosk, Graff, Bd. II, S. 1107.

[1]) Eigentlich nur Dachreiter mit „Rufglocken", wie Krainz, Oesterreich in Wort und Bild, Steiermark, S. 148, sagt. Nach ihm gibt es auch am Wechsel Flachdächer. Prinzinger spricht von „Essglocken".

Eines interessanten Hauses möchte ich gedenken. Plain (man sagt Ploan, Nr. 15) bei Salzburg, Gemeinde Bergheim. Haus des Anton Fuchs (vgl. den Plan Fig. 146). Hier stand der offene Herd einfach im Flur. Das Feuerross war das erste, welches die Hörner senkrecht zur Achse und dementsprechend das Loch in der Richtung der Achse zeigte (Fig. 147). Ein schöner Dreifuss mit typischer Gestalt wurde rasch skizzirt (Fig. 148) [1]).

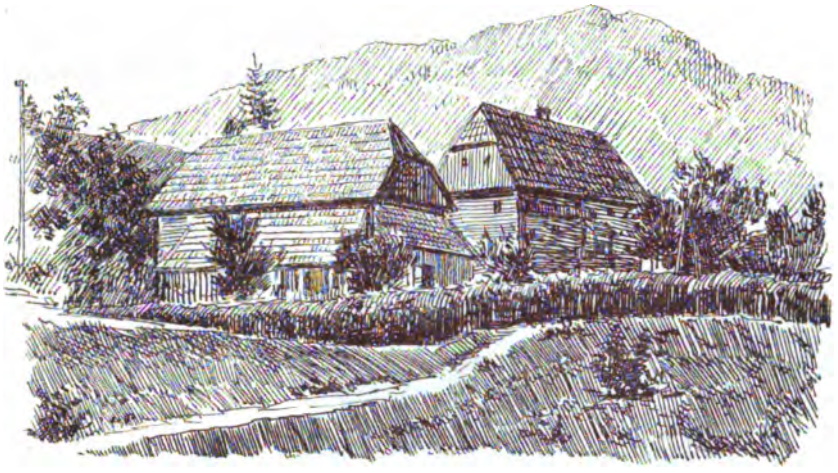


Fig. 132. Haus in Schönbichl Nr. 91 sammt Annex.

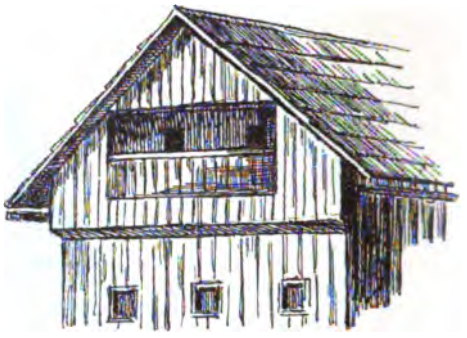


Fig. 133. Gewandgang eines Ausseer Hauses.

Fig. 134. Gewandgang in Aussee.

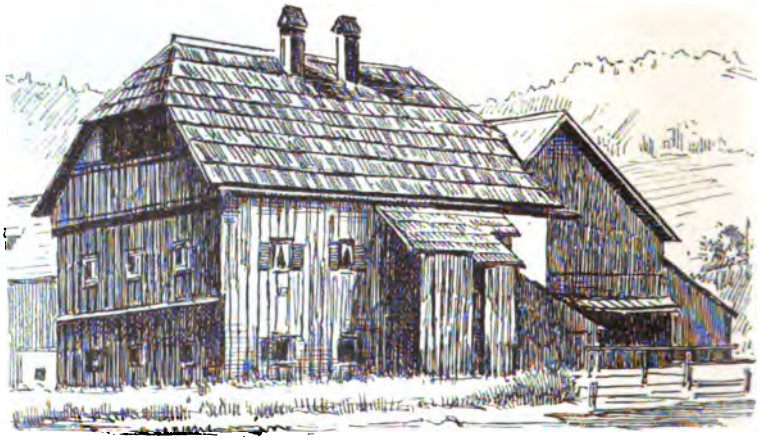


Fig. 135. Ausseer Haus mit Walmdach (Rückseite).

Dieser Herd hatte auch einen pyramidalen Kobl, den ich in Steiermark noch nicht gesehen habe.

Das Salzburger Museum ist ein treffliches Institut und die Sammlung volksthümlicher Gegenstände eine ganz ausgezeichnete. Leider fehlt der Feuerbock des Bauernhauses, wie gesagt, ganz. Sehr schön ist die „Küche“ mit allen möglichen Utensilien. Nur die Gestalt des Herdes ist mir etwas bedenklich. Es hat ja immer sein Missliches, dem Beschauer ein Bild des wirklichen Lebens geben zu wollen. So wie diese Museumsküche aussieht, hat wohl nie eine ausgesehen. Ihren instructiven Zweck erfüllt sie vollkommen. Die Reichhaltigkeit der Sammlung hat mich als Wiener mit Neid erfüllt.

In den Schaukästen findet sich ein Spielzeug, die Nachbildung einer Küche mit offenem Herde und Stube mit Kachelofen. Es ist ein recht lehrreiches Spielzeug. Auf dem Herde stehen drei Feuerböcke, deren einer in Fig. 149 abgezeichnet wurde, ein Dreifuss mit Pfanne und zwei Bratspiessständer.

In einem Kamine des Museums steht ein nicht uninteressanter Feuerbock. Ich habe blos seine Grundlinien mir angemerkt (Fig. 150). Man erkennt, dass zwei dreibeinige Böcke durch einen Rost verbunden sind, eine gewiss sehr praktische Erfindung. Ver-

[1]) Dieselbe Form findet sich auch in Nordtirol (Kufstein).

gleiche damit die Einrichtung im Stifte Klosterneuburg, wo zwei vierbeinige Böcke über einem Roste stehen [1]). Woher der Rost stammt, ist schwer zu sagen. Das Wort haftet an der Bratvorrichtung (Bd. XXI, Fig. 161) und einen anderen Rost kennt das Bauernhaus überhaupt nicht; der aber ist uralt. So möchte ich meinen, dass der Apparat mit parallelen Stäben, der die Aufgabe hat, das Herabfallen kleinerer Holztheile und ihr Verlöschen in der Asche zu verhindern, nach dem Bratroste „Rost" genannt wurde, weil die Form entsprach. Auch das Denominativum „rösten" führt blos auf die Thätigkeit des Bratrostes, nicht auf die des Brandrostes zurück. Der Sprache hätte es nie einfallen können, etwa den Feuerbock einen Feuerrost zu nennen. Auch das Wort „Feuerross" hat mit „Rost" gar nichts zu thun (wie Einige mich und Andere glauben machen wollten); denn das Bauernhaus kennt nur einen Bratrost, der ganz anders aussieht und ganz anderen Zwecken dient.

Einige Gegenstände des Museums habe ich in Eile skizzirt: Fig. 151 ein interessanter Spanleuchter, den man mit Spänen aller Grössen wahrhaft spicken konnte [1]) und der ein ganz schönes Licht gegeben haben muss, Fig. 152 ein Dreifuss mit Ausbauchung zur Aufnahme von Gefässen, Fig. 153 ein Kessel,

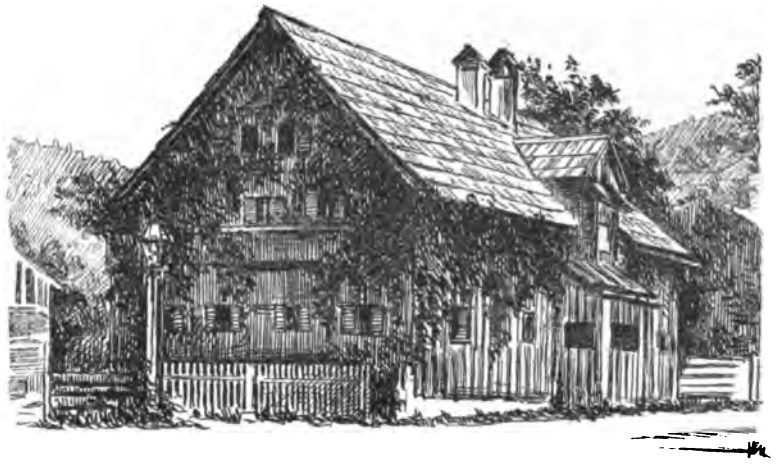


Fig. 136. Das Brennerhaus in Aussee.

Fig. 137. Das Hirslerhaus in Aussee.

Fig. 154 ein Gluthhäferl zum Wärmen, Fig. 155 ein Leuchter für Wachskerzchen.

Wie aufmerksam die Museumsleitung ist, beweist die schöne Sammlung von Modellen der Zäune. Fig. 156 bringt die Skizze des „Höggenzauns mit Klubstecken und Bändern", der in Aussee gewöhnlich ist.

Aus Aussee kam mir ein Bratspiessständer zu, den ich in Fig. 157 reproducire.

[1]) Hierüber Bd. XXII, S. 106, Anm. 1.

[1]) Auf dem Bilde fehlen zwei Zacken.

Allgemeines über das obersteierische Haus.

In den folgenden Zeilen möchte ich den bisherigen Stand meines Wissens vom obersteierischen Hause darlegen. Ich kenne folgende Typen:

A heisse ich das „Eckflurhaus“ (vgl. Fig. 158). Eine Abart davon ist das Ausseer Kreuzhaus (Bd. XXI, S. 109, Fig. 116).

Alle vier, für welche oben die Nachweise erbracht sind, sind aus dem einfachsten Typus der Holzknechthütte (nämlich der zweizelligen) herzuleiten (vgl. Fig. 162).

Einen einheitlichen Grundriss hat also das nordsteierische Haus nicht. Doch unterscheidet es sich scharf in seinem äusseren Auftreten von den angrenzenden Typen.

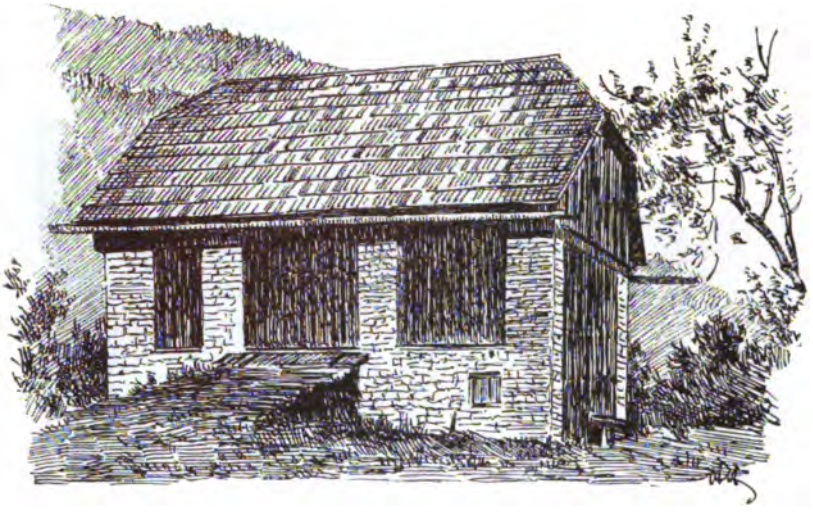


Fig. 138. Scheune des letzteren Hauses.

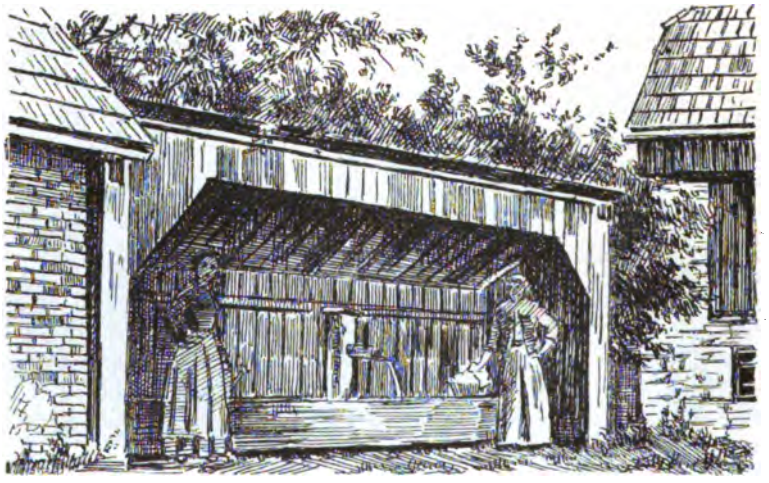


Fig. 139. Troglaube desselben Hauses.

B ist das „Mittelflurhaus“ (vgl. Fig. 159). Eine Abart davon ist das Ausseer „durchgangige“ Haus (Bd. XXI, S. 104, Fig. 105).

C ist das „Seitenflurhaus“ (vgl. Fig. 160). Auch dieses kann durchgangig sein.

D ist das „Mittelküchenhaus“ (vgl. Fig. 161). Ein derartiges ist auch die „Reiterkeuschen“ in der Gemeinde Palfau bei Wildalpen, welche Bancalari, „Ausland“ 1892, S. 296, beschrieben hat.

Das nordsteierische Haus trennt Wohnstätte und Wirthschaftsräume. Das Wohnhaus besteht — wie überall in Oberdeutschland — aus Küche und Stube, zu denen zu allermeist noch ein Flur und oft auch noch eine oder mehrere Kammern kommen. Die Anordnung dieser Räume wechselt mannigfaltig.

Das Haus Nordsteiermarks scheidet sich klar von seinem südöstlichen Nachbarn, dem Hause der Heanzen, einem rechteckigen Hofbau, und dem von

Westmittelsteier, wo der Stall öfters im steinernen Unterbaue des Hauses untergebracht erscheint (Krainz, a. a. O., S. 148 f.), ebenso klar von seinem westlichen Nachbar, dem flachdachigen Salzburger [1]) Haus,

Dem ganzen nordsteierischen Gebiete eigen sind die Steildächer, der Mangel einer eigentlichen Hofanlage [1]), die Vereinigung von Scheune und Stall, welche die Erhöhung der Tenne mit sich bringt;

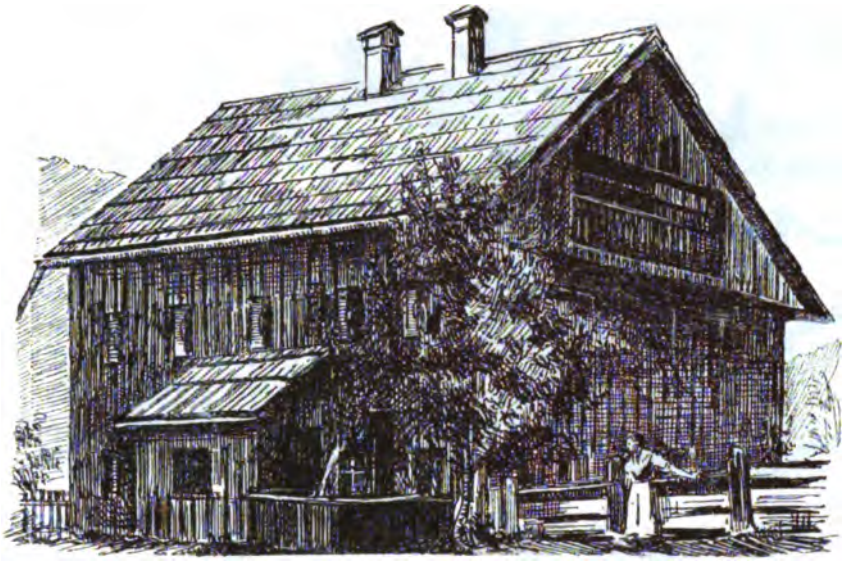


Fig. 140. Das Haus Mühlberger's in Aussee.

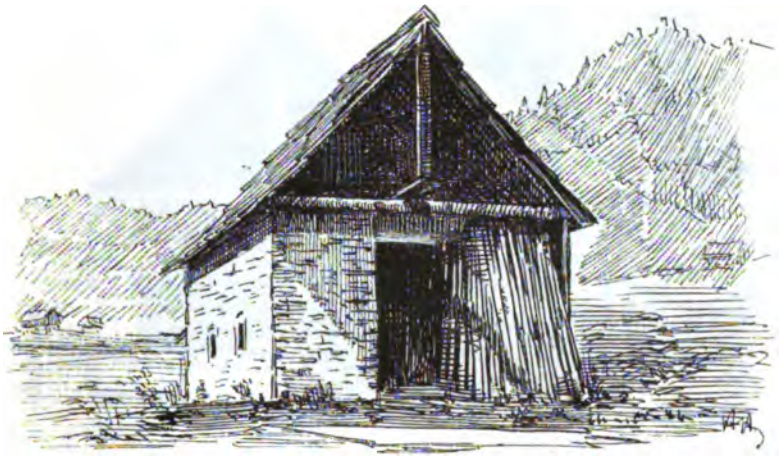


Fig. 141. Eine Badestube in Aussee.

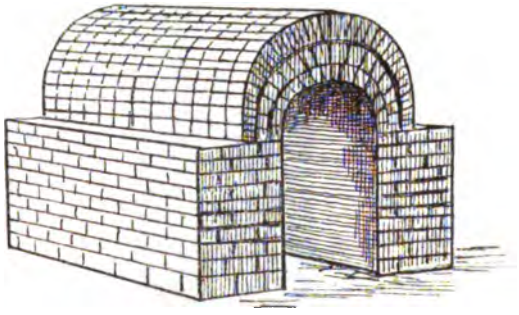


Fig. 142. Der Ofen derselben.

und vom nördlichen Nachbar, dem oberösterreichischen Vierkante [2]), ab.

ebenso der Feuerbock (überall „Feuerross" genannt, nur in Payerbach soll man „Feuerschragen" gesagt haben), der Dreifuss in der Gestalt *A* und *B* (vgl. Bd. XXI, S. 134), d. h. als runder und dreieckiger, die Widasen.

[1]) Dr. Aug. Prinzinger d. Ae., der eine grössere Arbeit über das Salzburger Haus in Aussicht gestellt hat, nennt dieses das „altbaierische Gebirghaus". Vgl. „Verzeichniss der wichtigeren Quellen zur Landeskunde des Herzogthumes Salzburg", II, S. 32.

[2]) Ich glaube, es ist G. Bancalari wohl gelungen, es wahrscheinlich zu machen, dass der oberösterreichische Vierkant aus dem „Vogelweider" und dem „Südbaierisch-Innviertler" Typus entstanden ist. Das sage ich, weil mir Bancalari im „Ausland" 1892, S. 313, mit seiner ars nesciendi zu weit zu gehen scheint. Nur an die Möglichkeit, irgend einen oberdeutschen Typus auf slavische Einflüsse zurückzuführen, kann ich nicht glauben.

[1]) Rosegger, Volksleben in Steiermark, S. 14, spricht von einem „Ringhof", in welchem die Gebäude im Vierecke einen freien Raum, den „Hof", einschliessen. Er meint, der „Ringhof" habe einen mittelalterlichen, burgartigen Charakter, den die Erbauer den Burgen ihrer Lehensherren abgelauscht haben mögen. Jetzt sollen sie nur mehr selten gebaut werden. — Ich muss gestehen, dass ich das Wort „Ringhof" nicht gehört und auch nur sehr wenige derartige Gehöfte gesehen habe.

Ein eigentliches Einheitshaus gibt es in ganz Nordsteiermark nicht.

Das Wohnhaus unterscheidet sich von allen übrigen Gebäuden durch die Dachwimpel, wenn diese

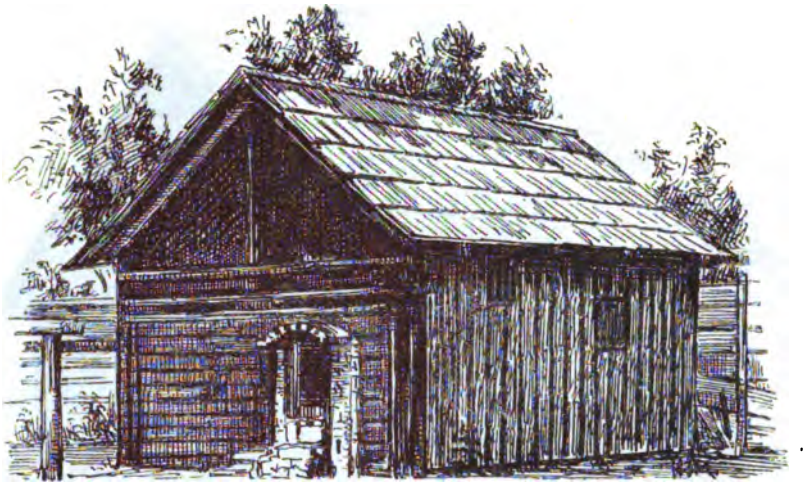


Fig. 143. Eine Badestube in Aussee.

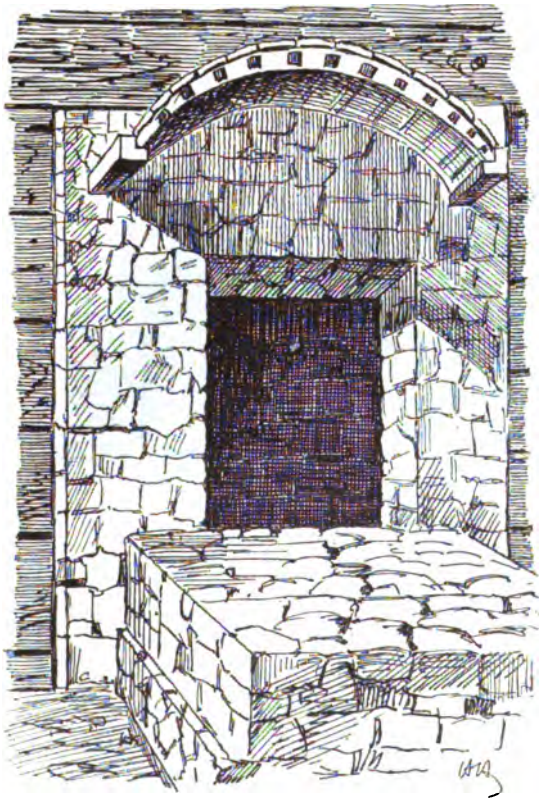


Fig. 144. Heizloch mit Kobl.

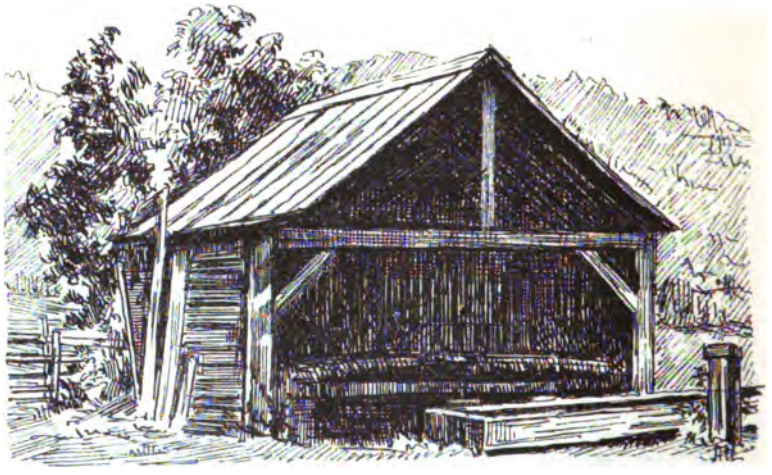


Fig. 145. Eine Sechtelstatt mit Brunnen.

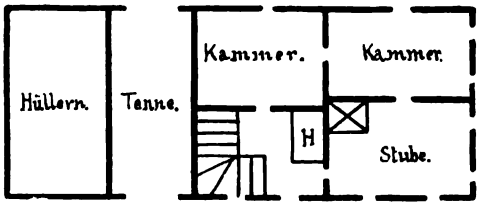


Fig. 146. Plan des Hauses in Plain Nr. 15 bei Salzburg.

auch durchaus nicht auf allen Häusern vorkommen und in Nordoststeiermark häufiger sind als in Nordweststeiermark. Dass die Scheunen z. B. nie eine Giebelverzierung haben, hat auch Rosegger, Volksleben, S. 16, angemerkt. Aber die Dachwimpel bestehen nicht nur aus Kreuzen oder Knäufen, sie haben auch — namentlich in Märkten — viel verschiedenere Formen. Man sieht da auch aus Blech geschnittene Georgs-Ritter oder Darstellungen, die sich auf das im Hause betriebene Handwerk beziehen.

Das nordsteierische Haus erstreckt sich von der ungarischen Grenze bis nach Gröbming im oberen

Ennsthale und zieht über das südliche Oberösterreich nach Salzburg hinein.

Bei Admont theilt sich das Gebiet und es lassen sich Unterschiede constatiren, Merkmale, deren genaues Verbreitungsgebiet erst zu erforschen

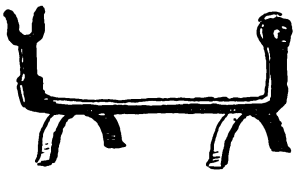


Fig. 147. Ein Feuerbock.

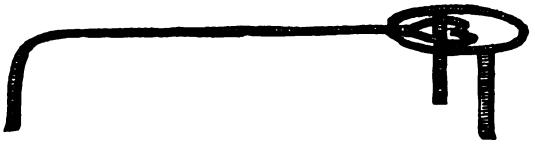


Fig. 148. Ein Dreifuss.

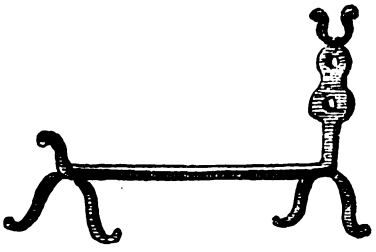


Fig. 149. Ein Feuerbock.

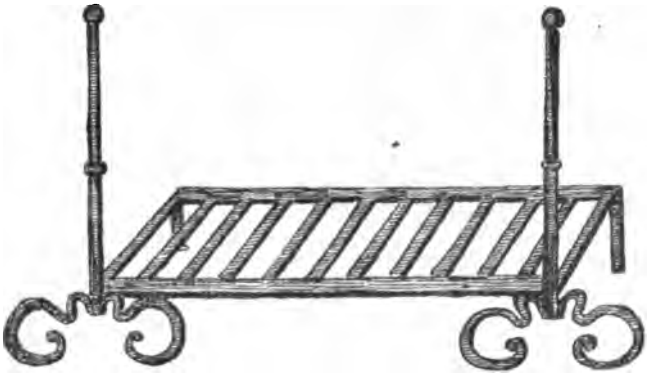


Fig. 150. Zwei dreibeinige Böcke mit Rost.

Fig. 151. Ein Spanleuchter.

ist. Das wesentlichste Merkmal ist das Auftreten des Ausseer Dreifusses (Bd. XXI, S. 105), der sich östlich von Admont nicht findet.

Dazu kommt Anderes.

In Nordoststeiermark haben die Häuser selten „Brückln", in Nordweststeiermark sind diese die Regel.

In Nordoststeiermark ist roher Blockbau fast nur bei den Feldkästen zu sehen, gewöhnlich hat das Wohnhaus behauene Balken und gute Verzinkungen [1]). In Nordweststeiermark herrscht der rohe Blockbau.

In Nordoststeiermark herrscht der Walm vor, in Nordweststeiermark ist die Regel das walmlose Dach.

In Nordoststeiermark bestand die Herdeinrichtung in zwei einfachen Feuerrössern, zwei Bratspiess-

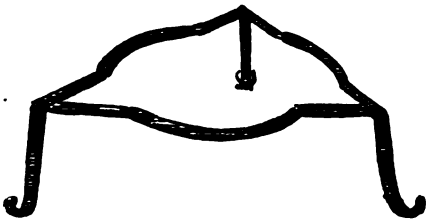


Fig. 152. Ein Dreifuss.

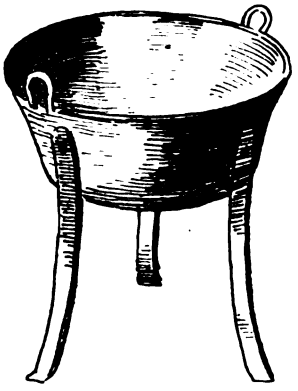


Fig. 153. Ein Kochkessel.

Fig. 154. Ein Gluthhäferl.

ständern und dreifüssigen Pfannen (sowie niederen Dreifüssen für irdene Hafen), in Nordweststeiermark dagegen waren die Feuerrösser schon zur Aufnahme der Bratspiesse adaptirt, wodurch die Bratspiessständer wegfielen, und die Pfannen hatten selbst

[1]) Damit steht wohl im Zusammenhange, dass in Nordoststeiermark die Balken offen zu Tage liegen, während sie in Nordweststeiermark oft mit senkrechten Brettern verschalt sind.

keine Beine, sondern wurden auf den hochbeinigen (Ausseer) Dreifuss gestellt [1]).

In Nordoststeiermark kommt das Essen so auf den Tisch, dass man zu unterst die Suppenschüssel

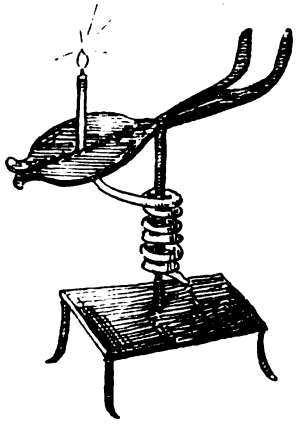


Fig. 155. Ein Leuchter.

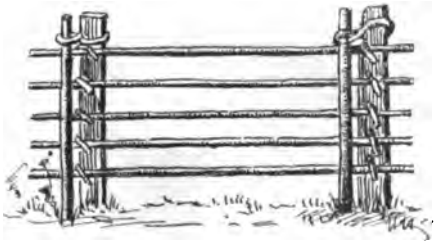


Fig. 156. Ausseer Zaun.

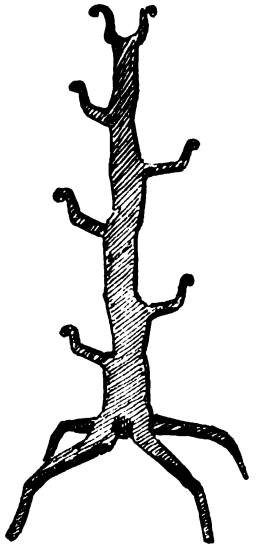


Fig. 157. Bratspiessständer aus Aussee.

stellt, darauf das Sterzkreuz und auf dieses die Sterzpfanne; in Nordweststeiermark wird die Suppenschüssel allein auf den Tisch getragen und die Sterzpfanne kommt auf das Pfannenbrett.

In Nordoststeiermark sagt man „Kesselreit", in Nordweststeiermark „Kesselschwing".

Anderes ist weniger von Belang.

In Nordoststeiermark sagt man „Schüsselkorb", in Nordweststeiermark „Schüsselrem" [1]).

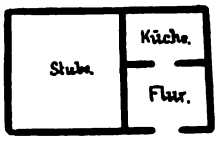


Fig. 158. Das Eckflurhaus.

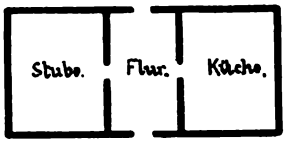


Fig. 159. Das Mittelflurhaus.

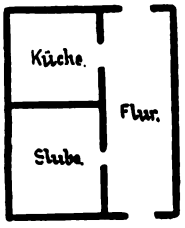


Fig. 160. Das Seitenflurhaus.

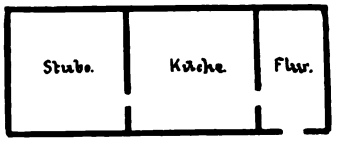


Fig. 161. Das Mittelküchenhaus.

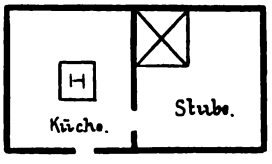


Fig. 162. Oberdeutscher Grundtypus.

In Nordoststeiermark sagt man „Vorhaus" oder „Labn", „Bodengang", „Unterzug"; in Nordweststeiermark „Haus", „Gwondgang", „Tram".

In Nordweststeiermark sieht man an den Thüren eine grosse Anzahl kleiner, weisser Kreuzchen aufgenagelt, die nach Rosegger, Volksleben, S. 15, aus Palmsonntagzweigen geschnitten sind und gegen Un-

[1]) Natürlich ist diese Trennung nicht auf jedem Herde durchgeführt. Gerade aus Aussee besitze ich einen Bratspiessständer (Fig. 157). Frauen, die mit der Hochzeit ihre Gegend verliessen, mögen den alten Hausrath auch in die neue Heimat gebracht haben.

[1]) In Niederösterreich und an der ungarischen Grenze habe ich „Zimmasn" gehört. In Payerbach versicherte mir ein Herr, es heisse „Zinnasn", also nicht mit mm, sondern mit nn. Was ist wahr?

gewitter schützen. In Nordoststeiermark erreicht man dasselbe mit den „Sonnwendbuschn".

In Nordoststeiermark sind Balcons („Gang") sehr häufig, werden aber desto seltener, je weiter man nach Westen kommt.

Zu bemerken ist, dass man in Salzburg — also westlich von unserem Gebiete — auch „Stubn" sagt, östlich von unserem Gebiete „Zimmer". Der nordsteierischen „Kammer" entspricht in Salzburg das „Stübel" oder „Gaden", dem nordsteierischen „Vorhaus, Haus" das salzburgische „Haus, Vorhaus, Fletze". Die „Badstubn" Nordsteiermarks heisst in Salzburg „Brechelbad" (vgl. Prinzinger, a. a. O., S. 36). „Das Flötz" heisst nach Rosegger, Volksleben, S. 17, in Steiermark der Fussboden der Gesindestube.

Neben dem Wohnhause, dem individuellsten Theile der menschlichen Niederlassung, ist die Scheune das Wichtigste. Ihr gewiss sehr alter Holztypus ist in Fig. 128 dargestellt. Fig. 127 ist eine grosse Scheune in Admont von mehr städtischem Charakter, deren vorspringender Dachstuhl geschickt und gefällig von den weit ausladenden Balken getragen wird. Fig. 125 ist gar nicht auf eine bestimmte Gegend beschränkt, sondern verhältnissmässig modern. Die ganze Anlage zeigt, dass ihm ein altes Holzmuster nicht zu Grunde liegt.

So bleibt also Fig. 128 als typische nordsteierische Scheune. Diese vereinigt Scheune und Stall [1]), hat eine erhöhte Tenne, senkrecht auf die Längsrichtung, und eine Tennbrücke. Die letztere ist entweder wirklich Zimmermannsarbeit oder aber aus Steinen und Erde hergestellt. Manchmal findet es sich, dass nur der erste Theil der Steigung angeschüttet ist und von da erst eine wirkliche Holzbrücke zur Tenne führt, so dass der Raum unter der Tenne von hier aus zugänglich wird.

Die nordsteierische Scheune grenzt sich gegen Norden klar ab; denn die niederösterreichische ist ebenerdig, ohne Stall und sieht ganz anders aus. Die „Hüllern" der steierischen Scheune heissen in Niederösterreich „Hallbam", „Hallbaun".

Mischtypen entstehen, wo die moderne Art (Fig. 125) mit einer volksthümlicheren (Fig. 128) combinirt wird. Dann entstehen Typen wie die Ausseer Scheune (Fig. 138) und die von Capellen (Fig. 84).

Die Scheune Nordsteiermarks scheint sich auch mit geringen Modificationen in Kärnten zu finden. Im „Oesterreichischen landwirthschaftlichen Wochenblatt" 1880, Nr. 21, S. 2, sehe ich aber eine Scheune aus dem Gailthale abgebildet, deren Einfahrt und Rampe vor der Giebelseite liegt, was ich in Nordsteiermark nie gesehen habe. Im Texte bespricht C. Schütz die Vortheile der erhöhten Tennen.

[1]) Rosegger, Volksleben, S. 14 und 23, nennt dafür den volksthümlichen Ausdruck „Marstadl".

Excurs über das oberdeutsche Haus.

Wenn man die oben nachgewiesenen Typen des Wohnhauses betrachtet, so sieht man ihre innere Wesensgleichheit. Sie sind alle nur Variationen der vier Elemente: Küche, Flur, Stube, Kammer, und das gilt wohl von den allermeisten oberdeutschen Häusern.

Das oberdeutsche Haus besteht in seiner einfachsten Form aus Küche und Stube. Von der Stube wurde die Schlafstätte abgetrennt, wodurch die Kammer entstand; von der Küche der Herd, wodurch voran ein neuer Raum gewonnen wurde, der Flur.

Ich habe in Bd. XXI, S. 129, das Ausseer „Kreuzhaus" zweitheilig genannt und es mit dem „alemannischen" Haus zusammengestellt, das „durchgangige" dreitheilig und zum fränkischen gestellt. Ich möchte jetzt die ethnischen Namen überhaupt möglichst vermieden wissen; auch zweifle ich, ob jene Verwendung der Ausdrücke „zweitheilig", „dreitheilig" von Nutzen ist und sich empfiehlt.

Zwischen den genannten Typen Alt-Aussees besteht gar kein principieller Unterschied. Von einer zweitheiligen Bauart könnte man mit mehr Recht bei allen Häusern reden, welche aus Küche und einer oder auch mehreren Stuben bestehen. Dreitheilig ist die aus drei Elementen zusammengesetzte Wohnung, die aus Flur, Küche und Stube (oder Stuben) besteht, und viertheilig endlich die vier Elemente (d. h. auch eine Kammer) enthaltende Wohnung. Ebenso könnte man von zwei-, drei-, vierelementigen Wohnungen reden, wie ich in Hinkunft thun werde.

Zweielementige Häuser gibt es noch genug, auch ausser den Holzknechthütten. Aber auch dort, wo es noch keinen Flur gibt, gibt sich das Bestreben kund, von der Küche einen Vorraum abzutrennen [1]). Vielleicht hat das Bestreben, das Herdfeuer vor dem beim Oeffnen der Thüre entstehenden Zuge zu

[1]) Vgl. die unten beschriebenen Häuser, die sich von Niederösterreich südöstlich mindestens bis an den Plattensee erstrecken, wo die Küche von der „Vorkuchl" nur durch einen grossen, offenen Bogen getrennt ist.

schützen und den Herdrauch zu beschränken, dazu den ersten Anstoss gegeben.

Bancalari hat aus der grossen Fülle lebendiger Eindrücke von oberdeutschen Bauernhäusern sich das feststehende Urtheil von ihrer aller Wesensgleichheit gebildet. Er suchte die Erklärung der zu Tage tretenden Unterschiede in „Erfahrungseinrichtungen".

Zu der Ueberzeugung von der Einheit des oberdeutschen Hauses führt aber auch die Betrachtung der inneren Form des Hauses. Wir haben nur zwei principiell geschiedene Räume, Küche und Stube, und das sind die Urzellen.

Der Flur ist nichts Anderes als ein Stück von der Küche abgegrenzt, so wie die Kammer wahrscheinlich aus einem vor den Bettstätten aufgestellten Verschlage hervorgegangen ist, also ein Theil der Stube war.

Aber man muss sich hüten, zu glauben, dass jener Raum, welchen wir jetzt „Flur" nennen, unter allen Umständen der Nachkomme des alten Herd- und Hauptraumes oder mindestens eines Theiles desselben gewesen sein muss. Schon der Name „d'Labn", die Laube, für den Flur muss uns sehr bedenklich machen. Rosegger citirt ihn (Volksleben, S. 17) als allgemeinen steierischen Namen für „Vorhaus". Das kann nicht richtig sein; denn ich habe sehr oft „Vorhaus" gehört, und in Aussee sagt man „'s Haus". Aber in einigen Fällen kann wirklich der Flur aus einer angebauten Laube entstanden sein, z. B. bei dem Grundriss, den ich „Seitenflurhaus" nenne. Bei einem solchen hörte ich das Wort auch zuerst.

Excurs über die oberdeutsche Stube und den Kachelofen.

Die im Folgenden mehrfach herangezogene Literatur ist folgende:

Georg Zappert. Ueber das Badewesen mittelalterlicher und späterer Zeit. Aus dem XXI. Bande des „Archivs für Kunde österreichischer Geschichtsquellen". Wien 1858.

Ernst Martin. Badenfahrt von Thomas Murner. Strassburg 1887. Vgl. die Einleitung, S. I—XXII.

A. Essenwein. Buntglasirte Thonwaaren des XV. bis XVIII. Jahrhunderts im Germanischen Museum. „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" 1875, Sp. 33 ff.

T. Lund. Das tägliche Leben in Skandinavien während des XVI. Jahrhunderts, S. 18 ff. „Ueber die Badestube", S. 220 ff.

W. Lübke. Ueber alte Oefen in der Schweiz. „Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich", Bd. XV, S. 161.

A. Schultz. Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrhundert. Grosse Ausgabe. Wien 1892.

V. Gudmundsson. Privatboligen paa Island i Sagatiden. Kjøbenhavn 1889. Ueber die Badestube, S. 240—244.

Ferdinand Keller. Bauriss des Klosters St. Gallen vom Jahre 820. Im Facsimile herausgegeben und erläutert. Zürich 1844.

Julius Schlosser. Die abendländische Klosteranlage des früheren Mittelalters. Wien 1889.

Rudolf Rahn. Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz. Zürich 1876.

A. von Eye. Das bürgerliche Wohnhaus in seiner geschichtlichen Wandlung. Vgl. Fr. von Raumer's „Historisches Taschenbuch", 4. Folge, 9. Jahrg., Leipzig 1868, S. 247 ff.

Als die Römer in Deutschland sich anzusiedeln begannen, stellte sich die Nothwendigkeit heraus, heizbare Wohnräume einzurichten. Nun besassen aber weder sie selbst dazu taugliche Oefen — Kohlenbecken und die zum Backen bestimmten Oefen taugten nicht —, noch bot das Land entsprechende Einrichtungen: der qualmende offene Herd, der Ofen mit dem Steinmantel ohne Schlot [1]) waren keine angenehmen Hausgenossen.

Kein Wunder also, wenn die Römer eine andere Verfügung trafen. Sie verstanden ja, in den Bädern eine Warmluftstube (caldarium) herzustellen und sie übertrugen diese Einrichtung der Untermauerung des Fussbodens und der Hohllegung der Wände auf den Wohnraum, der so von allen Seiten von geheizter Luft umspült werden konnte.

Durm, Die Baustile, Bd. II, S. 232, sagt, dass fast alle römischen Niederlassungen diesseits der Alpen mit solchen Heizvorrichtungen versehen waren, wie noch jetzt die Reste in Sinsheim, Messkirch, Pforzheim, Trier u. s. w. zeigen.

Für solche heizbare Zimmer scheint man ihrer Einrichtung entsprechend die Bezeichnung hypocaustum gebraucht zu haben, wenn aus dem mittelalterlichen Sprachgebrauche etwas zu schliessen ist. Daneben findet sich auch aestuarium im Gebrauche.

[1]) Im germanischen Norden goss man über den stark erhitzten Mantel Wasser, um Dampf für's Bad zu erhalten (Kaalund, Paul's Grundriss für germanische Philologie, II, 2, S. 235); ebenso machten es die Slaven nach dem Berichte Ibrahim's. Siehe Martin, S. XIII.

Vgl. Zappert, S. 70, Anm. 176, wo noch pyralè genannt wird. Es findet sich auch Hypocaustorium. So heisst es in der Vita S. Theadildis Virginis Nr. 7: Refectorium hyemale et aestivale, hypocaustorium, dormitorium, cellarium, domum arearum, coquinam .... aedificavit. Du Cange s. v. Sollte aber hier nicht hypocaustorium ein Adjectivum zu dormitorium sein?

In späterer Zeit scheint man auch den Ofen (d. h. den Kachelofen) hypocaustum genannt zu haben.

Erasmus beschreibt eine deutsche Wirthshausstube und sagt: Vehementius accenditur hypocaustum, etiamsi alioqui sol aestu sit molestus.

Und Andreas v. Lacuna: Hypocausta germanica ad tuendam sanitatem non probo. Zappert, S. 66.

Aeneas Sylvius beschreibt Wien: Aedes ciuium amplae — ubique fornices aulae latae. Verum his aestuaria sunt loco triclinorum, quae ab his Stubae vocitantur. Nam hiemis asperitatem hoc dominant modo. Zappert, S. 72, Anm. 181.

Aestuarium ist nach Du Cange hypocaustum, frz.: poèle, étuve.

Aeneas Sylvius, später Papst Pius II., der um 1450 in Wien gewesen, ist auch der Gewährsmann des Hans Sachs gewesen, wenn dieser von Wien besonders rühmt, dass es „stueben vor frost zu winters zeit" habe. Vgl. auch Geiler v. Kaisersberg bei Schultz, S. 83.

Daneben gibt es Stellen, die zu zeigen scheinen, dass sich wenigstens die Erinnerung an Stuben mit wirklichen Hypocausten noch lange erhalten hat.

So lesen wir bei Thelamonius von Braunschweig: Aulas enim more thermarum singulae domus habent, quas stubas aut aestuaria dicunt. „More thermarum" kann sich doch nur auf die Art der Beheizung beziehen, d. h. auf die Einrichtung des Hypocaustum.

Längst ist die alte Doppelheit von Herdraum und Ofenraum des oberdeutschen Bauernhauses ein Räthsel. Woher der Ofenraum? Er ist auch nichts Ursprüngliches. Das oberdeutsche Haus ist in seiner ältesten Erscheinung gerade so einzellig wie das sächsische, von dem es sich nur dadurch unterscheidet, dass das Vieh nicht im Menschenhause wohnt. Aber einzellig ist ursprünglich jedes Haus, wie v. Hellwald (Haus und Hof) richtig hervorgehoben hat.

Die Etymologie des Wortes Stube war lange unklar. Man hat es gewiss mit Ernst Martin mit „stieben" zusammenzubringen (vgl. Martin, Badenfahrt von Thomas Murner, S. XI); es heisst also „die stiebende". Man kann hinzusetzen, stuba [1]) ist die ursprüngliche Bezeichnung der „Badestube" und wird dann auch auf das heizbare Wohngemach übertragen. Dass dies richtig ist, geht daraus hervor, dass nur diese beiden Räumlichkeiten — Badestube und Wohnstube — Stuben genannt werden. So gut wie niemals findet es sich, dass der Herdfeuerraum so bezeichnet wird [2]). Daraus ist zu ersehen, dass eine specielle Verwandtschaft dieser beiden bestehen muss.

„Stube" ist der Ort der stiebenden Wasserdämpfe [3]), deshalb zuerst, wie gesagt, die „Bade-

[1]) Ueber das Wort im Althochdeutschen: Haupt's Zeitschrift, VI, S. 361.

[2]) v. Hellwald, Haus und Hof, S. 517, berichtet aber nach K. J. Schröer, dass bei den Deutschen Oberungarns die Küche „Stübel" genannt wird, während die Stube ihren Namen behält. Das ist sehr auffallend, jedenfalls aber auch ganz vereinzelt. Matlakowski, Budownictwo ludowe na Podhalu, berichtet, dass das polnische Haus in der Tatra izba genannt wird. Einer der Typen bestehe aus der schwarzen Stube (wo gekocht, gebacken und gewohnt wird), einem Flur und einer weissen Stube. Das ist also ganz deutlich der „ostgermanische" Stil, vermehrt um eine von der „oberdeutschen" Bauart übernommene Stube. Dass dieser Typus des Goralenhauses der Tatra sich auch in Böhmen findet, wie mir Karásek (vgl. oben seine Anzeige der Schrift Matlakowski's) sagt, scheint mir sehr der Bestätigung zu bedürfen. Hoffentlich ist das nicht Karásek's „slavisches" Haus.

[3]) Wazzerstoub ist im „Mittelhochdeutschen Wörterbuch" belegt (vgl. auch das nhd. „Staubfall", „Staubbach"). Got. stubjus, ahd. stuppi, mhd. stüppe hat dieselbe Tiefstufe der Wurzel wie stuba. Weiter hieher „stöbern", Gestöber, mhd. stöuben, ndd. stubben, „stossen", vielleicht auch „Nasenstüber", Stüber (Münze).

Die weiteren Zusammenhänge sind noch nicht ganz klar. Lautlich passt zu german. stiuban griech. στύφω, dessen Bedeutung (zusammenziehen, festmachen) aber wieder abführt. Besser passt zu „stieben" στυφελίζω, so wenn es Λ 305 vom Winde heisst νέφεα στυφελίξῃ „er stöberte die Wolken auf". Auch altind. stubh „rauschen, preisen, lobsingen", liegt seiner Bedeutung nach fern. Die gewöhnliche Bedeutung ist „singen"; Pischel-Geldner, Vedische Studien, Bd. I, S. 222. Dann wird es vom Soma gebraucht (R. V., I, 88, 6); auch von einem schnaubenden Rosse (R. V., IV, 3, 12).

Ein stu „träufeln" nimmt man in ghṛtastāva „fetttriefend", sowie in stoká „Tropfen" an. Dazu gehört vielleicht an. staup Becher, ahdmhd. stouf, nhd. „Stübchen". (Fick, Bd. III³, S. 343). In's Litauische übergegangen als stópa fem. „das Stof" (Kurschat, Wörterbuch, Bd. II, S. 407). Auch ai. stūpa möchte man heranziehen. Nach Geldner, a. a. O., S. 114, heisst es im Veda „Spitze", „Schopf", „Baumwipfel". Im classischen Sanskrit ist stūpa m. Bezeichnung der Grabmale, „Topen".

stube". In dem Sinne wird das Wort in der Lex Alemannorum gebraucht (vgl. Zappert, S. 16, 69; Martin, S. X). Dort heisst es: Si quis stubam, ouile, porcaritium, domum alicuius concremaverit, d. h. „wenn einer die Badestube, den Schafstall, den Schweinestall, das Wohnhaus anzündet".

Und in dem Sinne von „Badestube" ist das Wort zu den Slaven gewandert. Nach dem Berichte Ibrahim-ibn-Jakub's (um das Jahr 970, siehe Martin, S. XIII ff.) nannten sie die hölzerne Baracke mit Steinofen, in der sie badeten, itba, was kaum etwas Anderes sein kann, als asl. istŭba „Stube".

Im Sinne von „Stube" ist das Wort in die romanischen und slavischen Sprachen, in's Litauische (stubà), Finnische (tupa), Albanesische, Türkische (soba), Ungarische (szoba) übergegangen.

An. und Ae. bedeutet stofa „Baderaum mit Ofen" (Martin, S. X, Kluge, s. v.). Mittellat. stupa heisst oft Badestube, Bad; ebenso frz. étuve, früher estuve, s'estuver, „balneo uti, lavare".

Aus dem Artikel Stuba bei Du Cange, Bd. VII, S. 618, citire ich Christ. de Scala in vita S. Wenceslai, p. 61: Et veniens invenit eum in asso balneo, quod populari lingua Stuba vocatur, recumbentem ... Concil. Viennense ann. 1267, cap. 16. De Judaeis: Prohibemus insuper, ne Stubas et balnea, seu tabernas Christianorum frequentent.

Diese beiden Stellen enthalten das Wort Stuba im Sinne von „Dampfbad", was daraus hervorgeht, dass es mit assum balneum erklärt wird und am zweiten Orte neben balnea, den Wannenbädern, erwähnt wird.

Erst später scheint eine Unterscheidung nothwendig geworden zu sein. Da wurde stuba getrennt von der stuba balniaris oder balnealis (gegen Zappert, S. 72). Aber noch M. Beham sagt: Ein munt der print als der rubine in dem padoven in der stub.

Auffallend ist, dass sich das Wort auch im Sinne von „Ofen" findet: ital. stufa Badestube, Ofen, engl. stove „Ofen", wozu auch holländisch stoofje „Kohlenbecken" gehört.

Dazu stimmt die Bedeutung des denominativen Verbums: engl. to stove „wärmen", ndl. stoven „schmoren, erwärmen", ital. stufare, frz. étuver „bähen".

Aehnlich verhält es sich mit lat. pisalis, pensale, pesale, Pesel, das einen heizbaren Raum bezeichnet, und frz. poèle „Ofen". Doch auch frz. poèle des pêcheurs „Fischerstube" (Martin, S. XI), entrez dans le poèle. (Pesel ist so wie le poèle männlichen Geschlechtes.)

Es ist fraglich, welche Bedeutung die ursprünglichere ist, die von „Ofen" oder von „Stube". A priori betrachtet, wäre man geneigt, „Ofen" für die ältere zu nehmen, da es einleuchtender wäre, dass die Stube nach dem Ofen benannt ist, als umgekehrt. Dann hätte das Germanische zwei Bezeichnungen gehabt: *uχwnoz und *stuβō. Die erstere ist alt. Man stellt ἰπνός „Ofen", got. auhns (d. i. also idg. *uqnós) dazu. Ich möchte weiters an ai. ókas (idg. *euqos) „Behagen", „Wohnstätte" und die ganze bekannte Sippe anknüpfen (Fick, Bd. I⁴, S. 7). Fick scheint mir mit Recht lat. ūxor aus *euqs (= ai. ókas) herzuleiten. Dazu lit. jaukùs nach Kurschat „zahm, an Menschen gewöhnt, sich an Menschen leicht anschliessend", jaukìnti „gewöhnen". Vgl. auch Fick, Bd. I⁴, S. 360. Danach müsste man aber ai. ukhá fem. „Kochtopf", „Pfanne" wegen des abweichenden kh aus dem Spiele lassen.

„Badestube" wird, so viel ich sehe, ganz allgemein als das gefasst, was es unserem Sprachgefühle nach ist, der Ort, wo man „badet". Man wird aber auch daran zu denken haben, ob nicht Badestube das Wort baden in einem älteren Sinne enthält. Kluge, Etymologisches Wörterbuch, IV, S. 16 (siehe „bähen"), nimmt an, dass die „Grundbedeutung des Urstammes bhē: bha ‚warm waschen', ‚warm baden' gewesen sei". Ich weiss nicht, ob man dem wird zustimmen können. „Baden" hängt mit „bähen" zusammen und dieses mit fovere, und das heisst ahd. baden nach (padonti fovens, Graff, Bd. III, S. 47).

Danach könnte Badestube die „Warmstube" sein.

Im germanischen Norden ist „Badestube" direct zu dem Sinne von „Stube" gekommen. Gudmundsson, S. 243. Als der alte offene Herd zum Erwärmen ungenügend befunden wurde, setzte man einen Steinofen, wie er in der Badestube gebräuchlich, meint Gudmundsson, in die Stube und gab dann dieser auch den Namen der warmen Badestube [1]).

Bevor ich weiter gehe, möchte ich auf eine sehr wichtige Stelle hinweisen, welche Zappert, Anm. 176, S. 70, aus M. Savonarola († 1462) anführt. Sie heisst: Hunc autem locum quammaxime septentrionales frequentant .... nam hyemali tempore eius locus

[1]) In Samogitien heisst die Badestube pirtìs, was Kurschat mit: periù, pĕriau, pèrti „Baden" zusammenbringt. Im Finnischen heisst aber das eigentliche Wohnhaus „pörte"; v. Hellwald, Haus und Hof, S. 388.

est veluti continua statio, neque id cupiunt, ut sanentur sed ut frigoris rabiem fugiant. Dazu bemerkt Zappert: „Er, der Florentiner, der wahrscheinlich nie einen Fuss nach Welschtirol oder Friaul gesetzt, hält diese Räume für Luft-Schwitzbäder, doch sind es offenbar blos Stuben."

Mir ist das gar nicht so „offenbar". Ich glaube, es ist klar und deutlich hier von „Badestuben" die Rede, die man sehr häufig im Winter aufsucht, und zwar nicht zu Heilzwecken, sondern um sich zu erwärmen.

Wir sehen, dass es noch im XV. Jahrhunderte vorgekommen sein muss, dass man sich in der Badestube aufhielt, und das wahrscheinlich dort, wo eine andere heizbare Stube nicht vorhanden war. Das gibt einen beachtenswerthen Fingerzeig.

Die „Stube" ist nach der Etymologie des Wortes nichts Anderes, als die an den Herdraum angegliederte „Badestube". Darauf weist ihr Name, darauf weist ihr Gebrauch. Sie ist der festliche Ort des Hauses und auch die Badestube war das, konnte es wenigstens sein. Der Gebrauch, das Badestüblein als Salon zu verwenden, dahin seine Freunde zu laden, dort zu baden und zu zechen, hat sich noch längst erhalten, als schon „Stube" und „Badestube" getrennte Begriffe waren [1]), d. h. als aus der angewachsenen „Badestube" die „Stube" geworden und eine neue abgetrennte Badestube erstanden war.

Wir sind über die Badealterthümer Deutschlands recht gut orientirt. Zappert und Martin haben sich darum verdient gemacht. Vgl. auch Schultz, S. 68.

Uralt ist die Vorliebe für warmes Baden in Deutschland [2]). Wohl auch sehr alt das Dampfbad. Ich stimme Martin, S. XIV, gerne zu, wenn er an der Möglichkeit festhält, dass das Dampfbad eine deutsche Erfindung sei, wie Kluge, Etymologisches Wörterbuch, es für möglich hält, dass die Deutschen auch die Seife erfunden (s. v.).

Wie verbreitet die Badestuben waren, ersieht man aus den alten Berichten (Zappert, S. 28) und aus den noch heute zahlreichen Badestuben auf bajuvarischem und schwedischem Boden (Martin, S. XXII). Ich glaube, dass wie die Slaven so auch die Finnen von den Germanen die Badestube übernahmen, vielleicht durch Vermittlung der Litauer, weil finnisch pörte dem lit. pirtìs zu entsprechen scheint. Werth lege ich darauf, dass heute noch fast jeder Bauer in Finnland neben seinem Hause eine besondere Badestube hat (v. Hellwald, Haus und Hof, S. 388 ff.).

Die Oefen der Badestube waren bei Germanen und Slaven mit Steinmänteln versehen, vgl. oben [1]). Zur Heizung eines Wohnraumes waren diese nicht geeignet; denn sie füllten den Raum mit Rauch, welcher erst durch eine Oeffnung abgelassen werden musste, um dann den Dampf zum Bade zu erzeugen. Als andauernde Wärmequelle war der Steinofen nicht gut verwendbar. Gewiss scheint auch zu sein, dass man sich ohne Ofen behelfen konnte, indem man Steine an einem offenen Feuer erhitzte und dann in's Wasser warf, um Dampf zu erzeugen.

Oefen mit Steinmantel gibt es noch heute. Man vergleiche den aus Ziegelsteinen hergestellten Ausseer Badestubenofen (Fig. 142) mit dem ziemlich ähnlichen von einem Dürer'schen Holzschnitte bei A. Schultz, Fig. 81. Auf dem letzteren Ofen scheint auch ein ganzer Haufen Rollsteine zu liegen [2]).

Oefen, aus Rollsteinen statt Kacheln hergestellt, hat G. Bancalari noch gesehen. Man bemerke auch, dass die Kacheln als „Ofensteine" bezeichnet erscheinen. Siehe „Deutsches Wörterbuch".

Aber die römische Hypocaustum-Einrichtung [3]) wurde doch mindestens theilweise in Deutschland bei den Badestuben eingeführt; denn nur so ist es

[1]) Ueber Vereinigung von Bade- und Zechlust, vgl. Martin, S. XVIII. Wie in Deutschland gehörte auch in Skandinavien Trinken und Lustbarkeit zu den Genüssen der Badestube. Vgl. T. Lund, a. a. O., S. 226. Vgl. bei Schultz die Bilder Nr. 82, 83, 84, 87.

[2]) Das beweist das Wort selbst.

[1]) Der nordische Ofen war ein Steinofen (steinofn, ofngrjót), der manchmal so gross war, dass ein Mann sich in ihm verstecken konnte (Gudmundsson, S. 179).

[2]) Vgl. auch den Ofen der finnischen Badestube aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, welchen Gudmundsson, S. 242, reproducirt.

[3]) Was noch sehr nothwendig ist, das ist die genaue Erforschung der auf deutschem Boden noch in Resten vorhandenen römischen Wohnhäuser und Villen. So finde ich den Grundriss des römischen Hofes bei Pforzheim (Durm, Bd. II, S. 290, Fig. 261) sehr beachtenswerth. Der Kern des Wohnhauses ist ein Kreuzhaus, dessen Ecke eine „Stube", ein Wohnraum mit Hypocaustum, einnimmt.

Chr. Wilh. Schmidt, Die Jagdvilla zu Fliessem, Trier 1843 (In „Römische, Byzantinische und Germanische Baudenkmale in Trier und seiner Umgebung"), beschreibt S. 13 das Dampfbadezimmer. Aus einem gemauerten Kessel geht eine Röhre hervor, welche das Wasser auf den erhitzten Boden des angrenzenden Zimmers leitet, wo es zu Dampf wird.

mir erklärlich, dass wir im Anfange des XV. Jahrhunderts hölzerne Baracken auf Pfostenunterbau mit deutlichster Hypocaustum-Anlage finden. Man vergleiche die lehrreichen Zeichnungen bei Schultz, Fig. 79 und 80. Zappert ist der Ansicht (S. 63), dass man auch in romanischen Ländern für Schwitzbäder zum Theile die Einrichtung der römischen Caldarien beibehielt.

Allgemein durchgedrungen ist die Einrichtung einer Stube neben dem Herdraume offenbar erst nach Erfindung eines guten Ofens. Dann entstand aus der alten Einheit eine Doppelheit: eine angegliederte Wohnstube und eine seitwärts stehende (die zugleich auch Flachsbrechelstube wurde) Badestube [1]).

Das wird wohl erst geschehen sein, als der Kachelofen [2]) erfunden wurde. Erst dieser erfüllte seinen Zweck, eine constante Wärmequelle zu sein; der alte Steinmantelofen, der wohl ohne Zweifel auch in Deutschland vorhanden gewesen sein wird, war in der Badestube zu brauchen, um, angeschüttet, die nöthige Menge Dampf zu geben, nicht aber gut im Wohnraume. Was ihn dazu recht untauglich machte, das war seine breite Mundöffnung, der ein ungeheurer Qualm entströmt sein muss. Um diesen erst hinauszulassen, hatten ja auch die Badestuben eine grosse Oeffnung in der Decke.

Der Kachelofen kann meines Erachtens nicht aus dem Steinmantelofen entstanden sein, denn er gleicht ihm eigentlich in Nichts. Vor Allem fällt auf, dass der Kachelofen ausserhalb der Stube angeheizt wird und dass die Herstellung seines Mantels von dem des Steinofens grundverschieden ist.

Die Geschichte des Kachelofens ist noch in tiefes Dunkel gehüllt. Und doch ist sie von grosser Wichtigkeit; sie ist der Haupttheil der Geschichte der Stube.

Unbekannt ist, wo und wann, sowie von wem er erfunden wurde. Wir sind hier auf Vermuthungen angewiesen.

Und eine derartige Vermuthung möchte ich schon heute auszusprechen mir erlauben.

Man hat mehrfach von Kaminländern und Ofenländern gesprochen. So rechnet W. Lübke, a. a. O., S. 163, zu den ersteren Italien, die pyrenäische Halbinsel, Frankreich, England, Holland, Ostfriesland, zu den letzteren die Schweiz, sowie die deutschen und slavischen Länder.

Das richtige Ofenland ist Deutschland und in süddeutschen Bauernhäusern findet man noch heute alte Kachelöfen von hoher Ursprünglichkeit. W. Lübke sagt mit Recht, dass, nach der Etymologie zu schliessen, der Kamin bei romanischen, der Ofen bei germanischen Völkern entstanden ist. Manche nehmen an, dass von den Deutschen das Wort auch zu den Slaven gewandert sei und dort als ovinŭ fortlebe, was Miklosich unter Hinweis auf die grosse Bedeutungsdifferenz abweist.

Klr. ovyn bedeutet „Riege", r. ovinŭ „Scheune". Aber die Bedeutungen sind zu vermitteln, wenn man daran denkt, dass wr. ëvna, ëvnja, evĭja „Brechelstube" heisst, d. h. also einen Ort mit Ofen bezeichnet. Man erinnere sich auch, dass stuba „Stube" und „Ofen" bezeichnet. Ob mit diesem ovinŭ auch lit. jáuja „Flachsbrechelstube" (neben pirtìs), „Scheuer mit Ofen, wo das Getreide getrocknet wird", zusammenhängt, ist recht schwer zu sagen.

Wie sehr wäre die Forschung des oberdeutschen Hauses erleichtert, wenn der berühmte Plan von St. Gallen von 820 auch verticale Projectionen enthielte. So sind wir gezwungen, aus dem Grundrisse seiner Objecte die Aufrisse zu erschliessen.

Der Plan zeigt eine ganze Reihe von Herden und Oefen an. In der Küche der Brüder (Fig. 167) steht ein fornax super arcus, also ein unterwölbter Herd, wie wir einen in Schloss Röthelstein angetroffen haben. Vier kleine Kreise auf demselben deuten wohl nur die grossen Kessel an und nicht etwa Oeffnungen, um Kessel hineinzusetzen. Solche Oeffnungen finden sich aber im Herde des Brauhauses der Brüder, wo sie in den Ecken sind, also Luftzutritt von aussen und unten möglich ist. Im Wohnhause der vornehmen Fremden steht der Herd unter der „Laterne" (testudo) [1]) und ist als locus foci bezeichnet. Zur

[1]) Es wird nicht leicht sein, zu entscheiden, ob die Badestube zuerst zum Baden oder zum Flachsbrechen bestimmt war. Der Name entscheidet nichts.

[2]) „Kachel" = Topf. Vgl. Deutsches Wörterbuch, Bd. V, S. 11; Kluge, Etymologisches Wörterbuch, „Kuchen". Altslav. kawkalŭ, ποτήριον, poculum, καυκάλιον, nicht hieher. Miklosich, Etymologisches Wörterbuch, S. 113.

[1]) Rahn, a. a. O., S. 91, bringt eine perspectivische Ansicht der reconstruirten Gallener Klosteranlage. Die testudines krönen die Wohnhäuser und haben — wie ja heute noch bei vielen Bauten —, indem sie aus einem auf Holzbalken ruhenden Dache bestehen, selbst wieder Hausform. Da zu ihnen der Rauch des Herdes hinauszog, wird begreiflich, dass im Althochdeutschen öfters rouchhus durch lucanar (foramen in domo), lucar glossirt erscheint. Sonst scheint mir rouchhus den Flur, die Herdstätte, domus ipsa, wie der Gallener Plan sagt (siehe unten), „'s Haus" bezeichnet zu haben, worauf die Glosse tholus, est in medio templo hinweist (Graff, Bd. IV,

Bereitung der Speisen wurde er nicht mehr verwendet; denn die culina hospitum ist in einem Nebengebäude untergebracht.

Die caminatae, „Stuben", des Planes zeigen ovale Grundrisse in den Ecken. Diese, scheint mir, weisen auf Oefen, nicht auf „Kamine", in unserem Sinne hin. Der Grundriss scheint mir blos auf gewölbte Oefen zu passen. Ob Kachelöfen gemeint sind, ist eine andere Frage; der Grundriss würde zu den Bauernöfen von heute mit Ausserzimmerheizung recht gut stimmen. Die Oefen werden caminus genannt. Ihre Grösse ist von der Grösse des Zimmers abhängig. Im Aderlasshause stehen deren vier; jedenfalls genug, um eine mörderische Hitze zu erzeugen.

Mittelst eines ganz anderen Systemes werden grosse Räume erwärmt. Der Saal der Brüder unter dem dormitorium wird durch einen riesigen caminus ad caleficiendum geheizt. Dieser ist ausserhalb des zweistöckigen Hauses und findet seine Fortsetzung in einem Rauchabzugscanal (euaporatio fumi) und einem Schlote. Ich glaube, wir haben es hier ganz klar mit einer Hypocaustum-Anlage zu thun, eine Annahme, die ich zu meiner Freude auch bei Schlosser finde. Im caminus wird geheizt, die warme Luft streicht unter dem Boden hin und wird durch den Canal in den Schornstein, der abseits vom Hause steht und durch den bedeutenden Höhenunterschied für wackeren Zug sorgt, in's Freie geführt.

Ein so geheiztes Gemach heisst auf unserem Plane pisalis [1]). Ein zweites findet sich im Hause der oblati mit caminus und exitus fumi.

Der Ofen des Hypocaustums ist viel grösser als die Stubenöfen und hat einen anderen Grundriss. Nur der Name caminus ist beiden Arten gemeinsam. Allerdings wird auch vom Hypocaustum fornax gesagt. Im Porticus vor dem Hause der Brüder steht: „porticus ante domum stet haec fornace calentem", also fornax in schweren Versnöthen statt des unbrauchbaren caminus gebraucht.

Andere Oefen finden sich auf dem Plane in der Dampfbadestube der Brüder und im locus ad torrendas annonas, wo über dem Ofen ein grosser Rost angezeichnet ist.

Der Mangel von Aufrissen lässt uns über die Herstellung aller dieser Oefen im Unklaren; aber klar ist, dass es „Oefen" und keine „Kamine" waren, woran auch Essenwein, a. a. O., Sp. 34, nicht zweifelt. Ebenso ist Essenwein von dem Alter des Kachelofens überzeugt.

J. v. Falke (siehe Katalog zur Ausstellung mittelalterlichen Hausrathes, S. 11) nimmt keinen Anstand, die niederrheinische und niederländische Steingutfabrikation auf die altrömische Tradition zurückzuführen, und so glaube ich auch, dass Mehreres am Kachelofen auf Rom hinweist. Erstens die Töpferkunst, die er voraussetzt, zweitens die — wie mich dünkt — unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Hypocaustum. Sein Princip ist dasselbe, wie das der Hypocausis. Von aussen wird er geheizt und nach aussen pustet er seinen Rauch. So erscheint er gewissermassen als nichts Anderes als ein Stück Hypocaustum, auf den Boden des Gemaches selbst gestellt [1]).

Namentlich die Kacheln weisen klar auf römische Kunstfertigkeit. Sie erinnern an die Hohlziegeln der Wände, durch welche die Luft streicht (beim Caldarium). Auch die Art, wie beim Kachelofen mittelst Töpfen eine Kuppel gewölbt wird, weist auf römische Baukunst hin.

Ich denke an den Gebrauch von Töpfen bei der Herstellung von Gewölben, der vielleicht den ersten Anstoss gab, den Kachelofen in der Form herzustellen, wie er heute noch im steierischen Bauernhause aussieht. Wenn man die Construction des Kuppelgewölbes der Villa des Gordian in Rom (bei Tor de Schiavi) betrachtet (Fig. 163) (vgl. Durm, Die Baustile, Bd. II, S. 199, Fig. 172), so hat man so ziemlich den Durchschnitt der Wölbung eines Kachelofens vor sich, nur dass beim Ofen die Kacheln etwas vortreten, was eine Erfahrungseinrichtung sein wird, während sie in der Kuppel überwölbt sind.

Durm (a. a. O., S. 108) meint, dass das Vermauern von Töpfen in Gewölben bis zum Ende der Republik hinaufreiche. Systematisch durchgeführt zur Erleichterung des Gewölbes und Verringerung des Schubes sei es aber an gar keinem wirklich

S. 1053). Mehrfach wird rouchhus durch fumarium erklärt; fumarium nach Du Cange „domus fumi, Caminus, per quem exit fumus, καπνοδοχεῖον".

[1]) Mhd. phiesel, das heizbare Zimmer der Frauen; im Dithmarschen: pesel, „die gute Stube", franz. poèle (siehe Martin, a. a. O., S. XI).

[1]) Hier muss daran erinnert werden, dass auch schon in Römerbauten sich heizbare Gemächer befanden, in denen nur ein Theil des Bodens mit einem Hypocaustum versehen war. Vgl. Ferd. Keller, Die römischen Gebäude bei Kloten (Schweiz) in den „Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich", Bd. I, 1841. Auf Taf. III sieht man das bei den Gemächern *A* und *T*.

römischen Baue. Im Anschlusse an Choisy, L'art de bâtir chez les Romains, Paris 1873, S. 96, und L'art de bâtir chez les Byzantins, S. 71, sagt er: „Die Ehre der ersten rationellen Anwendung von Töpfen zu Gewölben kommt ganz den Architekten der byzantinischen Schule zu."

Haben also auch erst die byzantinischen Architekten die Kunst erfunden, aus Töpfen grosse Gewölbe zu construiren, so erhebt sich die Frage, wer den kleinen Schritt zuerst gethan hat, welcher von der Verwendung der Töpfe, wie sie in den römischen Bauten und Gewölben sich finden, bis zum Kachelofen führt.

Im Süden waren stabile Heizvorrichtungen für Wohnräume nicht nothwendig, und im Bedarfsfalle konnte man sich mit transportablen Kohlenbecken behelfen. Anders wurde es, als die Römer mit Deutschlands Klima bekannt wurden.

Weil also die Kachelöfen eine hohe Stufe der Töpferei voraussetzen und die Verwendung der Kacheln principiell identisch ist mit der Verwendung von Töpfen zu Gewölben, beide Umstände aber nach Rom weisen, so meine ich, dass der Kachelofen unter dem Einflusse römischer Cultur in einem Lande mit rauherem Klima entstanden sein muss, d. h. also in der Grenzsphäre von Römern und Germanen. Darauf weist der deutsche Name des Gegenstandes, darauf weist der Umstand, dass Deutschland das richtige Ofenland ist. Und so spricht man auch von hypocausta germanica.

So ist meiner Meinung nach Essenwein (a. a. O., Sp. 33) weit fehl gegangen, wenn er glaubte, dass der Kachelofen aus dem mit Gluth gefüllten Topfe entstanden ist [1]). Der Grundgedanke des Kachelofens, einen Mantel mit vielen Hohlräumen über dem Feuer zu wölben, ist bei Essenwein's Erklärungsversuchen nicht zu seinem Rechte gekommen.

Der Ofen ist nicht aus dem alten offenen Herde entstanden, wenigstens nicht ohne viele Mittelglieder und Culturübertragungen. Ganz anders steht es um den Kamin; der ist, wie heute noch das alte Bauernhaus lehrt, aus drei, ursprünglich selbstständigen Theilen erwachsen: der Herdfläche, dem Feuermantel, der das Bestreben hatte, immer mehr die Flamme zu umschlingen, und endlich dem Schlote, der, zuerst irgendwo in der Küche angebracht, endlich sich auf den Feuermantel setzt, um direct von da Rauch und Qualm in's Freie zu führen [1]).

Es fragt sich, ob die historische Ueberlieferung der Annahme eines römischen Ursprunges des Kachelofens günstig ist. Das ist allerdings nicht der Fall; aber glücklicherweise ist es ja noch lange nicht ausgeschlossen, dass sich in alten Bauten Deutschlands die gewünschten Uebergangsglieder vom Hypocaustum zum Kachelofen noch finden.

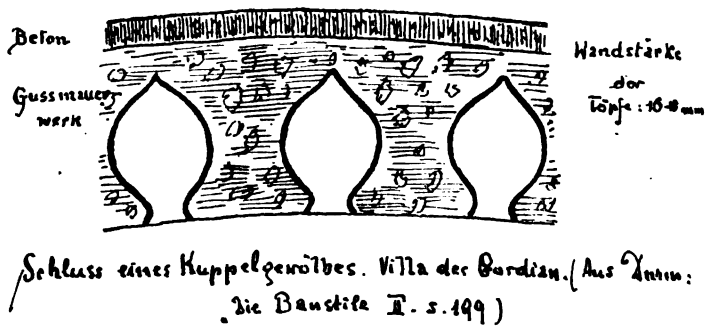


Fig. 163. Römische Kuppel.

Das Wort „Kachelofen" ist erst spät belegt (Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. V, Sp. 13). Von Deutschland scheint der Gegenstand nach Litauen gekommen zu sein, wo er kakalýs genannt wird. Die Kacheln werden kakalpůdis „Ofentöpfe" genannt. Die Slaven scheinen das Wort „Kachelofen" nicht entlehnt zu haben. (Vgl. die Artikel kamina asl. Ofen und kamnata [= caminus, caminata] bei Miklosich, Etymologisches Wörterbuch, S. 110.)

[1]) W. Lübke (a. a. O., 162 f.) hat dagegen die Meinung ausgesprochen, dass Ofen und Kamin aus dem alten offenen Herde entstanden sind. Lübke ist auch der Ansicht (a. a. O., 163), dass der Ofen die höhere Culturform über dem Kamin bezeichne. Kluge (s. v. „Ofen") meint ähnlich wie Essenwein, dass die Grundbedeutung des Wortes „Ofen" Topf sei. Er schliesst es aus ai. ukhā́ und ags. ofnet, „kleines Gefäss"; aber ukhā scheint mir nicht zu „Ofen" zu gehören und damit müsste man auch ofnet zu ukhā́ stellen, aber fernhalten von „Ofen".

[1]) Ein schöner Kamin sammt Schlot bei Schultz, Fig. 127.

Sehr merkwürdig ist die doppelte Art des Ofens. Die Kacheln können mit ihren Höhlungen nach aussen und nach innen gestellt werden. Fraglich scheint, welche Anordnung die ältere ist. Dass Beides möglich ist, beweist, dass die Kachel eben nur ein constructives Element ist, ohne andere Bedeutung wenigstens zu der Zeit war, wo man aus Utilitätsgründen sie umstülpte.

Neben den topfartigen Kacheln gibt es flaschenartige. Oben haben wir moderne aus Mürzzuschlag gebracht. Eine alte bildet Essenwein (a. a. O., Sp. 65, Fig. 1 und 2) ab. Die Aehnlichkeit ist gross genug. Auch das Gewinde auf dem Halse der Flasche fehlt bei der Kachel des Germanischen Museums so wenig als bei den steierischen. Die Unterschiede erklären sich leicht daraus, dass die Kachel des Germanischen Museums einem Prunkofen angehörte, also der nach aussen gewendete Boden ornamental geschmückt werden musste, sowie daraus, dass Kachel hart neben Kachel kam.

Andere Kacheln sehen nicht eigentlich wie Gefässe aus. Es sind auf der Drehscheibe gefertigte Thoncylinder, in der Mitte entzweigeschnitten und mit Böden versehen. Am inneren Cylindermantel sind dann die Verzierungen angebracht oder die Ornamente sind vor die Höhlung, an die Ränder des halben Hohlcylinders geklebt. (Essenwein, a. a. O., Sp. 35 ff., auch Schultz, a. a. O., Fig. 107 und 226.)

Diese aus halbirten Röhren entstandenen Kacheln weisen auf die Röhren hin, in denen bei der römischen Hypocaustum-Anlage die warme Luft an den Wänden emporgeleitet wurde.

Troels Lund hat in seinem schönen und verdienstlichen Buche, S. 141 ff., über den Kachelofen im Norden gehandelt. Ich kann ihm nur im Allgemeinen zustimmen. Er scheint zu glauben, dass die Kacheln wirklich einen ähnlichen Zweck hatten, wie sonst Töpfe, dass man in den oberen Töpfen etwas gekocht und in den unteren aber erfrorene Hände und Füsse gewärmt hätte. Sollte das Kochen vorgekommen sein, dann hat es sich jedenfalls nicht bewährt; denn der Kachelofen ist dazu ganz untauglich, und die Speisen oder Getränke aus den eingemauerten Kacheln herauszubekommen, war jedenfalls keine angenehme Sache. Eines bleibt, dass auch im Norden die ältesten nachweisbaren Kachelöfen solche mit concaven Kacheln sind.

Die Geburtsstunde des Kachelofens ist auch die eigentliche Geburtsstunde der „Stube". Ein Wohnraum kann aus der Stube, d. h. aus der ehemaligen Badestube, erst dann entstanden sein, als es einen Ofen gab, der entsprach. Früher wird das tägliche Leben sich auch im oberdeutschen Hause im Herdraume abgespielt haben.

* * *

Man sieht schon daraus, dass ich zu einer etwas anderen Erklärung des oberdeutschen Typus komme, als Bancalari („Ausland" 1891, S. 725). Nur darin stimmen wir überein, dass römischer Einfluss beim oberdeutschen Typus mitwirkt.

Aber ich bin nicht mehr in der Lage, zuzugeben, dass der oberdeutsche Vorbau, die Küche und Stube immer den römischen Vestibulum, Atrium und den Cubicula entspräche. Etwas wie unsere „Stube" hat das römische Haus in Italien nicht gekannt. Die Nebenräume des Atriums hatten kein Licht, waren also blos als Schlaf- oder Vorrathskammer zu gebrauchen. Varro, De L. L., 5, 162, sagt: „Circum cavum aedium erant unius quoiusque rei utilitatis causa parietibus dissepta". (Marquardt, Privatleben der Römer, 2. Aufl., Bd. I, S. 215.) Die Stube ist kein Nebenraum, sondern ein Hauptraum. Auch die Gleichsetzung von Vorbau und Vestibulum ist sehr zweifelhaft. Ueber das Vestibulum gehen die Meinungen der Philologen auseinander. (Marquardt, S. 219 ff., S. 222.) Hier fehlt uns leider die Kenntniss des altitalischen Holzhauses.

Wäre die „Stube" entlehnt, dann hätte sie auch höchst wahrscheinlich eine fremde Bezeichnung.

Henning hat mit vielem Geschicke (Zur Geschichte des deutschen Hauses, S. 142 ff.) die Wohnhäuser des St. Gallener Planes mit den heutigen volksthümlichen Holzbauten in Verbindung zu setzen gesucht. Namentlich das Gästehaus (vgl. Henning, Fig. 59) schien Henning so recht das Vorbild des „fränkisch-oberdeutschen" Bauernhauses.

Man wird wohl in diesem Zeitpunkte kaum mehr geneigt sein, Unterscheidungen wie „fränkisch", „alemannisch" u. dgl. aufrecht zu erhalten. Und das Urbild des zweizelligen „oberdeutschen" Hauses zeigt das St. Gallener Gästehaus (Fig. 164), meinen Augen wenigstens, in keiner Weise. Ich vermag in ihm nichts Anderes als eine Nachahmung des italischen Stadthauses zu sehen. Das Vestibulum mit den Dienerwohnungen zu beiden Seiten, das Atrium testudinatum, das breitspurig in der Mitte erscheint, die vier symmetrisch angeordneten, verhältnissmässig kleinen, offenbar nur zum Schlafen bestimmten Caminatae — das Alles ist echt römisch. Römisch

ist es auch, dass nicht in dem Herdraume gekocht wird, sondern in einem nebenstehenden Häuschen. „Oberdeutsch“ ist blos, dass es beiderlei gibt, einen Herdraum (der aber nicht Küche ist!) und Ofenräume (die aber nur Schlafkammern sind!), während die Schlafkammern in Oberdeutschland zumeist ohne Oefen sind und die Stube kein nebensächlicher, sondern ein Hauptraum ist.

Enthielte dieser Fremdenpalast nichts Anderes als Herdraum, Ofenraum und etwa noch eine Vorhalle, so würde auch ich nicht anstehen, ihn für das Muster eines alten „oberdeutschen“ Hauses zu nehmen,

Fast denselben Grundriss wie das Haus der vornehmen Fremden — der Hospites — hat das für alle Anderen mit Ausnahme der geistlichen Herren bestimmte, für die Turba peregrinorum. Wir finden wiederum den Introitus mit den beiderseitigen Mansiones servientium, das Atrium mit Laterne (testudo) und Bänken ohne Tische und Toregmata und statt der vier Caminatae finden wir zwei Dormitoria ohne Bettstellen und ohne Oefen. An der Rückseite ist eine Camera und ein Cellarium — kein Exitus necessarius — und eine Bäckerei und Brauerei in einem Nebengebäude. Wieder ein echt

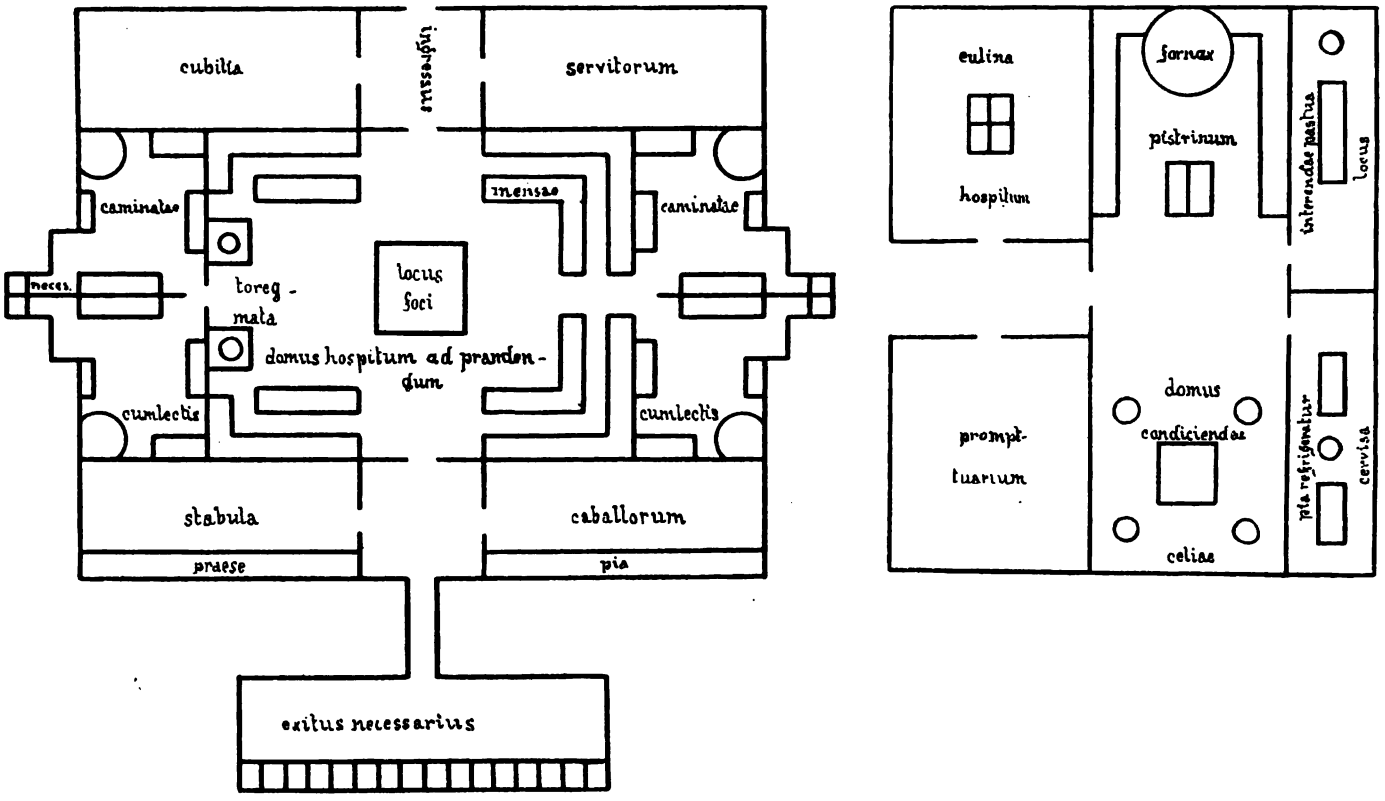


Fig. 164. Das Haus für vornehme Gäste und sein Annex. Plan von St. Gallen.

zumal noch Anderes, wie die Anordnung der Bänke und Tische des Herdraumes, an noch heutige oberdeutsche Sitte gemahnen. Wie er aber auf dem Plane vorgerissen erscheint, ist er im besten Falle ein von ortsüblichem Brauche beeinflusster, seinem Wesen nach echt römischer Bau.

Allerdings wird man zugeben müssen, dass es schwer ist, eine genaue und scharfe Grenze zu ziehen. War einmal der Schlafraum neben dem Atrium mit einem Ofen versehen, dann war die Aehnlichkeit dieser Caminata mit einer Stube schon ziemlich gross.

italischer Bau ohne die Spur einer Stube, sondern mit regelrechten licht- und wärmelosen Cubicula zu beiden Seiten des Atriums.

Mehr dem heutigen oberdeutschen Bauernhause entspricht die Wohnung des Gärtners, deren Grundriss Henning (Fig. 60) bringt. Neben dem Eingange sind Cubilia famulorum. Das Atrium heisst: ipsa domus, ein Beweis, dass man schon im Jahre 820 „hūs“ sowohl für das ganze Haus als auch für den „Flur“ sagen konnte; denn sonst wäre der Zusatz ipsa ohne Sinn [1]).

[1]) Ebenso kann litauisch bútas „Haus“ und „Hausflur“ bezeichnen.

Neben der ipsa domus liegt die mit einem Ofen versehene Mansio hortolani.

Es fällt mir gar nicht ein, zu bestreiten, dass die aus Rom importirte Bauart, welche in mehreren Varianten auf dem gegebenen Plane vorliegt, in Deutschland fortgelebt und auch in's Volk gedrungen sein könnte.

Aber dass der einfachste oberdeutsche Typus, dass mit anderen Worten alle oberdeutschen Typen römischen Ursprunges seien, das sehe ich nicht ein.

Das zu glauben, verbieten mir schon einmal die sprachlichen Thatsachen, und auf so schwankem Boden möchte ich noch am liebsten der Sprache selbst als Wegweiserin folgen.

Die autochthone Urform des oberdeutschen Hauses finde auch ich auf dem St. Gallener Plane,

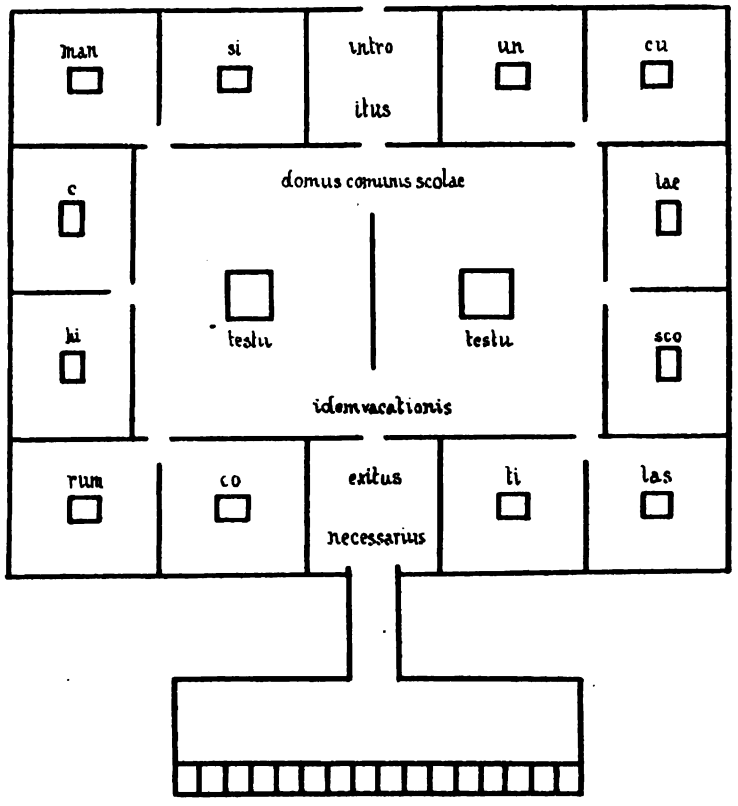
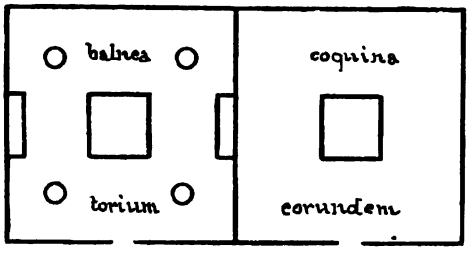


Fig. 165. Die äussere Schule. Plan von St. Gallen.



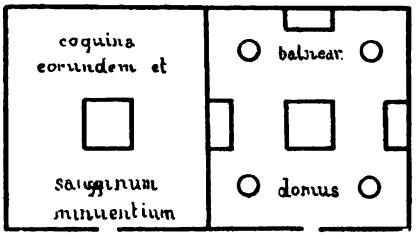


Fig. 166. Küche und Badestube der Oblati und Pulsantes — und der Kranken. Plan von St. Gallen.

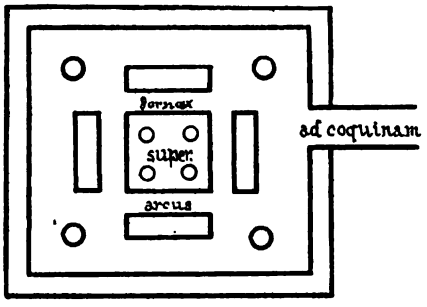


Fig. 167. Die Küche der Brüder.

aber nicht unter den Palästen, sondern unter den Nebenhäusern. Die Oblati und Pulsantes haben ein kleines ebenerdiges Nebenhäuschen aus zwei quadratischen Zellen mit Oberlicht, bestehend aus Küche

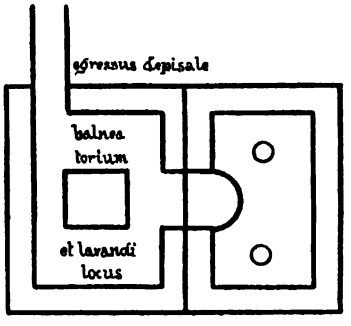


Fig. 168. Badestube der Brüder.

und Badehaus, ebenso die Kranken. Die Vereinigung ist eine äusserliche; denn die Räume sind nicht durch eine Thüre verbunden, was hier auch überflüssig wäre. Aber die Vereinigung von Küche und

Badezimmer ist auffallend und wird wohl von der Tradition des Ortes beeinflusst sein. Im Balneatorium ist kein Ofen eingezeichnet, aber ich möchte doch glauben, dass er vorhanden war und sein Fehlen blos ein Versehen ist. So ist ja in der Badestube des Abtes gar nichts eingetragen. Das Quadrat in der Mitte des Balneatoriums deute ich durchaus nicht

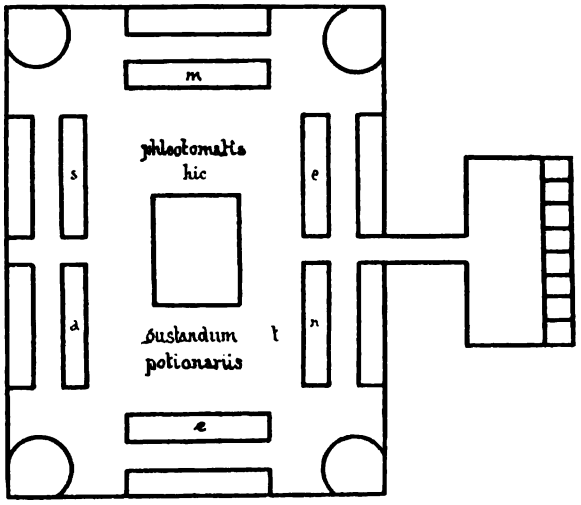


Fig. 169. Aderlasshaus.

auf einen Herd, der ja im Baderaume sehr unpraktisch war, sondern nur auf die Lichtöffnung, wie das Aderlasshaus vier Oefen zeigt und ebenfalls in der Mitte das Quadrat. Eine eigentliche Dampfkammer ist blos neben dem Balneatorium der Brüder und hier finde ich auch einen grossen Kachelofen verzeichnet.

Zu den Principien.

Der Bauernhausforscher fragt immer nach dem „typischen" Hause. Man muss aber da wohl nach Gegenden unterscheiden. Orte mit wenig Verkehr, deren Bewohner mehr auf sich angewiesen sind, bringen es in Allem zu grösserer Gleichmässigkeit und Uebereinstimmung im Dialekt, in der Tracht, im Hausbau und der ganzen Lebensführung, als Orte mit mehr Bewegungsfreiheit. Die Typen Nordoststeiermarks sind so viel beweglicher, als die ziemlich starren Nordweststeiermarks.

* * *

Ich habe bei dieser meiner heurigen Reise die Erfahrung gemacht, dass die charakteristischen Eigenschaften des Hauses und die Hausgeräthe eigentlich jedes für sich zu betrachten sind. Eigentlich müsste man für jedes Detail und jedes Geräthe eine eigene Landkarte mit Angabe seines Verbreitungsgebietes zeichnen und man würde dann sehen, dass die Grenzlinien dieser Flächen sich in ganz merkwürdiger Weise umschliessen, schneiden oder gar nicht berühren [1]). Für den Sprachforscher bietet diese Erscheinung eigentlich etwas Selbstverständliches; denn es war ja zu erwarten, dass J. Schmidt's Wellentheorie nicht nur von den Lautübergängen, sondern einfach von allen culturellen Erscheinungen gilt.

Unsere „Häusertypen" sind also Abstractionen von keiner höheren Realität als die „Dialekte".

Es war ein ausgezeichneter Gedanke A. Bielenstein's, auf seiner Karte VI des „Atlas des Lettenlandes" neben den Isoglossen auch zwei „Isoergen" aufzunehmen, nämlich die Grenzlinien für den zweispännigen Wagen und die lange Sense (Linien 18 und 16). Man bemerkt, dass diese Linien dieselbe Bewegungsrichtung haben wie jene, welche das Niederlettische vom Nordwestkurischen (Tahmischen) abtrennen. Es wäre sehr erwünscht, auch auf anderen Gebieten Isoglossen und Isoergen in Bezug auf ihre Lage beobachten zu können.

Nachtrag zum Herd.

Zum Herde will ich noch nachtragen, dass Rosegger für Rauchmantel das Wort „Feuerhut" anführt. Er beschreibt einen solchen (vgl. Volksleben in Steiermark, S. 20). Wie heilig das Feuer ist, erkennt man daraus, dass nach steiermärkischem Volksglauben dem, der Schwabenkäfer in's Feuer wirft, so viele Male neun Schwabenkäfer demnächst in die Suppe fallen (Rosegger, a. a. O., S. 64). Heiliges Feuer nimmt sich der Hausvater von dem Brande alter Sargbretter am Charsamstag vom Friedhofe heim und sorgt, dass es nicht verlischt. Solches Feuer schützt vor Blitz und Brand und anderem Unglück. Die Verehrung der Macht des Donnergottes erkennt man daraus, dass man durch Blitzschlag entstandenes Feuer für unlöschbar hält und es daher ruhig brennen lässt (Rosegger, a. a. O., S. 69, 68). Ulrich Jahn (Die deutschen Opfergebräuche) erzählt (S. 26), dass die Bauern mancher Gegenden bei Pest oder Seuche alles Feuer verlöschen und unter feierlichen Ceremonien durch Reibung mehrerer Hölzer neues Feuer gewinnen, von dem jedes Haus wieder

[1]) Aus dem Obigen sieht man, dass die Verbreitungsgebiete der Wohnhaustypen nicht identisch sind mit den Typen der Scheune oder des Feldkastens u. s. w. Ebenso hat der Dreifuss eine andere Ausdehnung als der Feuerbock, und dasselbe gilt vom Pfannbrett u. s. w.

seinen Herd entflammt. Das scheint uralter Brauch zu sein und hatte vielleicht einst den Sinn, dass man die Seuche der Verunreinigung des Feuers zuschrieb. Deshalb vielleicht das Auslöschen aller Feuerstätten und die Erzeugung eines neuen, reinen Feuers.

Ueber die Schwierigkeit des Feuermachens mit Stein und Stahl vgl. Rosegger, Waldheimat, S. 101. Er sagt, dass die Gluth, wenn sie noch so sorgsam des Abends in der Herdgrube verwahrt worden, des Morgens doch zumeist erloschen war. Dann habe die „Schlägerei mit Stein und Stahl" begonnen.

Ich will hier anschliessen, dass Rosegger (a. a. O., S. 134) erzählt, dass am Weihnachtstage das Mittagsmahl in der Küche eingenommen wurde und erst das Abendmahl in festlicher Weise in der Stube.

Kamine mit wahrscheinlich dreifüssigen Feuerböcken bei A. Schultz, Bd. I, Fig. 105, 106, 115, nach alten Bildern. Vgl. auch Schultz, Tafel IV, das Bild des Januar nach dem Kalendarium der Ambraser Sammlung, auf dem gebraten wird, wobei der Mann aber den Spiess nur auf einer Seite aufzulegen scheint. Küchengeräthe zählt Folz auf (Schultz, S. 113). Vgl. die sehr lehrreichen Zeichnungen a. a. O., Fig. 150, 151. Bei Fig. 150 (Jan Mostaert) erkennt man auf dem Feuerhut Bratspiess, Fettpfannen, Rost; unten im Kamine selbst eine Querstange mit drei Haken; unten steht ein Feuerbock, eine Zange, ein Besen (zum Luftfächeln). Auf Fig. 151 ist zwar Dreifuss, Ofengabel, Blasbalg, „Murser" und Rost zu sehen, aber kein Feuerbock.

G. Bancalari hat mir von seiner heurigen Reise zwei Zeichnungen mitgebracht: einen Kesselhälter (Fig. 170) und einen Feuerbock (Fig. 171).

Die Form des letzteren ist sehr interessant; sie scheint ziemlich verbreitet zu sein. Das österreichische Museum in Wien besitzt zwei Prachtexemplare dieses Typus, von denen das eine laut Inschrift aus dem Jahre 1577 stammt. Die Herkunft dieses Typus ist unklar. Ist es wirklich nichts Anderes als ein quer vor den Kamin gestellter vierbeiniger Bock?

Man erzählt mir, dass man in Krain einen Feuerbock für kleines Holz auf den Herd setzt, längere Scheiter aber über zwei Böcke legt. Das letztere sieht man bei Schultz (Fig. 115) nach einem altniederländischen Gemälde des Leipziger Museums.

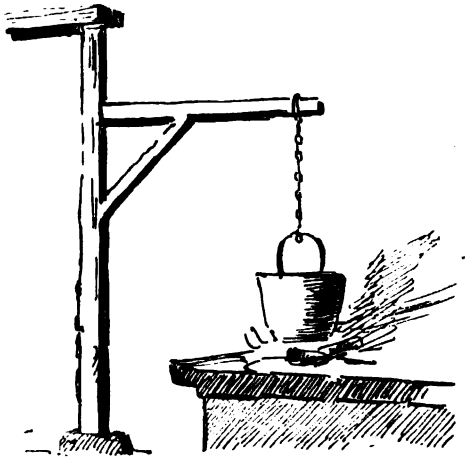


Fig. 170. Kesselhälter.

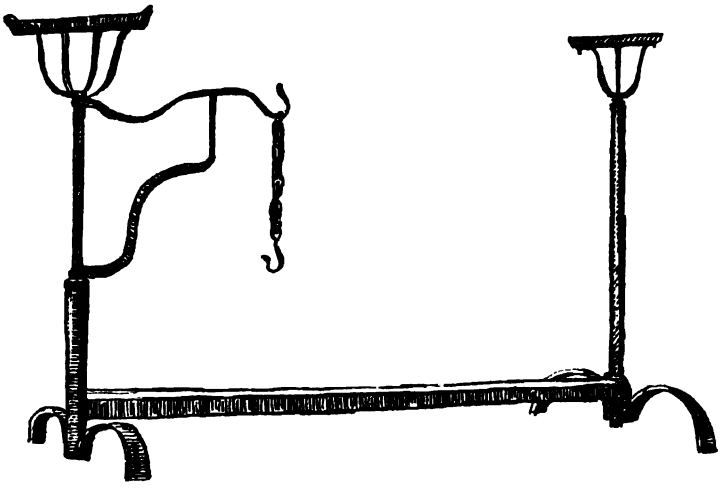


Fig. 171. Ein Feuerbock.

Ich habe früher daran gezweifelt, dass man den dreibeinigen Kaminfeuerbock zur Aufnahme des Bratspiesses adaptirte; mit Unrecht. Das Künstlerhaus bringt in seiner jetzt (während des Druckes) tagenden Ausstellung ein Bild von Gaetana Chierici in Reggio mit einem derartigen Bocke. Nur der eine dreibeinige Bock hat zwei nach vorne strebende Haken, oben eine blumenkelchartige Vorrichtung; der andere ist niedriger und mit einem grossen Messingknauf verziert.

Nachtragen will ich auch noch, dass die Kleinheit der in Gräbern aufgefundenen prähistorischen Feuerböcke so zu erklären ist, dass hier eben der Gegenstand nicht selbst, sondern blos in effigie gegeben wurde.

Um die Vordergrenze der steierischen Typen kennen zu lernen, habe ich mehrere Excursionen nach dem südlichen Niederösterreich gemacht. Ich berichte im Folgenden darüber.

Das Bauernhaus bei Pottendorf in Niederösterreich.

Ich habe Bd. XXI, S. 136, Anm., über die Häuser in Ungarisch-Brodersdorf a. d. Leitha kurz berichtet. Heuer habe ich bemerkt, dass aber die Anlage der Häuser schon in Pottendorf dieselbe ist und dass sich wesentliche Merkmale der Wohnhäuser bis tief nach Ungarn hineinziehen.

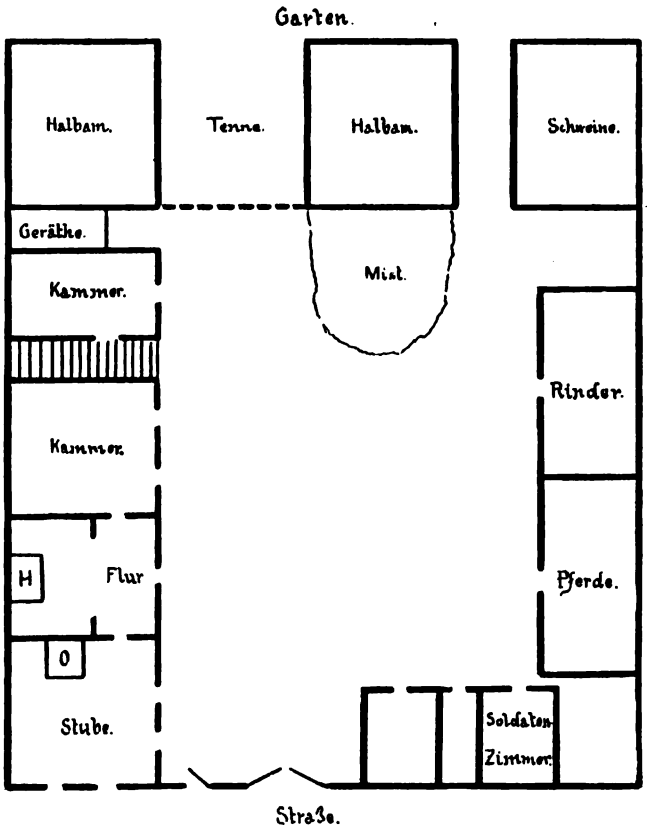


Fig. 172. Plan eines Hauses in Pottendorf.

Eine Skizze eines Pottendorfer Hofes folgt (Fig. 172).

Die Anlage ist also die so häufige hufeisenförmige; Alles gemauert [1]).

[1]) Vgl. den fachmännisch dargestellten Plan eines derartigen Hofes in Niederschrems (Niederösterreich, Viertel ober dem Mannhartsberge) im „Musterplan für landwirthschaftliche Bauten in Niederösterreich", 1880. — Neben dem Plane des derzeit bestehenden Gehöftes macht in diesen Musterplänen die k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien Vorschläge für eventuelle Um- und Neubauten, welche immer die alten Anlagen möglichst berücksichtigen.

Das Wohnhaus selbst ist dreitheilig, ohne weitere Theilung der beiden Flügelräume. Flur und Küche sind sehr klein und durch einen grossen gemauerten Bogen getrennt. Die Bogenöffnung ist nicht zu verschliessen, was sehr nothwendig ist, da die Küche selbst gar keine Lichtöffnung hat und der Flur sein Licht nur durch die Thüre erhält. Man kann diese Bauart das „Mittelküchenflurhaus" nennen.

Bemerkt sei, dass die Vorküche, der Flur, hier aber jetzt etwas ganz Anderes ist, als etwa der in Aussee. Er enthält fast ausschliesslich Küchengeräthe, niemals Wirthschaftsgeräthe, Werkzeuge u. dgl.

Fig. 173. Haus in Wampersdorf.

Die Stube heisst hier bis nach Ungarn hinein „Zimmer".

Wampersdorf. Selbe Anlage wie Pottendorf. Der Giebel gegen die Strasse ist oft noch hölzern.

Wo der Hof zu schmal ist, um neben dem Thore noch eine Thüre anzubringen, da wird aus dem Thore ein Thürchen ausgeschnitten; offene Küchen gibt es noch. Wir haben einen Herd ohne „Feuerhund" gesehen mit Löchern, worüber das Holz gelegt wurde. Der Feuerhund soll sich überhaupt nicht mehr in Wampersdorf finden, was auf seine Wahrheit zu prüfen uns an Zeit mangelte.

In Seibersdorf und Hof sind recht primitive Häuschen. In Hof erwarb ich einen Feuerhund und konnte constatiren, dass er von der gewöhnlichen Art nicht abwich (beiderseits Hörner und zwei Zacken).

Anhang.

Ueber moderne Votivthiere.

Dr. Ulrich Jahn verdanken wir eine ausgezeichnete Abhandlung darüber (vgl. seine „Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht“, Breslau 1884 in den „Germanistischen Abhandlungen“, herausgegeben von Karl Weinhold, § 7, S. 49).

Nach Jahn ist das Opfern von Nachbildungen menschlicher Gliedmassen und auch von Thieren nur im katholischen Süddeutschland, d. h. in Baiern und den angrenzenden Provinzen Oesterreichs, häufig, sonst nur sporadisch (a. a. O., S. 50). Die Sitte der Votivglieder ist nach Grimm vielleicht aus Rom eingeführt worden. Die Sitte des Darbringens von Thiervotivbildern scheint eine Erinnerung an das wirkliche Thieropfer zu sein (a. a. O., S. 52)[1]. Das Material, aus dem die Votivgegenstände dargestellt

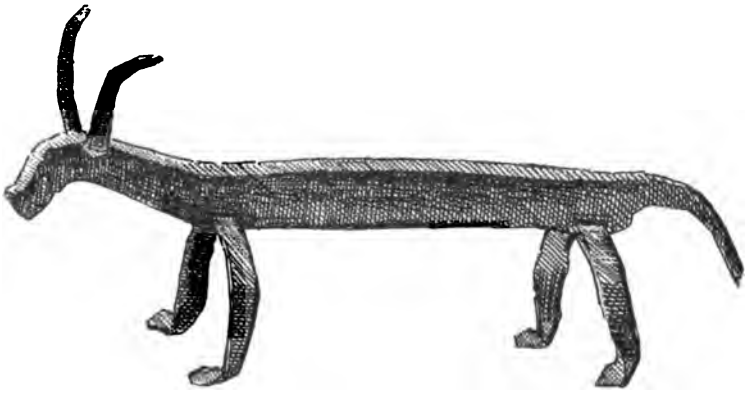


Fig. 174. Ein Votivrind (modern).

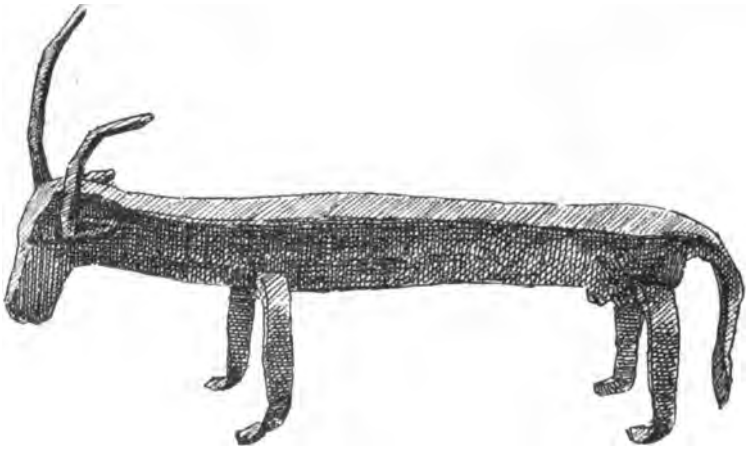


Fig. 175. Eine Votivkuh (modern).

Fig. 176. Ein Votivpferd (modern).

[1]) Vgl. damit, dass man Knochen (statt der Thiere) in die Johannisfeuer wirft (a. a. O., S. 41), dass man hölzerne Pferdeköpfe an den Firstenden der Bauernhäuser anbringt, zur Erinnerung „an die unter dem Dachfirst aufbewahrten Häupter der bei dem Sühnopfer zur Zeit von Viehseuchen gefallenen Opferthiere“ (a. a. O., S. 49, 23).

wurden, war Holz (a. a. O., S. 50), Wachs, Schmiedeeisen, Blech. Holz scheint in unseren Zeiten nicht mehr in Gebrauch zu sein. Merkwürdig ist, dass die Sitte, Thierbildnisse zu opfern, erst seit dem XVI. Jahrhundert in Deutschland literarisch bezeugt ist, wogegen aber die Nachrichten von Votivhänden und -Füssen bis in's VI. Jahrhundert zurückgehen. An Stelle des alten Gottes, dem Thieropfer gebracht wurden, ist zumeist St. Leonhard getreten, der Viehpatron des bajuvarischen Stammes (a. a. O., S. 51), auch gelegentlich St. Hermann, St. Sebastian, St. Wendelin (Ulrich, a. a. O., S. 51). Rosegger (Waldheimat) nennt einen Viehpatron Erhardi und F. S. Pichler (siehe unten) den heiligen Oswald.

5. In Aigen sind mehrere eiserne Klötze, deren grösster „Wirtinger" heisst. Man sucht ihn zu heben und über den Rücken hinauszuwerfen. Aber nur der, der von Sünden rein ist, kann ihn heben. Auch andere Kirchen haben solche „Leanl'n" (List, S. 133).

Es ist schon Jahn nicht zweifelhaft gewesen, dass hinter St. Leonhard ein altgermanischer Gott steht. Aber er hat es mit Recht abgelehnt, eine Hypothese darüber vorzutragen.

Dass die Sitte, Votivhände u. dgl. zu opfern, von den classischen Völkern des Alterthums nach Deutschland gekommen sei, ist in keiner Weise zu erhärten. Ebensowenig beweist es etwas gegen das Alter der Sitte, Thierbilder zu opfern, dass die erste Nachricht davon aus unverhältnissmässig später Zeit stammt. Die Votivgegenstände selbst erzählen durch ihre Form von uralter Tradition [1]).

Fig. 177. Ein Votivschaf (modern).

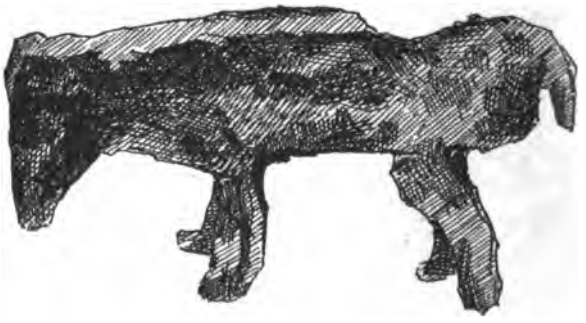


Fig. 178. Ein Votivschwein (modern).

Weitere Nachrichten über die Leonhardskirchen findet man bei Guido List, Mythologische Landschaftsbilder, S. 125 [1]).

Danach sind nachfolgende Züge zu berücksichtigen:

1. Die Leonhardskirchen haben (gewöhnlich?) unter dem Dachgesimse eine ringsherumlaufende Kette (List, S. 127).

2. Zu Aigen war in der Kirche selbst eine grosse, schwere Kette, welche die Wallfahrer aufhoben oder doch zu heben versuchten [2]).

3. In St. Leonhardskirchen findet man Fesseln und Ketten aufgehängt (List, S. 132). Der Heilige löst nämlich unschuldig Gefangenen die Fesseln (List, S. 129).

4. St. Leonhard heilt viele Krankheiten der Menschen (List, S. 129).

Der Sinn der Thierbilder-Spende ist nicht immer derselbe gewesen. Sie treten an die Stelle des Opfers wirklicher Thiere. So muss wohl ursprünglich der Werth der Gabe annähernd wenigstens den Werth dessen, was man der Gottheit entringen wollte, gehabt haben. Diesen Sinn scheint es zu haben, wenn man für ein krankes Thier ein Bildniss vergräbt [2]) oder auf dem Altar hinterlegt. Später wird die Gottheit mit einer immer geringfügigeren Gabe abgefunden und zum Schlusse wird aus dem Opfer ein fast sinnloser Brauch.

---

[1]) Leider ist List's Buch kein wissenschaftliches. Citate sind bei ihm sehr selten. So gedenkt er Ulrich Jahn's, von dem er so viel gelernt, mit keinem Worte.

[2]) Man wird da an Thor gemahnt, auf den ja manches Andere auch passen möchte. Aber der schwachsinnige Pilger Grischa Tolstoi's trägt unter seinen Kleidern auch schwere Ketten zur Busse seiner Sünden!

[1]) Der erste literarische Beleg ist aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts zu erbringen. Jahn, a. a. O., S. 51. Das österreichische Museum zeigte in seiner heurigen „Ausstellung mittelalterlichen Hausraths" zwei Votivschweine (Katalog Nr. 351 und 352), welche entschieden älter waren. Leider schien es mir gar nicht sicher, dass man es dabei mit Votivbildern zu thun hat.

[2]) Jahn, a. a. O., S. 52. Ueber das Vergraben eines lebendigen Thieres, S. 14.

Man hat auch in prähistorischen Gräbern vielfach kleine Thierbildnisse gefunden. Man nennt sie Idole u. dgl. Freilich ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, was man sich bei dem Brauche dachte. Wenn es aber erlaubt ist, auf ähnliche historische Verhältnisse hinzuweisen, so wird man sich daran erinnern, dass man auf germanischem Boden dem Todten Alles mitgab, was er zur Fortsetzung seines Lebens im Jenseits bedurfte, seine Waffen, seine Habe — oder deren Symbole. Noch heute ist in Deutschland der Glaube verbreitet, dass die Habe, und namentlich der lebende Besitz, zu dem todten Herrn gehöre und ihm nachfolgen will. So kommt es, dass die Thiere gebeten werden, bei dem neuen Herrn zu bleiben [1]). Und ähnliche Furcht mag in alten Zeiten verursacht haben, dass der Erbe hoffte, er könne mit den Bildnissen, die er dem Todten von seiner Habe mitgab, sich von der Opferung der Dinge selbst loskaufen.

In der Schweiz fand man Tauben und einen Hahn in Töpferarbeit in heidnischen Gräbern (vgl. Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, VII, S. 130). „Christliche Symbole" werden es schwerlich gewesen sein, eher heidnischer Brauch in christlicher Umdeutung.

Herr Dr. M. Much besitzt einige Thierbilder aus oberösterreichischen Pfahlbauten, darunter mehrere weibliche Schweine. Sie sind aus Thon und sehr wenig gebrannt, daher auch sehr gebrechlich. Leider ist gar kein Anhaltspunkt vorhanden, um über ihre Bestimmung zu urtheilen [2]).

Die Gestalt der modernen Votivthiere ist im hohen Grade auffällig. Die Charakteristik der einzelnen Gattungen ist mit einem Minimum von Mitteln und grosser Treffsicherheit durchgeführt, gewiss ein Zeichen langer Kunstübung. Mit unserer heutigen volksthümlichen Plastik, wie sie sich in den Nürnberger Spielwaaren am besten darstellt, hat jene Kunst anscheinend gar nichts gemein. Auch wenn man von Einzelheiten, die auf Material und Schmiedetechnik zurückgehen, absieht, bleibt eine eigenthümliche Anschauung und Auffassung zurück. (Vgl. die Fig. 174—177, welche aus Lienz in Tirol stammen, sowie Fig. 178, das in der Nähe von Millstatt zu Hause ist.)

Es hat den Anschein, als ob in diesen Formen eine alte Kunst im Schutze des Cultus und der Alpenwälder sich erhalten hat, welche in keinem ersichtlichen Zusammenhange mit der Kunst verkehrsreicher Orte und Städte zu sein scheint. Aehnlichen Formen begegnet man bei gothischen Thürklopfern und mit Thierköpfen verzierten Haken, dann gemahnt Einen das Auge wieder an die archaische Kunst der classischen Völker oder an die Hallstätter Zeit. Es wäre dringend zu wünschen, dass alles noch vorhandene Material bald in die Museen wandere, auf dass ein sicherer Boden für die Forschung gewonnen würde.

Ganz dieselbe Art, wie die hier reproducirten Votivthiere, zeigen jene, welche Dr. F. S. Pichler in den Berichten und Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien 1872, Bd. XII, S. 50, abgebildet und mit wenigen, aber unzutreffenden Bemerkungen ausgestattet hat. Pichler's Thiere (ein Ochs, ein Pferd und ein Schwein) stammen aus St. Oswald in Birkfeld (Nordsteiermark). Sehr interessant ist zu sehen, wie der Schmied die Borsten des Schweines angedeutet hat.

Alois Riegl (Stilfragen) sagt in seinen sehr lesenswerthen Ausführungen über den „geometrischen Stil", S. 31, dass es ganz verfehlt sei, geometrisirte figürliche Darstellungen, gleich denjenigen auf den Dipylonvasen, ohne Weiteres als rudimentäre Ueberbleibsel eines vermeintlichen geometrischen (textiltechnischen) Urstiles zu erklären. Die geometrisirten animalischen Figuren seien das Ergebniss eines keineswegs mehr primitiven, sondern eines über die erste Stufe hinaus fortgeschrittenen künstlerischen Entwicklungsprocesses.

Die Richtigkeit des Princips dieses Satzes zu erhärten, scheinen unsere Votivthiere sehr geeignet zu sein. Eine Kunst, welche eine Anzahl wichtiger Merkmale blos darstellt, alles Andere aber souverän vernachlässigt, Prismen für Körper und Bögen für Beine gibt und geben darf, weil darunter das Erkennen der Thierformen nicht leidet, kurz eine traditionelle, formelhafte Kunst, ist keine „primitive" Kunst.

[1]) Literatur bei E. Mogk, Paul's Grundriss der germanischen Philologie, Bd. I, S. 1000.

[2]) Der verstorbene Ign. Spöttl erzählte mir, worauf ich nochmals hinweisen möchte, dass es in Krain heute noch Doppelthiere gäbe. Sind es auch Votivthiere? Da ich an ein Missverständniss nicht glauben kann und Spöttl ein verlässlicher Gewährsmann war, so wird es wohl seine Richtigkeit mit der Nachricht haben und es wäre sehr zu wünschen, dass man baldigst darüber etwas Genaueres erfahre.

Literaturberichte.

16.

Mission scientifique du Cap Horn. 1882—1883. Tome III. Anthropologie, Ethnographie par **Dr. P. Hyades** et **J. Deniker.** Paris 1891. 422 pag. Mit 1 Karte und 34 Tafeln.

In der Einleitung, 1. Abschnitt, wird ein historischer Ueberblick über die Reisen zu den Feuerländern bis auf unsere Zeit gegeben, während der 2 Abschnitt die Bewohner bespricht, welche in nachstehende drei verschiedene Völkerschaften getrennt werden:

1. Die Ona (auch Yacana oder Oens-Men), welche die grosse Feuerlandsinsel von der Magellanstrasse bis gegen die Nordküste des Beagle-Canales bewohnen; sie sind wahrscheinlich ein Zweig der Patagonier, denen sie auch körperlich ähneln, besitzen weder Pferde noch Kähne, weshalb sie manchmal auch Foot-Indians genannt werden und kommen überhaupt selten mit Reisenden in Berührung.

Nach Missionär Bridges sind sie eine kräftige Rasse (Maximalgrösse 1750 mm), die fast nur von Fleischkost lebt und in ihren Sitten den Yahgans und Alakalufs ähneln, nur haben sie keine Kähne; er hält sie für einen Zweig der Tehuelchen Patagoniens, was ihre Sprache, ihr Wuchs, Aussehen, ihre Sitten und Lebensweise bestätigen; ihre Sprache ist hart und wird von Capitän Cook mit den Geräuschen verglichen, die ein schwierig sich ausgurgelnder Mensch erzeugt.

2. Die Alakaluf, auch Pescherähenannt, wohnen an den Ufern der Inseln im ganzen Westen des Magellan'schen Archipels, grenzen daher südlich an die Yahgans, östlich an die Ona, nordöstlich an die Patagonier und nordwestlich an die Chonos.

Nach Bridges ist ihre Sprache sehr fremdartig und schwierig zu verstehen, wegen Anhäufung der aspirirten Mitlaute ls und rs; mit den Yahgans haben sie nichts gemein. Sie sind vorzügliche Seefahrer mit ihren Piroguen, mehr noch als die Yahgans; diesen nähern sie sich körperlich viel, unterscheiden sich jedoch durch gewisse Züge, vollständig aber durch die Sprache.

3. Die Yahgans, sie selbst nennen sich Yamana (= Mensch), bewohnen den ganzen Südrand der grossen Feuerlandsinsel und alle südlich davon gelegenen Inseln bis zum Cap Horn. Mit ihren nordöstlichen Nachbarn, den Ona, haben sie sich vielfach gemischt.

Im nun folgenden I. Capitel werden die anatomischen Charaktere der Yahgans behandelt, mit welchen die Expedition überhaupt nur in nähere Berührung gekommen ist.

Die Schädel (27 ♂ und 18 ♀) zusammen mit denen von Garson, Sergi, Mantegazza und Regalia beschriebenen, sind sehr massiv, dick, ihre Capacität im Mittel für die Männer 1641 ccm (1545—1750), für die Weiber 1337 ccm (1285—1390), die Nähte sehr einfach, Zwickelbeine sehr selten, die Muskelleisten sehr entwickelt. In der Oberansicht sind sie sehr verlängert eiförmig, in der Keilbeinflügelgegend verengt (Stenocrotaphie), dagegen hinten wie erweitert; die Temporallinien steigen weit in die Höhe und existirt selbst eine Andeutung von Crista sagittalis. Ihr Längenbreitenindex beträgt bei den 27 ♂ Schädeln durchschnittlich 767, bei den 18 ♀ Schädeln 779, — bei den 5 ♂ Alakalufs 756, bei den 2 ♀ 781, während die Messungen an Lebenden für die Yahgans bei 26 ♂ 795, bei 23 ♀ 789 — für die Alakalufs bei 8 ♂ 774 und 6 ♀ 798 ergeben.

In der Seitenansicht sind bei den Männerschädeln die Arcus supreil. gut ausgebildet, die Stirne fliehend, das Hinterhaupt im oberen Theile senkrecht, im unteren wagrecht, mit Torus occip. — die Nasenbeine vorspringend, gebogen; die Schädelhöhe eine geringe (Höhenindex ♂ 714, ♀ 710); der Unterkiefer sehr massiv mit sehr vorspringendem Kinne.

Vorderansicht: Das Gesicht lang, die in der Mittellinie zusammenfliessenden Arcus suprc. deutlich ausgeprägt, auch bei den Weibern; die hohen Augenhöhlen (Index im Mittel ♂ 873, ♀ 889) mesosem, bei den Weibern megasem; die Nasenöffnung verlängert, leptorrhin (Index ♂ 469, ♀ 489) mit Neigung zur Mesorhinie bei den Weibern, der Nasenstachel wenig vorragend.

Basalansicht: Gaumen parabolisch, sehr rauh; die äusseren Flügel des Proc. pteryg. sehr breit und stark; For. occ. m. meist rund; die Proc. condyloidei, mastoidei und styloidei sehr stark ausgebildet. Die Maasse der neun mitgebrachten Schädel (3 ♂, 2 ♀ und 2 juv. Yahgans und 2 ♂ Alakalufs) folgen dann tabellarisch verzeichnet.

Der nächste Abschnitt bringt in's Einzelne betrachtet die Messungen je eines männlichen und weiblichen Yahganskeletes, verglichen mit einem Belgier und Bengali.

Die auf's Genaueste durchgeführte Untersuchung der Musculatur einer männlichen Yahganleiche und eines Kindes nimmt den folgenden Abschnitt ein, findet verschiedene Anomalien, die jedoch keine allgemeinen Schlüsse für das Vorkommen bei den Yahgans überhaupt zulassen.

Das II. Capitel enthält die ausgedehntesten eigenen Beobachtungen an Lebenden, und zwar Messungen an 85 Yahgans (26 ♂ von 16—20 Jahren, 23 ♀ von 15-60 Jahren und 36 Kindern [20 ♂, 16 ♀] von 2—14 Jahren), stammend von den Inseln Wollaston, Hoste, Navarin und an 2 Alakalufweibern. Die 45 Messungen an jedem Individuum betreffen alle Körpertheile und stimmen grossentheils mit den vom Referenten angewendeten Maassen überein; drei Maasstabellen bringen die Einzelmessungen an den Männern, Weibern und Kindern der Yahgans und seien daraus hier einige der wichtigsten Durchschnittsmaasse mitgetheilt:

Körperlänge	1571 mm	♂	1474 mm	♀
Kopflänge (Glabella-Hinterhaupt)	189 „	♂	180 „	♀
Grösste Kopfbreite	153 „	♂	142 „	♀
Jochbreite (zwischen Jochbrücken)	149 „	♂	134 „	♀
Breite zwischen den Unterkieferwinkeln	111 „	♂	108 „	♀
Kopfumfang	569 „	♂	545 „	♀
Schulterbreite (zwischen den Akromien)	356 „	♂	319 „	♀
Beckenbreite (zwischen der Spin. ilei ant. sup.)	274 „	♂	269 „	♀

Brustumfang (bei Ausathmung über den Warzen bei ♂, unter der Brustdrüse bei ♀	923 mm	♂	858 mm	♀
Armlänge (Bandmaass vom Akrom. bis zur Spitze des Mittelfingers	749 „	♂	695 „	♀
Beinlänge (Bandmaass von der Spitze des Troch. maj. bis zur Spitze des Mall. ext.)	745 „	♂	704 „	♀
Fusslänge (Ferse bis zur Spitze des Hallux)	249 „	♂	223 „	♀
Kopfindex	795 „	♂	789 „	♀

Die Männer sind also kleiner Statur, und zwar viel kleiner als die sehr grossen Ona (1820 mm), Patagonier (1830 mm) und die mittelgrossen Chonos (1650 mm), haben einen grossen, mesocephalen Kopf, ein abgerundetes Gesicht, sehr breit zwischen den Jochbrücken, aber rasch nach oben und unten sich verschmälernd, mit niedriger, enger, geneigter Stirne, grosser Augendistanz und kleinen Augen; die Nase verbreitert, an der Wurzel ein wenig eingedrückt; der Mund sehr gross mit schief stehenden Zähnen, aber wenig beträchtlichem Prognathismus; das Kinn mehr oder weniger zugespitzt, leicht vorragend, die Ohren gross, besonders bei den Weibern, und etwas abstehend.

Hals kurz, sehr kräftig, die Schultern breit, der Thorax gut entwickelt; die Arme lang, mit langen Oberarmen und besonders Händen bei kurzen Vorderarmen; die Beine dagegen sehr kurz, die Oberschenkel konisch, oben sehr dick, fast immer mit einem Fettpolster, gegen das Knie herab sehr verschmächtigt; die Unterschenkel im Gegensatze dazu fast cylindrisch, sehr mager, die Wade kaum vorspringend.

Die Genitalien bei den Männern gut ausgebildet, der Penis (hängenden Zustandes) durchschnittlich 77 mm lang, cylindrisch, sehr dick, mit kugeliger Eichel, die meistens vom Präputium bedeckt wird.

Bei den Weibern der Mons Veneris und die grossen Lefzen wenig entwickelt, das Hymen meist mit centraler Oeffnung, die Clitoris immer sehr rudimentär, die kleinen Lefzen dreieckig oder konisch.

Die Haut ist bei den meisten Männern gelbbräunlich (Nr. 26 Broca), bei den Weibern lichter, die Farbe der Augen dunkelbraun oder schwarz bei ganz weisser Sclera, der Haarwuchs am Kopfe reichlich, schlicht, am übrigen Körper spärlich, fast durchgehends schwarz.

Nach Vergleichung dieser körperlichen Merkmale der Feuerländer mit jenen anderer südamerikanischer Völker, kommen die Verfasser zu dem Schlusse, dass in Südamerika eine kleine mesd- oder dolichocephale, leptoprosope Rasse existirt, welche das Land südlich vom Amazonenstrome einnahm, wie fossile Reste beweisen und jetzt nur noch zerstreut und isolirt (die Feuerländer, Botokuden, gewisse Tribus der Chaco) in Brasilien, Bolivia, Peru und Chili vorkommt; ferner dass diese Rasse augenfällig contrastirt mit den Patagoniern (hochgewachsene Brachycephalen) und anderen südamerikani-Rassen (Araukaner, Caraiben, Pampas etc.), welche wohl auch kleiner Statur, aber brachycephal und platyrhin sind. Sie halten es für wahrscheinlich, dass die ganze Bevölkerung Südamerikas hervorgegangen sei aus der Mischung dieser drei Rassen: kleinstaturige Dolichocephale (Feuerländer, Botokuden etc.), grossstaturige Brachycephale (Patagonier) und kleinstaturige Brachycephale (Araukaner, Caraiben).

Das III. Capitel bespricht physiologische Eigenthümlichkeiten der Yahgans; hier wird die grosse Verdauungskraft erwähnt, das Wachsthum (die Männer wachsen bis gegen das 25., die Weiber bis gegen das 20. Jahr), — ferner die Athmung (12—20), der Puls (60—84), welche beiden keineswegs miteinander parallel laufen — die Körpertemperatur (37·4° bei erwachsenen Männern und Weibern, 35·5° bei Kindern) — weiters die Zusammensetzung des Blutes (Zählung der rothen Blutkörperchen nach d'Hayem und Nachet, $4^1/_2$ bis 5 Millionen bei den Männern) und endlich die Fortpflanzung. Die Männer scheinen die Pubertät ein wenig später zu erreichen als die Europäer, die Weiber sind mit 14—15 Jahren menstruirt; Jungfrauschaft wird nicht geschätzt, daher selbst schon bei 10—12jährigen Mädchen nicht mehr vorgefunden; Die Weiber sind fruchtbar und gebären leicht, ohne jede Hilfe.

Daran schliessen sich einige Untersuchungen über die Sehkraft, welche eine sehr bedeutende, unser Normale überschreitende ist und über das Tastgefühl, ferner Angaben über den Gang, das Sitzen, die Stimme, Mimik und die Muskelkraft.

Die im IV. Capitel gebrachten Notizen über Krankheiten bieten nichts Hervorhebenswerthes.

Der Anthropologie wird durch dieses prächtig ausgestattete, in den eigenen Beobachtungen und Untersuchungen so reiche und interessante Werk ein grosser Dienst geleistet und seien alle Fachgenosson hiemit auf dasselbe aufmerksam gemacht, sowohl zur gebührenden Würdigung, als auch zur Nachahmung.

Weisbach.

* * *

Das letzte Capitel dieses gross angelegten Werkes beschreibt auf 54 Seiten die Sitten und Gebräuche der drei im Vorigen berührten Völkerschaften. Dasselbe ist gegenüber den ausführlichen Capiteln über Anatomie, Morphologie, Physiologie und Psychologie etwas mager ausgefallen; nichtsdestoweniger ist es sehr brauchbar und gibt vielleicht heute die erschöpfendste Darstellung über eine Gruppe der in der Ethnographie und Ethnologie so häufig angeführten, aber relativ immer noch nur selten gründlich studirten Feuerländer. Da Dr. Hyades ein volles Jahr unter ihnen zugebracht hat, so konnte er ein reicheres Material sammeln, als die meisten bisherigen Besucher dieser Gebiete; wir stehen auch nicht an, dasselbe in erste Linie zu stellen, unter den anderen Nachrichten, welche bisher über eine Abtheilung der Feuerländer publicirt wurden.

Die Beschreibung bezieht sich auf die Feuerländer am Cap Horn, welche zu der südlichen Gruppe der Yahgan gehören. Sie zerfällt in folgende Abschnitte:

1. Ernährung. Fast ausschliesslich Fleischesser; Wurzeln werden nur zur Winterszeit zum Stillen des Hungers verwendet. Weichthiere bilden die Hauptnahrung; im Sommer kommen Fische dazu. Küchengeräthe fehlen; ebenso ist die Töpferei unbekannt. Zur Erhitzung des Wassers verwenden sie im Feuer erhitzte Steine. Wasser bildet das einzige Getränk.

2. Behausung. Einfache Laubhütten bilden ihre Wohnung. Dieselben haben entweder Haufenform oder sind konisch gebaut. Die Hütten liegen meist in unmittelbarer Nähe des Meeres. Dieselben werden häufig gewechselt. In der Mitte der Hütte befindet sich die primitive Feuerstelle. Das Feuer dient hauptsächlich zur Erwärmung.

3. Kleidung und Schmuck. Erstere wird nur durch ein gelegentlich um die Schulter geschlagenes Thierfell repräsentirt. Das Fell ihrer Hunde wird dazu nie verwendet, ebensowenig als sie das Fleisch derselben essen. Die Frauen tragen ein kleines dreieckiges Schamfell. Der Hauptschmuck besteht in Colliers aus Sckneckenschalen oder perlenartig zerschnittenen Vogelknochen. Dieselben werden von beiden Geschlechtern getragen. Ausschliesslich den Männern eigen ist eine Art Kopfdiadem aus weissen oder grauen Vogelfedern. Um die Hand- und Fussgelenke werden Bänder aus Guanacofell getragen. Verbreitet ist die Gesichtsbemalung, namentlich bei den Frauen. Diese Bemalung wird bei Trauerfällen angewendet, aber auch, um die verschiedenen Grade der Freundschaft unter einander zu bezeichnen; endlich gelegentlich festlicher Besuche.

4. Beschäftigung. Dieselbe besteht bei den Männern vorwiegend in der Jagd, bei den Frauen im Fischfange. Für beide Beschäftigungsarten sind primitive Kähne aus Buchenrinde unerlässlich. Dieselben spielen im Leben des Feuerländers eine grosse Rolle, da derselbe namentlich in der besseren Jahreszeit oft tagelang am Wasser zubringt. Zur Jagd auf Seethiere dienen Harpunen mit Beinspitzen, wie zur Landjagd Wurflanzen mit etwas anders geformten Spitzen. Weiters sind Schleudern im Gebrauche. Vögel und kleinere Landthiere werden in Schlingen gefangen. Endlich kommen Bogen und Pfeile vor, letztere mit Spitzen aus Stein oder Glas. Der Hund ist zur Jagd unentbehrlich. Ausführlich werden der Fischfang und die dazu nothwendigen Geräthe beschrieben. Sehr beliebt sind Kampfspiele. Kriegszüge kommen nicht vor, dagegen oft blutige Kämpfe anlässlich von Familienzwistigkeiten.

5. Familiengebräuche. Die Frauen gebären leicht und meist ohne Beihilfe. Die Kinder bekommen den Namen des Ortes, wo sie geboren wurden. Beim Eintritt der Pubertät werden bei den Knaben verschiedene ceremonielle Gebräuche in einer eigens zu diesem Zwecke bestimmten Hütte, „Kina" genannt, ausgeführt, welche in Fasten, Vollbringung einer schweren Arbeit u. dgl. bestehen. Nach Beendigung derselben hat der junge Mann das Recht, zu heiraten. Bei den Mädchen besteht die ganze Ceremonie aus Fasten. Die Heirat erfolgt selten aus Neigung; die Eltern bestimmen einen Mann für das Mädchen. Die Ehe gilt erst für fest, wenn ein Kind geboren wird; vorher wird der Mann oft mehrmals gewechselt. Vielweiberei kommt vor; in der Regel hat aber jeder Mann nur ein Weib. Besondere Heiratsgebräuche existiren nicht. Wenn der Mann noch sehr jung ist, und namentlich noch keinen eigenen Kahn besitzt, dann lebt er meist bei den Eltern der Frau, denselben Dienste leistend. Häufig nimmt ein älterer Mann ein ganz junges Mädchen zur Frau; aber auch der umgekehrte Fall ist nicht selten. Die Männer sind sehr eifersüchtig; die Frauen zumeist treu. Dagegen führen Mädchen ein freies Leben, ohne dass ein solches Anstoss erregt. Auffallend ist der grosse Schmerz, den sie beim Ableben von Verwandten oder Freunden an den Tag legen. Die Leichen werden in alte Felle eingewickelt und entweder unter Blättern und Muschelschalenhaufen beerdigt, oder verbrannt. Letzteres geschieht in der Regel dann, wenn der Tod an einem fernen Orte eintritt; die Asche wird zerstreut.

Ein weiterer Abschnitt ist dem Einflusse gewidmet, welcher die Berührung mit civilisirten Menschen auf den Feuerländer hervorgebracht hat. Das Ende ist überall dasselbe; sie gehen bei dessen Fortdauern rasch zu Grunde.

Von grossem Werthe sind die auf 34 Tafeln dargestellten, ganz ausgezeichneten Abbildungen, Typen, Schädel und Geräthe darstellend. Eine kleine Karte verzeichnet die Vertheilung der drei Hauptvölker. **Heger.**

17.

Zograff, N. J.: Antropometričeskija izsljedovanija mužskago Welikorusskago naselenija Wladimirskoj, Jaroslawskoj i Kostromskoj guberniji. (Anthropometrische Untersuchungen der männlichen grossrussischen Bevölkerung in den Gouvernements Wladimir, Jaroslaw und Kostroma.) Nachrichten der kais. Gesellschaft der Freunde von Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie an der kais. Universität in Moskau. Bd. LXXVI. Arbeiten der anthropologischen Section, Bd. XV. Moskau 1892. Mit 34 photographischen Tafeln und 16 Karten. gr.-4°.

Dass die Grossrussen einen slawischen Stamm bilden, der am meisten mit fremden, und zwar asiatischen Elementen gemischt erscheint, ist eine allgemein bekannte Thatsache. Dies lehrt uns schon die Ethnographie und die Geschichte, und zeigt uns, wie diese ausgezeichnete Arbeit des Herrn Prof. Zograff zu beweisen sucht, auch die Anthropologie.

Schon aus den ältesten Annalen wissen wir, dass im Centrum des heutigen Russland sich slawische Stämme mit den als finnisch bezeichneten (deren eine Partie doch nicht uralo-altaischen Ursprunges zu sein scheint), sowie mit anderen asiatischen (turkotatarischen) Stämmen berührten. Als das Slawenthum sich auszubreiten anfing, mischte es sich mehr und mehr mit diesen fremden Elementen, die sich leicht slawisirten, und eben aus dieser Mischung entsprang der heutige starke Stamm der Grossrussen und concentrirte sich in der Gegend von Suzdal und Wladimir, später in Moskau.

Es ist darum erklärlich, dass die Bevölkerung vom anthropologischen Standpunkte unser Interesse erregen muss. Obwohl sich jedoch in Russland und speciell in Moskau selbst schon seit vielen Jahren eine rege Thätigkeit auf anthropologischem Gebiete entwickelte, welche hauptsächlich Herrn Prof. Anatol P. Bogdanow mit seinen Schülern zu verdanken ist, blieb die interessante Frage über die anthropologische Beschaffenheit der jetzigen Grossrussen ziemlich unklar.

Nur wenige Arbeiten wurden begonnen, und diese beschäftigten sich am meisten nur mit craniometrischem Materiale, wie die älteren Arbeiten von K. E. v. Baer, Welker, Tarkneckij, Bogdanow, die neueren von Emme, Anučin u. A.

Mit anthropometrischen Untersuchungen am lebenden Körper beschäftigte sich, so viel ich weiss, nur eine grössere Arbeit von Dm. Anučin.

Dies war die Ursache, warum im Jahre 1886 die kais. Gesellschaft der Freunde von Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie in Moskau auf Anregung des Altmeisters Prof. Bogdanow den Entschluss fasste, eine grössere systematische Untersuchung der grossrussischen Bevölkerung

zu beginnen und die Arbeit Herrn Dr. N. J. Zograff zu übergeben. Dieser unterzog sich ihr nun mit grossem Eifer und arbeitete mit einigen Gehilfen, namentlich mit N. I. Lyžin, so fleissig, dass er in wenigen Jahren nicht nur ein grosses Material zusammenbrachte, sondern dem vorjährigen Congresse in Moskau auch schon die Resultate in einem starken, prächtig ausgestatteten Bande mittheilen konnte.

Die Wahl der Untersuchungsorte wurde dem Verfasser überlassen. Er wählte die Gouvernements von Wladimir, Jaroslaw und Kostroma, wo sich der grossrussische Typus sehr gut erhalten hat, ging mehrmals mit seinen Gehilfen dahin, mass die Leute selbst und untersuchte fleissig, so dass er — die Resultate der Recrutencommissionen, die ihm vom Chef des moskauischen Stabes, Generallieutenant S. M. Duchowskij zur Verfügung gestellt wurden, mitgezählt — ein Material von 28.793 Individuen zusammenbrachte.

Auf Grund einer solchen Summe von Maassen sind freilich die Resultate schon sehr sicher und beweisend.

Die Messungen und Untersuchungen bezogen sich auf folgende Punkte: 1. die Grösse; 2. die verschiedenen Maasse am Rumpfe; 3. die verschiedenen Maasse der Füsse und Hände, beide in Bezug auf die ganze Körperhöhe; 4. eine Reihe von Kopfmaassen; 5. die Farbe der Haut, der Haare, der Augen und 6. auf einige andere Eigenschaften, wie die Form der Haare, des Kinnes, des Mundes, die Beschaffenheit der Zähne u. s. w.

Es ist unmöglich, an dieser Stelle alle die Resultate im Detail aufzuführen. Man müsste denselben einen langen Artikel widmen. Wir begnügen uns damit, die hauptsächlichsten und interessantesten Punkte zu berühren und die Gesammtergebnisse zu reproduciren.

Die Grossrussen, wie man bald bemerkt hatte, zeigen deutliche Spuren der Mischung von zwei Haupttypen.

Diese Haupttypen sind in der Mehrzahl der Individuen durchaus vermischt, doch konnte man Gegenden finden, wo sich der eine oder andere reiner erhalten hat. So fand Zograff, dass im Nordosten des Gouvernements Kostroma und in der Gegend von Suzdal und Jurjew (Gouvernement Wladimir) sehr oft und deutlich ausgesprochen ein Typus vorkommt, dessen Merkmale kleine Körperhöhe, starke Brachycephalie, ein breites Gesicht mit allen untergeordneten correlativen Eigenschaften sind. Dem entgegen traf man im Westen des Gouvernements Jaroslaw den zweiten Typus mit hochgewachsener Taille, mit hellen Augen und Haaren, mit längerem Gesichte und Kopfe.

Die Eigenschaften der beiden Typen hat Zograff sehr genau präcisirt. Fast in allen wichtigeren Körpermaassen kamen sie zum Ausdrucke.

Die Diagrammencurve der Körperhöhe hat drei Culminationspunkte ergeben: der erste bei der Höhe von 1610 bis 1620 mm, der zweite bei 1650—1660 mm, der dritte bei 1680 bis 1690 mm. Der mittlere ist der höchste und wurde durch die grösste Zahl der Individuen erzielt. In ihm kommt die gemischte Population zum Ausdrucke. Die zwei anderen Culminationshöhen correspondiren mit zwei ursprünglichen reinen Typen, deren einer (der östliche) von viel niedrigerer Taille ist als der andere (westliche). Dasselbe wurde auch durch andere Körpermessungen bestätigt, denn die verschiedenen Längen des Rumpfes und der Gliedmassen stehen in Correlation mit der gesammten Körperhöhe.

So fand man, dass sich bei dem zweiten kleinen Typus die Füsse minder lang entwickeln als bei dem ersteren, im Gegensatze die Hände länger erscheinen u. s. w.

Interessant sind die Resultate betreffend die Untersuchung der Augen- und Haarfarbe (an 26.500 Individuen). Der kleine Typus ist mehr brünett, der hohe mehr blond.

Wenn wir die Kopfhöhe mit der ganzen Körperhöhe vergleichen, kommen wir zum Resultate, dass bei der Bevölkerung von Kostroma der Kopf höher ist als bei der hohen Bevölkerung von Wladimir.

Der Längenbreiten-Index ist jetzt durchaus hoch, die Köpfe der Russen sind brachycephal, mit dem mittleren Index = 82·88. Wenn wir aber die einzelnen Gegenden untersuchen, so geht hervor, dass den östlichen Grossrussen von Kostroma die Mittelzahl 85·24, der hochgewachsenen Bevölkerung von Wladimir die Mittelzahl 82·01 zukommt.

Auch kann man nur unter diesen die letzten Spuren der Dolichocephalie nachweisen. Im Gouvernement Kostroma zeigt sich bei den Individuen von hoher Taille 15% Dolicho- und Subdolichocephalie, 12% Mesocephalie und 73% Brachycephalie (nach der Pariser Nomenclatur), bei den Leuten von niedriger Taille 98% Brachycephalie und nur 2% Mesocephalie.

Aehnliche Differenzen zeigen auch andere Kopf- und Gesichtsmaasse. Alles das führte Herrn Zograff zu folgenden Resultaten:

Die Bevölkerung Grossrusslands zeigt uns drei Typen, deren zwei als ursprüngliche, der dritte als Resultat der Mischung der beiden ersten zu betrachten ist.

Der erste Typus hat hohen Wuchs, seine Haare sind hellbraun oder ganz blond, seine unteren Extremitäten lang, so dass die Höhe von Symphysis pubis die Hälfte der gesammten Taille überragt. Der Kopf ist dolichoid (Index L.: B. ist brachycephal, aber an der Grenze der Mesocephalie), das Gesicht ist schmal (leptoprosop nach Kollmann), desgleichen die Nase (leptorhin nach französischer Nomenclatur).

Dieser Typus hat sich am besten in den westlichen Provinzen des Gouvernements Jaroslaw conservirt, welche an das Gouvernement Nowgorod grenzen.

Der zweite ursprüngliche Typus zeichnet sich durch niedrigere Taille (um 1610 mm), durch seine kastanienbraunen oder schwarzbraunen Haare, kurze Beine, ganz kurzen Kopf, breites Gesicht (chamäprosop nach Kollmann) und breitere Nase (mesorhin oder platyrhin) aus.

Diesen Typus findet man am besten ausgeprägt in den nordöstlichen Provinzen des Gouvernements Kostroma (gegen die Gouvernements Wologda und Wjatka), dann im Bezirke von Jurjew, Suzdal und wahrscheinlich auch am unteren Laufe der Oka im Gouvernement Wladimir.

Es treten da zwar einige Ausnahmen auf, aber mit Hilfe der Geschichte lassen sich dieselben leicht erklären. So kommt in der Gegend von Romanow-Borisoglébsk (Gouvernement Jaroslaw) der erste Typus zwar häufig vor, aber mit einigen rein mongolischen Charakteren. Die Erklärung findet sich aber leicht, wenn wir lesen, dass in der Hälfte des XVI. Jahrhunderts diese Gegend von Kasan'schen Tataren colonisirt wurde. Eine ähnliche Ausnahme macht die Stadt Rostow (Gouvernemt Jaroslaw) mit ihrer Umgebung. Dort herrscht wieder ein wunderliches Chaos verschiedener Rassenmerkmale. Wenn wir aber erwägen, dass diese Stadt eine lange

Zeit hindurch ein reicher Handelsplatz war, voll von Colonisten und fremden Kaufleuten, und dass sie nach den polnischen Verwüstungen wieder durch Leute aus allen Gegenden Russlands colonisirt wurde, dann werden wir uns darüber nicht mehr wundern.

Zum Schlusse seiner Resultate antwortet noch Herr Zograff auf die interessante Frage, welche unter den jetzigen Stämmen Russlands mit diesen zwei Urtypen verwandt sind.

Wenn man die bisherigen Resultate Zograff's mit den Resultaten vergleicht, die Diebold, Talko-Hryncewicz, Emme, Kopernicki bei den Kleinrussen, die Jančuk und Ikow bei den Weissrussen aufgefunden haben — und, sage ich, auch mit den bisherigen Resultaten der prähistorischen Forschung in Russland, Polen, Ostdeutschland und Böhmen —, so ist nicht mehr zweifelhaft, dass der erste hohe blonde und dolichoide Typus identisch ist mit dem Typus, der im ganzen ursprünglichen slawischen Wiegenlande heimisch war, dass er uns den eigentlichen slawischen oder, wie Zograff sagt, slawisch-lithuanischen Typus darstellt.

Für den zweiten Typus, durch dunkle Complexion, niedrige Taille und Brachycephalie bezeichnet, kann wenigstens für Russland kein anderer Ursprung gesucht werden als der uralo-altaische oder finnische.

Dies lehrt uns schon die geographische Verbreitung beider Typen und die Vergleichung mit den jetzigen rein finnischen Stämmen (z. B. den Wotjaken, Mordwinen u. s. w.).

Diesen Conclusionen, obwohl noch manchmal nicht sicher begründet, pflichte ich recht gerne bei. Auch ich halte dafür, dass die Urslawen aus derselben Familie, wie die Germanen und Gallier stammend, einer hellen, hochgewachsenen, ursprünglich dolichocephalen Rasse angehörten, die sich im Laufe der Zeit durch manche bisher noch nicht sichergestellte Ursachen zu dem jetzigen vielfach gestalteten Typus entwickelt hat.

Es wäre möglich — wenn auch nach unserer Ansicht nicht begründet —, aus dem Vorgebrachten andere Schlussfolgerungen zu ziehen; sicherlich aber wird Niemand die Wichtigkeit des von Herrn Prof. Zograff zusammengebrachten Materiales anzweifeln. Schon diese Fülle von Arbeit und Fleiss sichert dem Verfasser eine hervorragende Stelle nicht nur unter den russischen, sondern auch unter allen anderen europäischen Fachgenossen, und sein Werk wird dem, der sich namentlich mit slawischer Anthropologie beschäftigt, immer eine reiche Quelle von interessanten Daten bleiben.

L. Niederle.

18.

Martin, Dr. Rudolf: Zur physischen Anthropologie der Feuerländer. Mit 19 Abbildungen und 2 Tafeln. Braunschweig, F. Vieweg 1893.

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der physischen Anthropologie eines Völkchens, welches an sich zwar unbedeutend, in der Kette der südamerikanischen Völkerschaften jedoch ein wichtiges Glied bildet. Das Ziel eines solchen Werkes wird dadurch ziemlich genau schon im vorhinein von selbst bestimmt: der Autor muss sich besonders auf das Descriptive verlegen, um so Material für den nächsten Bearbeiter desselben Gegenstandes etwa in erweiterten Grenzen anzuhäufen; dies hat Martin redlich gethan. Durch die Thatsache, dass die letzte Aufgabe des grossen Gebäudes der Rassenanatomie und allgemeinen Anthropologie nur mit Hilfe der Bausteine in Form von gründlich bearbeiteten Monographien der einzelnen Völker zu erreichen ist, erscheint seine Arbeit doppelt willkommen.

Martin untersuchte 5 Skelette mit mehreren Präparaten innerer Organe und stellte aus der Literatur noch alles Wissenswerte zusammen, so dass die Zahl von 21 Skeletten und 58 Schädeln, wenn auch kein abschliessendes, so doch ein der Wahrheit sich sehr näherndes Urtheil gestattet.

Das Material Martin's stammt von einigen Mitgliedern der im Jahre 1881 nach Europa gekommenen Feuerländertruppe, an welcher auch Virchow, Seitz u. A. in vivo Untersuchungen anstellten. Das äusserlich isolierte, auf 1500 bis 8000 Seelen geschätzte Völkchen wird nach seinen Wohnsitzen in drei Gruppen eingetheilt: die im Osten wohnenden Ona, die Jahgan im Süden und die Alakaluf im Südwesten der äussersten Spitze Südamerikas. Der letzteren Gruppe entstammen die untersuchten Skelette.

Der im ganzen mesocephale Schädel der Feuerländer zeigt sexuelle Unterschiede insoferne, als der männliche länglicher und seine Capacität grösser ist als der weibliche; die Capacität ist in das Grenzgebiet der mittleren und kleinen Gruppe einzureihen. Interessant ist die Vergleichung Martin's der von Anderen in vivo gefundenen mit den von ihm selbst am macerierten Schädel vorgenommenen Messungen und Indices; die Anthropologie ist nur selten in der Lage, ein Individuum nach beiden Richtungen hin so gründlich untersuchen zu können. Durch den Befund Martin's, dass die Dornfortsätze der Halswirbelsäule vom zweiten bis vierten Halswirbel alle gabelig getheilt waren, erscheint die Annahme Owen's, Turner's u. A., welche in der ungetheilten Gestalt dieser Fortsätze ein inferiores Merkmal erblicken, weniger berechtigt.

In der verspäteten Vereinigung der einzelnen Theile des Brustbeines einer 18jährigen Feuerländerin, welche erstere Broca als ein pithecoides Merkmal ansieht, will Martin mit Recht kein Rassenmerkmal erkennen; dafür hält er die infolge der in einem flacheren Kreisbogen verlaufenden Rippen wie die nach vorne hervorgetriebene Gestalt des Brustkorbes (was auch Sergi und Hyades bemerkt haben) als typisch und erblickt in dem gracilen Bau des Schlüsselbeines, und zwar besonders in dem Grade seiner Torsion ein Rassenmerkmal, wie man es bisher weder bei Europäern, noch bei anderen Rassen gefunden hat. Er führt dies auf die geringe körperliche Beschäftigung zurück. Am Humerus sind ihm die starken Muskelleisten aufgefallen, was mit der starken Entwicklung der Muskelmasse an den oberen Extremitäten gegenüber den unteren zusammenhängt; er erblickt in der im Vergleiche mit dem Europäer weniger schiefen Stellung der Trochleartangente, respective in der mehr horizontalen Richtung der Ellbogenachse eine inferiore Bildung. In den Längendimensionen der Extremitäten bestehen ebenfalls Unterschiede gegenüber dem Europäer, denn der Unterarm des Feuerländers ist im Verhältnisse zum Oberarme länger und die ganze obere Extremität im Verhältnisse zur unteren länger als beim Europäer.

Das Becken steht mit seinem Sacralindex dem europäischen am nächsten; das grosse und breite Kreuzbein übertrifft in seinen absoluten Massen alle übrigen Rassen, die

absoluten Masse für die grösste Beckenweite sogar die des Europäers, dessen Becken auch in Bezug auf die Beckenhöhe demjenigen des Feuerländers am nächsten steht. Nur in den vorderen Abschnitten macht sich am feuerländischen Becken eine Verengerung geltend, womit auch die bedeutendere nach vorne gerichtete Convergenz der Crista ilei gegenüber dem Europäer zusammenhängt. Die interessanten Angaben Martin's über die Conjugata stehen ziemlich vereinzelt da, weil über die anderen südamerikanischen Stämme diesbezügliche Untersuchungen leider noch fehlen. An dem etwas abgeflachten Femur fand sich die sonst nur bei den belgischen Höhlenbewohnern der Renthierzeit vorgefundene Fossa hypotrochanterica. Auffallend war die an der etwas platyknemischen Tibia vorkommende Retroversion des Tibiakopfes, wodurch wieder die Fossa poplitea an Tiefe gewinnt. Während Fraipont diese Varietät mit dem weniger aufrechten Gang der Feuerländer in Zusammenhang zu bringen trachtet, erklärt es Martin viel naturgemässer durch das gewohnheitsmässige Hocken derselben. Auch die bei Feuerländern am distalen Ende der Tibia neben dem Malleolus oft vorkommende sogenannte Tibialfacette weist Martin als pithecoides Merkmal zurück und bringt sie mit dem früher erwähnten Umstande in Beziehung.

Einer gründlichen, wenn auch weniger ausführlichen Untersuchung unterwirft Martin in ähnlicher Weise das Muskel- und Darmsystem, die Geschlechts- und Sinnesorgane etc.

Zum Schlusse gelangt er zu der Anschauung, dass die von Kollmann angenommene Pluralität der amerikanischen Rasse schon für die prähistorische Periode am meisten Wahrscheinlichkeit auch bei den Feuerländern für sich beansprucht, da einerseits zwar mongoloide, aber besonders auch europäische Züge unverkennbar sind. Die Monographie bietet uns viel Neues und Wissenswertes und ist mit einer Anzahl wohlgelungener Bilder ausgestattet (nur der kleine Druck macht sich unangenehm fühlbar); sehr gut angebracht sind die am Schlusse eines jeden Capitels beigefügten Messungsmethoden.

Hovorka.

19.

Sergi, G.: Varietà umane microcefaliche e pigmei di Europa.

Durch Untersuchungen von mikrocephalen Schädeln ist Sergi zu der Ansicht gekommen, dass es in Europa, Asien und Afrika grosse Reihen von Individuen gebe, welche sich durch kleine Köpfe mit geringer Schädelcapacität und durch eine kleine Statur auszeichnen.

Er untersuchte hauptsächlich russische und italienische Zwergschädel und Skelette, und zwar die von ihm so benannten Mikrocephalen (Capacität bis 1150 cm³) und Elattocephalen (Capacität 1150—1300 cm³), im ganzen 391 Schädel. Auf Grund dieser Untersuchungen und unter Hinweis auf die militärische Aushebung nimmt er für Italien ein besonderes Pygmäenvolk an. Dem Einwande, es könnte hier Rhachitis im Spiele sein, begegnet er mit der allerdings schwach fundirten Bemerkung, dass in Gegenden, wo die Rhachitis heimisch ist, bei gleichen Lebensbedingungen neben den Zwergen auch Leute mit hoher Statur vorzukommen pflegen, so z. B. in Girgenti und Catania. Nach der in seiner ihm eigenthümlichen Art ausgeführten Beschreibung einzelner Schädel kommt er zu dem Schlusse, dass alle „mikro- und elattocephalen" Zwerge in Europa als Abkömmlinge einer besonderen Pygmäenrasse zu betrachten sind, welche von Afrika in die Mittelmeerländer einst ausgewandert ist, sodann in ganz Europa sich zerstreute und sesshaft machte, wobei sie mit den anderen Rassen nach und nach verschmolz.

Hovorka.

20.

Clercq, F. S. A.: Ethnographische beschrijving van de West- en Noordkust van Nederlandsch Nieuw-Guinea. Met medewerking van J. D. E. Schmeltz. Met bijvoeging eener schets der Ethnographie van Duitsch en Britsch Nieuw-Guinea. Met 42 platen en 51 tekstillustraties. Leiden 1893, P. W. M. Trap. 4°. XVI + 300 pp.

Der Verfasser hat in den Jahren 1887 und 1888 in der Eigenschaft als Resident von Ternate vier Reisen nach Niederländisch-Neu-Guinea unternommen, deren geographische und ethnographische Ergebnisse in einer Reihe von Mittheilungen in der Zeitschrift „Indische Gids" 1888, 1889, ferner in der „Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde", im „Cosmos", in den „Notulen der Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen" und im „Internationalen Archiv für Ethnographie' niedergelegt wurden. Von diesen Reisen brachte Herr F. S. A. de Clercq eine Sammlung von mehr als 800 Nummern ethnographischer Gegenstände heim, deren Publication eine ganz ausgezeichnete Uebersicht über den heutigen Culturzustand der verschiedenen Papûa-Stämme in West-Neu-Guinea ermöglicht. Die wissenschaftliche Bearbeitung dieser Sammlung war ungemein erleichtert durch die sorgfältige Bestimmungsmethode von Seiten des Sammlers: Fast jeder Gegenstand ist mit seinem einheimischen Namen versehen; bei jedem Objecte ist die Provenienz so weit als möglich festgestellt; ausserdem wurde Gebrauch und Material desselben genau verzeichnet. Es blieb demnach für die Veröffentlichung nichts weiter zu thun übrig, als die Sammlung, sofern es nicht schon geschehen war, in eine schickliche Eintheilung zu bringen, die werthvollen Noten des Herrn de Clercq als nothwendige Ergänzung zu den Abbildungen zusammenzustellen, aus der Literatur das Nöthige beizubringen und aus dem gegebenen Materiale die Resultate zu ziehen. Diese Arbeit besorgte in bekannter mustergiltiger Weise Herr J. D. E. Schmeltz.

Es umfasst sonach das Werk drei Hauptabschnitte: I. das Inventar der Sammlung, welches die von J. D. E. Schmeltz verfasste Beschreibung der Objecte und die von F. S. A. de Clercq gesammelten Erklärungen über Provenienz, Herstellungsweise und Gebrauch enthält. Sehr dankenswerth sind die in den Anmerkungen von dem Ersteren gegebenen Literaturnachweise, sowie die sich daraus ergebenden Bemerkungen. II. Eine Skizze der geographischen Verbreitung der ethnographischen Gegenstände mit einer tabellarischen Uebersicht auf vier Blättern, welche den Werth des Buches beträchtlich erhöht und es zu einem für jeden Ethnographen nothwendigen Handbuche macht; angeschlossen sind einige Bemerkungen über die Verwandtschaft der Ornamente. III. Eine Zusammen-

stellung der seit 1884 erschienenen Literatur über Neu-Guinea, die in jeder Hinsicht tadellos und verlässlich ist. Die Hauptabschnitte II und III haben Herrn J. D. E. Schmeltz zum alleinigen Verfasser. Eine beigegebene Karte, sowie mehrere Register ermöglichen eine rasche Orientirung.

Im ersten Abschnitte sind die Objecte nach fünf Gruppen geordnet: 1. Kleidung und Zierate; 2. Wohnung und Hausrat; 3. Gegenstände des Handels und der Industrie; 4. Waffen und 5. Gegenstände für Festlichkeiten und besondere Zwecke.

Die erste Gruppe umfasst alle Objecte, die zur Bekleidung oder zur Verzierung des Körpers gehören, nach ihrer Bestimmung geordnet, also vom Kopfputze bis zum Knöchelschmucke. Auffällig ist, dass eine Abtheilung der Trauerkleidung gewidmet ist und dass diese zwischen Hüftenverzierung und Schambedeckung ihren Platz zugewiesen erhielt. Trauerkleidung als solche darf nach dem von den Verfassern angenommenen und auch zu billigenden Eintheilungsprincip keine eigene Abtheilung bilden; denn nicht der ideale, sondern der reale Zweck ist hiebei massgebend; nach dem ersteren hätte man Alltagsgewandung, Festkleidung, Kriegsschmuck, Trauerabzeichen u. s. w. aneinanderreihen müssen; nach dem letzteren gibt es aber keine Trauergewandung, sondern nur Kopfschmuck, Nasenverzierung, Ohrschmuck u. s. w. je nach dem Körpertheile, der bekleidet oder verziert werden soll. Nachdem nun die beiden als Trauergewandung gesondert angeführten Objecte auf dem Kopfe getragen werden, so gehören sie zum Kopfschmucke. Desgleichen ist hieher zu rechnen das auf S. 188 beschriebene, auf Taf. XXXVI, Fig. 3, abgebildete Schmuckstück, das aus Pandanusblattstreifen geflochten ist und eine stilisirte Figur darstellt; dasselbe wird beim Tanze in das Haar gesteckt. Dagegen gehört nicht in diese Abtheilung der auf S. 21 beschriebene und auf Taf. IV, Fig. 5, abgebildete Schmuck aus Kasuarfedern, der von den Männern bei Kriegszügen in das Oberarmband gesteckt wird. Ebenso ist als Armschmuck das auf S. 188 unter Nr. 786 beschriebene Fasernbündel zu betrachten, da es bei Tänzen zwischen die Oberarmbänder gesteckt wird. Als Brustschmuck müssen ferner die auf S. 172, Nr. 742 und 742 a, beschriebenen Stäbchen angesehen werden, die der Träger zum Zeichen seiner Kampfbegier umhängt, ähnlich wie in den Alpenländern die Hutfeder nach vorne gerichtet aufgesteckt wird; kaum können aber diese Stäbchen, wenn sie auch in der Art von Talismanen mit rohen Menschengestalten verziert sind, als Amulette gelten, als welche sie eingereiht sind.

Der auf S. 18, Nr. 33, beschriebene Hut (Taf. III, Fig. 1) dürfte wohl auf malaiischen Einfluss zurückweisen, obwohl er in Sailòlof auf Salawati von Männern und Frauen viel getragen und von den Papûas des Festlandes als Tauschartikel sehr begehrt wird. Ich bin sehr geneigt, diese Art von Hüten als importirt zu betrachten.

Interessant ist die Verzierung des S. 17 beschriebenen Bamburohres (Taf. III, Fig. 18 *a*), welche zwei mit den Unterleibern gegen einander gekehrte Menschenfiguren mit deutlich erkennbarem Geschlechtsunterschiede zeigt. Solche Bamburohre, die immer hübsch verziert sind, werden in den Haarwülsten getragen.

Hervorzuheben ist auch, dass Herr de Clercq hörte, dass die Marèm-gi im Binnenlande das Nasen b e i n (also nicht den Knorpel) durchbohren, um darinnen Verzierungen zu tragen (S. 22).

Ringe aus Schneckenschale werden am Oberarme immer in der ungeraden Zahl 3, 5 oder 7 getragen (S. 30).

Sonderbar erscheint es, dass das Tätowiren in dem Abschnitte „Brust-, Oberarm- und Pulsbänder“ behandelt wird, da sich doch diese Art der Körperverzierung auch auf die Stirne, Wangen, Waden ausdehnt. Tätowirung, Bemalung und Narbenschmuck bilden ein Capitel, das am besten am Schlusse des Abschnittes „Kleidung und Körperschmuck“ stünde. Die Brandnarben, welche nur auf das Gebiet der Geelvinkbai beschränkt sind, werden, wie F. S. A. de Clercq mittheilt, durch Anlegen von Schwämmen, die in Gluth gebracht werden, erzeugt; sie haben auch vom Schwamm den Namen. So oft ein Eingeborener eine Niederlassung besucht, fügt er sich solch' eine Brandwunde bei, so dass die grosse Anzahl derselben einen weitgereisten Mann bezeugt.

Aus der zweiten Gruppe „Wohnung und Hausrat“ möchte ich nur den Speisendeckel (S. 63, Nr. 276, Taf. XV, Fig. 3) und die hölzerne Pfeife (S. 73, Nr. 384, Taf. XIV, Fig. 7) als solche Objecte erwähnen, die meiner Ansicht nach importirt sind; bei der Pfeife spricht schon der Name „huga“ oder „huka“ dafür und der Umstand, dass blos die Eingeborenen von Hatam Tabak aus Pfeifen rauchen.

Sehr interessant sind die S. 56 beschriebenen Thüren (Taf. XXXIX, Fig. 5 und 8); die eine ist wegen ihrer sehr schönen Ornamentirung bemerkenswerth; die andere zeigt eine Frau mit dem Kinde im Mutterleibe. Man behauptet, dass die auf den Thüren dargestellten Scenen sich auch wirklich im Hause selbst wiederholen werden.

Das auf Taf. XVI, Fig. 11, abgebildete und S. 62 besprochene Sieb zum Reinigen des Sagobreies ist bisher ein Unicum und von de Clercq in zwei Exemplaren mitgebracht worden. Auch die zum Essen des Sagobreies verwendete Zange aus Bambu (S. 67, Taf. XV, Fig. 10) ist bemerkenswerth.

Sehr gut ist, was de Clercq in der Einleitung zum Capitel „Waffen“ über den Charakter der Papûas sagt, wie hier auch bemerkt werden muss, dass die von dem Sammler am Anfange der jeweiligen Capitel gegebenen übersichtlichen Darstellungen den Dank aller Ethnographen verdienen. Herr de Clercq legt besonderes Gewicht darauf, dass an der West- und Nordküste die Pfeile nirgends vergiftet sind, ebensowenig wie an der Südküste. Er meint, dass der braune Farbstoff, eine Art Baumharz, mit welchem die Spitzen eingerieben sind, zu dem Glauben, sie seien vergiftet, Anlass gegeben hat. Es gibt auch für Gift nur ein einziges Wort, das aber Zaubermittel bedeutet, durch welche gegen Jemand ein Unheil beschworen wird (S. 115). Herr Schmeltz stellt bei diesem Anlasse alle Notizen über vergiftete Pfeile aus der Literatur zusammen und kommt zu dem Schlusse, dass alle diese Berichte auf falschen Voraussetzungen beruhen. Eine von englischen und französischen Sanitätsofficieren angestellte Untersuchung ergab ebenfalls die vollständige Grundlosigkeit derartiger Berichte.

Unter den Schaftverzierungen spielt die Eidechse eine grosse Rolle; man findet diese Thierfigur in den verschiedenartigsten Variationen (vgl. Taf. XXVIII—XXXI), und es wäre sehr wünschenswerth, die Pfeile in dieser Hinsicht zu studiren.

Besonders hervorheben möchte ich, dass die auf S. 135 und 136 unter Nr. 576 und 577, 546 und 546 a beschriebenen Pfeile die einzigen sind, bei welchen die Spitze unterhalb der Widerhaken in einen Menschenkopf ausgeschnitzt ist; drei

Pfeile haben einen Rochenstachel aufgesetzt, der vierte die Nachahmung eines solchen aus Bein. Zwei Exemplare sind von Wardo auf der Insel Wiak an der Nordküste, die zwei anderen von Bonggosĕ und Sirito am Maccluergolf an der Westküste. Fast scheint es, als ob die Menschengestalt (bei Nr. 546 ist nicht blos der Kopf, sondern die ganze Gestalt in hockender Haltung dargestellt, die Nase als Widerhaken) mit dem Rochenstachel in irgendwelcher Verbindung stünde (Taf. XXVIII, Fig. 4 und 15; Taf. XXX, Fig. 5 und 12).

Auch an Speeren finden wir die Menschenfigur, aber nur an solchen von Windési an der Westküste der Wandàmènbai, von Wardo und Wosnik auf Wiak und von Ansus auf Japēn; sie scheint demnach bei Speeren auf die Geelvinkbai beschränkt zu sein (S. 143, 144).

In dem Capitel „Schilde und anderes Waffenzeug" sind drei Schilde und eine flache aus Cocosnussfaser geflochtene Kugel besprochen. Von den Schilden hat einer, Nr. 777, auf der oberen Kante eine hockende Menschenfigur aufsitzen (S. 146, Taf. XXX, Fig. 10); ein anderer, Nr. 776, hat unter der oberen Kante auf der Vorderseite zwei Augen dargestellt (S. 146, Taf. XXVIII, Fig. 10), die offenbar nur die Ueberbleibsel eines Gesichtes bilden und sonach an die typischen Dajakschilde erinnern; diese beiden Schilde sind, sowie die dajakischen, im Durchschnitte dachförmig. Die flache Kugel (S. 147, Taf. XXX, Fig. 2) gehört zu den Talismanen, da sie auf Jagdzügen als Pfropf in die Gewehre (?) gesteckt wird, um Hagel zu bannen.

Zu dem Capitel „Musikinstrumente" wäre nur die Frage zu stellen, wodurch sich die „Mĕtsinggi" genannten Trommeln von den mit „Wagu" bezeichneten unterscheiden; beide sind sanduhrförmig, beide haben am engsten Theile ein Reliefband, das mit dem Henkel verbunden ist, und beide haben den äusserst charakteristischen Wulst aus Riedgras, der mit Baumrinde umwunden und rund um das Trommelfell aufgesetzt ist; dieser Wulst kommt westlich von Tanah-Mérah nicht vor. Das Trommelfell ist bei drei Exemplaren aus Echsenhaut, bei einem Stücke aus Kasuarfell; drei stammen von der Humboldtbai, eines von Wandisiau, nahe bei derselben, und doch sind zwei mit der einen und zwei mit der anderen Benennung aufgeführt. Vielleicht wäre eine Klarstellung hier leicht möglich (S. 155, 156. Taf. XXXIII, Fig. 1, 3, 11, 12).

Von den in Holz geschnitzten Ahnenfiguren sind 43 Stück genau beschrieben und 41 Exemplare abgebildet. Das Wort „Karwar", mit welchem sie an verschiedenen Plätzen bezeichnet werden, deutet den Begriff „Seele" oder „Geist" an. Man verfertigt den Karwar erst, wenn ein Todter im Hause ist, ob er nun Mann oder Frau, jung oder alt ist; es sind daher in den Karwars beide Geschlechter in den verschiedensten Altersstufen repräsentirt. Die Figuren sind theils in hockender, theils in sitzender, theils in stehender Haltung dargestellt (S. 158); doch ist letzteres nur auf ein kleines Gebiet beschränkt. Der verstorbene Professor Wilken meinte die sitzende oder kauernde Haltung darauf zurückführen zu können, dass man die Todten mit aufgezogenen Knieen beerdige. Doch bemerkt Herr Schmeltz mit Recht, dass die Sache nicht einwurfsfrei ist; denn in der Südsee finden wir die nämliche Bestattungsweise, und doch sind die Ahnenbilder in stehender Haltung, wie dies auch in Deutsch-Neu-Guinea der Fall ist (S. 242). Die männlichen Karwars halten oft einen Schild in den Händen, was auf einen tapferen Krieger hinweist. Von Sklaven werden niemals Ahnenbilder verfertigt.

Auf einigen Plätzen führen diese Bilder den Namen „Matutuò" oder „Matutua", der sich auf Madagaskar wiederfindet, wo die Geister der Verstorbenen „Matautoa" heissen (S. 160).

Charakteristisch sind die drei „Rumòpi" genannten Ahnenbilder von Manupu auf der Insel Abĕré in der Geelvinkbai (S. 163, Nr. 704; S. 164, Nr. 703; S. 166, Nr. 705; Taf. XXXIV, Fig. 12 und 27; Taf. XXXV, Fig. 4), einestheils weil sie die Beine wie Schlittenschienen vorne aufgebogen haben, anderentheils weil zwei von ihnen eine Art Kopfschmuck besitzen, welchen Schmeltz als Kamm bezeichnet, der aber viel Aehnlichkeit mit dem auf S. 46 beschriebenen Trauerkopfputz hat.

Interessant ist auch der Schädelkarwar auf S. 185 im Abschnitte „Schädelcultus" beschrieben und Taf. XXXVI, Fig. 15, abgebildet, in welchem der gebleichte Schädel des Verstorbenen aufbewahrt ist.

Was Herr de Clercq (S. 169) von den Talismans sagt, dass jede Familie ihre eigene Holzsorte dazu verwendet, findet eine hübsche Parallele bei den Dajaks (vgl. Hardeland's Wörterbuch, S. 242, s. v. Karohaei).

Besondere Beachtung verdienen die auf S. 187 beschriebenen Vorrichtungen zur Berechnung des Brautkaufschatzes (Nr. 783, 784; Taf. XXXVI, Fig. 1 und 4), welche aus je einem Stocke bestehen, an dem entweder die Modelle der geforderten Objecte oder so viel einfache Stäbchen stecken, als Gegenstände verlangt werden. Für jedes abgelieferte Stück wird das betreffende Modell oder ein Stäbchen von dem Stocke abgenommen.

Aus dem zweiten Hauptabschnitte, in welchem Schmeltz in ausgezeichneter Weise die geographische Verbreitung der ethnographischen Objecte behandelt, will ich nur einige von besonderer Wichtigkeit scheinende Bemerkungen anführen; im Uebrigen verweise ich auch nachdrücklich auf die tabellarische Uebersicht, die unbedingte Nachahmung verdient.

Essbare Erde ist bis jetzt für Neu-Guinea nicht sicher nachweisbar; die Erde dient als Haarschmiermittel (S. 212). Der ausgedehnte Gebrauch der Nassaschneckenschale zu Verzierungen sollte wohl Veranlassung geben, den Ursachen dieser Gepflogenheit nachzugehen (S. 223). Wie de Clercq mittheilt, wurden von Cap d'Urville bis zur Humboldtbai keine Lanzen oder Speere gefunden (S. 141); in dieser Strecke hat aber der hölzerne Bogen seine grösste Entwicklung erreicht; von dort aus erstreckt sich das Verbreitungsgebiet des Holzbogens nach Osten, das des Bambubogens nach Westen (S. 231). Wurfbretter sind nur durch Finsch in Deutsch-Neu-Guinea und durch Haddon für die Torresstrait-Inseln nachgewiesen (S. 229). Schleudern sind von mehreren Plätzen auf Neu-Guinea bekannt, so auch von Finschhafen (S. 231). Das ehemalige Vorkommen von Keulen im malaiischen Archipel wird auf S. 230 und 231 besprochen. Die einfachste Form der hölzernen Pfeilspitzen ist im Westen, weiter nach Osten wird die Schnitzarbeit, die Verwendung von Widerhaken u. s. w. reicher, womit die zunehmende Verzierung des Schaftes gleichen Schritt hält (S. 232). Eine ausführliche Studie wird auch dem Schwirrholze gewidmet, dessen Verbreitung über die ganze Welt als „ein neuer Beweis für die psychologische Einheit des Menschengeschlechtes" be-

trachtet werden kann (S. 239). Die Trommeln sind in Deutsch-Neu-Guinea meistens mit Eidechsen oder mit stilisirten Menschenfiguren, in Britisch-Neu-Guinea mit blattförmigen Ornamenten verziert (S. 239). Ein eigenthümliches Blasinstrument, das anstatt der Schneckentrompete dient, fand DE CLERCQ bei den Papûa talandjang (S. 157, Taf. XXXIX, Fig. 10); sonst sind Schneckentrompeten mehrfach nachgewiesen (S. 240). Die Planflöte wurde bis jetzt nur auf den d'Entrecasteaux-Inseln (durch GOLDIE), auf einigen Plätzen in Britisch-Neu-Guinea (durch FINSCH und EDGE PARTINGTON) und auch in Kaiser Wilhelms-Land (durch SCHMIDT-ERNSTHAUSEN) nachgewiesen; aus dem Gebiete der Südsee kennen wir sie von den meisten melanesischen Inseln. Wenn aber SCHMELTZ meint, dass im indischen Archipel dieses Instrument bis heute nicht bekannt geworden ist (S. 240), so dürfte er sich irren. Bei den Igorroten und Tinguianen auf den Philippinen besteht es aus sechs Bambupfeifen und führt den Namen „Dedekó" (ethnographische Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien, Inv.-Nr. 30.945; dieselbe Sammlung besitzt auch eine angeblich von Borneo stammende Panflöte, Inv.-Nr. 10.127).

Witwenhäuser werden uns zum ersten Male durch Herrn DE CERCQ bekannt, und zwar in Waropèn, in welchen die Witwen so lange bleiben müssen, bis alle Todtenfeierlichkeiten für die verstorbenen Gatten abgelaufen sind (S. 179, 243). Kerbhölzer sind auf Neu-Guinea bekannt (S. 244).

Die Ausführungen über die Ornamentik (S. 245—252) haben zum Zwecke, die ethnologische Stellung der Papûas inmitten der sie umgebenden Völker klarzulegen und gipfeln in dem Satze: „Wir sind, was die Herkunft der Papûas angeht, derselben Meinung, die Prof. KERN in Betreff der Abstammung der Malayo-Polynesier ausspricht, jedoch nicht ausschliesslich auf Grund der Verwandtschaft ihrer heutigen Sprache mit den Malaien, sondern auch auf Grund von anthropologischen und ethnographischen Erscheinungen, und stimmen auch darin überein mit Prof. RATZEL, der gleichfalls Südasien auf Grund ethnographischer Untersuchungen als Ausgangspunkt der schwarzen Rasse betrachtet" (S. 249). Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildet die Erscheinung, dass die Gegenstände im Westen Neu-Guineas ihre Parallelen im malaiischen Archipel und auf den Karolinen finden, während der östliche Theil viele Verwandtschaften mit den melanesischen Inseln aufweist. Es wird ferner nachgewiesen, dass auf Neu-Guinea zwei Rassen, eine malaiische und eine melanesische, neben einander bestehen und dass die Häuptlinge in Dörfern der letzteren Rasse zum Theile Malaien sind. Melanesier finden wir aber auch auf der Halbinsel Malâka, auf den Philippinen und den Andamanen, auf den Molukken, Ost- und Mittel-Flores, Timor, Solor, Alor und Roti; auch die schwarzen Drawiden in Indien müssen als solche betrachtet werden. Die Annahme WILKEN's, dass die Melanesier und Malaien ursprünglich ein Volk gebildet haben, wird als gewagt bezeichnet, da sie nur auf der Verwandtschaft der Sprachen beruht. Es bestehen gewichtige Gründe, den Ursprung der schwarzen Rasse in Südasien zu suchen und anzunehmen, dass sie von West nach Ost vorrückend von der höher entwickelten malaiischen Rasse gedrängt, verdrängt und beherrscht wurde. Es fanden allenthalben Rassenvermischungen statt, welche auch die grosse Menge der verschiedenen Dialekte und die Verwandtschaft derselben mit der malaiischen Sprache erklären. „Dass die Sprache der heutigen Papûas von Neu-Guinea jedoch nicht die ihrer Vorfahren ist, davon sind wir umsomehr überzeugt, da selbst von Denjenigen, welche den Zusammenhang der malaiischen mit der Papûa-Rasse vor undenklichen Zeiten vertheidigen, zugegeben wird, dass die Sprache noch heute belangreiche Verschiedenheiten zeigt" (S. 249). Auf Grund der Untersuchung der Objecte und ihrer Ornamentik kommt nun SCHMELTZ zu demselben Resultate, dem sich einige Parallelen zwischen den Papûas und den Afrikanern anschliessen.

Die Besprechung des Buches würde keine vollständige sein, wenn die wenigen Verbesserungen oder Nachträge, welche unser treffliche FINSCH durch SCHMELTZ erfährt, nicht kurz berührt würden; dass bei der Bearbeitung eines derartig reichen Materiales, wie Herr DE CLERCQ es gesammelt hat, sich genugsam Anlässe finden, Aufstellungen eines Mannes zu prüfen, der auf einer gleichfalls einzig dastehenden Sammlung (aus dem deutschen Theile) und auf reichen Erfahrungen basirt, ist selbstverständlich.

Die abnormen Eberhauer sind nach der Ueberzeugung des Herrn SCHMELTZ keine künstlich hervorgerufene Missbildung; denn sonst wären sie nicht so selten, als dies thatsächlich der Fall ist (S. 33, 206).

Der von FINSCH auf Taf. V des „Ethnologischen Atlas" als „Kalkspatel" abgebildete Gegenstand ist ein Schwirrholz (S. 78, Anm. 3).

Das von FINSCH auf S. 30 der „Ethnologischen Erfahrungen" als Handwaffe angegebene Object aus Walfischbein dürfte ein Kalkspatel sein; Gründe auf S. 200.

FINSCH sagt (Ethnologische Erfahrungen, S. 83), dass die zu Schmuck dienenden Schneckenschalenplättchen denen von der Südostküste gleichen, die nach seiner Meinung aus einer Cypraea oder Cassidula verfertigt sind. Ein Blick auf die Figuren 3, 4 und 10 seiner Taf. XIV ist genügend, um zu zeigen, dass beide Arten Plättchen aus einerlei Schale, und wohl aus Nassa (Arcularia) verfertigt sind (S. 208, Anm. 2).

FINSCH sagt (Ethnologische Erfahrungen, S. 72), dass er in Kaiser Wilhelms-Land niemals Obsidian gesehen hat; das Rijks Ethnographische Museum in Leiden empfing Rasirmesser aus dieser Steinsorte durch Dr. SCHELLONG von Finschhafen; auch bei der Beschneidung werden solche Messer verwendet (S. 213, Anm. 8).

Ausser Neu-Guinea ist Neu-Britannien das einzige Gebiet in der Südsee, von dem genetzte Taschen bekannt geworden sind; FINSCH (Ethnologische Erfahrungen, S. 20) bezweifelt den Gebrauch dieser Taschen dort. SCHMELTZ hat jedoch Exemplare mit vertrauenswürdiger Angabe von dort gesehen (S. 222). Auf derselben Seite, Anm. 1, eine Berichtigung in Bezug auf Kalkkalebassen.

FINSCH meint (Ethnologische Erfahrungen, S. 70), dass die von Hatzfeldthafen stammende Beilklinge aus Hippopus verfertigt ist; SCHMELTZ hält das Material für Tridacna (S. 225).

Auf S. 232 wendet sich SCHMELTZ gegen die Behauptung RATZEL's, dass der Bogen aus Palmholz immer von asymmetrischer Form ist; es werden Bogen mit symmetrischen und asymmetrischen Enden gleichzeitig neben einander gefunden; doch scheinen die letzteren, so viel man aus den beschriebenen Exemplaren erkennen mag, mit geringen Ausnahmen den westlichen Districten von Neu-Guinea eigen zu sein.

Nun sei mir gestattet, selbst einige Bemerkungen zu dem vorliegenden Werke zu machen: Vor Allem befriedigt es mich ungemein, dass Herr Schmeltz so besonderes Gewicht auf die Ornamentik legt und bestrebt ist, die für den Laien und wohl auch selbst für die eingeborenen Künstler unverständlichen Bedeutungen der verschiedenen Ornamentformen zu enträthseln; doch scheint mir der gelehrte Verfasser allzu rasch mit Erklärungen bei der Hand zu sein; auf keinem Gebiete dürfte mehr Vorsicht vonnöthen sein, als auf diesem; denn, was scheinbar ein Pflanzenornament ist, kann aus der Menschenfigur entstanden sein u. s. w. Es ist möglich, dass auf Taf. VIII, Fig. 5 ein stilisirter Vogel dargestellt ist; auch die Menschenfiguren auf Taf. XV, Fig. 9 sind sehr gewagt, werden sich aber als solche in Zukunft feststellen lassen können. Die stilisirten Hände auf dem Kalkbehälter (Taf. XIX, Fig. 10) bezweifle ich entschieden; eher könnte ich mich mit den auf den Kalebassen derselben Tafel, Fig. 9 und 10, vermutheten Thiergestalten befreunden; auch der Fisch auf Taf. XXI, Fig. 1, dürfte sich schwer halten lassen.

In dem Capitel „Fischpfeile und Harpunen" werden sechs Harpunen beschrieben, von denen jedoch nur Nr. 518 (Taf. XXVII, Fig. 4 und 4*a*) thatsächlich eine wirkliche Harpune ist, die zum Schildkrötenfange dient. An diesem Stücke sieht Herr Schmeltz nur eine einzige hockende Menschenfigur (S. 105); und doch ist die eigenthümliche, durchbrochen gearbeitete Verzierung aus einer doppelten Menschenfigur mit gemeinschaftlichem Auge hervorgegangen; Rücken an Rücken gekehrte Figuren kommen öfters vor, z. B. auf derselben Tafel, Fig. 2; daraus ist nun ein Januskopf geworden; dieser Figur entspricht eine zweite, entgegengestellte, deren Januskopf aber beide Augen getrennt hat (die Entgegenstellung von Menschenfiguren hat nichts Befremdendes, vgl. Taf. III, Fig. 18*a*; eine Parallele dazu bieten die Dajakschilde). Auch die anderen geometrischen Verzierungen an diesem höchst interessanten Stücke würden mit Hilfe der von Stolpe gegebenen Entwicklungsgeschichte zur Menschenfigur führen.

Entschieden muss vor dem Gebrauche der Bezeichnung „Swastika" gewarnt werden; was Schmeltz auf S. 35 zu Nr. 156 (Taf. VIII, Fig. 1) ein „Swastika" (allerdings nur theilweise) nennt, ist keines; eher wäre noch die Bezeichnung „Mäander" zu Fig. 5*a* auf Taf. XVIII zu vertheidigen. Die Bezeichnung „concentrische Ringe" zu Taf. XIV, Fig. 14, ist irreführend, obwohl richtig, wenn man die Achse des Bamburohres als Leitlinie nimmt; „parallele Ringe" wäre jedenfalls vorzuziehen.

Die Zeichnungen Fig. 33 auf S. 82, auf Taf. XXII, Fig. 11, und auf Taf. XXXIX, Fig. 7, 11, sind wohl sehr leicht entbehrlich.

Sehr störend sind die ausserordentlich complicirten Grössenverhältnisse der Figuren: $^2/_{15}$ (S. 61), $^2/_{21}$ (S. 61, 62), $^3/_{32}$ (S. 63)!

Auffallend ist, dass Herr de Clercq im Gegensatze zu den mohammedanisch gewordenen Papûas die anderen „echte Papûas" nennt (S. 46), nachdem ja „Papûa" ein ethnologischer Begriff ist, der auf das Religionsbekenntniss keinerlei Rücksicht nimmt.

Oft stimmt die gezeichnete Figur mit der Erklärung im Texte in manchen Details nicht überein.

Ich kann mein Referat nur mit der Versicherung schliessen, dass bisher ein ähnliches Werk, das mit einer derartigen Gründlichkeit gearbeitet und mit allen wissenschaftlichen Behelfen versehen wäre, auf dem Gebiete der Ethnographie noch nicht erschienen war, und dass wir den beiden Verfassern, wie nicht minder dem stets opferwilligen Verleger Trap, der sich um die Ethnographie schon die grössten Verdienste erworben hat, zu höchstem Danke verpflichtet sind. Ganz besonders muss aber hervorgehoben werden, dass das holländische Ministerium der Colonien dem Werke eine ausreichende Unterstützung zutheil werden liess, wohl in der richtigen Erkenntniss, dass gerade solche Arbeiten dem Lande, in dem sie die Möglichkeit ihrer Ausführung und Vollendung erhalten, zum grössten Ruhme gereichen. Möge bald wieder ein gleiches Werk erscheinen, dem das Sammelgenie eines de Clercq, die wissenschaftliche Vertiefung eines Schmeltz, die wohlwollende Unterstützung einer Regierung und die Sorgfalt eines Verlegers, wie Trap, einen gleichen Erfolg sichern.

W. Hein.

21.

Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsass-Lothringens. Herausgegeben von dem historisch-litterarischen Zweigvereine des Vogesen-Clubs. VIII. Jahrgang. Strassburg 1892. IV + 236 S.

Aus dem besonders für die Volkskunde der Vogesenthäler sehr wichtigen Jahrbuche sind im letzten Jahrgange folgende Beiträge hervorzuheben: 1. „Amuletringe des Heiligen Theobald von Thann" von W. Deecke. 2. Eine sehr interessante Mittheilung ist von Hans Lienhart unter dem Titel „Die Kunkelstube" gegeben, die heute bereits zu den halbvergessenen Bräuchen gehört. Es wird der Verlauf einer Kunkelstube im Zornthal, im Hunspach, das durch seine alterthümlichen Trachten bekannt ist, und im Kanton Sulz, wo sie den Namen „Maistubb" führt, geschildert. Höchst lesenswerth ist die Beschreibung von fünf Spielen, mit welchen sich Burschen und Mädchen in den Maistuben die Zeit verkürzen. 3. „Volksmundartliches aus dem Elsass" bringt der Pfarrer Julius Rathgeb. 4. „Die Münsterthäler Ortsnamen" behandelt in phonetischer Schreibweise Pfarrer F. Bresch, wobei manches ethnographische Material zusammengetragen wird. 5. „Einige Bemerkungen zur schriftstellerischen Behandlung der Mundarten durch Beispiele aus dem Münsterthäler Dialekt", und 6. „Mundartliche Sprachproben aus den Dörfern Wiebersweiler, Waldhambach und Rosteig" liefert der unermüdliche Vorkämpfer der Phonetik Pfarrer J. Spieser. Sehr lehrreich ist der Versuch, einige Sätze mit den musikalischen Noten zu begleiten, um den eigenthümlichen Tonfall der Sprache zu veranschaulichen. Wir sind Herrn Lehrer Stengel in Dehlingen, welcher zu diesen Untersuchungen seine reichhaltige Sammlung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten zur Verfügung stellte, zu grossem Danke verpflichtet. 7. Bruno Stehle gibt eine Fortsetzung seiner umfangreichen Sammlung über „Volkstümliche Feste, Sitten und Gebräuche im Elsass", in welcher die Capitel: Fastnacht, Fastenzeit und Karwoche, Palmsonntag, Ostern, Maifest, Pfingsten, Kirchweih, Ernte, St. Johanni, St. Nikolaus, Bedeutungsvolle Tage, Geburt und Taufe, Hochzeit, Krankheiten, Tod, Hexen und Geister, Gewitter, Thiere und Pflanzen und Besprechungen, Alles genau nach Orten verzeichnet, behandelt werden. Diese Sammlung bildet eine

wahre Goldgrube für vergleichende ethnographische Studien. Wenn wir den reichen Inhalt des vorliegenden Jahrbuches Revue passiren lassen, so müssen wir es mit besonderer Genugthuung constatiren, dass die Bevölkerung der Vogesenthäler das Glück hat, unter ihren Pfarrern und Lehrern Persönlichkeiten zu besitzen, die allen Aeusserungen des Volkslebens ein warmes Herz entgegenbringen und nichts für zu gering halten, dass es für die Nachwelt verzeichnet werde. Es entfaltet auch der Vogesen-Club in dieser Hinsicht eine eifrige Thätigkeit in Veranstaltung von Vorträgen, aus welchen nur einige genannt seien: „Bauernhochzeiten im Hanauerlande vor 45 Jahren", von Herrn Vogler, in Buchsweiler gehalten (hoffentlich wird dieser gedruckt werden), „Aus Sage und Geschichte des Kreises Molsheim", von Prof. Dr. Bartholdy aus Strassburg, in Molsheim gehalten; erner: „Ueber deutsches Frauenleben im XII. und XIII. Jahrhundert", von Oberlehrer Dr. Grupe, und „Ueber den Inhalt des städtischen Museums" (in Zabern), von Conservator Audigier, beide in Zabern gehalten. Wer mehr über die dankenswerthen Bestrebungen des Vogesen-Clubs wissen will, der sei auf Nr. 25 der „Mittheilungen" desselben verwiesen. Hoffentlich ist die Zeit nicht ferne, dass dieser Verein durch Begründung eines Museums für die Vogesen-Volkskunde, die eine seiner schönsten Aufgaben bilden würde, sich ein unvergängliches Verdienst erwirbt. **W. Hein.**

22.

Bartels, Dr. Max: Die Medicin der Naturvölker. Ethnologische Beiträge zur Urgeschichte der Medicin. Mit 175 Original-Holzschnitten im Text. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1893.

Der Verfasser umgrenzt in dem Vorworte seine Aufgabe dahin, in diesem Werke darzustellen, „was für medicinische Anschauungen unter niederen Culturverhältnissen herrschen und was für Mittel und Wege die Naturvölker benützen, um sich mit den Krankheiten abzufinden". Es ist daher in erster Linie ein ethnologisches Werk, das uns hier vorliegt, aus dem freilich der Mediciner, der gewohnt ist, über den Kreis seiner gewöhnlichen Berufspflichten hinauszublicken, eine reiche Fülle von Anregungen schöpfen kann.

Als erster Versuch, diese Frage in wissenschaftlich geordneter Form darzustellen, überrascht uns das Werk durch die seine Aufgabe vollkommen beherrschende Conception und die streng logische Entwicklung der aus einander hervorgehenden Fragen. Von der Krankheit ausgehend, beantwortet der Verfasser in eingehender Weise zuerst die Vorstellungen der Naturvölker über das Wesen der Krankheit und die Entstehung derselben. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, über diese Punkte eine nach allen Seiten klare und präcise Darstellung zu geben, da die Naturvölker selbst meist nur sehr verschwommene Anschauungen darüber haben und sich nur selten über dieselben deutlich aussprechen können. Je mehr Material über diese Fragen vorliegt — und es ist das ein Mahnruf für alle Aerzte, welche in der Lage sind, Vertreter irgend eines Naturvolkes behandeln zu können —, desto leichter wird es möglich sein, dieselben zutreffender zu erklären.

Die Frage über die Ursachen und Entstehung der Krankheit führt uns folgerichtig zu den Aerzten, welche die Aufgabe haben, diese zu beseitigen. Ich möchte dieselben im Gegensatze zu unseren älteren und modernen, wissenschaftlich gebildeten Aerzten Volksärzte nennen, welche Bezeichnung gewiss nicht missverstanden wird. Unser „Bauerndoctor" ist vielfach das Nämliche, wie der „Medicinmann" des Wilden. Mit dem letzteren beschäftigt sich nun unser Werk in der eingehendsten Weise nach allen Richtungen, welche hier in Betracht zu kommen haben.

An die Besprechung der Diagnostik der Krankheiten knüpfen sich einige Bemerkungen über Fetische, Amulete und Talismane an, ein Capitel, das in einzelnen Theilen noch einer bedeutenden Erweiterung fähig ist und eine solche in Zukunft gewiss auch finden wird. Es folgt dann die Besprechung der Medicamente, sowie der Art und Weise der Anwendung derselben; daran knüpft sich die Betrachtung einzelner sehr verbreiteter Curmethoden, namentlich der Wassercur und der Massage. Die Abschnitte über die übernatürliche Diagnose und Krankenbehandlung, welche von besonderem Interesse sind, führen uns schon in das Gebiet der religiösen Vorstellungen und Gebräuche. Mehrere Capitel behandeln ferner einige specielle Krankheiten und deren Behandlung, auf welche ein Abschnitt über Gesundheitspflege, ansteckende Krankheiten und Epidemien folgt. Mit der Betrachtung der mannigfaltigen chirurgischen Eingriffe und Operationen, welche in einzelnen Fällen von einer merkwürdigen Einsicht und Kühnheit Zeugniss geben, schliesst das inhaltsreiche Werk.

Von besonderem Werthe sind die zahlreichen beigegebenen trefflichen Illustrationen. Aus diesen wird so recht die grosse Bedeutung unserer modernen ethnographischen Museen klar, ohne welche heute eine Aufgabe, wie sie das vorliegende Werk zu lösen versucht, nicht unternommen werden könnte. Wem dieselbe bis heute nicht klar geworden ist, der möge sich hier darüber belehren lassen. Aber auch das Eine zeigt uns diese vorzügliche Arbeit, dass der Hauptwerth solcher Museen nicht allein auf dem Umfange ihrer Sammlungen, sondern auf der möglichst genauen wissenschaftlichen Bestimmung der einzelnen Objecte beruht. Hier hatte der Verfasser das Glück, aus erster Quelle zu schöpfen, denn in dieser Richtung wird das Berliner Museum für Völkerkunde heute kaum von einem anderen übertroffen.

Durch das ganze Werk zieht sich die von Altmeister Bastian in so genialer Weise formulirte Idee des Völkergedankens. Auf dieser nun gewonnenen Basis hat sich in Zukunft der Aufbau unserer gesammten Völkerkunde zu vollziehen. Die Ausführung auf einem speciellen Gebiete hat uns der Verfasser in mustergiltiger Weise dargethan. Insoferne bedeutet das Werk einen grossen Schritt nach vorwärts und kann mit vollem Fug und Recht als bahnbrechend bezeichnet werden. **Heger.**

Thierseuchen und die Leonhardi-Kirchen der Ostalpen.

Von **Dr. Alexander Peez.**

I.

Wenn es wahr ist, dass in dem klaren Erfassen der Weltanschauung eines Volkes der Gipfel anthropologischer Forschung liegt, so müssen wir uns zu dem Geständnisse herbeilassen, dass wir in Bezug auf die Gedankenwelt unserer Vorfahren noch ziemlich im Dunklen tappen. Ja, dies gilt sogar von grossen Classen von Mitlebenden, denn von den Vorstellungen, die heute im Landvolke bestehen, kennen wir erst einen kleinen Theil; gerade diese aber bilden vielfach den Schlüssel zu den in der alten Zeit allgemein herrschenden Ideen — ein Magazin, gleichwerthig den Urkunden und der von der Wissenschaft des Spatens aufgeschlossenen Erde!

Schon eine blos theoretische Auffassung des Bauernlebens legt den Gedanken nahe, dass kaum ein anderes Moment tiefer in Herz und Sinn des Landvolkes und ganz besonders des Landvolkes unseres Südostens muss eingegriffen haben, als die Thierseuche.

Man hört zuweilen im Scherze sagen: Wenn dem Bauer ein Kind und eine Kuh erkranken, sorgt er zuerst für die Kuh. Geht man der Sache auf den Grund, so wäre dies Verhalten nicht einmal so ganz unrichtig; denn wenn dem Landmanne sein Vieh stirbt, so ist Zerrüttung und Verarmung des Anwesens oft die Folge, und aus der Verarmung folgen gar häufig Verkümmerung, Krankheit und Untergang der ganzen Bauernfamilie.

Ganz natürlich ist daher die Sorge des Landmannes für die Gesundheit seines Viehstandes, und ganz begreiflich erscheint uns sein Schrecken, wenn eine Krankheit, deren Ursachen er nicht kennt, aus der Ferne heranzieht und sein werthvollstes Besitzthum bedroht. „Ein zahlreicher Viehstand — sagt Tacitus — das ist der Deutschen Glück, ihr einziger, hochgeschätzter Reichthum.“ Ihr Todfeind musste demnach die Seuche sein.

Jene furchtbare Gruppe von Seuchen aber, die, im Auftreten rasch und im Verlaufe verderblich, im Allgemeinen mit dem Namen der Rinderpest bezeichnet wird, ist im mittleren und westlichen Europa nicht originär; bei den gesunden, den Extremen abholden Lebensbedingungen dieser Länder und bei den verständigen Sitten ihrer Bewohner gewinnen hier Krankheitskeime nicht die zerstörende Entwicklung wie anderswo. Wie Cholera und Pest, so stammt auch die Rinderpest aus der Fremde und sie gelangt nach dem mittleren und westlichen Europa regelmässig aus dem Osten, d. h. über die russischen Steppen, über Podolien und Volhynien, Bessarabien und die Dobrudscha. Dann betritt sie das Donauthal und die Balkanhalbinsel und stürmt über Slavonien und Ungarn gegen die Pforten der wendischen (westslavischen) und ostdeutschen Landschaften.

So ist es heute, und so war es unzweifelhaft schon in unabsehbarer Vergangenheit. Wir besitzen über das Einbrechen solcher Krankheiten in dem classischen Schriftthume die Beweise. Wenn die ergreifendste Darstellung der menschentilgenden Pest dem Griffel des Thukydides entflossen ist, so hat Niemand die Rinderpest genauer beschrieben und in Verlauf und Wirkung schärfer gezeichnet, als Virgil, der mantuanische Sänger. Und da uns seine Schilderung ausdrücklich in „die norischen Gefilde“, also in die österreichischen Alpenländer führt, so wollen wir einen Augenblick bei diesem ergreifenden Gemälde eines Geschickes, welches nur allzu oft unser Volk heimgesucht hat, verweilen.

Virgil selbst war Landwirth. Er besass ein vom Vater ererbtes kleines Gut bei dem Dorfe Andes in der Nähe von Mantua. Er kannte also die Landwirthschaft nicht erst aus dem Conversationslexikon, sondern aus eigener Erfahrung. Das gibt seinem Lehrgedichte „Vom Landbaue“ eine so grosse Bedeutung. Seine Schilderung der Thierseuche — wahrscheinlich einer Rinderpest der schlimmsten Art — beruht entweder auf eigener Beobachtung und Selbstschau oder auf unmittelbarer Ueberlieferung aus dem Munde Solcher, welche unter der Katastrophe gelitten haben. Jedenfalls waren die Folgen zur Zeit des Virgil noch wahrnehmbar. Als Seuchengebiet nennt er uns „die luftigen Alpen, die Fluren Noricums und die Ufer des Timavus“ (Isonzo), also dürften die heutigen Länder Kärnten, Steiermark, Krain, Görz und das Küstenland darunter zu verstehen sein, von wo in regelmässigen Zeitläuften das dichtbevölkerte Oberitalien und die Millionenstadt Rom einen Theil

ihres Bedarfes an Zuchtvieh und Schlachtvieh beziehen mochten.

Hören wir nun einiges Nähere aus Virgil's Schilderung:

„Nicht wird das Meer so oft durchwühlt von eiligen Wirbeln,
Als von Seuchen das Vieh; nicht fallen der gierigen Krankheit
Einzelne Häupter zum Opfer — die sämmtliche Zucht auf einmal
Hoffnung und Herde zugleich, das ganze Geschlecht mit dem Urstamm.
Das erkennst Du mit Schreck, wenn die luftigen Alpen, die Burgen
Noricums dort auf den Höhen und die Flur des raschen Timavus
Du nach so langer Zeit anschauest und jenes verlass'ne
Weidegebiet und die weit und breit ödliegenden Triften. —
Hier einst zeugte des Himmels Erkrankung verderbliches Wetter
Und es erhob sich der Brand bei vollsten Gluthen des Herbstes,
Wehte der Tod jedwedem Geschlecht des Wildes und Viehs zu."

Ganz plötzlich erfolgte die Erkrankung:

„Oft stand vor dem Altar zur Ehre der Götter das Opfer,
Schneeweiss schlang sich die Binde bereits um den wolligen Stirnschmuck,
Als noch, mitten im Zaudern der Opferer, sterbend es hinsank . . .
Nun auch sterben die Kälber dahin auf lachender Weide
Und an gefüllten Krippen verhaucht ihr wonniges Leben."

Vor dem Pfluge stürzt das Gespann zusammen. Unmöglich war es, die beiden gleichartigen Büffel aufzutreiben, welche den heiligen Wagen zum Tempel der Erdgöttin emporziehen sollten. Zur Bestellung der Felder fehlt das Ackerthier. Mit dem Karste muss der Bauer die rauhen Berghänge bearbeiten. Und nicht nur die Rinder fallen, nein, auch Ross, Schaf, Schwein, Hund, ja Hirsche und Rehe, sogar Vögel, Nattern und Fische erliegen dem allgemeinen Verderben!

Der Verlauf der Seuche wird in seinen grauenhaften Einzelheiten beschrieben, eine Schilderung, die heute noch den denkenden Thierarzt beschäftigen könnte. Keine Arznei hilft. Die Hauptsache ist: dem Beginne entgegenzutreten, den Funken auszutreten. Die schärfsten Mittel sind dann die besten:

„Siehst Du von Weitem ein Schaf wegschleichen zu schattigen Plätzen
Oder mit Unlust auch abrupfen die Spitzen der Kräuter;
Eines, das hinter dem Zug hergeht und, während es weidet,
Mitten im Feld hinkeucht und allein spät Abends nach Haus kommt:
Sogleich tilge die Schuld mit dem Mordstahl, ehe die Seuche
Durch's sorglose Völkchen mit Grauen und Schrecken umherkriecht."

Hat aber einmal die Seuche einen gewissen Grad von Heftigkeit erlangt, dann gibt es kein Mittel und die berühmtesten Aerzte stehen rathlos da:

„Jegliche Kunst des Arztes versagt: es verzweifeln die Meister Chiron, Phillyra's Sohn, und Melampus, Sohn Amythaon's."

Weder Wasser noch Feuer tilgen die Ansteckung, bis man endlich Alles in Gruben versenkt und dann langsam, langsam wieder die ewige Natur die Oberhand zum Guten gewinnt und die „nach so langer Zeit noch öde liegenden Triften" allmälig wieder in den Dienst des Menschen gestellt und von Herden betreten werden!

Die Wirkung einer solchen Pest auf die Gemüther des Landvolkes muss eine um so entsetzlichere gewesen sein, als jede klare Ansicht über die Entstehung fehlte. Selbst der erfahrene und kluge Virgil hat dafür nur leere Worte: „Des Himmels Erkrankung, verderbliches Wetter", das sind keine naturwissenschaftlichen Begriffe! Auch vermisst man bei dieser sonst so bewundernswerthen Schilderung jede Spur einer Andeutung, dass die Seuche nicht im Lande entsprungen, sondern eingeschleppt worden sei. Und doch müssen wir letzteres nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse durchaus annehmen. Vielleicht waren die classischen Völker, waren Griechen und Römer von dem eigentlichen Seuchenherde doch zu weit entfernt; in regelmässigen Zeiten und insbesondere bevor noch die dicht gewordene Bevölkerung Italiens eine stete Zufuhr lebenden Viehes und somit einen Viehhandel in's Leben rief, mochte Italien durch vorliegende Völker zu sehr geschützt sein, als dass über die Herkunft jener Krankheiten eine genaue Prüfung erfolgt wäre. Wie konnte aber an eine Ermittlung der Krankheitsursachen gedacht werden, wenn man nicht einmal den Ort ihrer Entstehung kannte?

II.

Ob auch die Thatsache, dass die Seuche aus dem Osten stammte, in gleichem Masse unbekannt war? Wir wissen es nicht. So viel bekannt, reden davon die Classiker nicht. Aber die Alpenvölker mögen darüber wohl im Reinen gewesen sein. Jedenfalls finden wir in späterer, deutsch-christlicher Zeit in den Alpen und zumal in den baierischen und österreichischen Ländern eine Einrichtung, welche uns jene Erkenntniss zu beweisen scheint — das ist die Häufigkeit und die geographische Lage der Capellen und Kirchen, welche dem heiligen Leonhard, dem obersten

Viehpatron, geweiht sind. Diese Kirchen liegen fast sämmtlich an den Grenzen gegen Osten.

Jeder Kenner der Alpen weiss, dass im mittleren und im östlichen Theile dieses Gebirgsstockes der heilige Leonhard vom Landvolke als der Beschützer seines Viehstandes angesehen und verehrt wird.

Die alten Deutschen, wie die Hellenen, waren im Grunde Pantheïsten oder Polytheïsten; sie glaubten an einen Weltenschöpfer, aber näher noch stand ihnen eine Anzahl menschenähnlicher, jedoch übermenschlicher Halbgötter, theils verkörperte Naturkräfte, theils Heroen, Vermittler zwischen Allvater und den Menschen und den letzteren in Noth, Gefahr und Tod als liebe und mächtige Helfer zugeneigt. Die Namen, die sie in der Heidenzeit geführt haben mögen, sind oft verschollen; öfters noch sind sie blos verändert und eingehüllt in christliches Gewand, aus welchem die alten Nothhelfer noch wohl erkenntlich hervorblicken. Die Namen wechselten, aber die Sache blieb. An die Stelle der Heroen oder „Dämonen“ (wie die Kirche sagte) traten Heilige. Und so ist auch der heilige Leonhard der stellvertretende Ersatzmann eines deutschen Halbgottes geworden, zu dem das mühselige Landvolk in den Nöthen, die sein Vieh bedrohten, zu beten pflegte.

Die Stellung, welche Sanct Leonhardus sogar heute noch in dem Gedankenkreise des südostdeutschen Landvolkes einnimmt, kann kaum hoch genug angeschlagen werden. Ein Tiroler sagte dem Verfasser dieser Zeilen, Leonhard sei „weit mehr als ein Heiliger“. In seinem Buche: „Die Religion der alten Deutschen“ nennt ihn Dr. Sepp geradezu „den altbaierischen Herrgott“ [1]). Ein Spassvogel rief einst im Salzburgschen einem alten Weiblein zu: „Weisst' schon, unser Herrgott ist gestorben“; die Antwort lautete: „Da werden sie am Ende gar den heiligen Leonhard zum Herrgott machen!“ [2]) Eine solche Auffassung liegt dem Gedankenkreise grosser Gruppen unseres Landvolkes nicht ferne. Wenn dem Tiroler oder Kärntner Bauer sein Vieh erkrankt, so wendet er sich zwar jetzt meist an den Thierarzt oder einen Nachbar, der dafür gilt, gleichzeitig aber pflegt er sich zur Kirche zu begeben, am liebsten zu einer Leonhardi-Kirche oder zu einem Leonhardi-Altar; dann wird oft die Bildsäule des Heiligen vom Altar herabgenommen und auf einen steinernen Tisch in der Halle vor der Kirche, den man auch Altar nennen könnte, hinausgetragen, der Messner bringt ein kleines, in Wachs oder Eisen gebildetes Abbild des erkrankten Thieres aus seiner Schatzkammer hervor, eine Kerze wird angezündet, Bauer und Messner knieen nieder, beten, und der Landmann hofft dann auf Erhörung und geht getröstet nach Hause. Dem heiligen Leonhard werden heute noch Opfer gebracht, flammen Kerzen, erfolgen Umritte um seine Kirchen mit Ross und Wagen, Peitschenknall, Gesang und Schiessen. Für solche Orte, wo Leonhardi-Kirchen stehen, ist das Leonhardsfest (6. November) das Hauptfest des Jahres. Schon vorher sagen und singen die Kinder „heute ist ein Tag, morgen ein Tag, übermorgen der Lienhartstag“. Maximilian Schmidt bemerkt [1]): So tief liegt dem Volke die Feier im Sinne, dass es ebenso oft nach dem Leonhardstage, als nach Georgi oder Michaeli die Zeit berechnet und ebenso ‚einen guten Lienhart‘ wünscht, wie gute ‚Weihnachten und Ostern‘. Eine Schilderung seines Festes gibt Maximilian Schmidt mit folgenden Worten: „Sanct Leonhard ist im baierischen Oberland oberster Viehpatron, besonders der Pferdezucht. Durch ganz Oberbaiern liegen ihm zu Ehren geweihte Capellen zerstreut, oft mitten im stillen Walde, stundenweit von den Wohnungen der Menschen entfernt. Diese Waldkirchlein sind von eisernen Ketten umspannt, zusammengeschmiedet aus den Stallketten der kranken Rosse, die man dem Heiligen gelobt hat. Zu diesen Capellen wird meist im Hochsommer gewallfahrtet. Da kommen die Bauern schon am Vorabende zur Vesper, jedoch mit zwei Rossen, reiten dreimal um die Kirche, binden die Rosse im Walde an, beten einen Rosenkranz und ziehen nach einem nochmaligen Umritte nach Hause. Am Festtage selbst kommen die Leute schon in aller Frühe viele Meilen weit auf Leiterwagen herangefahren, die mit Kränzen, Fahnen, Bändern, Bogen und Gewinden von Laub und Tannenreisern auf's Festlichste geschmückt sind. Auch die jedem Wagen vorgespannten vier Rosse prangen im besten Geschirre, Mähnen und Schweife sind mit Bändern durchflochten, helles Glockengeläute hängt um ihren Hals, während ihre Lenker Hut und Peitsche mit Strauss und Schleife verziert haben. Wohlhabende Bauern besitzen für diese Fahrt besonders gebaute Wagen, sogenannte Leonhardi-Truhen, das sind Wagen, welche statt der Leitern auf den Seiten mit Brettern verschlagen sind, bunt und zierlich, meist blau bemalt, mit dem Bilde des heiligen Leonhard — zuweilen versilbert — und

[1]) S. 332.

[2]) Mittheilung des Herrn Dr. Müllner in Laibach.

[1]) Der Leonhardsritt, S. 277.

seiner Wunder. Diese Leonhardi-Truhen, deren man bei solchen Festen oft fünfzig und mehr zählt, fassen zwanzig bis dreissig Personen und werden von Vorreitern geleitet. Alle diese Gespanne umfahren nun in raschem Trabe die Capelle, wobei die Frauen und Mädchen fromme Lieder singen. An der Spitze des Zuges und in diesen vertheilt befinden sich die Wagen, auf denen der Geistliche, der Ortsvorstand, ferner die Musikanten Platz genommen. Begleitet sind die Wagen von einer stattlichen Anzahl von Reitern, deren Pferde gleichfalls in buntem Schmucke prangen. Während nun Gespanne und Reiter die Capelle umkreisen, empfangen sie von der Geistlichkeit den Segen. Hierauf folgt ein feierliches Hochamt, während dessen sämmtliche Gespanne vor der Capelle verweilen."

Solche Umzüge haben sich an einigen Orten Altbaierns bis in die Gegenwart erhalten: so in Schliersee, Kreut, zu Fischhausen und namentlich zu Tölz. Zu dem am 7. November 1892 stattgehabten Umzuge in Tölz hatten sich 45 vierspännige Wagen und mehr als 100 Reiter eingefunden. „Die Auffahrt in langem Zuge — so berichtete die ‚Münchener Allgemeine Zeitung' — vollzog sich nach allgemeiner Uebung. Eine Reihe von Wagen zeichnete sich durch besonders schönen Schmuck aus. Die Leonhardi-Truhe des Wihambauern von Gaissach, Waldher, der heuer zum fünfzigsten Male sich an der Fahrt betheiligte, trug verschiedene Sinnsprüche, deren einer lautete: Dass Leonhards Fürbitte helfen kann, das hab' ich wohl erfahren, darum bin ich zu Deiner Ehr' jetzt fünfzigmal gefahren." Diese Umzüge, die früher oft ein Gegenstand thörichten Spottes waren, werden jetzt von Beamtenschaft, Geistlichkeit und allen Einsichtigen begünstigt, damit nicht alte, ehrwürdige Bräuche schwinden und das Volksleben aller Poesie entkleidet werde.

Auch aus Tirol wird von solchen Umzügen berichtet. Ein solcher erfolgt am Frohnleichnamstage zu einer zwischen Kitzbüchel und Kirchberg gelegenen Capelle. Die Bauern der Umgebung reiten unter Anführung der gleichfalls berittenen Geistlichkeit auf ihren Pinzgauer Pferden, die Litanei des Rosenkranzes betend, zur Kirche. Dort angekommen, stellen sich die Bauern auf, während die Geistlichkeit zweimal um die Capelle herumreitet. Dann findet in der Kirche der Gottesdienst statt. Die Feier heisst der Antlassritt und ist kürzlich auf einem grossen Gemälde von Julius v. Blaas dargestellt worden.

Umzüge um die Leonhardi-Kirchen waren einst wohl allgemein und haben sich in Baiern zu Gannacker, zu Wängen bei Diessen, Froschhausen bei Murnau, Ichenhausen bei Untergünzburg, Allerheiligen bei Oberwarngau, Leonhardspfunzen bei Rosenheim u. A. erhalten (Sepp, S. 334). Wenn sie in den österreichischen Alpen seltener sind als in Baiern, so mag dies mit der Thatsache zusammenhängen, dass weiter nach Osten die Pflege der Rosse von Sanct Leonhard an Sanct Stephan überging. In Deutsch-Oesterreich wird von Ross und Reitern der heilige Stephan gefeiert. Ihm zu Ehren finden Zusammenkünfte und Umzüge statt. So werden zu Sanct Stephan (sloven. Dobrawa) bei Asp in der Nähe von Veldes in Krain am Sanct Stephanstage die Rosse gesegnet, die Bauern opfern dabei Kerzen und Geld. In Sanct Stephan bei Faak, unfern von Villach in Kärnten, kamen sonst am 2. Jänner über hundert Reiter mit ihren Rossen zusammen. Sie umritten die Kirche, der Geistliche stand an der Kirchenthüre und segnete sie; an einem Tische in der Nähe war Wein aufgestellt, die Bauern tranken und ritten nach Hause. Ein sehr merkwürdiger Zug ist dabei, dass die Rosse ohne Sattel kommen. In voller Freiheit werden sie gleichsam dem Gotte dargeboten. Leider ist diese ansprechende Feierlichkeit in den letzten Jahren arg zusammengeschmolzen. Die Nähe Ungarns scheint auf diese Theilung der Macht zwischen Sanct Leonhard und Sanct Stephan eingewirkt zu haben, denn in Ungarn, dem Lande eines Reitervolkes, ist Sanct Stephan Meister, wie die Sanct Stephanskrone und die zahlreichen Stephanskirchen in ungarischen Orten beweisen. Auch der Sanct Stephansdom in Wien scheint auf die engen Beziehungen Wiens zu Ungarn und einen bedeutenden Markt in Wien für ungarische Rosse hinzudeuten. Nichtsdestoweniger hat auch Sanct Leonhard in Wien seine Verehrer. In der Vorstadt Margarethen kommen am Leonhardstage in der Margarethenkirche die Fiaker und Milchmaier Wiens zusammen; ein eigener Altar ist Sanct Leonhard geweiht, vor welchem ein Hochamt mit Predigt stattfindet [1]). In Steiermark und Kärnten herrschen in Bezug auf Pferde Sanct Leonhard und Sanct Stephan nebeneinander; in Tirol dagegen kommt Sanct Stephan als Rosspatron nicht vor und gehört der ganze Viehstand unter Sanct Leonhard, nur dass etwa für Kleinvieh noch Sanct Wendelin angerufen wird.

Eine Ausnahme machen die Ansiedlungen der Walser in Vorarlberg, die man bekanntlich für Nachkommen von Burgundern aus dem Wallis hält. Zu

[1]) Mittheilung des Herrn Dr. Anton Mayer in Wien.

ihren mancherlei Besonderheiten gehört ein eigener Viehpatron: der heilige Theodul (Dietel?). Ebenso erfreut sich das Vintschgau eines eigenen Schutzheiligen für das Vieh, nämlich des heiligen Rochus, und die Namensform, in welcher dieser Heilige auftritt, „Pan Rocco", verräth genügend die südliche Herkunft. Ganz seltsam erscheint endlich in einem kleinen Kreise von Obersteiermark Sanct Patricius als Viehpatron. Dieser Heilige wird in der Umgegend von Steinach-Irdning bei Admont und im Donnersbachthale verehrt. Man wird kaum irren mit der Annahme, es sei Sanct Patrick, der grosse Schutzpatron Irlands, als Begleiter irischer Glaubensprediger in die stillen Thäler der Steiermark gekommen.

III.

Woher stammt nun diese Andacht?

Sanct Leonhard soll ein Bischof von Limoges in Frankreich gewesen sein. „In Frankreich rühmt sich das Kloster Roblac im Bisthume Limoges bei Saint Leonard an der Vienne, schon in der zweiten Hälfte des VI. Jahrhunderts dem Heiligen gehuldigt zu haben, ja der Ausgangspunkt seines Cultus zu sein" (Sepp, S. 333). Wie aus dem fast unbekannten Bischofe in Frankreich der mächtige Viehpatron der mittleren und östlichen Alpen geworden, ist völlig unklar. Allerdings darf man nicht vergessen, dass die Einführung des Christenthums bei den deutschen Stämmen der Südostalpen zur Zeit der Merowinger und Karolinger überwiegend durch fränkische Glaubensboten geschah. Wahrscheinlich liegt jedoch hier nur eine jener oft ganz äusserlichen Anknüpfungen vor, wodurch in jener Zeit des entstehenden Christenglaubens auf deutschem Boden nach der klugen Weisung des Papstes Gregor die Heidengötter in bestimmte christliche Heilige umgewandelt wurden; vielleicht haben die Ketten, welche Sanct Leonhard als Befreier der Gefangenen in der Hand hält, dazu mitgewirkt. Vielleicht auch eine Aehnlichkeit des Namens. Denn der eigentliche Name unseres Viehpatrons ist auf deutschem Boden nicht Leonhard, sondern Lienhart, Leard oder Lehnhart. Erinnert man sich nun an die alten deutschen „Sonnenlehen", d. i. ureigenen Besitz, von welchem man annahm, dass sie nicht vom sterblichen Lehensherrn, sondern von der Sonne, dem Sonnengotte, den Menschen verliehen wurden; gedenkt man ferner, dass solche Umzüge, wie wir sie bei den Leonhardsfesten wahrnahmen, gerade bei dem Lehenswesen als Ritte und Fahrten um die Grenzen vorkommen; erwägt man endlich, dass nach uraltem Glauben der germanischen Völker alles Grundeigenthum dem Könige nur anvertraut war, welcher es vom göttlichen höchsten Lehensherrn als Lehen empfangen hatte — so führt uns der Leonhardscult in eine Grundtiefe der Weltanschauung unserer Ahnen. Kein Staatsrechtslehrer, wie scharf er auch sei, hat diese Anschauung treffender erfasst als unser grosser Dichter. Im „Tell" (2. Aufzug, 2. Scene) lässt er Stauffacher sprechen:

„Wir haben diesen Boden uns erschaffen
Durch unsrer Hände Fleiss; den alten Wald,
Der sonst der Bären wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt;
Die Brut des Drachen haben wir getödtet,
Der aus den Sümpfen giftgeschwollen stieg;
Die Nebeldecke haben wir zerrissen,
Die ewig grau um diese Wildniss hing,
Den harten Fels gesprengt, über den Abgrund
Dem Wandersmann den sichern Steg geleitet;
Unser ist er durch tausendjährigen Besitz
Der Boden . . . .
Der freie Mann auf seinem eignen Erbe —
Vom Kaiser selbst und Reich
Trägt er sein Haus zu Lehn; er darf es zeigen,
So gut der Reichsfürst seine Länder zeigt:
Denn über sich erkennt er keinen Herrn
Als nur den Höchsten in der Christenheit."

In der Zeit nun, da es noch keinen „Höchsten in der Christenheit" gab, also in der sogenannten Urzeit, bis die mitteleuropäischen Stämme in das Licht der griechischen und römischen Geschichtsschreibung traten, wird nur ein Gott ihr oberster Lehensherr gewesen sein. Und den nannten sie vielleicht Linhart, Lehnert, später „Leonhard", ein alter Urgott, dem als Sonnengott die Erde unterthänig ist und gehört und welcher das irdische Gut und vor Allem den Grundbesitz an seine Verehrer verleiht, die ihm dafür danken und opfern, in Umzügen huldigen und neuen Schutz ihrer Besitzthümer, zumal des werthvollsten, des Viehstandes, von ihm erbitten.

Wer aber war dieser Gott?

Einsichtsvolle Forscher wissen es längst, Herr Dr. Sepp hat es angedeutet und Herr Hugo Arnold es ausgesprochen, dass Sanct Leonhard an die Stelle von Freyr oder Fro getreten ist, dem wir „Frohsinn" und „Fröhlichkeit" verdanken, den wir locken, wenn wir „frohlocken", dem vielleicht auch die thauige „Frühe" und der wonnige „Frühling" gehören. Seine Bildsäule führten die Schweden auf einem Wagen durch das Land (Grimm, Mythologie, S. 103); silbern, wie das Bild des heiligen Leonhard auf der Leonhardi-Truhe heute noch versilbert ist. Er ist ein Gott der

Fruchtbarkeit — ein kegelförmiger Stein bei Bad Kreuth (Tegernsee) heisst Leonhardstein; er ist zugleich der Gott des Friedens, des Gedeihens, der Herden — der alte Pan, zugleich „der Herr“ (im Deutschen Frô und in den slavischen Sprachen, aus dem Gothischen, pan = der Herr).

Die Verfolgung dieser Spuren auf slavischem Boden wird nothwendig sein. Hier sei nur erwähnt, dass nach dem Anhang zu Nestor's Chronik, als die Russen mit den Byzantinern einen Vertrag schliessen, die ersteren bei „Wolos“, dem Gotte der Herden und des Viehes, schwören.

Wenn es richtig ist, dass, wie bei den Baiern Sanct Leonhard, so bei den westslavischen Stämmen Sanct Veit an die Stelle jenes alten Urgottes getreten ist, so haben die westlichen Slaven und der baierische Stamm die ältere Stufe der Gottesverehrung, den Cultus des Frô (wenn auch mit christlich geändertem Namen) strenger bewahrt, während bei den Sachsen und überwiegend wohl auch bei Franken, weniger bei Schwaben, der alte Hirtengott durch andere Götter in den Hintergrund gedrängt ward.

Unter allen Umständen ist nicht Frankreich (Limoges), sondern Baiern und zumal Oberbaiern mit seinen Pflanzländern der Ursitz und Hauptsitz der Verehrung des heiligen Leonhard. Hier sind seine Kirchen und Capellen am dichtesten gesäet, am meisten besucht und gefeiert. Von Baiern ging mit den baierischen Ansiedlern unser Heiliger in den Südwesten bis tief nach Krain und in den Süden bis weit in die Lombardei und das Venetianische hinein. Im ganzen Südosten mischen sich seine Kirchen mit denen des heiligen Veit, wie ja auch in diesen Ländern Deutsche und Slaven so häufig zusammenwohnen, womit jedoch durchaus nicht gesagt sein soll, dass das Vorkommen des heiligen Leonhard oder aber des heiligen Veit immer eine bestimmte Nationalität ihrer Andächtigen beweisen würde.

Im Südosten sind Kärnten und Krain Hauptländer der Verehrung des heiligen Leonhard. Nicht weniger als 30 Kirchen und Capellen sind ihm in Kärnten geweiht. Uebertroffen wird er hinsichtlich der Zahl der Patronate von der heiligen Maria (74 Andachtsstätten), Martin (47), Georg (42), Nikolaus (41), Andreas (35), Petrus (34) und Jakob (32). Sanct Leonhard erscheint also an achter Stelle. Rechnet man aber die Kirchen Sanct Veits den seinigen bei, so erhebt sich die Zahl auf 44 Kirchen, wonach also die beiden Viehpatrone zunächst nach Sancta Maria und Sanct Martin kämen, wobei noch besonders hervorzuheben ist, dass zahlreiche Ortschaften ganz nach diesen Andachtsstätten genannt sind und die alte Landeshauptstadt Kärntens, Sanct Veit, nach letzterem Heiligen den Namen trägt.

Sein Name ist in Kärnten „Lienhart“. Eine Kärntner Besonderheit liegt darin, dass mineralische oder besonders frische Quellen und heilsame Bäder dem Schutze Leonhards anheimgestellt sind, so die Schwefelquelle zu Sanct Leonhard im oberen Lavantthale, ferner Kaltbad Sanct Leonhard bei Feldkirchen und Sanct Leonhard mit warmen Teichen bei Villach. Auch das Bad Sanct Leonhard im Passeyerthale in Tirol, wo das Landvolk in hölzernen Truhen sich des durch glühende Steine erwärmten Wassers erfreut, gehört hieher.

In Krain sind dem heiligen Leonhard (auch hier „Lienhart“ genannt) 40 Kirchen und Altäre geweiht, dem heiligen Veit 27, so dass zusammen den beiden Viehpatronen 67 Andachtsstätten zukommen. Aehnlich liegen die Verhältnisse in Salzburg und Steiermark und theilweise auch in Ober- und Niederösterreich.

Was insbesondere Niederösterreich betrifft, so scheinen hier Wassergefahren fast in gleichem Masse gefürchtet zu sein wie Thierseuchen. Wenigstens deutet darauf die Thatsache, dass Sanct Nikolaus in Niederösterreich der beliebteste Patron ist. Ihm sind besonders zahlreiche Andachtsstätten geweiht. Darin spricht sich deutlich aus, welch' grossen Raum die Donau und ihre Ueberschwemmungsgefahren im Sinne des niederösterreichischen Landvolkes einnehmen. Denn Sanct Nikolaus ersetzt unter der Tafelrunde der christlichen Helden den alten deutschen Wassergott, dessen Name noch in Nix, Nickel, Neckar u. A. fortleben mag. Wunderbar ist, dass das Krokodil im Althochdeutschen einen eigenen, an die erwähnten Worte anklingenden Namen hat; es heisst „nichus“. Vielleicht war auch das Nilpferd damit gemeint. Wie aber kommt ein eigenes Wort für die Thiere Afrikas, für Nilpferd oder Krokodil, in die deutsche Sprache? Bestanden etwa dereinst, bevor die Römer so mächtig wurden und einen Riegel vorschoben, directe Beziehungen zwischen Afrika und dem mittleren Europa? Sind unter den „gallischen“ Söldnern Carthagos Germanen verstanden, welche in dem afrikanischen Unthiere die Verkörperung und das echte Abbild des gefürchteten unheimlichen Gottes der heimischen Gewässer erblickten? Wie dem nun sein mag, so steht fest, dass in Niederösterreich, wo die mächtige Donau auf weite Strecken mit

flachen, von Hochwässern leicht zu übersteigenden Ufern dahinfluthet, Sanct Nikolaus, der uralte Beschützer vor Wassergefahr, der gesuchteste Patron ist, während Johannes der Täufer und sogar die heilige Jungfrau hinter ihm zurückstehen. Ausserdem erscheinen noch Sanct Rochus und Johann von Nepomuk als Wasserpatrone. Was dagegen den Schutz vor Seuchen betrifft, so tritt in Niederösterreich die schon erwähnte Theilung ein: für die Rosse tritt Sanct Stephan auf, welchem 11 Lampen brennen und welcher von Ungarn herauf längs der ganzen Donau (auch in Passau, Regensburg und anderen Donauplätzen) verehrt wird. Dem heiligen Leonhard, als Beschützer des Rindviehes, sind 9 Kirchen geweiht und dem heiligen Veit 16, von welch' letzteren Ober-Sanct Veit bei Wien die bekannteste ist.

Nördlich der Donau wird Sanct Leonhard seltener, doch ist mir eine Capelle dieser Widmung aus der Nähe von Karlsbad in Böhmen bekannt.

In dichten Scharen aber erstrecken sich die Leonhardi-Kirchen die Donau aufwärts nach Baiern und Schwaben. Von ersterem wurde bereits gesprochen; allein auch in vielen Gegenden Schwabens ist unser Heiliger kaum minder verbreitet als in Baiern. Er heisst in Schwaben „Leart"; eine Vorstadt von Stuttgart ist nach ihm benannt.

In Franken erscheint er als „Lehnert"; diese Bezeichnung hat am meisten Aehnlichkeit mit dem Namen „Löhnhart, Löhner", wie unser Heiliger in einigen von Deutschen bewohnten Gegenden Ungarns heisst. Eine Hauptkirche in Frankfurt a. M., unfern der wichtigen Furt über den Main, ist ihm geweiht. Als Patron der Hausthiere steht er neben Sanct Georg, Vitus, Erasmus und Pantaleon[1]). Nicht sehr häufig, aber doch vereinzelt ziehen sich die Leonhardi-Kirchen rheinabwärs nach Westfalen und Belgien. Bei Zabern im Elsass, an dem Hauptpasse über die Vogesen nach Frankreich, sowie bei Luxemburg begegnen wir Orten, die nach Veitskirchen genannt sind. In der Erzdiöcese Köln kommt Sanct Veit als Patron viermal, Sanct Leonhard fünfmal vor. Eine seiner Capellen liegt im altheiligen Aachen. Im Bisthume Paderborn tritt er zweimal auf. In Lothringen ist an der Meurthe bei Saint Dié ein Ort nach ihm genannt. In Belgien ist die Verehrung des heiligen Leonhard ziemlich weit verbreitet; seine Andachtsstätten liegen auch in Nordfrankreich, z. B. bei Saint Malo sowie bei Boulogne, an einer der wichtigsten Ueberfahrten nach England. Und auf dem englischen Ufer liegt ganz entsprechend eine Leonhardi-Kirche bei Hastings, wo die grosse Normannenschlacht geschah. Aber auch im hohen Norden muss Sanct Leonhard oder, richtiger gesagt, der ihm vorangehende heidnische Gott, eine Rolle gespielt haben, denn an einem altheiligen Orte, in Edinburg, begegnen wir seinem Andenken. Dort, wo heute der südliche Theil der Stadt liegt, ergrünte einst in reizvoller Gegend ein heiliger Hain, später der Königspark genannt, mit dem Berge Sanct Arthurs Sitz und einem kleinen Hügel, welcher nach Sanct Leonhard den Namen trägt. Selbstverständlich hat in England und Norddeutschland die Reformation den Bereich Sanct Leonhards beschränkt, seinen Cult (wenn auch unter dem Landvolke gewiss mit schweren Wehen!) beseitigt.

Eine grosse Rolle muss einst Sanct Leonhard, mit Sanct Veit wechselnd, in Oberitalien gespielt haben. Zu Nabresina bei Triest ist ein Leonhardsberg mit einer Leonhardscapelle und einem Teiche.

Nach unserem Heiligen benannte Orte begegnet man im Venetianischen am Tagliamento in der Nähe von Spilimbergo, ferner in der Val di Cembra bei Lisignago im Avisiothale, endlich im Etschthale zwischen Ala und Peri hart an der Grenze von Tirol. Welcher von den zahlreichen Völkerschichten, die sich in Oberitalien ablösten, mögen diese Andachtsstätten angehören? Die nächstliegende Antwort deutet auf Longobarden, deren Verwandtschaft mit den Baiern ja auch sonst bekannt ist; doch ist nicht ausgeschlossen, dass auch ältere Bevölkerungsschichten hier in Betracht kommen. Jedenfalls ziehen sich die Leonhardi-Kirchen in Italien bis Florenz. Auch die Romanen im Enneberg flehen Sanct Leonhard an.

Neben ihm tritt in Oberitalien, zumal in Friaul, dem Küstenland und dem Venetianischen in zahlreichen Kirchen und Capellen Sanct Veit auf. Fiume hiess ursprünglich „Sanct Veit am Pflaum". In Triest gibt es eine Via San Vito und einen Vicolo San Vito in der Richtung gegen Ungarn. Orte, die nach Sanct Veit genannt sind, trifft man südöstlich von Udine, bei Pordenone, am Gardasee bei Sermione, südlich von Schio bei Vicenza, östlich von Bassano, am Tagliamento bei Codroibo und bei Ravenna.

IV.

Im Ganzen kann man nun zwei ganz verschiedene Arten von Leonhardi-Kirchen unterscheiden. Die einen sind stille, oft geheimnissvolle Andachtsorte in tiefer Einsamkeit; hier schüttet das mühselige Bauernvolk

[1]) Weber, Die vierzehn Nothhelfer.

seine Sorgen aus vor dem Gotte, der hier, wie einst der grosse Pan, im fernen, weltverlorenen Winkel schläft. Ein solches Bergkirchlein schildert uns Dr. G. Lisr in seinen „Mythologischen Landschaftsbildern“. Es liegt im südwestlichsten Winkel der Steiermark unter den Abstürzen des Rogazberges im Waldesschatten. Aussen umzieht es eine schwere eiserne Kette, im Inneren hängen zwei Paar Fusseisen, ein Paar Handschellen sammt Ketten, eine lange Kette mit Schloss und ein Hufeisen. Neben der Kirche sprudelt ein krystallklarer Born. Ich selbst traf einst eine ähnliche Andachtsstätte oberhalb Friesach im schwer zugänglichen Mittelgebirge, da, wo man in das Gurkthal hinabgeht. Die Gegend heisst dort: „in der Höll'“ (vielleicht richtiger: in der Hehl?); die nächste Hube heisst die Faaschenhube. Die Kirche ist der heiligen Maria, dem heiligen Rochus und Sanct Leonhard geweiht. Ihre Bildsäulen stehen vorne auf einem Nebenaltare; sie sind zum Herabnehmen eingerichtet, um sie vertragen oder anderswo aufstellen zu können. Die kleinste von ihnen stellt Sanct Leonhard vor, in bekannter Tracht und Haltung: ein Bischof mit Tonsur in den dunklen Haaren, das Gewand schwarz und weiss; eine gelöste Kette trägt er in der Hand. Zum zweiten Male steht dann Sanct Leonhard, ähnlich gebildet, auf dem Hauptaltare links, hier aber nicht beweglich. Hinter diesem Altare trifft man eiserne Bilder, einen eisernen Arm, zwei kleine menschliche Gestalten, ein Thier ohne Vorderbeine, jedoch diese Eisenbilder alle alt, roh und durch Gebrauch und Zeit verkümmert. Aussen umgibt eine eiserne Kette die Kirche; die Glieder sind etwa fusslang, nicht zu stark, so dass jedes Glied aus einem Hufeisen geschmiedet sein mag. Von dieser Kette geht eine Sage um, wonach die Türken einst hiehergekommen wären; sie hätten die ursprüngliche Kette zerhauen, dann aber habe sie eine pestartige Krankheit überfallen, so dass sie zur Sühne ihres Frevels eine silberne Kette in die Kirche gestiftet hätten, worauf die Pest aufhörte. „Die silberne Kette liegt in der Sparcasse in Klagenfurt.“ Man macht hier, wie an vielen Orten der Ostalpen, die Wahrnehmung, dass die Türkeneinfälle mit allen ihren Schrecken den Gedankenkreis des Landvolkes gestört und seine Ueberlieferungen verwirrt haben.

Zwischen Sanct Veit und Feldkirchen in Kärnten liegt eine Leonhardi-Kirche, die, von einer Kette umgürtet, drei Hufeisen auf die Thüre genagelt trägt. Diese Hufeisen rühren von gefallenen Rossen her, gleichsam als ob der Heilige das Opfer verlangt hätte. Auch die Ketten um die Kirchen sind aus Hufeisen von solchen Pferden geschmiedet.

Zu Aflenz in Steiermark tritt der Leonhardscult mit einigen neuen Wendungen auf. Im Frühlinge zieht „der Schar“ (Umgang) zur Leonhardi-Capelle hinaus und opfert dem Heiligen einen Handschuh, gleichsam andeutend, dass man jetzt, nach zurückgelegter Winterszeit, den Handschuh nicht mehr brauche. Im Herbste, etwa Anfangs November, holt dann „der Schar“ ebenso feierlich den Handschuh wieder ab. Der Besitzer eines bestimmten Hofes reitet an der Spitze, und als vor einiger Zeit ein Sohn dieses Besitzers, welcher studirt hatte, sich dieses Rechtes begeben wollte, zwangen ihn die Nachbarn, dem alten Brauche treu zu bleiben[1]). Hier also erscheint Sanct Leonhard nicht blos als Viehpatron, sondern als Flurgott, Beschützer der Saaten und Spender der Wärme, des Frühlings und der Fruchtbarkeit. Hier wird dem Heiligen eine ähnliche Stellung zugewiesen wie in Lothringen, wo der Regenbogen die Krone des heiligen Leonhard heisst.

Eine zweite, von der ersten ganz verschiedene Reihe von Leonhardi-Kirchen sucht dagegen nicht die Einsamkeit auf, sondern im Gegentheile die Heerstrassen, und diese Kirchen sind es, auf die ich hier besonders aufmerksam machen will.

Vom Standpunkte der Kriegswissenschaft gesprochen, liegt die schwache Stelle von Kärnten, Krain, Steiermark und Niederösterreich im Osten, von wo die weiten Thäler der Drau, Save, Mur und Donau bequeme Zugänge in das Herz dieser Alpenländer eröffnen. Sobald daher die benachbarten unteren Donaulande, mochten sie Pannonien oder Ungarn heissen, in Feindeshand lagen, so oft waren unsere Alpenländer von Krieg und Verheerung heimgesucht. Pannonien (und insbesondere dessen südwestliche Bezirke um die Mündungen von Drau und Save) war die grosse Festung, wo Gothen und Longobarden sich zum Einbruche nach Italien durch die Alpen vorbereiteten und kaum standen die turanischen Stämme, Avaren, Magyaren und Türken in Ungarn, als sie auch schon, verwüstend und zerstörend, die breiten Thalwege hinauf gegen Krain, Kärnten und Steiermark ihre Rosse ansprengen liessen.

[1]) Diese Mittheilung verdanke ich Herrn Dr. Förster in Aflenz.

Ein Nachtheil im Kriege, wurden diese Zugänge in Friedenszeiten zu einem Vortheile, indem der Handel sich jener natürlichen Strassen bediente.

Aber auch der Handel bot Gefahren; er bedrohte das werthvollste Besitzthum des Alpenbauern, seinen Viehstand, durch die Gefahr der Ansteckung durch Seuchen, welche, wie früher ausgeführt, nur aus dem Osten in unsere gesunden Berglande zu gelangen pflegen.

Wo treffen wir nun die Sanct Leonhardi-Kirchen? Die erwähnte zweite Gruppe dieser Heilstätten finden wir an den Hauptstrassen aus dem Osten und insbesondere unfern der Ostgrenze unserer Alpenländer.

Beginnen wir mit Kärnten. Dieses Land, welches man als Drauland bezeichnen kann, das vermittelst des Pusterthales (oberen Drauthales) bis tief gegen Tirol und den Brenner die natürliche Heerstrasse aus dem Südosten nach Tirol, dem südwestlichen Deutschland und (vermittelst der leicht zugänglichen Pässe über Predil, Pontafel und die Plecken) nach Italien bildet, ist von dem Saveland Krain durch die Kette der Karawanken geschieden. Diese Kette wird auf drei Hauptstrassen überschritten: über Villach, über den Loiblpass und durch das Thal von Kappel. Nun begegnen wir bei Kappel im Thale der Vellach Ort und Kirche Sanct Leonhard; ferner an der Loiblstrasse auf der Kärntner Seite des Passes zwei Kirchlein Sanct Leonhard. Was endlich die dritte Verbindung über Villach betrifft, so liegen in der Nähe dieser Stadt zwei Orte und Kirchen, die dem heiligen Leonhard geweiht sind, und zwar die eine südlich von Villach, an den Uebergängen in das Gailthal, über den Predil und das Canalthal, die andere nördlich von Villach, unfern der Strassen, die in dreifacher Gabelung in das Pusterthal, nach dem Ossiacher See und Feldkirchen, und endlich nach dem Wörther See führen. Die Wichtigkeit des Loibl sowie des Knotenpunktes Villach für den Viehverkehr ist durch das Vorkommen von zwei Heilstätten dieses Heiligen ganz entschieden bezeichnet. Und so sehen wir alle drei Pässe zwischen Kärnten und Krain mit Leonhardi-Kirchen besetzt, wozu wir nur noch bemerken wollen, dass auch das untere Drauthal durch die Kirche Windisch-Sanct Leonhard bei Völkermarkt bewacht ist.

Nun zu Steiermark. Die wichtigste Einbruchsstelle der Steiermark aus Ungarn liegt bei Marburg an der Drau, und dementsprechend finden wir auch bei Marburg Ort und Kirche Sanct Leonhard. Für jenen Viehtrieb jedoch, der, mehr südwestlich, die Strasse von Cilli nach Windischgrätz zur Drau verfolgt, begegnen wir beim Heraustreten aus den Bergen wieder Ort und Kirche Sanct Leonhard, im Westen flankirt von zwei Sanct Veitskirchen. Die Hauptstadt Graz endlich, welche das Thal der Mur beherrscht, besitzt eine Vorstadt Sanct Leonhard und eine Leonhardi-Kirche; sie liegen im östlichen Theile der Stadt, wo die Strasse aus dem Raabthale und aus Ungarn herüberführt. Das untere Murthal endlich ist bei Wildon durch eine Veitskirche gedeckt.

Tirol ist vom Osten her nur zugänglich durch das Pusterthal über Kärnten und durch das Pinzgau über Salzburg. Nun liegt in der Gegend von Sillian, wo Drauthal und Gailthal sich nähern, ein dem heiligen Leonhard geweihter Andachtsort, während Salzburg (und dadurch indirect Tirol) am Radstadter Passe bei Tweng eine Sanct Leonhardi-Kirche besitzt. Dass auch im Süden an der wichtigsten Einbruchstelle aus Oberitalien, nämlich im Etschthale bei Ala, eine Sanct Leonhardi-Kirche aufgestellt ist, ward bereits früher erwähnt. Die Mitte von Tirol aber wird durch eine Sanct Leonhardi-Kirche einerseits im Süden, bei der Thalenge von Brixen, andererseits nördlich im Unterinnthal, bei Rattenberg, das innerste Tirol jedoch durch Sanct Leonhard im Passeyer (an der alten Hauptstrasse nach dem Brenner) und ein zweites Sanct Leonhard jenseits des Brenners bei Gries beschützt.

Dieselbe Beobachtung lässt sich mehr oder weniger bei den anderen Alpenländern und Vorländern der Alpen machen. In Oberösterreich findet man bei Spital am Pyhrnpasse, wo die steierisch-kärntnerischen Verbindungen mündeten, eine alte Kirche dieser Art. Das Land Salzburg besitzt seine Leonhardi-Kirche nicht nur, wie schon erwähnt, bei Tweng am Radstädter Tauern, sondern auch südlich der Landeshauptstadt bei Hallein, da wo aus Tirol und Steiermark die Hauptstrassen heraufkommen. Krain deckt den wichtigen Dranberg (Trojana), wo von Nizza bis Triest der leichteste Alpenübergang ist, durch eine Sanct Leonhardi-Kirche, und bei Oberlaibach, dem alten Nauportus, dem Schlüsselpunkt für den Verkehr des alten Italien mit Pannonien, liegen gleich drei Leonhardi-Kirchen beisammen. Dies geht so weit, dass unfern von Canale im Küstenlande, da wo die alte Hauptstrasse aus dem Isonzothale von Caporetto nach Oberitalien auf Cividale herüberstreicht, wiederum Ort und Kirche Sanct Leonhard uns entgegentreten.

Bei alledem habe ich fast nur solche Leonhardi-Kirchen berücksichtigt, womit zugleich ein Ort ver-

bunden war, der seinen Namen von der Kirche empfing. Gerade der Umstand aber, dass sich an die Kirche eine Ortsgründung anschloss, beweist die Wichtigkeit dieser Andachtsstätten für Verkehr und Cultur aller Art.

Hienach erscheint ein Zusammenhang zwischen den aus dem Osten drohenden Thierseuchen und der Verehrung des heiligen Leonhard, wie er schon innerlich besteht, so auch durch äussere Thatsachen nachgewiesen. Aus wirthschaftlichen Gründen bewegte sich allezeit der Viehtrieb und Viehhandel aus dem europäischen Osten nach dem Westen. In der antiken wie in der mittleren Zeit war Italien das Centrum des Viehbezuges, wie heute England, nur dass damals die jetzt übermächtige überseeische Concurrenz nicht bestand. Und die südrussischen Steppen, Volhynien und Podolien, dann die unteren Donauländer und Pannonien-Ungarn waren stets die grossen Weidegebiete und Viehhöfe, aus denen das dichtbevölkerte Westeuropa seinen Bedarf, weniger direct, als vielmehr durch Nachschub aus einem Lande in's andere, deckte. An den Zufuhrstrassen aus jenen Ländern in die Ostalpengegenden und an deren Pässen liegen nun, wie wir sahen, fast regelmässig Leonhardi-Kirchen. Wenn man nun erwägt, dass der Handel in alter Zeit keineswegs regellos fluthete, sondern schon wegen Seltenheit der Strassen und wegen der Zollstätten auf bestimmte Wege gewiesen war; wenn man bedenkt, dass auch nicht das ganze Jahr hindurch, sondern in bestimmten Jahreszeiten der Zutrieb erfolgte; wenn man endlich sich vorstellt, dass bei den Kirchen des heiligen Leonhard Aufenthalt genommen und Andacht abgehalten, das Vieh aber einstweilen an bestimmten Plätzen aufgetrieben und gefüttert wurde: dann gewinnen jene Kirchen einen anderen Charakter und erscheinen nicht blos als Andachtsstätten, sondern fast als Schöpfungen einer Art unbeholfener Landpolizei. Jedermann weiss, dass das sicherste Zeichen der Gesundheit des Viehes das frische Annehmen der Nahrung ist; dagegen wird es allgemein als bedenklich angesehen, wenn die Thiere mit Unlust fressen oder ganz versagen. Die Fütterung bietet daher nebst der längeren Rast die beste Gelegenheit zur Vornahme einer Art von Viehschau. Auch wenn die letztere noch so einfach und wie gelegentlich stattfand, so bedenke man doch, dass die Geistlichen, durchwegs selbst Viehbesitzer, in Zeiten der Gefahr aufmerksam waren und die benachbarte Bauernschaft den Auftrieb auf die Märkte, wo die fremden Thiere mit ihren eigenen zusammenkamen, sobald ungünstige Gerüchte umliefen, gewiss nicht mit gleichgiltigen Blicken ansah. Unbeschadet der religiösen Ceremonien kann daher ganz natürlich eine Prüfung stattgefunden haben, und dann gewinnen jene Kirchen ein wenig den Charakter und die Bedeutung von Contumazanstalten.

Und wer wollte es unseren Vorfahren verargen, dass sie, der Naturwissenschaften unkundig und blosse Praktiker, gegenüber einer Gefahr, an welcher selbst die Meisterschaft von „Chyron, Phillyra's Sohn, und die Kunst des Melampus, Sohn Amythaon's", scheiterte, zum heiligen Leonhard flüchteten, umsomehr, als noch die Gelegenheit zu praktischen Massregeln mit jener Andacht verbunden war?

Jede Zeit wählt eine andere Farbe für ihr Handeln. Im Mittelalter trug Alles die religiöse Farbe. Heute vertraut man in praktischen Dingen der Wissenschaft und erwartet die Sicherung vom Staate. Wenn aber in der heutigen Zeit die österreichischen Kronländer im Südosten zu Zeiten einer Rinderpest jedes einzeln sich gegen Seuchengefahr schützen wollten, so würden ihre Quarantainen in den meisten Fällen am zweckmässigsten neben den Sanct Leonhardi-Kirchen zu stehen kommen.

Zugleich ermöglichte die Betrachtung dieser Dinge einen Blick in die Weltanschauung der Vorzeit. Will man die letztere sich klar machen, so muss man haltbare, nicht von der Tagesströmung bewegte Grundlagen aufsuchen. Solche Grundlagen aber sind: die Natur unserer Länder und die religiöse Auffassung ihrer Bewohner.

Nachtrag.

Ueber die Leonhardi-Kirchen in Krain und Steiermark erhalte ich noch einige Angaben[1]). Danach ist die Kirche von Semitsch in der Nähe von Tschernembl in Unterkrain, mit einer Capelle Sanct Leonhards, mit Ketten umgeben. Ebenso die Sanct Leonhardi-Kirche bei Oberburg in Steiermark. Dasselbe galt bis vor Kurzem von der Kirche zu Sanct Leonhard auf dem Drevenikberge am Wotschberge, Station Pöltschach der Südbahn; in diesem altheiligen Wotschberge — es gibt mehrere Wotsch- oder Watschberge in Krain, in deren Umgebung werthvolle Alterthümer gefunden wurden — erblickt unser Gewährsmann den in der Parcivalsage vielgenannten Montsalvatsch (Heilsberg); übrigens sind die Ketten dieser Kirche als altes Eisen verkauft

[1]) Mittheilung von Herrn K. J. Schmidt in Laibach.

worden. Wie Muchar berichtet, wird diese Kirche schon im Jahre 1160 urkundlich erwähnt. Im Allgemeinen ist anzunehmen, dass sämmtliche alte Leonhardi-Kirchen auf heidnischen Cultstätten stehen, denn, in späterer Zeit und bei von Christen errichteten Kirchen, hätte die Geistlichkeit schwerlich die Umgürtung der Kirchen mit eisernen Ketten gestattet. Bei diesen Ketten darf man wohl auch an die Fesseln der Semnonen (Tacitus, Germania, Cap. 39) erinnern.

Obersteiermark betreffend, werde ich aufmerksam gemacht, Sanct Leonhard sei dort in erster Reihe Patron des Jungviehes, nämlich der Kalbinnen und Jungstiere [1]).

In Niederösterreich nördlich der Donau und den angrenzenden Theilen Böhmens liegen die Verhältnisse ähnlich wie im Süden der Donau und den Ländern baierischen Stammes überhaupt. Während Sanct Leonhard der Patron des Grossviehes ist, wird für Schafe Sanct Wendelin und für Pferde Sanct Stephan angerufen. Auf Stephanstag bewerfen die Burschen die Mädchen mit Hafer; dies wird als eine Anspielung auf die Steinigung des heiligen Stephan gedeutet, dürfte aber ältere mythologische Bezüge haben [1]).

Ein völliger Wechsel der Patrone tritt ein, wenn man die nördlichen Theile des Böhmerwaldes und die anstossenden Landschaften Deutschböhmens in's Auge fasst. Bei Tachau, Königswart und Luditz verschwinden die heiligen Leonhard, Wendelin und Stephan und machen dem heiligen Martin Platz. Im ganzen Egerland ist der heilige Martin der grosse Viehpatron, weshalb auch ein Viehversicherungsverein mit dem Sitze in Marienbad nach Sanct Martin genannt ist [2]). Hiedurch ist ein neuer Beweis geliefert, dass diese nordwestböhmischen Gegenden überwiegend von Angehörigen des fränkischen Stammes besiedelt sind, und die Bedeutung der Glaubensforschung für die deutsche Geschichte erscheint in neuer Beleuchtung.

[1]) Mittheilung des Herrn Generaldirector A. v. Frey in Wien.

[1]) Mittheilung des Herrn Abgeordneten Dr. Nitsche in Hohenfurt.

[2]) Mittheilung des Herrn Abgeordneten Swoboda in Tachau.

Ueber die Gleichzeitigkeit des Menschen mit Hyaena spelaea.

Von **Professor Dr. Alfred Nehring** in Berlin.

(Mit 13 Text-Illustrationen.) [1])

In dem kürzlich erschienenen Hefte der „Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn", Juni 1893, welches mir durch Herrn Prof. Dr. A. Herrmann in Budapest freundlichst zuging, findet sich S. 8—17 ein Aufsatz von Prof. Dr. Aurel v. Török (Budapest) über „den paläolithischen Fund aus Miskolcz und die Frage des diluvialen Menschen in Ungarn". In diesem Aufsatze wird die Frage des diluvialen Alters der bei Miskolcz gefundenen paläolithischen Feuersteinwaffen einer kritischen Prüfung unterzogen und das diluviale Alter derselben stark bezweifelt. Dieser Zweifel erscheint mir wohl begründet, da die betreffende Fundschicht nicht mit Sicherheit als diluvial bezeichnet werden kann.

Wenn aber der geehrte Herr Verfasser auf Grund der Ansichten von Jap. Steenstrup und Rud. Virchow zu dem Ausspruche kommt, „dass wir schon jetzt genöthigt sind, zu erklären: dass auf Grundlage der bisherigen Thatsachen der Mensch mit dem Mammuth nicht zusammenleben konnte und dass das Alter der Menschheit nicht über die sogenannte Renthierzeit hinaus sicher verfolgt werden kann", so bin ich ausser Stande, diesem Ausspruche mich anzuschliessen.

Einerseits ist derselbe viel zu allgemein gefasst; andererseits glaube ich wenigstens für den von mir untersuchten Fundort Thiede nachweisen zu können, dass der Mensch dort schon mit Hyaena spelaea (d. h. also mit einem Raubthiere der sogenannten Mammuthzeit) gleichzeitig gelebt hat.

In dem östlichen Theile des Gypsbruches von Thiede (zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel), welcher als reicher Fundort fossiler Knochen seit Leibnitz' Zeiten bekannt ist, habe ich seit 1873 mehrfach die deutlichen Spuren menschlicher Existenz in Gestalt von paläolithischen Feuersteinwerkzeugen, von bearbeiteten Geweihstücken, zerschlagenen Knochen und von Holzkohlen durch eigene Funde festgestellt. Ich verweise auf meine bezüglichen Publicationen [1]).

Jap. Steenstrup rechnet die dortige Fundstätte mit zu den sogenannten „Mammuth-Leichenfeldern", die er in seiner bekannten Abhandlung: „Die Mammuthjäger-Station bei Predmost" etc. (Separat-Abdruck aus dem XX. Bande der Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 1890) besprochen und kritisch beleuchtet hat [2]); ich habe mich bisher aber nicht davon überzeugen können, dass die Steenstrup'sche Mammuth-Theorie in Bezug auf den von mir untersuchten Theil der diluvialen Ablagerungen des Thieder Gypsbruches zutreffend ist.

Jap. Steenstrup mag in Bezug auf die Ablagerungen von Predmost, welche er genau studirt hat, ganz Recht haben; aber damit ist doch noch nicht der Beweis geführt, dass die Sachlage an anderen Fundorten genau dieselbe sei, was Herr Prof. v. Török anzunehmen scheint. Den Gypsbruch von Thiede hat Jap. Steenstrup vor circa 14 Jahren unter meiner Führung besucht, d. h. er hat sich ungefähr 1 Stunde lang dort aufgehalten; doch waren die Aufschlüsse der dortigen Diluvial-Ablagerungen gerade um jene Zeit wenig günstig. Ausgrabungen haben wir an dem betreffenden Tage nicht veranstaltet und auch von den Arbeitern nichts an Fossilresten erhalten.

Ich selbst habe von 1873—1881 zahlreiche eigenhändige Ausgrabungen an der Ostwand des Thieder Gypsbruches ausgeführt und bin auch seit meiner Uebersiedlung nach Berlin (1881) fast jedes Jahr um Ostern an dem Fundorte gewesen, um die durch neue

[1]) Die Clichés zu diesen Illustrationen wurden uns von der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte freundlichst zur Verfügung gestellt.

Anmerkung der Redaction.

[1]) Archiv für Anthropologie, Bd. X, 1877, S. 363. — Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften, herausgegeben von Giebel, 1876, Bd. XLVIII, S. 189 f. — Sitzungsberichte der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 21. October 1876, vom 16. December 1876, vom 11. März 1882, vom 13. April 1889, vom 21. Juni 1890 etc. — Siehe auch die Abbildung der Fundstätte in meinem Buche über „Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit", Berlin 1890, S. 153.

[2]) Steenstrup lässt es allerdings zweifelhaft, ob die bei Thiede gemachten Funde in derselben Weise wie die bei Predmost gemachten aufzufassen sind; doch scheint er sehr geneigt, sie ebenso aufzufassen. Vgl. a. a. O., S. 22 ff.

Abgrabungen entstandenen Aufschlüsse zu studiren und nach fossilen Knochen etc. zu suchen. Nach meiner Ansicht ist Derjenige, welcher einen solchen Fundort jahrelang auf Grund eigenhändiger, ausdauernder Grabungen untersucht[1]) und auf diese Weise die Lagerung der Schichten[2]) und das Vorkommen der eingeschlossenen Fossilreste bis in das kleinste Detail kennen lernt, wohl am besten im Stande, ein Urtheil darüber abzugeben, ob die gefundenen Objecte an primärer Lagerstätte liegen oder nicht.

Nach meinen langjährigen Beobachtungen kann ich der Steenstrup'schen Ansicht in Bezug auf Thiede nicht beistimmen; ich habe mich weder davon überzeugen können, dass die von mir untersuchten Ablagerungen im östlichen Theile des Gypsbruches, in denen ich meine paläolithischen Feuersteinwerkzeuge gefunden habe, etwa nachträgliche, erst in der sogenannten Renthierzeit entstandene Lagerungsstörungen erfahren haben, noch konnte ich mich zu der Ansicht bekehren, dass die dort gefundenen Thierreste der sogenannten Mammuthzeit nur als verschwemmte „membra disjecta" von Thieren einer älteren Periode anzusehen seien.

Dieses gilt namentlich von den Hyänenresten, welche ich am 8. und 9. April 1890 im Thieder Gypsbruche theils selbst gefunden, theils als frisch ausgegrabene, noch von der Erdfeuchtigkeit durchtränkte Objecte von den Arbeitern am Fundorte erworben habe. Diese Hyänenreste gehören zu Hyaena spelaea, welche nach Steenstrup ein charakteristisches Mitglied der Fauna der Mammuthzeit bildet; es sind folgende Stücke: ein prachtvoll erhaltener Oberschädel, dessen Knochensubstanz so fest und wohlerhalten ist, wie sie nur bei irgend einem Schädel der sogenannten Renthierzeit sein kann; ich habe noch keinen schöneren Schädel der Hyaena spelaea gesehen! Ferner der zugehörige rechte Unterkiefer, der Atlas, der Epistropheus und 3 andere Halswirbel, 3 Brustwirbel, 3 Lendenwirbel, das Kreuzbein, die Beckenhälften, 1 Humerus, 1 Radius, 1 Tibia, 1 Astragalus, 1 Naviculare, 1 Phalanx, Alles ganz intact bis zu den feinsten Ecken und Leisten, soweit nicht beim Ausgraben der Objecte gewaltsame Verletzungen (als solche leicht kenntlich!) entstanden sind. Von irgend einem Rollen im Wasser ist nicht die geringste Spur zu bemerken! Die Formen der einzelnen Skelettheile sind so scharf und unversehrt, dass sie bei einem frisch präparirten Skelete einer recenten Hyäne nicht schärfer und unversehrter sein können.

Alle jene Reste haben nahe bei einander, etwa 18 Fuss unter der Oberfläche, in einem sehr kalkreichen, groben Lösslehm (mit Pupa muscorum) gelegen. Offenbar ist dort der ganze Cadaver einer Hyäne zur Ablagerung gekommen[1]); doch muss derselbe eine Zeit lang offen dagelegen haben, so dass die einwurzeligen Zähne (Schneide- und Eckzähne) des Oberschädels, welche sich verhältnissmässig leicht aus ihren Alveolen lösen, ausfallen[2]) und ihre Alveolen sich mit Löss füllen, auch die sonstigen Skelettheile (Wirbel, Beinknochen) meistens aus ihrer natürlichen Lage zu einander gelöst und durch einander geschoben werden konnten, ohne aber weithin verstreut zu werden.

Dass diese Hyäne einst zwischen den Thieder Gypsfelsen gelebt hat und nicht von weither dorthin geschwemmt ist, schliesse ich aus folgenden Umständen:

1. In unmittelbarer Nähe der oben genannten Skelettheile lag ein wohlerhaltener Hyänen-Koprolith (Kothballen); auch früher habe ich in der Nähe des betreffenden Fundpunktes 2 wohlerhaltene Koprolithen von Hyänen ausgegraben. Diese würden, wenn sie im Wasser geschwemmt wären, sich in einen Brei aufgelöst haben, während sie thatsächlich völlig wohlerhalten sind.

2. In der Nähe jener Hyänenreste lagen zahlreiche Reste von Wildpferden, welche (bei übrigens vorzüglicher Erhaltung) an gewissen Gelenkenden und sonstigen exponirten Theilen die sehr deutlichen Spuren der Hyänenzähne erkennen lassen[3]); die be-

[1]) Ich habe im Laufe der Jahre von 1873—1891 wohl an 300 Excursionen nach dem Thieder Gypsbruche unternommen!

[2]) Die Lagerung der diluvialen Schichten im östlichen Theile der Thieder Gypsgrube ist von den Lagerungsverhältnissen bei Joslowitz und Zeiselberg, welche Steenstrup (a. a. O., S. 23) darstellt, durchaus verschieden. An der Thieder Fundstätte haben die lössartigen Schichten eine im Wesentlichen horizontale Lage; sie schmiegen sich also nicht an einen steilen Abhang an, wie bei Joslowitz und bei Zeiselberg.

[1]) Die fehlenden Skelettheile sind sicher auch noch an der Fundstelle vorhanden gewesen; ich selbst konnte aber die Ausgrabung damals (am 9. April 1890) wegen schlechten Wetters und Mangels an Zeit nicht fortsetzen.

[2]) Einige dieser Zähne sind in der Nähe des Schädels gefunden worden.

[3]) Von Wölfen können diese Zahnspuren nicht herrühren; auch fehlen Wolfsreste unter den betreffenden Funden. — Jene Pferdereste befinden sich ebenso, wie die Hyänenreste, in meinem Besitze; sie können also von Interessenten näher geprüft werden.

treffenden Pferdeknochen sind einstmals offenbar von Hyänen „beknabbert“ worden, und es müssen deshalb Pferde und Hyänen einst bei Thiede nebeneinander gelebt haben.

Dasselbe gilt hinsichtlich der von mir untersuchten Ablagerungen der Gypsbrüche bei Westeregeln (zwischen Magdeburg und Halberstadt). Ein Herbeischwemmen der betreffenden Thierreste und namentlich auch der Hyänenreste aus weiterer Entfernung ist nach meiner Ueberzeugung auch dort nicht anzunehmen [1]). Bei Thiede würde der kleine Okerfluss, bei Westeregeln die nicht viel grössere Bode in Betracht kommen; beide Flüsschen entspringen im Harz, der einst reich an Höhlenbären (Ursus spelaeus) gewesen ist, und speciell die Bode fliesst an den Rübeländer Höhlen vorbei, welche durch ihre nach Tausenden zählenden Höhlenbärenreste berühmt sind [2]). Warum hat die Bode keine „disjecta membra“ des Ursus spelaeus nach Westeregeln, die Oker solche nicht nach Thiede geschwemmt?

Ich habe weder bei Westeregeln, noch bei Thiede auch nur das kleinste Knöchelchen eines Ursus gefunden, und ich kann auch aus diesem Grunde die Steenstrup'sche Theorie für die genannten Fundorte nicht acceptiren. Nach meiner Ueberzeugung rühren die von mir einerseits bei Westeregeln, andererseits bei Thiede erlangten, grösstentheils eigenhändig ausgegrabenen Reste der Hyaena spelaea von Thieren her, welche in der Nähe der genannten Fundorte gelebt haben; jene Reste lagen auf primärer, ungestörter Lagerstätte! Dasselbe glaube ich auch von den Resten des Rhinoceros tichorhinus und der Felis spelaea annehmen zu müssen, welche ich an den genannten Fundorten ausgegraben habe. Ueber die Mammuthreste erlaube ich mir kein Urtheil, weil ich solche bei meinen eigenen Ausgrabungen nur in geringer Zahl gefunden habe; da jedoch Steenstrup selbst annimmt, dass die vorher genannten Thierarten mit dem Mammuth zu einer Fauna zusammengehören (was auch meine Ansicht ist), so muss ich auch vom Mammuth dasselbe annehmen, wie von jenen Arten.

[1]) Nach meiner Ansicht ist überhaupt der grösste Theil der von mir bei Thiede und Westeregeln untersuchten lössartigen Ablagerungen nicht durch Flussanschwemmungen entstanden, sondern ist das Product subaërischer Factoren.

[2]) Vgl. meine Angaben über neue Knochenfunde bei Rübeland im Harz (Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1891, S. 351 ff.) auf Grund der interessanten Untersuchungen von W. Blasius und J. H. Kloos.

Dass bei uns in Deutschland (respective Mitteleuropa) zahlreiche Reste der genannten Thierarten als „disjecta membra“ im Steenstrup'schen Sinne gefunden werden, bestreite ich durchaus nicht; dagegen bestreite ich, dass die Steenstrup'sche Hypothese auf die von mir untersuchten Fundstellen bei Thiede und Westeregeln mit Recht angewandt wird.

Es muss wohl auch noch irgendwelche Fundstellen geben, an denen Reste von Hyaena spelaea etc. auf primärer Lagerstätte ruhen!

Man kann doch kaum annehmen, dass sämmtliche primäre Ablagerungen solcher Reste später umgelagert und die letzteren verschwemmt worden sind. Nach meiner Ansicht gehören die von mir untersuchten Fundstellen bei Thiede und Westeregeln zu den primären Ablagerungen.

Um Missverständnisse zu vermeiden, betone ich, dass ich keineswegs alle Ablagerungen, welche in dem grossen, seit Leibnitz' Zeit in Betrieb befindlichen Thieder Gypsbruche aufgeschlossen sind, und noch viel weniger alle diejenigen des ausgedehnten Gypsberges von Westeregeln für ungestört halte; meine obigen Bemerkungen beziehen sich vielmehr lediglich auf die von mir untersuchten Partien der Ostwand des Thieder Gypsbruches sowie auf die der Südwand des inzwischen eingegangenen südlichen Gypsbruches von Westeregeln.

Was nun die Spuren menschlicher Existenz anbetrifft, so habe ich solche vorzugsweise bei Thiede feststellen können; sie bestehen, wie schon oben erwähnt wurde, aus paläolithischen Feuersteinwerkzeugen, bearbeiteten Geweihstücken, zerschlagenen Knochen und Holzkohlen. Alle diese Objecte kamen in den von mir untersuchten diluvialen, lössartigen Ablagerungen der Ostwand des Thieder Gypsbruches vor und sind meistens von mir eigenhändig ausgegraben worden; auch für die von Anderen gefundenen Objecte sind mir die einzelnen Fundpunkte genau bekannt geworden, so dass ein Zweifel an der Zuverlässigkeit der Fundverhältnisse ausgeschlossen ist.

Ueber die Feuersteinwerkzeuge habe ich schon früher in mehreren Publicationen berichtet; doch erlaube ich mir, hier nochmals darauf zurückzukommen.

Besonders interessant ist der durch die Fig. 179 bis 182 [1]) dargestellte Feuersteinschaber, welchen

[1]) Diese und die nachstehenden Figuren sind schon einmal in den „Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft“ publicirt worden. Sie sind von Herrn Dr. E. Schäff nach den Originalen gezeichnet.

ich 1876, etwa 28 Fuss tief unter der Oberfläche, in den frisch angeschnittenen, ungestörten Diluvialablagerungen [1]) der Ostwand des Thieder Gypsbruches eigenhändig ausgegraben habe. Der Fundpunkt desselben lag kaum 20 Fuss (in horizontaler Richtung) von dem 1890 gefundenen, oben erwähnten Hyänenskelette entfernt; dem Niveau nach lag er circa 10 Fuss tiefer, als der Fundpunkt des letzteren. Dass jenes

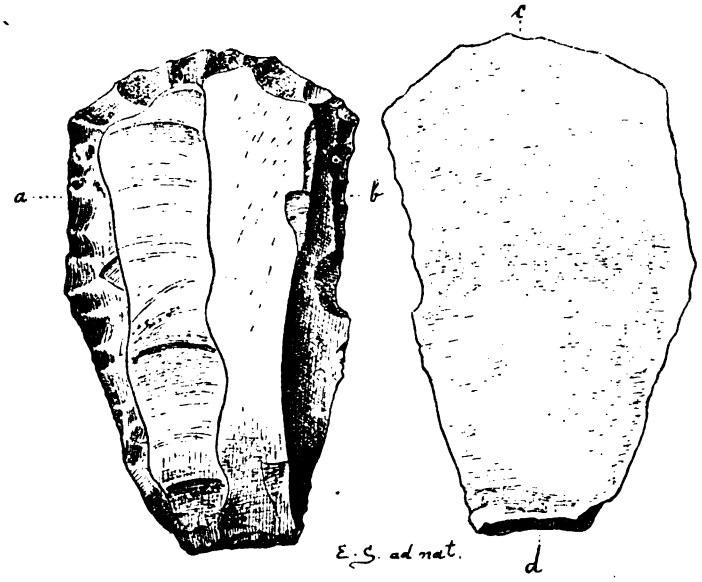


Fig. 179. Fig. 180.

Fig. 181.

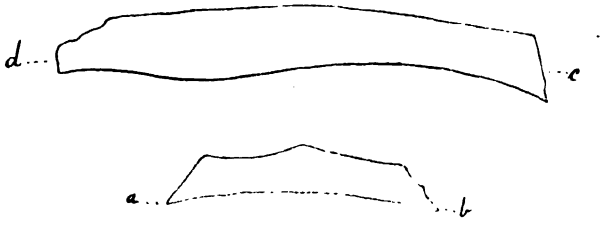


Fig. 182.

Fig. 179. Feuersteinschaber aus dem Diluvium des Thieder Gypsbruches, von der Rückenseite. — Fig. 180. Derselbe von der Unterseite. — Fig. 181. Längsdurchschnitt von $d-c$. — Fig. 182. Querdurchschnitt von $a-b$. — Alle Figuren in natürlicher Grösse. (Vergl. Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 13. April 1889, S. 359.)

Feuersteinwerkzeug ein typischer, unzweifelhaft von Menschenhand hergestellter „Schaber" ist, haben alle Diejenigen anerkannt, welche das Stück in meiner Sammlung gesehen haben; auch Jap. Steenstrup trug kein Bedenken, dieses anzuerkennen, als er 1879 meine Sammlung besichtigte. Es liegt nach meiner Ansicht kein triftiger Grund vor, dasselbe für jünger zu halten als die fossilen Thierreste, welche in gleichem Niveau gefunden wurden. Der Feuerstein zeigt eine sehr schöne, weisse oder bläulichweisse Patina; als ich das Stück fand, klebte an ihm eine kalkige, lösskindel-ähnliche Concretion, wie sie in dem betreffenden Niveau des Thieder Gypsbruches nicht selten vorkommt.

Da die umgebende Ablagerungsmasse durchaus ungestört war, so muss ich die Möglichkeit, dass dieser Feuersteinschaber nachträglich an die Fundstelle (28 Fuss tief!) gelangt sei [1]), entschieden bestreiten.

Ein zweites Feuersteinwerkzeug von Thiede hat die Form eines sogenannten „Messers"; es bildet eine schmale, mit doppelter Rückenkante versehene Lamelle, welche aus einem mattgrauen, wenig glänzenden Feuersteine besteht (siehe Fig. 183—186).

An seiner Oberfläche haften einige kalkige Concretionen. Offenbar war das „Messer" ursprünglich um circa ein Drittel länger; es ist bei d (Fig. 183) abgebrochen.

Ich fand das Stück, circa 18 Fuss tief unter der Oberfläche in der durchaus ungestörten Ablagerungsmasse der Ostwand des Gypsbruches, in der Nähe von Rhinocerosknochen und nicht weit von dem Fundpunkte des oben besprochenen Hyänenskeletes entfernt. Dass es ein menschliches Artefact sei, haben bisher Alle anerkannt, welche es in meiner Sammlung besichtigt haben.

Ausser diesen beiden Werkzeugen besitze ich noch eine Anzahl von Feuersteinlamellen aus denselben Ablagerungen, welche theils als „Messer", theils als Lanzenspitzen zu bezeichnen sind; ich habe sie sämmtlich in der Ostwand des Gypsbruches gefunden.

Endlich erwähne ich eine breite Feuersteinlamelle, welche Herr Dr. A. Wollemann vor circa 14 Jahren als damaliger Schüler des Gymnasiums in Wolfenbüttel, welcher meine Excursionen nach Thiede zeitweise mitmachte, circa 18 Fuss unter der Oberfläche in den Ablagerungen der Ostwand des Gypsbruches gefunden hat (siehe Fig. 187—189). Dieselbe befindet sich jetzt im hiesigen Museum für Völkerkunde; sie ist von mir in dem Sitzungsberichte der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 13. April 1889, S. 359 f., näher besprochen worden. Auch bei diesem

[1]) Da diese Ablagerungen vom Inneren des Gypsbruches aus terrassenförmig abgegraben werden, um zu den Gypsfelsen zu gelangen, so kann man sich sehr deutlich von der Ungestörtheit derselben überzeugen.

[1]) Von irgendwelcher Rutschung oder Umlagerung der umgebenden Ablagerungsmassen war nicht die geringste Spur zu sehen!

Stücke kann ein Zweifel weder an der Provenienz, noch daran, dass es ein Artefact ist, erhoben werden.

Als ferneren Beweis dafür, dass der Mensch schon existirte, als die oben genannten Thiere lebten und ihre Reste in den Ablagerungen der Ostwand des Gypsbruches eingebettet wurden, führe ich drei dem Riesenhirsche zugehörige Stücke an, nämlich: 1. den von mir in dem Sitzungsberichte der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 11. März 1882 beschriebenen und abgebildeten Riesenhirsch-Metatarsus, welcher eine verheilte (vernarbte) Wunde zeigt, und 2. zwei im Sitzungsberichte derselben Gesellschaft vom 21. Juni 1890 von mir beschriebene und abgebildete Stücke einer Riesenhirsch-Geweihstange, welche letztere offenbar von Menschenhand zunächst halb durchschnitten und demnächst durchgebrochen worden ist (Fig. 190 und 191).

Nach der Untersuchung, welche Herr Dr. Wollemann, der glückliche Finder des erwähnten Metatarsus, durch Zersägen des Knochens an der vernarbten Stelle vorgenommen hat[1]), ist es höchst wahrscheinlich, dass die betreffende Verwundung einst von Menschenhand durch einen Pfeilschuss oder Lanzenwurf hervorgebracht wurde, was ich von vorneherein vermuthet hatte[2]).

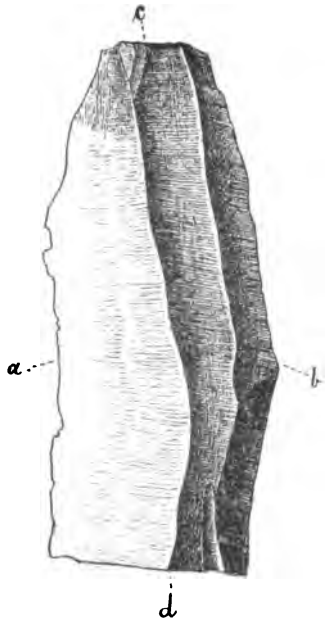


Fig. 183.

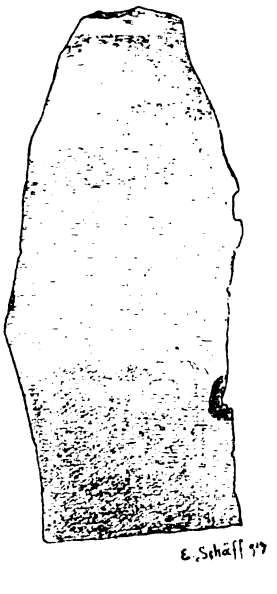


Fig. 184.

Fig. 185.

Fig. 186.

Fig. 183. Messerartige Feuersteinlamelle aus dem Diluvium des Thieder Gypsbruches, von der Rückenseite. — Fig. 184. Dieselbe von der Unterseite. — Fig. 185. Längsschnitt von *c—d*. — Fig. 186. Querschnitt von *a—b*. — Alle Figuren in natürlicher Grösse. (Vergl. Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, a. a. O., S. 361.)

Die beiden durch Fig. 190 und 191 angedeuteten Geweihstücke befinden sich in meinem Besitze; sie bilden einen Theil der reichen Ausbeute, welche ich am 8. und 9. April 1890 in Thiede erlangt und in

[1]) Siehe: Sitzungsbericht der Niederrheinischen Gesellschaft in Bonn vom 5. December 1887, S. 280.

[2]) Sitzungsbericht der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 11. März 1882. Vgl. auch die zugehörigen Bemerkungen Virchow's.

dem Sitzungsberichte der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 21. Juni 1890 beschrieben habe. Als ich sie erhielt, waren die Schnitt- respective Bruchflächen noch völlig vom Löss verhüllt; ich entdeckte die letzteren erst hier in Berlin beim Reinigen der Geweihstücke. Ich habe nicht den geringsten Grund, daran zu zweifeln, dass die betreffende Geweihstange im frischen Zustande vom Menschen bearbeitet worden ist, vermuthlich, um Griffe für Feuersteinwerkzeuge daraus herzustellen.

Vielleicht ist auch ein Beckenfragment (Acetabulum mit angrenzenden Theilen) des Cervus euryceros, welches ich am 8. April 1890 bei Thiede zusammen mit den anderen Sachen gefunden habe, von Menschenhand in seine jetzige Form gebracht worden.

Auf die sonstigen Knochen und Geweihstücke, welche ich als vom Menschen zerschlagene betrachte, gehe ich hier nicht näher ein; dagegen möchte ich einige Bemerkungen über die Holzkohlen hinzufügen. Ich habe dieselben meistens nesterweise in dem Lösslehm gefunden, nicht aber etwa schichtweise ausgebreitet, wie man es erwarten sollte, wenn sie von einem Blitzschlage herrührten und durch begleitenden Gewitterregen verschwemmt wären. Wenn Steenstrup (a. a. O., S. 24) von dem Mammuth-Leichenfelde bei Cannstatt angibt, dass dort zahlreiche „Kohlenbrocken", welche aus „Knochenkohle" bestanden, gefunden worden seien, so kann ich dieses von Thiede nicht berichten; die dortigen Kohlenstücke bestanden aus richtiger Holzkohle, meist von Kiefernholz, wie die von mir conservirten Probestücke beweisen.

Fig. 187.

Fig. 188.

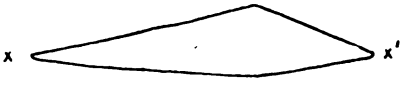


Fig. 189.

Fig. 187. Feuersteinlamelle (Lanzenspitze?) aus dem Diluvium des Thieder Gypsbruches, von der Rückenseite. — Fig. 188. Dieselbe von der flachen Unterseite. — Fig. 189. Querschnitt von x—x'. — Alle Figuren in natürlicher Grösse. (Vergl. Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, a. a. O., S. 360.)

Das Resultat obiger Betrachtungen ist also, dass nach meiner Ueberzeugung die Steenstrup'sche Mammuth-Theorie auf die von mir untersuchten Ablagerungen im östlichen Theile des Thieder Gypsbruches nicht anwendbar erscheint, und dass ich keinen genügenden Grund habe, die Gleichzeitigkeit des Menschen mit der sogenannten Mammuthfauna,

namentlich mit Hyaena spelaea, für jene Fundstätte zu bezweifeln.

Dass die Mammuthzeit viel älter, d. h. viel weiter von unserer Zeit entfernt ist, als manche Forscher (z. B. Maska, Schaaffhausen) annehmen respective annahmen, darf man wohl als sicher bezeichnen! Von 4000—5000 Jahren kann da gar keine Rede sein! Man muss mindestens das Dreifache annehmen!

Auch die Beobachtungen, welche mein hochverehrter Freund Prof. Dr. K. Th. Liebe bei Untersuchung der Lindenthaler Hyänenhöhle unweit Gera gemacht hat, sprechen offenbar für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit Hyaena spelaea.

Indem ich auf die betreffenden Publicationen Liebe's verweise [1]), theile ich aus einem Privatbriefe desselben hierüber noch Folgendes mit; es heisst in diesem Briefe:

„Geschlagene Feuersteinwerkzeuge und -Waffen (abgebildet im „Jahresberichte der Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaft in Gera" 1878) kamen hier (in der Lindenthaler Höhle) mit Hyaena spelaea und Ursus spelaeus auf dem Boden der Höhlenspalte so zusammen vor, dass eine gleichzeitige Einbettung zweifellos ist. Die dabei gefundenen Zähne von Elephantenkälbern etc. können ebensogut von den Hyänen herrühren, welche die Beute hereingeschleppt, wie von Menschen, Jägern, welche in der Höhle zeitweilig gehaust haben. Die seitlichen Nischen und Spalten, worin die Gewöllballen mit Resten der nordischen Arvicolen und Lemminge enthalten sind,

Fig. 190. Durchschnittene Geweihstange eines Cervus euryceros aus dem lössartigen Diluvium von Thiede bei Braunschweig. 1/4 der natürlichen Grösse. (Vergl. Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 21. Juni 1890, S. 365.)

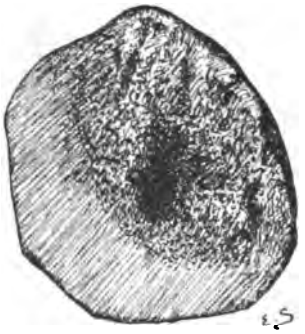


Fig. 191. Schnitt- beziehungsweise Bruchfläche des einen Stückes der in Fig. 190 dargestellten Geweihstange. Schnitt und Bruch vom diluvialen Menschen herrührend. 2/3 der natürlichen Grösse.

brauchen nicht gleichzeitig zu sein; sie können später mit diesen Resten ausgefüllt worden sein. Aber die Artefacte auf dem Boden der Höhle, welcher keinerlei Schichtung von Lehm, Culturschicht etc., sondern einfach nur Dolomitgrus und einige Steine zeigte, sind positiv von dem sonstigen Inhalte nicht zu trennen."

„Ferner fanden sich in diesem Lager auf dem Boden der Höhlenspalte aufgespaltene und quer-durchgebrochene Röhrenknochen von Equus, Bos und Cervus in grosser Zahl; an eine spätere Einmischung der-

[1]) Archiv für Anthropologie, Bd. IX, S. 155—172, und Jahresbericht der Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaft in Gera 1878.

selben kann nach Lagerung und Erhaltungszustand nicht gedacht werden. Alle Schädel sind entzwei, ausser einem von Ursus spelaeus und einem von Hyaena spelaea. Ueber einem der Feuersteinstücke vorn in der Höhle lagen wohlerhaltene Ballen von Hyänenkoth, welche in der Geraer Sammlung aufbewahrt werden."

„Auf den beiden Terrassen vor der Höhle, welche wegen Auflagerung von Löss etc. und wegen etwas Schichtung weniger entscheidend sind, waren die Verhältnisse ganz entsprechend. Hier könnte man ja eine Umlagerung in späterer Zeit für möglich halten — in der Höhle selbst aber nicht. Letztere war sehr praktikabel und breit genug, auch ganz trocken. Die Dolomitfelsen am Boden (nach der Seite zu) waren durch den langjährigen Einfluss der Raubthiertritte vollständig polirt, soweit sie aus dem Grus hervorragten."

Uebrigens hat auch Dr. Kriz in Steinitz sich auf Grund seiner sorgsamen Ausgrabungen gegen die Steenstrup'sche Theorie [1]) und für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth ausgesprochen. Ebenso scheint Dr. Wankel jetzt von seiner zeitweise gehegten Anerkennung der Steenstrup'schen Theorie in Bezug auf seine Funde in den Slouper Höhlen zurückgekommen zu sein (Vergl. Wankel, „Die prähistorische Jagd in Mähren", Olmütz 1892).

Auch die Untersuchungen, welche Dr. Eberhard Fraas kürzlich in Württemberg ausgeführt hat, sprechen für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit der Mammuth-Fauna.

Ich erwähne schliesslich, dass namentlich in Frankreich viele Funde gemacht worden sind, welche mit der Steenstrup'schen Theorie kaum in Harmonie gebracht werden können.

In welchem Verhältnisse die Mammuthreste von Thiede und die sie begleitenden Fundobjecte zu der Interglacialzeit (beziehungsweise zu den Interglacialzeiten) stehen, müssen zukünftige Untersuchungen noch feststellen. Wenn es in unseren Gegenden zwei Interglacialzeiten gegeben hat, so sind jene Funde wahrscheinlich der zweiten (letzten) Interglacialzeit zuzurechnen.

[1]) D. h. gegen die aus den Predmoster Funden gezogenen allgemeinen Schlüsse. Siehe: M. Kriz, Die Höhlen in den mährischen Devonkalken und ihre Vorzeit (Jahrbuch der geologischen Reichsanstalt in Wien, Bd. XLI, S. 609 ff.).

Literaturberichte.

23, 24.

Dörpfeld, W.: Die neuen Ausgrabungen in Troja. (Mittheilungen des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts. Athen. Abtheilung, Bd. XVIII, S. 199—205.)

Brückner, A. und Pernice, E.: Ein attischer Friedhof. (Ebenda, S. 73—191. Mit 5 Tafeln.)

Wir berichten im Nachfolgenden über zwei hervorragend wichtige Ausgrabungen, welche auf Hissarlik und bei Athen gemacht worden sind, und worüber die ersten Anzeigen im jüngst erschienenen Hefte der „Athenischen Mittheilungen" vorliegen. Möge es gestattet sein, im Interesse unserer Leser darüber ausführlicher und in etwas anderer Form zu referiren, als es in einer den Alterthümern der classischen Länder ausschliesslich gewidmeten Zeitschrift nöthig wäre.

Schon in einem Vortrage über die Ergebnisse von Schliemann's letzter Ausgrabung auf Hissarlik (März bis Juli 1890) in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, 1893, S. 136 ff., verweist A. Brückner auf den grellen Gegensatz zwischen der Urthümlichkeit der zweitältesten, von Schliemann für die homerische Ilias gehaltenen Stadt und dem hohen Glanz und der künstlerischen Vollendung der mykenischen Funde. Allein bereits die Grabungen von 1890, die letzten von Schliemann selbst geleiteten, führten zur Erkenntniss einer anderen Schicht, die mit mehr Recht als die homerische Stadtburg angesehen werden kann. Im Südwesten des altbekannten Ruinenhügels sind 13 m hohe Schuttwände weggeräumt worden, in welchen sieben Ansiedlungen verschiedener Zeiträume ihre über einander liegenden Reste zurückgelassen haben. Die drei untersten Schichten sind prähistorisch (mit Funden, die im wesentlichen den Charakter der sogenannten „zweiten Stadt" an sich tragen), die drei obersten hellenistisch und römisch, die vierte, mittelste ist, nach der Keramik beurtheilt, mykenisch und enthielt die Fundamente eines Palastes oder Tempels von 20 m Länge aus 1·60 m starken Steinblockmauern.

Diese Stadt blühte im XIV. bis XIII. Jahrhundert v. Chr., ihre Bewohner besassen importirte „mykenische" Waaren (1 Bügelkanne, 1 Krateruntersatz, Porzellan- und Alabasterfabrikate. Die mykenische Keramik steht der gleichzeitigen, monochromen, troischen fremdartig gegenüber; der Beifall, den sie fand, äussert sich nicht nur in der Einfuhr farbiger Stücke, sondern auch in der Nachbilduug derselben. Daneben behaupteten sich aber zum Theile die alten localen Formen.

Dieser Ansiedlung — so erkannte man — würde methodisch nachzugehen sein, wenn man im Sinne des verewigten Troja-Erforschers die Burg jenes Herrschers finden wollte, der mit dem goldreichen König von Mykenä bis zur Zerstörung seines Reiches Krieg geführt hat. Wenn auch die Bollwerke von den Griechen zerstört und später vielfach als Steinbruch benützt worden sind, so müsse sich doch die Ausdehnung dieser Burg an den Ueberresten der Ringmauer, welche sie sicher besass, feststellen lassen.

Diese Vorhersagungen sind eingetroffen. In seinem vorläufigen Berichte über die Grabungen vom Mai bis Juli 1893 constatirt Dörpfeld zunächst, dass sich bei Schliemann's letzten Arbeiten die Zahl der Ansiedlungsschichten auf neun vermehrt habe, indem sich zwischen die sechste und siebente eine altgriechische und eine spätgriechische „Stadt" einschob.

Ausserdem erwies sich die sechste (Schliemann's „lydische") Schicht als mykenisch und hat sich nunmehr auch als die stattlichste Burganlage herausgestellt, welche in vorrömischer Zeit auf Hissarlik stand. Man fand die Reste von sieben grossen Gebäuden, zum Theile vom Grundrisse der altgriechischen Tempel und der Megara von Tiryns und Mykenä, aber noch besser abgemessen und ausgeführt. Mindestens ebensoviele Bauwerke werden noch unter der Erde liegen. Am auffallendsten ist ein in der Mitte der Burg gelegener Bau (Tempel), der einen Saal von 9 m Breite und 11·5 m Länge darstellt und durch drei hölzerne Säulen in zwei Schiffe getheilt war.

Die Festungsmauer ist 5 m stark und gegenwärtig noch mehrere Meter hoch, aus grossen Steinen erbaut, mit einem 18 m starken Thurm an der Nordostecke, der noch 8 m hoch ist und eine Treppe enthält.

Zweifellos ist dies die homerische Pergamos. Sie ist etwa gleich gross wie Tiryns und Mykenä und doppelt so ausgedehnt, als die Burg der zweiten Stadt. Ihre Höhe über der Ebene beträgt 28 m. Diese Akropolis ist sonach ebenbürtig denen von Tiryns und Mykenä, und mit Recht findet Dörpfeld, dass sie es wohl verdienen mochte, von Homer besungen zu werden. Mit grosser Wahrscheinlichkeit ist die Existenz einer gleichzeitigen Unterstadt anzunehmen. Etwa einen Kilometer südlich von der Burg sind mykenische Scherben mit vielen „lydischen", d. h. localen, zusammen gefunden worden, dabei auch zahlreiche jüngere Gräber, und in einem derselben eine der Keramik der sechsten Stadt entsprechende Urne mit Leichenbrand (der homerischen Bestattungsweise).

Dörpfeld meint, dass die Burg der zweiten Schicht, die sogenannte „verbrannte Stadt", mit Rücksicht auf die Zeitdauer, welche wir der dritten bis sechsten Stadt einräumen müssen, in das III. Jahrtausend hinaufzurücken sein werde und dass sie demnach aus einer Zeit stamme, aus der wir in Europa keine annähernd gleichalterige ähnliche Anlage kennen. Mit dieser absolut chronologischen Folgerung möchten wir lieber noch zuwarten. Der Boden von Hissarlik scheint so ergiebig an Umwälzungen durch Feuer und Schwert, dass die einander culturhistorisch so ähnlichen „Städte" zwei bis fünf sehr rasch aufeinander gefolgt sein können.

Auch die berühmten trojanischen Tumuli (Heroengräber) dürfen nach Dörpfeld in die mykenische oder die eigentlich classische Zeit der Troas gesetzt werden; denn in den meisten finden sich einheimische Gefässscherben gleich denen der sechsten Stadt.

Wir geben nachstehend das Schema der Schichten von Hissarlik nach Dörpfeld mit theilweiser Ergänzung durch die culturhistorischen Züge, durch welche Montelius (Die Bronzezeit im Orient und in Griechenland. [Arch. f. Anthr., XXI, 1892/3, S. 1—40]) dieselben näher charakterisirt.

I. Vormykenische oder prähistorische Schichten.

a) Uralte Ansiedlung = erste Schicht (nur ein kleiner Theil untersucht). Kein Eisen und keine Bronze, aber Kupfer und Stein. Thongefässe sehr primitiv, mit eingeritzten, weiss ausgefüllten Linien.

b) Stattliche Burganlage mit Wohnhäusern, Burgmauern, Thürmen und Thoren = zweite Schicht oder „verbrannte Stadt" (zeigt drei Bauperioden und bildet circa ein Drittel der ganzen Schuttmasse). Bronze- und Steinwaffen, aber noch keine bemalten Thongefässe. Blühte nach Dörpfeld im III. Jahrtausend v. Chr.

c) Drei unbedeutende Ansiedlungen nacheinander über den verbrannten Ruinen der zweiten Schicht = dritte bis fünfte Schicht. Bronze und Stein etc. wie in *b)*. Würden nach Dörpfeld etwa die erste Hälfte des II. Jahrtausends v. Chr. füllen.

II. Die mykenische Schicht oder die homerische Pergamos = sechste Schicht.

Noch kein Eisen. Bronze- und Steinwaffen. Bemalte Thongefässe.

III. Die nachmykenischen Schichten.

a) Archaische Wohnhäuser = siebente Schicht. Eisen und bemalte Thongefässe.

b) Griechisch-hellenistische Wohnhäuser = achte Schicht.

c) Stattliche römische Bauwerke = neunte Schicht.

Wir fügen in Kürze nach Montelius (a. a. O.) einige Daten hinzu, welche hauptsächlich den Prähistoriker angehen. Die jetzt in ihrem Anspruch auf poetische Verherrlichung depossedirte „zweite Stadt" (vixere fortes ante Agamemnona) enthielt bronzene Flachbeile und gelochte Aexte mit gegensinniger Doppelschneide, Meissel, Messer und Dolche (zum Theile gleich den kyprischen), keine Lanzenspitzen, keine Schwerter. Die Bronze ist wirkliche Bronze, aber zinnarm (3—8·6 %), also sehr alterthümlich. Aus Bronze sind auch Gefässe und Schmucksachen: Nadeln, Fingerringe, aber keine Fibeln, die hier und in den vier folgenden Städten fehlen. Gleiches ist aus Gold und Silber in „Schatzfunden" erhalten, darunter einige mit aufgelegten Spiralen verzierte Goldsachen, die aber im „Grossen Schatze" fehlen, also vielleicht jünger sind.

Die Thongefässe sind zum Theile Gesichtsurnen, zum Theile Henkelflaschen mit schräg emporlaufender Mündung wie in Cypern. Elfenbein, Glas, Carneol und ägyptisches Porzellan sind vorhanden; Bernstein fehlt.

Die dritte bis fünfte „Stadt" waren nur kleine Dörfer; die sechste gehörte dem Ende der Bronzezeit an. Eisen fehlt, Stein ist noch häufig in Waffen und Werkzeugen; die Bronze zeigt zum Theile andere Formen als früher. Es erscheinen vier Doppeläxte gleich den älteren, daneben Lanzenspitzen mit Düllen, Pfeilspitzen mit Widerhaken und langer Angel und stark gekrümmte Messer, Typen der späteren Mykenä-Zeit. Die Thongefässe sind zum Theile monochrom, zum Theile bemalt, erstere locale Fabrikation, letztere Import aus Griechenland.

Montelius theilt die Bronzezeit im Orient und in Griechenland in vier oder, wenn man die zwei Unterstufen der dritten Periode berücksichtigt, in sechs Perioden. Jeder unbefangene Leser seiner verdienstlichen Uebersicht und Gruppirung der ältesten Fundschichten muss bemerken, dass das Material in diesem weiten Gebiete noch etwas zu mager ist, um so feste und sichere Schlüsse darauf zu bauen. Es ist die Anwendung eines im Norden und in Italien erprobten Principes auf einen in gewisser Hinsicht noch recht fundarmen Länderraum. Für „Bronzezeit IV", welcher ausser der sechsten Stadt von Hissarlik die Grabkammern von Vaphio, Mykenä, Nauplia, Menidi, Spata, Jalysos u. a., die Paläste von Mykenä und Tiryns und die unterste Schichte der Akropolis von Athen angehören, concedirt Montelius einige eiserne Fingerringe (gegen das Ende der Periode), im Uebrigen Schwerter, Aexte mit Schaftloch, Fibeln, späte („unechte") Spiral-Ornamente, Thongefässe mit Firnissmalerei der zweiten Manier des dritten Stiles (häufig Bügelkannen). Sie blühte nach den Daten ägyptischer Parallelstücke um 1400 v. Chr., aber nicht mehr sehr lange nachher; denn das Eisen muss lange vor 1000 in Griechenland allgemein gebraucht worden sein, da es unter Ramses II. (XIII. Jahrhundert) in Aegypten bekannt war und also in Griechenland nicht unbekannt sein konnte. Das Schwert und die Axt kamen vielleicht aus Norden nach Griechenland (?) und auf demselben Wege mochte in der ersten Eisenzeit (Dipylonperiode) auch die nordische Sitte der Leichenverbrennung in Hellas eingedrungen sein.

Mit dem Ergebniss der beiden letzten Ausgrabungen auf Hissarlik wird die trojanische Frage, wenigstens in der Auffassung, welche uns Schliemann als ein edles Vermächtniss hinterlassen, zu einem Theil der mykenischen Frage und participirt an den Schicksalen der letzteren. Was nun die mykenische Frage betrifft, so erhält ein unbefangener Zuseher des Processes, der sich da abspielt, den Eindruck einer Exemplification des Satzes: „Der Wunsch ist des Gedankens Vater." In rücksichtslosester Weise ist bekanntlich Schliemann deductiv verfahren; aber auch die gelehrte Thätigkeit, welche seinen Funden jetzt gewidmet wird, ist von der Vorstellung beherrscht, dass es am schönsten und förderssamsten wäre, wenn griechischer Geist aus jenen langverhüllten Zeugnissen zu uns spräche. Kann das gezeigt werden — erst dann sind sie wirklich erworbenes Gut, sonst nur hinderliche Erbstücke. So hat in einem schwungvollen Vortrage zuletzt auf dem Wiener Congresse der Philologen und Schulmänner Prof. Dr. Emil Reisch aus Innsbruck die mykenische Frage behandelt; allein auch die Vertreter entgegengesetzter Ansichten, Prof. Dümmler aus Basel und Prof. Studniczka aus Freiburg, sind in kurzen Erwiderungen zu Worte gekommen. Reisch fasst die mykenische Cultur als eine Phase des griechischen Volkslebens auf; Dümmler gibt zu, dass, seit Köhler jene Cultur den Karern zugeschrieben, durch neue Funde mancher Gegensatz zwischen Griechisch und Mykenisch gemildert worden sei, sowie dass unter den Trägern der mykenischen Cultur jedenfalls auch bereits Griechen waren, doch sei diese ihrer Herkunft nach jeden-

falls ungriechisch und wenigstens vorläufig vorsichtiger von der griechischen Culturgeschichte auszuschliessen. Studniczka räumt ebenfalls ein, dass sich der Gegensatz zwischen mykenischer und hellenischer Sitte stark reducirt habe, betont aber, dass sich die mykenische Cultur immer noch zu sehr als eine Mischung nichthellenischer Elemente erweise, um ihre Ausbildung bei einem hellenischen Stamme für sicher halten zu können. Auch die hellenische Nationalität der kretischen Macht des Minos — die Vermuthung, dass Kreta der Ausgangspunkt der mykenischen Cultur sei, hält Reisch für berechtigt — sei nicht unzweifelhaft.

Wir, in der Prähistorie, sind daran gewöhnt und ertragen es leichter, den Namen und damit die sprachliche Zugehörigkeit und sonstige Geistesrichtung eines Volkes nicht zu kennen, von dem uns reiche Fundschichten überliefert sind. Ja, wir bescheiden uns, nicht einmal von einem Volke zu sprechen, wenn auch mehrere Völker und Völkertheile in Betracht kommen, wenn es sich einfach nur um ein Culturganzes handelt, nicht um ethnische Einheiten. Gleich im benachbarten Italien steht mit der Cultur der Terramaren, noch eclatanter mit der Villanova-Cultur eine solche Frage vor uns, die besser vorläufig nicht als Frage behandelt würde. Die Villanova-Stufe Mittelitaliens gehört, wenn man nicht der Ansicht v. Duhns über die Herkunft der Etrusker beipflichtet, sicher schon, wenigstens zum Theile, den Etruskern. Aber wer würde sie nach den späteren, specifisch etruskischen Arbeiten als etruskisch erkennen, wenn sie uns nicht auf dem Boden entgegenträte, wo dieses Volk später ausgeprägte Zeugnisse seiner Eigenart zurückgelassen hat? Ebenso steht es in Griechenland mit der mykenischen Cultur. Die Continuität der Entwicklung, welche man jetzt in Griechenland, wie in Italien, so eifrig nachzuweisen bemüht ist, kann nur lehren, dass die Existenz des betreffenden Volkes oder eines Theiles desselben in so hohe Zeit hinaufreicht, wie die fraglichen, weil stumm überlieferten, culturgeschichtlichen Erscheinungen.

Man geht aber weit darüber hinaus. Furtwängler und Löschcke (Mykenische Vasen, vorhellenische Thongefässe aus dem Gebiete des Mittelmeeres, Berlin 1886) meinen, man möge die mykenischen Alterthümer vorhellenisch nennen — ungriechisch seien sie nicht. Besonders die Keramik mit Firnissmalerei wird als peloponnesisch griechisch und die Argolis als das Mutterland derselben in Anspruch genommen. Die Arbeit auf der Drehscheibe und die Bemalung statt der plastischen oder geritzten Verzierung hätten die Griechen von Karern oder Phönikern gelernt; aber die Vasen mit Firnissmalerei seien sämmtlich an einem Orte gefertigt und von dort verbreitet worden, wie später die korinthischen und noch später die attischen Thongefässe. Ihre Ornamentik sei eine autochthone, naturalistische; zu ihren Meerthieren, Pflanzen und Spiralen nimmt sie Vierfüssler, Vögel, Menschen auf, nicht aber Greife, Sphinxe, Löwen. So zeigt sie sich, während die Glas- und Goldornamentik direct oder indirect aus Aegypten und Asien neue Elemente einführt, unberührt von Cultur und Luxus des Orients, aber beseelt von rastlosem Sinne für Beobachtung der organischen Natur. Ausser Thongefässen seien aber auch eingelegte Schwerter und einachere Klingen, wahrscheinlich auch Schmucksachen, nach verschiedenen Punkten der griechischen und ungriechischen Welt (Thera, Rhodos, Kerkyra) verbreitet worden. Der mykenische Vasenexport umfasste Rhodos, Thera, Kreta, Kypern, Aegypten, Kleinasien, Attika, Megara, Böotien, Phokis, Nordgriechenland, den Peloponnes, Sicilien, das italische Festland und Sardinien.

Das Ende der mykenischen Cultur sei durch das Aufkommen des Dipylonstiles bezeichnet. Dieser ist gleichzeitig dem vierten oder letzten mykenischen Vasenstil. Er tritt fertig, sogar greisenhaft erstarrt hervor. Vermuthlich sei während der Herrschaft des dritten Stiles ein dorischer Stamm hereingebrochen, der sich noch nicht lange über die Culturstufe der mitteleuropäischen Bronzezeit erhoben habe und ausser einfacher Gravirarbeit in Knochen und Metall nur die Weberei in conventionellen, stilistisch consequent entwickelten Mustern verstand Von den Mykenäern hätten die Dorier Thongefässtechnik, Firnissmalerei und einzelne Motive gelernt, und vielleicht habe die Dipylonvasen-Fabrikation schon in Argos begonnen. In der bewegten Zeit nach der dorischen Wanderung (X. Jahrhundert) habe sich der Geschmack vom reinen Ornament abgewendet — man wollte Thaten sehen.

Dieses Culturgemälde erinnert einigermassen an den bekannten Versuch, eine autochthone, auch künstlerisch nicht unbedeutende Cultur der ersten Eisenzeit in den Alpenländern zu constatiren und an die jetzt herrschende Ansicht von der circumpadanischen Herkunft der mittelitalischen Villanova-Stufe. Gewisse Aufstellungen gleichen einander, weil uns wiederholt die räumlich näher liegenden Wirkungen früher bekannt werden, als die entfernteren Ursachen. Sollte nicht das plötzliche Hervortreten der Erscheinungen (darunter sogar „greisenhaft erstarrter"), die Hauptschwierigkeit für die Annahme sonst wohlerwogener Folgerungen, zur Vorsicht mahnen?

Doch es ist Zeit, auf den „attischen Friedhof" zu kommen, der in die Dipylonzeit zurückreicht und dessen älteste Funde sich passend im Zusammenhange mit den bisherigen Betrachtungen besprechen lassen. Dank dem Entschlusse der griechischen Generalephorie der Alterthümer, nach dem Abschlusse der Ausgrabungen auf der Akropolis in grösserem Umfange und mit genauerer Beobachtung als bisher Gräberstätten aufzudecken, kam es 1891 zur Untersuchung eines ausgedehnten Grundstückes im Nordwesten von Athen, wo schon früher reiche und zum Theile sehr alte Gräber blossgelegt worden waren. Es lag da, nordöstlich vom Dipylon, dicht vor der themistokleischen Stadtmauer, welche den äusseren vom inneren Kerameikos schied, ein weites Todtenfeld, das schon 300 Jahre vor jenem Mauerbau in Benützung stand. Wahrscheinlich liegen in dem 300 m breiten Zwischenraum zwischen diesem Friedhof und dem Dipylon noch mehr solche Gräber und vielleicht ging die ganze Nekropole in der Dipylonzeit noch weiter nach Osten und Westen. Der Friedhof selbst bestimmt den Zug der Stadtmauer und jenseits des ersteren erhob sich in der Folge ein neues Quartier, der äussere Kerameikos. Mündlicher Nachricht zufolge soll in einem der dortigen Gräber früher sogar eine mykenische Bügelkanne gefunden worden sein. Später sind so alte Gräber nicht mehr bekannt geworden.

Beschrieben werden 231 Gräber, davon 19 aus der Dipylonzeit; der Rest gehört (bis auf 5—10 der obersten Schicht) dem VI. bis IV. Jahrhundert an, meist dem V. und IV., denn streng schwarzfigurige Vasen sind selten. Nach der Dipylonzeit scheint also der Friedhof nur wenig und erst

nach der Errichtung der themistokleischen Mauer wieder stärker benützt worden zu sein. Die Dipylongräber wurden in späterer Zeit rücksichtslos umgewühlt, da der Boden kostbar war; aber auch von den späteren Gräbern ist oft eines in's andere gebaut. Die Dipylongräber sind mit Ausnahme eines einzigen (III, Bronzeurne mit calcinirten Kochen, Grabgrösse übrigens gleich den übrigen) Skeletgräber. Eines darunter (I) enthielt die grösste aller bisher bekannten Dipylonvasen, vielleicht überhaupt das grösste aller bemalten Thongefässe, ein 1·80 m hohes Stück mit der stattlichsten Darstellung vom Leichengepränge jener Zeit. An Beigaben erscheinen ausser Thongefässen: Eisenwaffen, und zwar die auch in den Vasenbildern dieser Zeit dargestellte typische Ausrüstung, bestehend aus Dolch, Schwert und 2 Lanzen, gestanzte Golddiademe, Knochenschnitzereien (Beschläge von Kästchen, wohl aus einem Frauengrabe), dann in einem besonders reichen Grabe (XIII) neben 7 Gefässen: 6 nackte weibliche Figuren aus Elfenbein, stehend, 6—25 cm hoch, zum Theile mit Eisenstiften genietet, im Stile der Dipylonvasen, also wohl die ältesten bekannten Erzeugnisse der attischen Bildschnitzerkunst, 3 Löwen aus ägyptischem Porzellan mit Hieroglyphen aus der Zeit der saïtischen Könige und einige zum Einlegen bestimmte, gesägte Knochenornamente. Thierknochen von Opfern wurden mehrfach beobachtet. Zweimal waren die Leichen in liegenden grossen Vorrathsgefässen (Pithoi) beerdigt; Grab VIII ein Kindergrab und Grab XIX mit 1·40 m hohem, 82 cm breitem Pithos für die zusammengeschobene („hockende") Leiche eines Erwachsenen.

Brückner und Pernice heben vor Allem den einheitlichen Charakter der Thongefässe hervor, welche sämmtlich der früher „pelasgisch" genannten Art angehören. Es fehlen die von Böhlau (Jahrbuch 1887, S. 33—66) behandelten „frühattischen Vasen", welche die Lücke zwischen den Dipylongefässen und der zusammenhängenden jüngeren, etwa mit der bekannten François-Vase beginnenden Entwicklungsreihe ausfüllen, ebenso natürlich die späteren schwarzfigurigen Gefässe, und die Ansicht Helbig's, Löschcke's u. A., dass Dipylonvasen in Athen noch während des VII. und VI. Jahrhunderts in Gebrauch gestanden seien, verliert ihre Geltung. Kroker (Jahrbuch 1886, S. 106—113) u. A., auch E. Curtius, setzen die Dipylonvasen in die zweite Hälfte des VII. Jahrhunderts; dann müsste die ganze stufenweise Entwicklung bis zur pisistratischen Periode in 120 Jahren vor sich gegangen sein. Gegen diese unwahrscheinliche Annahme wollen Brückner und Pernice wenigstens das VII. Jahrhundert noch von den geometrischen Vasen freihalten [1]).

Trotz des erwähnten einheitlichen Charakters der Dipylonkeramik in den jüngst entdeckten Gräbern, sondert sich von den eben gedachten bemalten Vasen eine nach Form und Verzierung abweichende kleine Gruppe zierlicher, monochromer, im Schmauchfeuer gebrannter Thongefässe, welche nach der schon durch die mykenische Keramik erfolgten Verdrängung der monochromen Technik eine seltsame Erscheinung bilden. Sie vertreten offenbar die Technik der Vorfahren der Dipylontöpfer zu einer Zeit, wo sie sich noch nicht mykenischen Mustern angenähert. Hieher gehören die Warzen — auch an Dipylonhydrien — die plastisch angesetzten Thiere u. s. w. Ein auf Salamis mit bemalten Dipylonvasen gefundenes Gefäss, welches die Verfasser, als dieser wichtigen Classe angehörig, abbilden, hat Buckelchen an der Schulter, verticale, gerade und Zickzackstreifen am Körper, oben herumlaufende Zickzacklinien, doppelten Hals mit Kleeblattmündungen und auf dem oberen Ansatze des strickförmig gedrehten Doppelhenkels die Figur eines Pferdchens, also eine Reihe echt prähistorischer, hoch alterthümlicher Merkmale, die lebhaft an den Stil der ersten Eisenzeit in Mitteleuropa erinnern. Vielleicht, meinen die Autoren, rührt auch die Geradlinigkeit der gemalten Dipylonornamente von der vor der Bemalung geübten Ritztechnik her. Von den grossen Pithoi, die als Särge gedient haben, ist der aus Grab VIII blos mit eingeritzten Ornamenten (einem gestrichelten, mäanderartig auf- und niedersteigenden Bande, in dessen Viereckfeldern Hakenkreuze eingezeichnet sind), der aus Grab XIX mit theils gepressten, theils geritzten Ornamenten (drei Umlaufsbändern mit tangential verbundenen Spiralen und einem einfachen, geradlinigen Muster) verziert.

Die Mannigfaltigkeit an Thongeschirr veranschaulicht den ganzen Hausrath einer Familie aus der Dipylonzeit. Grosse Vorrathsgefässe haben als Särge dienen müssen. Russgeschwärzte Töpfe in Kindergräbern werden mit der Speise, die in ihnen gekocht war, beigesetzt sein. Zum Tafelgebrauche dienten die weiten, niedrigen Töpfe, welche fast in keinem Grabe fehlen. Schalen, Tassen und Becher der verschiedensten Formen sind gewiss Trinkgeschirre; dazu gehörten Kanne, Krater und Amphora. Oelfläschchen und Büchsen waren zum Toilettegebrauch beigegeben. Alles, was auf den Speisetisch oder in seine Nähe gehört, besteht aus feinem, braunem Dipylonthon und ist über und über, wenn auch meist nur ornamental, bemalt. Kochgeschirr ist unverziert und aus grobem, ungereinigtem Thon. Die figurale Malerei beschränkt sich auf Vorgänge, welche mit der besonderen Verwendung des Gefässes in engster Beziehung stehen. Vier Gräber enthielten je eine aufrechtstehende, besonders reich bemalte Hydria, welche Brückner und Pernice als Lutrophoros, als Badegefäss, deuten. Also auch das Bad wurde den Verstorbenen mitgegeben, vielleicht nur den Unverheirateten (das Brautbad).

Unter den nicht keramischen Beigaben sind nur die Porzellanfigürchen sicher importirt. Die Eisenschwerter zeigen bekannte Formen mit breiter (die Form des Griffes und des Knaufes vorbildender), gerandeter Griffzunge. Gerandete Griffzungen mit Nietlöchern für die Schalen und mit kurzen Parirstangen haben die Eisendolche. Trotz des theilweise abweichenden Stiles werden auch die gestanzten Golddiademe attische Arbeit sein; denn es finden sich auf ihnen echte Dipylonmuster. Es scheint aber, dass die Zunft der attischen Goldschmiede, vorgeschrittener als die der Vasenmaler, bereits die orientalischen Muster aufgenommen hatte; demnach würden diese Dipylongräber wohl dem jüngsten

[1]) Gegen Kroker's, auf die Schiffsbilder der Dipylonvasen gestützte Datirung siehe: Pernice, Athen. Mittheilungen, XVII, S. 285 - 306. Derselbe erblickt, ebenda S. 205 f. in einer bei den Ausgrabungen in der Piräusstrasse in Athen gewonnenen geometrischen Vase besonderer Art eine Uebergangsstufe zwischen den Dipylongefässen und Böhlau's „frühattischen Vasen". Für den attischen Ursprung der ersteren ist schon Kroker energisch eingetreten, und Pernice folgert nun: „Entweder sind Dipylonvasen, unser Kessel (das Gefäss l. c., Taf. X), und frühattische Vasen insgesammt nicht attischer oder insgesammt attischer Herkunft. Welcher Schluss der richtige ist, braucht nicht gesagt zu werden."

Abschnitte der geometrischen Periode (um 700) angehören. Bemerkenswerth ist das Fehlen bronzener Schmucksachen, an denen viele Nekropolen im Alpen- und Donaugebiete und in Italien so reich sind. Solcher Schmuck geht in den auch sonst sparsamen attischen Gräbern nicht über ein paar Fibeln hinaus — hier fehlt er sogar ganz –, während in Böotien, das die Todten allezeit mit grösserem Prunk ausstattete, im einzelnen Grabe Bronzefibeln in grosser Zahl beisammen und dabei noch anderer Bronzeschmuck neben geometrischen Vasen gefunden werden. (Fibeln aus Gräbern der geometrischen Periode siehe bei Studniczka, Athen, Mittheilungen, XII, S. 14; über Böotien: Böhlau, Jahrbuch, III, S. 361; Arch. Anz. 1891, S. 124, Nr. 12) Das ist Kargheit, wenn man will, Nüchternheit, aber man fühlte doch noch, was dem Todten gebühre und im Jenseits zugute kommen sollte. „Noch wird der Mann mit seinen Waffen beerdigt; — wir wüssten kein späteres attisches Grab, in welchem Waffen gefunden worden wären." Die Knochen vom Stieropfer (πρόσφαγμα), welches erst Solon verbot, finden sich noch und zeugen mit allem Anderen von der frischen Ursprünglichkeit des Todtencultus.

Nur ein Grab war, wie erwähnt, ein Brandgrab. Auch die griechischen Localantiquare wollen keine vorgeschichtlichen Brandgräber kennen. Helbig (Das homerische Epos, 2. Auflage, S. 75), welchem Andere gefolgt sind, nimmt dagegen an, dass in den Dipylongräbern der jüngere Gebrauch der Verbrennung vorherrsche. Aber Gustav Hirschfeld (Ann 1872, S. 135, 167), auf den sich Helbig stützt, meint nur, dass in der Dipylonzeit unterschiedslos beerdigt und verbrannt worden sei. Brückner und Pernice kennen kein zweites Brandgrab aus dieser Zeit. Bei den Ausgrabungen solcher Gräber in Eleusis wurde von Philios ('Εφημ. αρχ. 1889, S. 186) Beerdigung als der vorherrschende Gebrauch beobachtet; nur ein bis zwei Gräber enthielten sicher Leichenbrand. In anderen Fällen sei nachträgliche Verbrennung der Leichenreste anzunehmen, als man den Boden wieder belegte und den älteren Inhaber des Grabes unschädlich machen wollte. Böckner und Pernice vermuthen, dass die Griechen überhaupt auf diese Weise zur Leichenverbrennung gekommen seien; sie stützen sich auf E. Rode's Ansicht, dass die Zeit Homer's den Leichenbrand pflegte, weil sie durch die Gewalt des Feuers die Geister in die Tiefe bannen wollte, um von ihrem Wirken erlöst zu sein.

Die Gräber waren ursprünglich kaum über 2 m tief und besassen häufig bankartig umlaufende Auflager für Balkendecken, welche die Gefässe schützten und, wie es scheint, bemalt gewesen sind. Sonst ist die Leiche, wenn sie nicht in einem Thongefäss geborgen war, mit Steinen umstellt oder in die blosse Erde gebettet. Särge kommen nicht vor. Die Leiche wurde auf dem Ruhebette hinausgetragen; am Grabe wurden Brandopfer dargebracht. Ueber dem geschlossenen Flachgrabe wurde in einer Grube die Grabvase aufgestellt (Attika, Böotien, Kypern); diese diente als Grabmal, zum Schmucke und für die Grabspenden. Diese Denkmale sind zuweilen nur geometrisch verziert, wie auch einige mykenische Grabstelen, häufiger war auf denselben die πρόθεσις und die ἐκφορά in aller Ausführlichkeit gemalt, dazu im unteren Streifen Schiffskämpfe, ein passendes Emblem für eine Zeit, in welcher sich die attische Bürgerschaft als reisige Flottenmannschaft darstellte. Denn dieselbe war vor Solon in Naukrarien getheilt, in ihnen geschah das Aufgebot der wehrfähigen Mannschaft: Kriegsvolk und Rudermannschaft sind identisch wie bei Homer. „Und wie nun das Reiterbild auf den Stelen des VI. Jahrhunderts hinweist auf den ritterlichen Stand des Verstorbenen, so werden ähnlich die Schiffskämpfe auf den zwei Jahrhunderte älteren Grabmälern bezeugen, dass die Bürger, deren Grab so geziert ist, ihre Wehrpflicht in den Naukrarien erfüllt haben."

Ausser den Vasen kommen auch rohe, inschriftlose Stelen als Grabmäler vor. Das Epos erfordert Stele und Grabhügel; aber der letztere fehlt. Die vorgefundenen Tumuli stammen aus jüngerer Zeit mit häufiger Verbrennung. Und was erstere betrifft, so hatte offenbar der Steinmetz noch nicht die Form gefunden, welche der Aufgabe entsprach. — Die Grabmalvasen sind ursprünglich natürlich nicht der Bilder, sondern der Form wegen auf's Grab gesetzt worden. Sie standen tief in der Grube, bestimmt, die Todtenspenden aufzunehmen und waren deshalb unten durchbohrt, der Fuss hohl, damit die Spende ungehindert in's Erdreich, zur Wohnstätte der Todten hinabrinne. So wurden die Abgeschiedenen über die Bestattung hinaus gepflegt — ein von der Völkerkunde vielfach bezeugter Brauch — in dem festen Glauben, dass die Unterirdischen durch Speise und Trank fort und fort zu befriedigen seien. Das ist nicht homerische Lehre, sondern ältere Sitte und Ueberzeugung. Erst später, in der Zeit der Ablösung des geometrischen durch den orientalisirenden Stil finden wir in Attika die Todtensitte in Kraft, welche den Schilderungen und Anschauungen des Epos entspricht.

M. Hoernes.

25.

Much, Dr. Matthäus: Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniss zur Cultur der Indogermanen. Mit 112 Abbildungen im Texte. Zweite, vollständig umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Jena, Herm. Costenoble 1893. XII + 376 pp. 8°.

Much's „Kupferzeit', eine Arbeit, die sich längst einen sicheren Platz unter den Monographien der urgeschichtlichen Literatur errungen hat, erschien zuerst fortsetzungsweise in den „Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Kunst und historische Denkmale" 1885 und 1886 dann, als Separatabdruck in Buchform, Wien 1886, 187 pp. 8°, und nunmehr ist ein Verlagswerk von mehr als doppeltem Umfange daraus geworden. Wir haben also beinahe ein neues Buch vor uns, dessen Gedankengang und Hauptinhalt schon vor Jahren in einer gleichbetitelten Abhandlung dargelegt wurden. (Ueber die letztere vgl. Szombathy's kritisches Referat in diesen „Mittheilungen", XVI, S. 58 ff.) Den Antrieb zur erweiterten Bearbeitung des Gegenstandes fand Much in der ferneren, „fast erstaunlichen Menge von Gegenständen aus ungemischtem Kupfer", welche seit seiner ersten Statistik bekannt geworden sind, sowie in dem seither mit höherem Eifer und Erfolg betriebenen Studium der die Kupferfunde begleitenden Erscheinungen, z. B. der becherförmigen Thongefässe, der Schmucksachen aus Stein, welche es ermöglichen, „in das Bild dieser Zeit, das sich anfangs nur in seinen Umrissen zeigte, auch viele einzelne Züge und manche mehr belichtete Theile einzuzeichnen". In der ersten Auflage konnte Much nur 200 Fundorte von Kupfersachen nennen; jetzt verzeichnet

er deren 400, wenngleich die Diagnose auf dieses Metall in vielen Fällen nur vermuthungsweise gestellt wird, da zahlreiche Angaben natürlich nicht weiter geprüft werden konnten und andere auf Schlüssen aus der einfachen Form der Objecte beruhen. Analysen liegen nur in 72 Fällen vor; in 42 Fällen fand sich neben den Kupfersachen Bronze, in vielen anderen allerdings wieder bearbeiteter Stein, der ja aber auch neben der Bronze so häufig auftritt, dass man — allerdings parodistisch — die Benützung der Bronze in gewissem Umfange als Kennzeichen der jüngeren Steinzeit aufstellen könnte. Die Italiener haben, nach meiner Ansicht sehr glücklich, das Beispiel ihres grossen Landsmannes befolgt und das Ei auf die Spitze gestellt, indem sie in die Betrachtung ihrer vorgeschichtlichen Denkmäler eine aeneolithische Periode einführten. Eine solche hat es in ganz Mitteleuropa auch gegeben, und dahin gehören die wirklich alten Kupferfunde. Die Pfahlbausachen, von denen Much ausgeht, haben das Missliche, dass sie keine Schichtung erkennen lassen, dass sie keinem bestimmten, zeitlich begrenzten Acte entstammen, wie Gräberfunde, sondern einem langwierigen Processe. Was Much eigentlich beweisen will, beweist er nicht; er häuft die Documente, welche dafür sprechen sollen, aber er formulirt es selbst nicht mehr so scharf, wie in der ersten Auflage.

In dem abschliessenden Abschnitte „Zeitbestimmung" sind die Gründe gut entwickelt, aus welchen wir annehmen dürfen, dass der überseeische Orient (Aegypten, Assyrien, Kypros) schon im IV. Jahrtausende vor dem Beginne unserer Aera das Kupfer besass; aber für Europa beweist dies nichts. Im Gegentheile scheint es, dass wir gegen die Aegypter um ein volles prähistorisches Zeitalter zurück sind, wenn beispielsweise dort am Nil um die Mitte des vorletzten Jahrtausendes v. Chr. die Morgenröthe der ersten Eisenzeit aufgeht, während bei uns gleichzeitig die des Bronzealters empordämmert. Ebenso kann es sich mit dem Kupfer verhalten haben, wobei Europa natürlich nicht als Ganzes dem Morgenlande gegenüber erscheint, sondern, nach Massgabe seiner räumlichen Entfernung von diesem, Unterschiede aufweisen muss. Für den Norden hat bereits J. Mestorf ihre ganz bestimmten Vorbehalte gemacht. („Sicher ist, dass im Norden eine hochentwickelte Steinaltercultur ohne jegliches Metall lange Zeit gedauert hat, weshalb ich die Annahme einer Kupferzeit in Europa nicht unbeschränkt anzuerkennen vermag." Prähistorische Blätter, V, S. 62.) Wir müssen dasselbe unsererseits für das südliche Mitteleuropa thun; die sogenannte „Kupferzeit" kann noch so tief in das neolithische Zeitalter herabreichen, nie wird man mit ihr an das Ende der Renthierperiode gelangen, an welches Much sie gerne anknüpfen möchte. Der Beginn der jüngeren Steinzeit, der Eintritt der gegenwärtig herrschenden klimatischen und thiergeographischen Verhältnisse liegt uns zu ferne, um mit sprach- und sachhistorischen Folgerungen erreicht zu werden, was so unmöglich ist, „als in den Mond mit einem Pfeil zu schiessen".

Was beweist es, wenn in den einfachen Verhältnissen der urzeitlichen Werkzeug- und Schmuckindustrie auf weite Länderstrecken hin eine gewisse Gleichförmigkeit und eine gewisse Folgerichtigkeit der Entwicklung herrscht, was einem stillen Verharren der Völker in ihren Sitzen zu entsprechen und die Bewegungen grösserer Menschengruppen auszuschliessen scheint? Daher hat eben die Prähistorie ihren Namen, dass wir historische Ereignisse in diesen Zeiten nicht zu erblicken vermögen.

Was uns die Alterthümer dieser Art nicht offenbaren, das zwingt man ihnen auch mit linguistischen Hebeln und Schrauben nicht ab. In den schwierigsten Fragen erwägt Much den Kreis der Möglichkeiten nur flüchtig, um sich rasch für jene Annahme zu entscheiden, die seiner wohlgegliederten Construction der europäischen Urgeschichte entspricht. Seine Kenntniss und Benützung der einschlägigen Literatur ist ebenso umfassend, wie gründlich; doch hätten wir gewünscht, dass er geraderen Schrittes auf Diejenigen losgegangen wäre, die sich klar und motivirt dahin ausgesprochen haben, dass sie seine Ansichten nicht theilen. Eine Streitschrift oder was irgend den Charakter einer solchen an sich trägt, braucht kein Kunstwerk zu sein, aus dem die Polemik nur in Anspielungen durchleuchtet. Unbestritten ist aber die Auffassung einer prähistorischen Kupferzeit, wie sie Much vertritt, doch gewiss nicht geblieben. Bei alledem enthält das Werk eine solche Fülle fleissig gesammelter Daten, die wir nur in einem Register gerne übersichtlich vereinigt sähen; so Vieles ist mit überzeugender Richtigkeit gesehen, dass wir dem Buche in seiner erweiterten Gestalt nur die Fortdauer und Vermehrung der Gunst des Publicums wünschen können, die es schon in seiner ersten Gestalt gefunden hat. **M. Hoernes.**

26.

Török, Prof. Dr. Aurel v.: Neuere Beiträge zur Reform der Kraniologie. 1. Ueber das Princip einer einheitlichen kraniometrischen Classification der Schädelformen und über das Problem der Schädeltypen. 2. Ueber die Variationen der Schädelform und über Variationsreihen im Allgemeinen. (Internationale Monatsschrift für Anatomie und Physiologie 1893. Bd. X, Heft 9 u. 10.)

Die einzelnen Zweige der Anthropologie ziehen in grösserem Maasse als andere junge Wissenschaftszweige ihre Nahrung aus der Arbeit von Dilettanten, welche, aus benachbarten Disciplinen herüberkommend, sich nicht immer der vollen Herrschaft über das Arbeitszeug des Anthropologen erfreuen. So kommt es, dass hier die einer fachmännischen Sichtung bedürftigen Beiträge vom Charakter der kleinen Bausteine einen relativ grösseren Antheil an den periodischen Publicationen haben als in anderen Wissenschaften. Während es sich in der Ethnographie und der Prähistorie bei diesen kleinen Beiträgen um wirkliche Bausteine handelt, hat sich die physische Anthropologie und speciell die Kraniologie einer Fluth von Arbeiten zu erfreuen, welche nicht Materialien zu ihrem Gebäude bringen, sondern über das zu dessen Errichtung helfende Gerüst handeln. Erbarmungslos werden Büchermarkt und Fachzeitschriften mit methodischen Fragen der Kraniometrie in Athem gehalten. Dazu gesellt sich als ein den Fortschritt der Kraniologie zweifellos hindernder Uebelstand, dass einige ihrer in anderen als in mathematischen Fächern gross gewordenen Fachmänner sich durch mehr weniger unfruchtbare Controverse verleiten lassen, gerade die Frage der mathematischen Ausfeilung des Messungsschemas zu ihrem Steckenpferd zu erwählen und das Baugerüst der Kraniometrie durch

Einbeziehung von manchmal unanwendbaren oder selbst unrichtig angewendeten Gesichtspunkten zu einem fortwährend schwankenden und unsicheren zu machen.

In seinen „Neueren Beiträgen" will der thätige Director des anthropologischen Museums der Universität in Budapest so wie in einigen früheren Aufsätzen (z. B.: Das Wesen und die Aufgabe der systematischen Kraniologie, l. c. 1891, Bd. VIII, Heft 2; Ueber die heutige Schädellehre, l. c. 1892, Bd. IX, Heft 3; Neuere Beiträge zur Frage der Horizontalebene des Schädels, Mittheil. d. Anthropol. Ges. Wien 1892, Bd. XXII, S. 85) und in den Zuschriften an das „Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft", die in seinen „Grundzügen einer systematischen Kraniometrie" (Stuttgart 1890) angegebene Richtung einbürgern und weiterbilden. Referent erlaubt sich, im Sinne seiner einleitenden Bemerkungen das Bedauern auszusprechen, dass der von massenhaftem kraniologischen Material und von einem selbsterdachten ausgezeichneten Instrumentarium umgebene sowie durch die Schar seiner Schüler unterstützte Autor sich noch nicht herbeigelassen hat, das complicirte Knochengerüst seines Systems in einer grundlegenden Arbeit zur Anwendung zu bringen und es hiedurch mit Fleisch und Blut zu umkleiden und zu wirksamem Leben zu erwecken. Seine Aufgabe wäre es doch, den Fachgenossen einmal zu zeigen, was die Principien und die complicirten Untersuchungen, die er mit unermüdlicher Feder anempfiehlt, zu leisten vermögen. Dies wäre wohl der richtige Weg, sich Nachfolge zu verschaffen. Statt dessen fordert er durch die mit den schärfsten Waffen geführten Polemiken die Kritik gegen sich selbst heraus.

In den „Neuen Beiträgen" glaubt Referent drei Themata, welche der Autor vielfach untereinander flicht, unterscheiden zu können: *a*) den Vorschlag, zur Kategorisirung der Schädel vornehmlich 9 Volumenmaasse und 27 Längenmaassindices zu verwenden und jeden dieser Posten in drei Stufen — klein, mittel und gross — zu zertheilen (I, S. 29); *b*) den Versuch, die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung in der Kraniometrie zu verallgemeinern und sie den gänzlich unvorbereiteten Fachgenossen mit den allerelementarsten Hilfsmitteln verständlich zu machen; *c*) die neuerliche Bekämpfung der Frankfurter Verständigung und der Kollmann'schen Schädeltypen.

Wenn man den Standpunkt des Autors, der die Kraniometrie als selbstständige, die Lebensarbeit eines Gelehrten ausmachende Wissenschaft betrachtet, würdigt, so wird man es begreiflich finden, dass er sich im Gegensatze befindet mit den Anthropologen, welche den Menschen und das Ethnos als Ganzes auffassen und kennen lernen wollen und die Schädelgestalt als einen Unterscheidungs- und Studienbehelf neben vielen anderen verwerthen. Dieser Gegensatz ist es eigentlich, welcher in den aus den letzten Jahren stammenden Schriften v. Török's den Grundton angibt und das Wort führt und neben welchem sich das im Titel jeweils genannte Thema intermittirend fortspinnt. Referent wird auf dieses ungenannte Hauptthema nicht eingehen, sondern sich erlauben, den Blick auf den mehr thatsächlichen Theil der vorliegenden Schriften zu lenken.

Den stärksten Anspruch auf Beachtung erhebt der Autor für sein System der kraniometrischen Schädeltpyen, das er zunächst mit Hilfe eines Schemas einzuführen sucht. Es ist sehr wohl möglich, dass die v. Török'schen dreimal 36 Schädelkategorien den heute bei der Schädelbeschreibung in Gebrauch stehenden Gruppen mit Erfolg an die Seite gestellt werden und vielleicht auch in gewissen Fällen einige Vorzüge beanspruchen könnten. Aber das müsste erst durch entsprechende Untersuchungen vorbereitet, respective nachgewiesen werden. Mit der blossen Aufschreibung und Neubenennung von 108 Kategorien ist der Praxis nicht gedient. Das Mindeste, was man vom Autor erwarten darf, ist, dass er Grenzwerthe für seine neuen Kategorien aufsucht und bekannt gibt. Aber weit entfernt davon, beschränkt er sich darauf (I, S. 5), die für die jetzt gebräuchlichen Schädelkategorien acceptirten Grenzwerthe als „launenhaft" zu bezeichnen, uns zu belehren, dass die Grenzwerthe „erst aus der Eruirung der wesentlichen Beschaffenheit der Variationsreihe selbst, und zwar nur mittelst der „Wahrscheinlichkeitsrechnung", festgestellt werden können, wozu immer auf genaue und genügend zahlreiche Einzelfälle sich stützende Daten nöthig sind" und endlich „zu erklären, dass wir über die wesentlichen Eigenschaften der Variationsreihen der Schädelformen bisher so viel wie gar nichts wissen, was schon als unumstösslich festbegründet gelten könnte, somit alle bisherigen Eintheilungen der einzelnen Gruppen jedweder wissenschaftlichen Grundlage entbehren müssen". Und mit dieser Erklärung, welche doch zunächst über seine eigenen grossartigen Untersuchungen den Stab bricht, tritt der Autor in die Kritik der Arbeiten Kollmann's und der Frankfurter Verständigung ein, um selbst andere Gruppen aufzustellen, auf welche sein soeben citirter Satz mindestens ebensogut passt, wie auf die von ihm bekämpften Gruppen. Die Billigkeit gegen den Autor sowie gegen unsere Leser räth uns, der sich selbst also charakterisirenden Polemik nicht zu folgen. Immer wieder macht sich der Wunsch geltend, dass Herr v. Török sich daran machen möge, einmal mit seinem System selbst zu arbeiten und die Ergebnisse anderer Arbeiten nicht durch Speculationen, sondern wieder mit reellen Arbeiten zu bekämpfen.

Die Wichtigkeit, welche die Wahrscheinlichkeitsrechnung für die kraniometrische Calculation hat, wird allenthalben anerkannt, und die von dem Autor in seinem zweiten Beitrage unternommene Unterweisung in den Anfangsgründen der Wahrscheinlichkeitsrechnung wird von Allen, die ihrer bedürfen, freundlich begrüsst werden. Referent muss jedoch seiner Verwunderung Ausdruck geben darüber, dass es nöthig ist, auf ein so niedriges Niveau mathematischer Kenntnisse, wie es der Autor bei seinen Lesern voraussetzt, Rücksicht zu nehmen. Herr v. Török besitzt darüber wohl seine Erfahrungen und weiss, wie weit er gehen muss. Ein Zuwenig an Voraussetzungen kann nicht viel schaden. Zu tadeln ist jedoch die häufig uncorrecte, Irrthümer ermöglichende Ausdrucksweise und die Thatsache, dass sich in diese Unterweisung einige, vielleicht nur im Ausdruck begründete Fehler eingeschlichen haben, welche keinem Docenten mathematischer Lehren passiren dürfen. Am grellsten ist das Folgende:

In Beitrag II, S. 7, wird die Verschiedenheit der Schädel in Volumen, Länge, Breite und Höhe an einem Würfel plausibel gemacht und hiezu auf Taf. XVI ein Würfel von 3 mm Seitenlänge gezeichnet und in weiteren 26 Figuren dessen Wachsthum nach den drei Dimensionen dargestellt. Es ist Jedermann bekannt, dass der Würfel sechs Flächen (daher Hexaëder) und

acht Ecken hat, dass das Volumen eines Hexaëders von 3 mm Seitenlänge = 27 mm³ beträgt, während ein Würfel von doppelter Seitenlänge das 8fache und ein solcher von dreifacher Seitenlänge das 27fache Volumen besitzt. Das sind ja die allerersten Anfangsgründe der Geometrie. Herr v. Török aber übersetzt das Wort Hexaëder consequent mit „Sechseck", sagt (S. 8, Z. 15) unser Würfel von 3 mm Seitenlänge habe „9 mm Volum", und ergeht sich (l. c. Z 8) in folgenden Sätzen: „Nehmen wir den Fall an, dass die Veränderung einen solchen Grad erreicht, in Folge dessen jede Dimensionsachse um das Doppelte grösser geworden ist; in diesem Falle muss auch das Volum des Sechseckes um das Doppelte grösser geworden sein (Taf. XVI, Fig. 14). Endlich nehmen wir den Fall an, dass in Folge der Veränderungen eine jede Dimensionsachse um das Dreifache grösser wurde, so musste auch das Volum um das Dreifache grösser werden (Taf. XVI, Fig. 27)."

Solch' crasse Fehler darf sich doch kein Gelehrter zu Schulden kommen lassen, welcher sich für berufen hält, allen übrigen Kraniologen mangelhafte Kenntniss der geometrischen Principien vorzuwerfen.

Aber auch seine arithmetischen Kenntnisse bedürfen noch einer Befestigung. Im ersten Beitrage, S. 13, Z. 13, werden die neun Längenbreiten-Index-Gruppen der Frankfurter Verständigung folgendermassen nachgerechnet: „Extreme Dolichocephalie: 55·0 — 59·9 = 4·9 Einheiten, Ultra-Dolichocephalie: 60·0 — 64·9 = 4·9 Einheiten" etc. bis zu „extreme Brachycephalie: 95·0 — 99·9 = 4·9 Einheiten." Dies ergibt also als Resultat der genaueren Nachzählung neunmal 4·9 = 44·1 Einheiten anstatt der zwischen den Ziffern 55·0 und 99·9 eingeschlossenen vollen 45 Einheiten. Herrn v. Török ist es also passirt, bei dieser Nachzählung nicht weniger als neun Zehntel zu verlieren, bei jeder Gruppe ein Zehntel, weil ihm die Rechnung mit den inclusive zu verstehenden Grenzziffern nicht geläufig ist.

In den schärfsten Ausdrücken geisselt Herr v. Török wiederholt jene Kraniologen, welche seiner Meinung nach in der Mathematik nicht sattelfest sind und sich dennoch auf dieses Gebiet wagen. Er hat leider nicht genügend geprüft, ob er selbst gegen all' diesen Tadel gefeit ist. **Szombathy.**

27.

Sarasin, Dr. Paul und **Fritz. Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon in den Jahren 1884—1886.** III. Bd. Wiesbaden 1893.

Die Weddas, ein uralter, auf einer sehr niedrigen Stufe stehender Volksstamm Ceylons, haben seit jeher das Interesse der anthropologischen Forscher in Anspruch genommen.

Die Autoren Paul und Fritz Sarasin, welche über zwei Jahre auf dieser Insel behufs wissenschaftlicher Forschung weilten, haben diesem merkwürdigen, im Aussterben begriffenen Menschenschlage ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet, so zwar, dass der dritte Band ihres umfangreichen Werkes ausser anderen anthropologischen und ethnographischen Fragen zum grössten Theile speciell mit den Weddas sich befasst. Vor ihnen hat Niemand die Weddafrage so eingehend und gründlich studirt und die Autoren kommen dadurch in die Lage, dem Leser ein überaus klares und detaillirtes Bild zu bieten. Die ersten zwei Bände umfassen zoologische Fragen, im dritten Bande werden die Einwohner Ceylons beschrieben.

Die Bevölkerung Ceylons wird auf fast drei Millionen Seelen geschätzt, wovon zwei Drittel auf Singhalesen, ein Viertel auf Tamilen entfallen; ausser Malaien, Eurasiern, Indoarabern leben hier über 2200 Weddas, welche als Aborigener der Insel anzusehen sind. Sie halten sich vorzugsweise im südöstlichen Theile der Insel auf, und zwar hauptsächlich in den Districten Tamankaduwa, Bintenne und Welasse; ihre Eintheilung in Natur- und Culturweddas gilt zwar als angenommen, erscheint jedoch nicht durch anatomische Gründe gerechtfertigt.

Ihre äussere Erscheinung mahnt in vielen Zügen an den Europäer und unter den porträtgetreuen Bildern findet man thatsächlich einige, sowohl Männer als auch Frauen, bei welchen man zu einem Vergleiche mit Personen aus unserem europäischen Bekanntenkreise förmlich gezwungen wird; es ist ein sonderbarer Zufall, dass die Weddas den Europäern gegenüber mehr Vertrauen an den Tag legen, als ihren unmittelbaren Nachbarn, was Sarasin auf ihrer Reise wiederholt beobachten konnten. Nichtsdestoweniger weisen die Weddas genug charakteristische Eigenschaften auf, welche sie von den Europäern und ihren Nachbarn in einer markanten Weise trennen.

Sie gehören zu den kleinsten Menschenformen; die Männer messen 1576 mm, die Frauen 1458 mm im Mittel. Ihre Hautfarbe bezeichnen Sarasin an der Hand von beigegebenen Farbenscalen im Ganzen als schmutzig chocoladebraun, wenn auch die Weddas der centralen Gebiete durchschnittlich mehr zu helleren Tönen neigen als die Mischlinge an den Grenzen des Weddagebietes. Das Haar ist in der Regel ungepflegt, derb, wellig (cymotrich), hängt nur herab und verleiht den Weddas ein derart eigenthümliches Aussehen, dass manche frühere Beobachter durch diese Ueppigkeit des Haarwuchses sich verleiten liessen, die Weddas als grossköpfig zu bezeichnen, ja mitunter haben die letzteren sogar den Eindruck von Missbildungen gemacht.

Die Divergenz der früheren Anschauungen wird am besten durch die Thatsache illustrirt, dass einige Reisende (Backer, Tennent) die Weddas als einen ausnehmend hässlichen Volksstamm beschreiben, während Andere (Nevill) sich zu Vergleichen mit der Psyche gezwungen sehen. Das Weddaauge ist schwarzbraun oder dunkelbraun, die Nase niedrig, tief eingedrückt, der Bart spärlich, das Gesicht im Ganzen chamäprosop. Die Brust ist viel stärker entwickelt als beim Europäer, hingegen sind die Extremitäten länger und magerer. Die Angaben früherer Beobachter über die relative Kürze des Daumens und über die spitzen Ellbögen werden von Sarasin auf ihr richtiges Maass zurückgeführt. Die Waden fehlen, die Füsse sind platter, die Lücke zwischen der grossen Zehe und den übrigen klaffender; über den Fuss als Prehensilorgan sprechen sich Sarasin nicht in einer bestimmten Weise aus, da fast alle Inder mit ihren Zehen kleine Gegenstände vom Boden aufzuheben vermögen.

Wenn schon die Beschreibung der lebenden Weddas viel des Interessanten bietet, so erscheint die anthropologische Analyse des osteologischen Materiales umsomehr bemerkenswerth. Allerdings gab es schon beim Sammeln eine Reihe von Schwierigkeiten zu überwinden (rasches Verwesen der Leichen

in der tropischen Erde, Aversion der Eingeborenen gegen das Oeffnen der Gräber etc.), aber trotzdem brachten es die eifrigen Forscher auf 38 Schädel und 12 ganze Weddaskelette.

Bei der Ordnung des Materiales scheiden die Autoren die pathologischen und Jugendformen aus, gehen getrennt nach dem Geschlechte vor und legen Gewicht auf die Eruirung des vollen Nationales, was ihnen schon beim Sammeln als Ziel vorschwebt. Die Messungen der Knochen vollführen sie meist nach den üblichen Methoden; allerdings schlagen sie hie und da neue Messmethoden und Termini vor (z. B. die Länge der Pars nasalis des Stirnbeines, die Grenzen der Schädelcapacität, Platophthalmie und Hypsophthalmie etc.). Sehr instructiv sind ihre graphischen Aufnahmen der Schädelcurven, welche mit dem Rieger'schen Projections- und Coordinatenapparate für geometrische Schädelaufnahmen bewerkstelligt wurden. Es resultiren daraus eine Anzahl leicht zu überblickender Curven in der horizontalen, frontalen und sagittalen Ebene. Die bildliche Darstellung der Schädel vermittelst der photographischen zehnfachen Verkleinerung und nachherigen Vergrösserung auf die Hälfte der ursprünglichen Grösse dürfte trotz ihrer Schwerfälligkeit in der anthropologischen Literatur Schule machen. Die Schädeltafeln sind ebenso wie die porträtgetreuen Abbildungen der lebenden Weddas ausgezeichnete Kupferstiche; Alles wird uns in einer bestimmten Orientirung und Proportion vorgeführt.

Die beim Weddaschädel vorherrschende Dolichocephalie, auf welche bereits Busk aufmerksam machte, beträgt 86%; brachycephale Schädel fanden Sarasin nicht, mesocephale in 14% der Fälle. Der Schädel zeichnet sich durch ungemeine Zartheit, geringes Gewicht (um 200 g leichter als beim Europäer), ferner durch schwache Entwicklung der Knochenmasse aus; die Schädelcapacität beträgt beim Weddamanne durchschnittlich 1250 cm^3 (— 250 als beim Europäer), bei der Weddafrau 1140 cm^3; in Folge dessen werden die Weddas in die von Sarasin aufgestellte Kategorie der oligencephalen Rassen (Menschenvarietäten) eingereiht. Aus den Curvenbildern ergibt sich, dass ein dolichocephaler Schädel mittlerer europäischer Capacität von einem Weddaschädel sich hauptsächlich unterscheidet: durch einen weniger steilen Aufbau der Seitenwände, durch eine stärkere Wölbung des Schädeldaches, durch eine mächtigere Entwicklung der hinter der Ohrebene gelegenen Schädelpartie, durch eine beträchtlichere Interorbitalbreite und einen weit mehr erhabenen Nasenrücken. In diesen Punkten erblicken die Autoren Sarasin einen allmäligen Uebergang der europäischen Charaktere zu dem am nächsten stehenden Schimpanse; ebenso halten sie die Länge und Schmalheit der Pars nasalis des Stirnbeines mit dem damit verbundenen tiefen Ansatze der Nasenbeine für phylogenetisch wichtige, an die Verhältnisse beim Schimpanse mahnende Erscheinungen. Sie machen ferner auf das häufige Vorkommen eines Proc. frontalis des Schläfenbeines und die Ossa epipterica aufmerksam, entwickeln jedoch eine von der Virchow'schen etwas abweichende Theorie; die gebogenen Jochfortsätze beschreiben sie als Henkelform und finden sie charakteristisch für die Männer, da sie bei ihren männlichen Weddaschädeln in mehr als einem Drittel der Fälle vorkommen.

Das Gesichtsskelet der Weddas ist weder ausgesprochen chamäprosop noch leptoprosop, sondern es hält zwischen dem hohen und breiten die Mitte, was Sarasin unter Bekämpfung der Kollmann'schen Theorie für die Weddas als charakteristisch halten. Bei der Untersuchung des Verhältnisses des Gesichtsschädels zur Hirnkapsel bestätigen sie die Angaben einiger anderer Forscher (Busk, Flower, Davis), dass nämlich die Weddas streng orthognath sind, denn ihr mittlerer Kieferindex beträgt 95·5. Trotz dieser Orthognathie stehen die Schneide- und Eckzähne schief nach vorne gegeneinander geneigt, ein Verhalten also, welches sonst als alveoläre Prognathie bezeichnet wird und wofür Sarasin den Namen Prodentie vorschlagen. In Erwägung dessen, dass die prognathen Völker nicht immer auf einer niedrigen Stufe stehen müssen, glauben Sarasin, dass die Prognathie der höheren Formen ein secundärer Erwerb ohne palingenetischen Werth sei und dass sie nur eine Affenähnlichkeit vortäuscht, ohne diese Bedeutung thatsächlich zu besitzen; dagegen sind sie geneigt, der Prodentie eine phylogenetische Bedeutung zuzuschreiben. Die Augenhöhlen des Weddaschädels sind gross und hoch, die Interorbitalbreite gering (22 mm im Mittel). Als sehr charakteristisch halten sie die Nase der Weddas; schon die äussere Nase des lebenden Wedda ist auffallend durch ihren concaven, vertieften, wenig vorspringenden Nasenrücken und sehr breite Nasenflügel; dem entsprechend findet sich am Knochen eine tiefe Einbuchtung der Nasenbeine, wenn auch der Nasenindex selbst bedeutenden Schwankungen unterworfen ist. Während Sarasin der Katarrhinie, welche sie nur bei einem männlichen Schädel vorfanden, mit Recht eine phylogenetische Bedeutung absprechen, heben sie die „Sanduhrform" der Nasenbeine als phylogenetisch wichtig hervor, eine Anschauung, welcher wir nicht beipflichten können, da der Isthmus der Nasenbeine beim Europäer nichts weniger als zu den Seltenheiten gehört.

An den Skeletknochen der Weddas fällt uns sofort eine gewisse Eleganz und Zartheit der Formen, ebenso wie beim Schädel auf, was gewissermassen eine Deutung im phylogenetischen Sinne zulässt, da bekanntlich viele Thierspecies den domesticirten gegenüber dieselbe Feinheit des Knochenbaues aufweisen. Die anteroposteriore Achse des Brustkastens ist relativ etwas länger als beim Europäer, die Lage des Brustbeines etwas stärker geneigt als beim Europäer, in welchem Umstande Sarasin wieder eine Annäherung an anthropoide Verhältnisse erblicken. Auch im Baue der Wirbelsäule finden sie eine vermittelnde Stellung zwischen dem Europäer und dem Schimpanse (Anthropopithecus); während nämlich die Lendenwirbelsäule beim ersteren eine nach vorne convexe Linie bildet (Kurtorhachie), erscheint sie hier gerade respective convex (Ortho- und Koilorhachie). Die Verfasser heben auch bei der Analyse des Weddabeckens bemerkenswerthe Merkmale hervor; aus der Betrachtung der einzelnen Formen gelangen sie zur Annahme, dass das weibliche Geschlecht im erwachsenen Zustande keineswegs immer ein Zwischenglied zwischen dem Manne und Kinde bilden muss, sondern dass es sich zuweilen mehr vom Kinde entfernt als der Mann. Aus dem schieferen Verlaufe der Spina scapulae ergibt sich abermals eine Annäherung an die Anthropoiden; der Humerus erscheint im Vergleiche zum europäischen ausserordentlich dünn und schlank; der Broca'sche Radiohumeralindex ergibt beim Manne 79·8, bei der Frau 78·8, was mit der relativ bedeutenden Länge des Unterarmes beim Lebenden übereinstimmt. Der Winkel, welchen beide Gelenks-

enden des Humerus in ihrer Stellung zu einander einnehmen, beträgt beim Wedda durchschnittlich 31°, beim Europäer 12°, beim Neger 27°, bei den Anthropoiden 27°; hier würde man demnach zur Annahme einer Zwischenstellung des Negers gezwungen sein. Die beim Gorilla und Orang häufigere und beim Europäer seltenere Durchbohrung der Fossa olecrani ist beim Wedda eine sehr häufige Erscheinung; die Verfasser fanden sie in 58% der Fälle und ähnliche Verhältnisse kommen nach den Untersuchungen von Virchow, Flower, Turner bei den Andamanesen, Negritos der Philippinen, Hottentotten und bei den prähistorischen Knochen in Europa vor; für die Franzosen gibt Broca im Mittel 4—5% an.

Bei Betrachtung der Verhältnisse der unteren Extremität fanden Sarasin ein Ueberwiegen der Länge derselben im Vergleiche zu den Beinen des Europäers, welcher Umstand die Bedeutung eines Widerspruches durch die Erwägung erlangt, dass die Anthropoiden, mit Ausnahme des Hylobates, insgesammt kurze untere Extremitäten besitzen. Während der von Broca als „Fémur à pilastre" beschriebenen Form des Oberschenkelknochens kaum eine wichtigere Bedeutung beizulegen ist, selbst wenn sie auch für die Weddas — wie Sarasin meinen — als charakteristisch gelten mag, so ist um so höher der Werth ihrer Untersuchungsresultate der Tibien anzuschlagen, bei denen sie fast in allen Fällen Platyknemie vorfanden. Virchow fand sie bekanntlich bei den Negritos der Philippinen, Manouvrier bei Andamanesen, Neucaledoniern, Australiern etc. Sarasin stellen hiebei der Annahme Manouvrier's, dass die stärkere Entwicklung des Musculus tibialis posticus als die Ursache der Abflachung des Schienbeines zu betrachten sei, die Ansicht entgegen, dass sich die Platyknemie aus unbekannten Gründen erblich übertrage und dass die Gestalt der Tibia von der Lebensweise unabhängig sei.

Indem Sarasin die Weddas mit ihren unmittelbaren Nachbarn vergleichen, kommen sie zu dem Schlusse, dass der Wedda als eine auf der tiefsten Stufe stehende Varietät anzusehen sei und dass sich der Singhalese mehr von letzteren entferne als der Tamil; dên Beweis hiefür suchen sie an der Hand vergleichend-somatologischer Betrachtungen zu erbringen. Die Körpergrösse ist bei den Weddas die kleinste, bei den Singhalesen die grösste; in der Mitte stehen die Tamilen. Die Hautfarbe zeigt bei den Weddas dunkle Töne, welche bei den Tamilen und noch mehr bei den Singhalesen heller werden; dasselbe Verhalten äussert die Irisfarbe dieser drei Völker. Das Kopfhaar und der Bart ist schwarz und wellig (cymotrich), der Gesichtsindex beträgt bei den Weddas 80·7, bei den Tamilen 84·4, bei den Singhalesen 86·3. Charakteristische Unterschiede finden sich im Aufbaue der Nase: bei den Weddas ist der Nasenrücken vertieft, bei den Tamilen zeigt er schon eine grössere Erhebung und springt endlich bei den Singhalesen kräftig hervor; auch die Höhe der knöchernen Nase erscheint beim Wedda am niedrigsten, beim Singhalesen am höchsten. Während die Schädel dieser drei Völker insgesammt die dolichocephale Form besitzen, ist ihre Capacität beim Wedda am kleinsten (1250), beim Singhalesen am grössten (1345); wenn sich auch alle drei Gruppen bezüglich der Jochbreite die Wagschale halten, so findet sich wieder ein Unterschied in der Gesichtsbreite. Ebenso variiren sie im Baue des Kiefers: derjenige des Wedda ist streng orthognath (95·2), des Tamils und Singhalesen mesognath (97·7 und 99·2); bei Allen findet sich jedoch alveoläre Prognathie (Prodentie).

Sarasin glauben demnach annehmen zu können, dass die grosse Menge der Dravider als eine weitere Entwicklungsstufe weddaischer Formen angesehen werden müssen, an welchem Processe sich jedoch auch ausserindische, besonders arische Elemente betheiligt haben dürften.

Da sowohl Singhalesen als auch Tamilen weddaische und arische Elemente in sich aufgenommen haben, würde der Unterschied zwischen den Singhalesen und Tamilen in dem verschiedenen Procentverhältnisse der Beimischung arischen Blutes zu suchen sein; dies wird auch von der Tradition der Singhalesen bestätigt, nach welcher das Volk einst aus dem nördlichen Indien nach Ceylon eingewandert sein soll. Indem Sarasin den von verschiedenen Autoren vermutheten culturellen und anatomischen Degenerationsprocess der Weddas entschieden bekämpfen, halten sie die letzteren für einen die Nachbarvölker weit an Alter übertreffenden Stamm. Die Annahme hingegen einer Verwandtschaft der Weddas mit indischen Bergstämmen, welche schon früher von anderen Autoren ausgesprochen wurde, suchen Sarasin weiter zu unterstützen und dehnen sich sogar auf alle kleinwüchsigen Berg- und Waldstämme Indiens aus, indem sie dieselben einer einheitlichen, vordravidischen Bevölkerung entstammen lassen; es wären also drei Epochen anzunehmen: eine weddaische, eine dravidische (respective dravido-australische) und eine arische. Die dunklen, trübbraunen, in der Literatur zuweilen als Noirs de l'Inde bezeichneten Stämme, welche in einer sehr frühen Periode ganz Vorderindien und Ceylon bevölkert haben, nehmen Sarasin als weddaisch an; in den Dravidern vermuthen sie ferner eine autochthone, in loco entstandene Entwicklungsstufe weddaischer Urformen. Während Reste weddaischer Urstämme nirgends ausserhalb Indiens zu finden sind, haben sich die Dravider viel weiter ausserhalb dieser Grenzen ausgebreitet; so erblicken Sarasin im Australier eine auf dravidischer Grundlage entwickelte Rasse (Varietät), welche sich allerdings in mancher Richtung weiter entwickelt hat. Die Arier lassen sie wieder aus der dravido-australischen Gruppe entstehen, weil alle eine engere Verwandtschaft aufweisen und die grosse Völkerfamilie der Cymotrichen bilden. Durch Vergleichung der Cymotrichen und Ulotrichen gelangen sie zum Schlusse, dass diese beiden grossen Familien nach einer gemeinsamen, bisher unbekannten Wurzel convergiren, in welcher die weddaische cymotriche Form und die ulotrichen Negritos als Primärvarietäten zu betrachten wären; als Primärvarietäten der lissotrichen Form sind sie geneigt, niedere malaiische Stämme in Hinterindien und auf den Sundainseln anzunehmen. Alle drei Urfamilien können aber auf Urformen zurückgeführt werden, welche in ihrem Skelettbaue übereinstimmen und von welchen man annehmen kann, dass sich aus ihnen durch selbstständige Weiterentwicklung anthropologischer Merkmale und erbliches Fixiren derselben die verschiedenen Untervarietäten ausgebildet haben.

So gelangen Sarasin bis zur Frage über die Wiege des Menschengeschlechtes, welche sie jedoch nicht weiter behandeln wollen, indem sie die Auffindung der fraglichen Urwurzel mit einem neutralen Behaarungszustande der paläontologischen Forschung anheimstellen. Bezüglich der phylogenetischen Berührungspunkte zu den Anthropoiden heben sie hervor, dass der Schimpanse (Anthropopithecus) der hypotheti-

schen Stammform des Menschen am nächsten steht, wenn auch die verschiedenen Merkmale keineswegs in allen Punkten schematisch übereinstimmen, sondern sich vielmehr ineinander einschieben.

Die Ausstattung des Werkes ist eine mustergiltige, die Abbildungen, Tafeln, Uebersichtsblätter etc. sind präcis ausgeführt; aber auch die Art und Weise des Forschens, die Genauigkeit im Beschreiben, die Rigorosität im Prüfen, die objective Richtigstellung der Beobachtungsfehler anderer Forscher muss den Beifall eines jeden Lesers finden, so dass wir gerne bereit sind, die vorliegende Arbeit den Monumentalwerken der Gegenwart anzureihen. **v. Hovorka.**

* * *

Nur der ethnographische Theil der vorliegenden grossen naturwissenschaftlichen Monographie über die Weddas ist es, von welchem im Folgenden die Rede sein wird. Von den anthropologischen Ergebnissen dieser grossen Monographie ist bereits oben von zuständiger Seite gesprochen worden; uns beschäftigt nur das unter den Titel Ergologie der Weddas vorgetragene ethnographische Bild. (Wort und Begriff der „Ergologie" sind neu, aber brauchbar und verdienen Einführung in die Ethnologie.) Diese ethnographische Schilderung beruht grösstentheils auf genauen und unvoreingenommenen Beobachtungen, in Verbindung mit einer anerkennenswerth kritisch gehaltenen und sorgfältigen Bearbeitung der Literatur. Was dem behandelten Gegenstande besondere Wichtigkeit verleiht, ist die durchwegs zu Grunde liegende Auffassung der Weddas als eines Primärstammes in der menschlichen Entwicklungsgeschichte, dessen Lebenszustand, wenn man ihn aus den zahlreichen Beeinflussungen und Modificationen seitens der Singhalesen und Tamulen, vermittelt durch die sesshaft gewordenen sogenannten Culturweddas, herauszuschälen weiss, das älteste ereichbare Bild menschlicher Gesittung repräsentirt. In diesem Sinne ist der Wedda der Repräsentant des Holzzeitalters, welches dem Stein- und Muschelzeitalter noch vorhergängig erscheint (S. 431). In der Betonung dieser Primitivität, welche auf dem Gebiete der Production, der Wirthschaft, des Familien- und socialen Lebens, sowie der frühesten religiösen Regungen durch ausserordentlich richtige und wichtige Bemerkungen charakterisirt wird, sind die Verfasser aber sicherlich zu weit gegangen, wenn sie meinen, dass der Wedda kein einziges Geräth selbstständig erfunden habe, sondern, „dass ihnen sämmtliche durch andere, also zunächst vorderindische Völker zukamen" (S. 432).

Wenn selbst heute nur Geräthschaften fremder Erfindung in seinem Besitze anzutreffen wären — was durchaus nicht auszumachen ist —, so hätten dieselben jedenfalls nur seine primitiven Behelfe eigener Erfindung verdrängt. In der That ist freilich das Inventar der Weddacultur in der Sarasin'schen Darstellung ein ungemein beschränktes; in dieser Hinsicht ist es ein besonderes Verdienst der Forscher, weitaus kritischer als ihre Vorgänger, Tennent, Bailey, Knox u. A. m., vorgegangen zu sein und sich stets die Möglichkeit einer Beeinflussung seitens der Singhalesen respective Tamulen vorgehalten zu haben. Wir gelangen auf diesem Wege in der Sarasin'schen Schilderung zu dem Bilde eines familienweise in monogamischer Ehe lebenden Stammes mit gesonderten Jagdgründen, dessen Wirthschaftsform streng diejenige eines ausgesprochenen Jägerstammes ist, mit der primitiven Arbeitstheilung zwischen Mann und Weib, nach welcher der animalische Nahrungsantheil dem Manne, der vegetabilische der Frau zufällt. Kleidung und Putz sind erst in ihren dürftigsten Ansätzen entwickelt; Hausbau fehlt noch gänzlich und erst das Stadium des Wind- und Wetterschirms scheint erreicht. Religiöse Regungen gehen noch nicht über die dürftigsten Angstvorstellungen vor den Geistern der Verstorbenen hinaus. Die Kunst ist ausschliesslich durch den Tanz beziehungsweise die Musik repräsentirt. Diese Grundzüge der culturellen Schilderung, welche fast vollständig genau auf andere Primitivstämme, wie den Australneger, den Buschmann, die Bewohner der Andamanen, passen würde, sind nun durch eine Fülle der lehrreichsten Wahrnehmungen zu einem höchst anschaulichen, detaillirten Lebensgemälde der ersten Culturstufe ausgeführt. Ich werde an anderer Stelle Gelegenheit haben, jene Parallelisirung der Grundzüge auch auf zahlreiches vorgebrachtes Detail auszudehnen, wobei in der That dem Weddavorkommniss sehr häufig die Rolle eines Schlüssels für das Verständniss einer ganzen morphologischen Reihe, die es eröffnet, zugesprochen werden muss. Rühmend ist hiebei der wissenschaftliche Tiefblick der Beobachter hervorzuheben, welche sich der culturgeschichtlichen Bedeutsamkeit ihrer Wahrnehmungen stets vollauf bewusst geworden sind. Nicht allen ihren Aufstellungen ist man freilich in der Lage, rückhaltslos beizutreten. Beispielsweise, wenn sie auf Grund einiger, den Pfeil verwendenden Ceremonien eine Pfeilverehrung der Weddas statuiren (S. 508 f.). Die betreffenden Gebräuche sind gewiss richtiger als Tabuirungs-Ceremonien zu fassen, die einfach in der Einsteckung eines Pfeiles als Kennzeichnung der Kampf- und Vertheidigungsbereitschaft bestehen. Wenn nach Jagor die Kanikars in Südindien, bei der Begrüssung niederhockend, einen Pfeil vor sich in den Boden stecken, so enthält diese Grussform sicher kein Element einer „Pfeilverehrung", sondern ist Tabuzeichen, womit die Person unter den Schutz ihrer Waffe gestellt ist, ähnlich wie der Buschmann, falls er ein wildes Honignest auffindet, daneben einen Stock in den Boden steckt — zur Tabuirung seines Fundes (Th. Hahn, Globus, XVIII, S 120). Auch auf dem religiösen Gebiete möchte manche von den Aufstellungen der Verfasser zu bezweifeln sein, so die Identification eines offenbar animistischen „Galyaka" oder Felsengeistes mit dem Maha sohona Yaka der Singhalesen (S. 505), in welchem wohl das Sanskrit çmâçâna, „Leichenplatz", steckt. — Eine Menge von ethnologischen Gemeinplätzen, welche aus den Phantasieconstructionen der älteren Völkerkunde auch in die moderne wissenschaftliche Ethnographie übergegangen sind, werden angesichts so präciser Schilderungen, wie die Sarasin'schen, hoffentlich für immer verschwinden. Dazu rechne ich unter anderen die Erzählungen vom Hausen der Primitivmenschen in hohlen Bäumen. Die Antwort der Weddas auf diesbezügliche Fragen: „Das ist dort, wo die Cobras leben!" — erledigt die Sache schlagend. Dazu gehört ferner die alte Behauptung, dass Primitivvölker nicht zählen könnten, dass sie höchstens einen Zahlbegriff bis drei oder fünf hätten; man verwechselt eben dabei das anschauliche Zählen mit der Entwicklung von Zahlwörtern. Der Wedda zählt ganz correct: „eka! eka! eka!" u. s. w., d. i. eins, eins, eins u. s. w., er kann also zählen, aber nicht mit eigenen Zahlwörtern. —

Auch die oft gehörte Behauptung, dass die Primitivvölker Angst vor dem menschlichen Skelet hätten und dieses als Seelensitz ansähen, trifft nicht zu (vgl. S. 494). In dieser Weise berichtigt sich das bisherige Bild der Primitivcultur des Menschen durch die Sarasin'sche Weddabiologie, wie es sich durch dieselbe in positiver Weise ausserordentlich bereichert.

Ob die weitgehenden Ausführungen der Verfasser bezüglich der historischen Stellung der Weddas, als Ueberreste einer Primärgruppe, welche die Aboriginer-Bevölkerung Indiens, der Inselwelt bis Australien und dieses Erdtheiles selbst in sich begriff (vgl. darüber S. 353—373), das Richtige treffen, lässt sich wohl schwerlich jemals beweisen, freilich auch nicht widerlegen; die Culturschilderung der Weddas jedoch, die sie uns gegeben haben, dürfen wir mit Fug als die älteste erreichbare Stufe menschlicher Gesittung betrachten und für typisch nehmen. Ich sehe darin das grössere Verdienst des monumentalen Werkes der Vettern Sarasin; denn es ist ein gesichertes. **Haberlandt.**

28.

Andrian, Ferdinand Freiherr v.: Ueber den Wetterzauber der Altaier. (Separatabdruck aus dem Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft 1893, Nr. 8, 36 pp.)

Die vorliegende ethnographische Studie beschäftigt sich mit dem meteorologischen Schamanismus Central-Asiens und speciell mit der Untersuchung des bekannten Regensteines, mit dem zahlreiche Altaivölker Regen zaubern. Derselbe wird mit dem animistisch so bedeutungsvollen Jade und Nephrit identificirt, wofür namentlich die linguistischen Zeugnisse herangezogen werden. Die nach Iran weisende wahrscheinliche Etymologie des Jadesteines stützt dem Verfasser die Ansicht, dass die Form des Wetterzaubers durch jenen Stein aus dem iranischen Magismus stamme und somit der Wetterzauber der Altaier „ein Contactproduct desselben mit den primitiven Elementarculten der Turkvölker darstelle".

In der That entbehrt diese interessante Hypothese nicht einiger wissenschaftlicher Gründe, so viel überhaupt auf diesem noch sehr unzugänglichen Gebiete von wissenschaftlichen Resultaten die Rede sein kann. Bei der Beweisführung des Verfassers kommt es vor Allem auf zwei Punkte an: zunächst auf die Etymologie des Wortes „jade" und sodann auf den Nachweis, dass Steinzauber im iranischen Magismus eine Rolle gespielt habe. Wenn der Autorität W. Tomaschek's die iranische Abkunft des Wortes „jade" zugegeben werden muss, so ist der zweite Punkt allerdings durch die Notiz des Plinius XXXVII, 54 (die Magier sollen nämlich durch Räuchern des Agat Stürme und Blitze abwenden) von einem interessanten Streiflichte getroffen, aber damit doch kaum genügend erhärtet. Dass der Wetterzauber mittelst des Jadeits mit dem chinesischen Schamanismus, in dem der Yu-Stein doch eine so hervorragende Bedeutung innehat, so gar nichts zu thun haben solle, eine Ansicht, die vom Verfasser stricte abgewiesen wird, scheint denn doch noch eingehender zu untersuchen, was sich der Verfasser übrigens auch vorbehalten hat.

Die anregende Studie enthält eine Fülle von interessanten Einzelnheiten und kleinen Funden, welche ihr, abgesehen von ihrem wissenschaftlichen Kernpunkte, zum Schmucke gereichen.

Die Darstellung der Elementarculte bei den verschiedenen Altaivölkern leidet jedoch an einiger Unübersichtlichkeit, indem wir sie nicht in sachlicher, sondern in ethnographischer Anordnung erhalten. Es wird dadurch nicht ganz leicht, dem Faden der Untersuchung zu folgen und die Hauptsache nicht aus dem Auge zu verlieren. Es ist dies aber blos der Fehler einer Tugend, nämlich der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit in der Ausbreitung des gesammten Untersuchungsmateriales, das den theilnehmenden Fachgenossen in die Lage setzt, jedes Bausteinchen der aufgerichteten Hypothese auf seine Haltbarkeit zu prüfen.

Haberlandt.

29.

Hardy, Edmund: Die vedisch-brahmanische Periode der Religion des alten Indiens. (Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte IX./X. Bd.) Münster i. W. 1893. Aschendorff'sche Buchhandlung. VI, 249 pp.

Der gelehrte Verfasser des „Buddhismus nach älteren Päliwerken" stellt im vorliegenden Bande, ebenfalls nach den Quellen, die älteste arische Religionsentwicklung auf indischem Boden dar. Ein weitaus schwierigeres Unternehmen als das erstgenannte glücklich vollendete, das von der Kritik übereinstimmend bis auf wenige Vorbehalte und Ausstellungen als gelungen bezeichnet worden ist. Die buddhistische Heilsreligion ist vorher schon öfters und gut dargestellt worden, die vedisch-brahmanische Periode der indischen Religion findet in dem Umfange, welchen der Verfasser ihr zutheilt, zum ersten Male ihre authentische Schilderung und Interpretation. Eine Fülle philologischer Vorarbeiten, wie sie das Quellenverzeichniss am Schlusse (S. 239—246) vermerkt, lag allerdings vor, und in der That wäre es sonst auch einem einzigen Gelehrten unmöglich gewesen, das ausserordentlich weitverzweigte Religionssystem Altindiens mit seinem äusserst complicirten und verwickelten Cultwesen, wie seinem überreichen Sagen- und Mythenmaterial zu überblicken. Die Darstellungen Max Müller's, Bergaigne's, Barth's u. A. m. sind von der indischen Alterthumswissenschaft längst überholt.

Die vedisch-brahmanische Religion hat zu ihrer allgemeinen Grundlage die arisch-indogermanische, welche aus der Vergleichung der verschiedenen indogermanischen Religionen erschlossen werden kann. Ueber dies Verhältniss lässt sich der Autor vorsichtigerweise nicht aus, sondern seine Schilderung der indischen Götterwelt setzt mit der Entwicklung jener Gottheiten, welche im Rigveda vor Allen häufig genannt werden, den solaren und lunaren Göttergestalten ein. Hieran schliesst sich im vedischen Alterthum mit der Herausbildung des Mythenkreises von Varuna eine Art esoterischer Religion, welcher der Cult des Agni, Soma und Indra so recht als populäre Religion der Priester und Hausväter gegenüber steht. Rein animistischer Art sind die Regen- und Windgötter, die indessen keinen sehr breiten Raum weder im Mythus noch im Cult einnehmen. Für den Ethnographen vor Allem interessant sind die elementaren Bildungen der Genien, Dämonen und Seelen, bei deren Studium der Ver-

fasser leider der ethnographischen Basis entbehrt. Von Bedeutung und würdig einer eigenen Untersuchung scheint der Nachweis von bildlichen Idolen in der vedischen Zeit (p. 175 f.). Die Schilderung Rudra's (Rigv. 2, 23, 9) liest sich wie eine Beschreibung einer balinesischen Râkschasa-Figur.

In den indischen Sacralalterthümern hat sich viel von volksthümlichen Bräuchen und Vorstellungen erhalten, namentlich bei jenen Riten, welche sich auf das Haus und dessen Umkreis, auf Feld und Flur, auf Vieh und Saat bezogen. Magie und Zauberei sind in ganz analoger Weise im Bewusstsein des vedischen Volkes lebendig, wie dies den Ethnographen etwa von den Malaien bekannt ist. Auch die Vorstellung von den Krankheitsgeistern ist eine sehr ähnliche hier wie dort, desgleichen Divination und die Vorstellungen über Omina und Portenta. Hier sind wir ganz und gar bei der primitiven animistischen Unterschicht aller religiösen Entwicklungen angelangt, über welchen die höheren religiösen Schöpfungen nur bei culturell fortschreitenden Völkern sich erheben.

Ein rühmenswerther Vorzug vorliegender Darstellung, deren reichen Inhalt das Voranstehende angedeutet hat, ist die freigebige Anführung der Quellenstellen, die als Documente für die vorgeführten religiösen Vorstellungen dienen. Auch der des Indischen unkundige Leser ist damit einigermassen in die Lage versetzt, die Ableitungen des Autors zu controliren. Das Zeugniss, sehr vorsichtig und doch dabei phantasievoll reconstruirend verfahren zu sein, wird ihm jeder einigermassen Sachkundige gern ausstellen.

Haberlandt.

30.

Day, C. R.: The music and musical instruments of Southern India. With an introduction by A. J. Hipkins, London & New-York: Novello, Ewer & Co. (Folio, XVI + 172 pp., 17 Taf.)

Dies brillant ausgestattete Werk ist eine sehr wünschenswerthe Bereicherung unserer im Ganzen noch recht spärlichen Literatur über fremde Musik — nämlich brauchbaren Literatur, die über vage subjective Eindrücke und Schilderungen hinausgeht und den Gegenstand mit voller wissenschaftlicher Schärfe fasst. Ein solches Werk über die in mehr als einer Hinsicht merkwürdige indische Musik fehlte bislang noch, trotz des bekannten indischen Compilators Raja Mohun Tagore zahlreichen „Treatises on Indian music". Die Musik von Südindien ist dabei mit gutem Verständniss ausgewählt worden, weil der Norden, namentlich die Nordwestprovinzen, wie in anderen Culturäusserungen, so auch in der Musik bedeutende Einflüsse seitens der Mohammedaner erfahren haben. Nicht nur die schwierige und complicirte Musiktheorie der Indier wird auseinandergesetzt; wir erhalten neben hübschen, culturhistorisch interessanten Schilderungen der Stellung indischer Musik im allgemeinen Culturleben, ihrer Bedeutung für Drama, Tanz und Religion eine sehr eingehende Beschreibung der indischen Musikinstrumente, wobei auf die Beziehungen zu den westorientalischen Musikinstrumenten stets Rücksicht genommen ist. Für die Geschichte des Ueberganges der orientalischen Musik nach Europa ist vorliegendes Werk von grundlegender Bedeutung. Zur indischen Alterthumswissenschaft ist Day's schöne Monographie ein Baustein, den keine andere Hand mehr zu bearbeiten braucht. Man möchte jedes ihrer Capitel bereits so bearbeitet sehen.

Haberlandt.

31.

Grünwedel, Albert: Buddhistische Kunst in Indien. (Handbücher der königlichen Museen zu Berlin, Museum für Völkerkunde.) Mit 76 Abbildungen. Berlin. W. Spemann, 1893. Kl.-8°. VIII. 177 pp. Preis 1 M. 25 Pf.

Eine wissenschaftliche Archäologie des Buddhismus steht bisher trotz vortrefflicher Vorarbeiten noch aus. In vorliegendem, äusserst anregendem Werkchen ist nicht nur der Grundriss zu einer solchen Kunstgeschichte festgelegt, sondern auch bereits eine Fülle von Einzeluntersuchungen und -Aufstellungen eingearbeitet, welche die Abhängigkeit buddhistischer Kunsttypen vom Westen und ihre Weiterentwicklung in der hierarchischen Iknographie des Lamaismus sowie Ostasiens darthun. Wir können an dieser Stelle von dieser werthvollen Publication, welche eine der belangreichsten Arbeiten auf dem Gebiete der indischen Alterthumswissenschaft, die seit Langem erschienen ist, mit Fug genannt werden kann, nur insoferne Notiz nehmen, als sie die Typengeschichte des buddhistischen Pantheons aus den Monumenten entwickelt, wobei eine Menge heller Streiflicher auf verschiedene culturgeschichtliche Materien des indischen Culturkreises geworfen werden. Auch finden sich für den Palaeo-Ethnologen einige sehr interessante Ausführungen über das Völkerporträt in verschiedenen altbuddhistischen Sculpturen (S. 34 f.). Im Uebrigen ist aber das Thema ein so ausschliesslich kunsthistorisches, dass sich die Erörterung seiner Ausführungen hier von selbst verbietet. Nur einigen bescheidenen Zweifeln bezüglich weniger Einzelheiten möchte ich hier gegenüber dem so überaus geist- und kenntnissreich combinirenden Verfasser Ausdruck geben. Ich kann mich nicht davon überzeugen, dass das Motiv des „Niedertretens", so häufig in tibetanischen Darstellungen, aus dem Uebereinanderstellen verschiedener Thiergestalten in altbuddhistischen Sculpturen herzuleiten sei — ein Motiv, das wieder aus Vorderasien stammt (z. B. aus assyrischen Reliefs) — (S. 55); dem das tibetanische „Unter die Füsse treten" scheint mir vielmehr aus dem Çivaismus zu stammen und ein speciell indisches Motiv zu sein, das auch auf ceylonesischen Masken zu beobachten ist (siehe Internationales Archiv für Ethnographie, Bd. VI, Taf. VI und VII). Vielleicht hängt es auch irgendwie mit dem Streicheln der Füsse, das auf Vishṇu-Darstellungen gewöhnlich ist, zusammen. — Ebenso ist das Attribut des Kâma (Smara, Ananga), Bogen und Pfeil, schwerlich auf den griechischen Erostypus zurückzuführen, denn Kâma erscheint schon im Atharvaveda mit diesen Attributen ausgerüstet. — Auch dass die Idee eines Cakravarti (Weltbeherrschers) den Indern erst durch die geschichtliche Erscheinung Alexander des Grossen geweckt worden sei (S. 117), möchte ich bezweifeln; dies hätte schon früher durch die Archämeniden geschehen müssen, wenn die Inder nicht selbst in ihren Titulaturen bhûdeva, bhûpati u. s. w. grosssprecherisch den Landesfürsten bereits als „Erdenherrn" bezeichnen würden. — Für die Völkerpsychologie ist die Summe aus den kunst-

geschichtlichen Ergebnissen Grünwedel's insoferne von Interesse, als aus denselben der empfindliche Mangel an plastischer Kraft für das indische Volk wissenschaftlich festgestellt ist; andererseits macht sich dafür die kräftige poetische Anlage der Hindu, ihr Natursinn und drastischer Humor um so schlagender auch in den Sculpturen geltend — ein Eindruck, der durch die Analyse aller dieser altbuddhistischen Kunstschöpfungen verstärkt wird. Was zum Schlusse aber nochmals betont werden soll, ist, dass das grösste Verdienst des vorliegenden Werkes auf einem Gebiete liegt, das zu beschreiten hier nicht des Ortes ist. Gerade solche Werke, wie das in Rede stehende, engen, zum grossen Vortheil der Wissenschaft, das Gebiet der Ethnographie um ein gutes Stück ein, das ihr dem Wesen nach eigentlich nie zukam, aber als von der Philologie und Geschichte vor der Thüre gelassen, gleichsam als Waise ihr zugefallen war. **Haberlandt.**

32.

Kaindl, Dr. Raimund Friedrich: Die Huzulen. Ihr Leben, ihre Sitten und ihre Volksüberlieferung. Mit 30 Abbildungen im Texte und einer Farbendrucktafel. Mit Unterstützung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Wien, 1894. Alfred Hölder. VI + 130 S.

Schon in einem früheren Bande dieser „Mittheilungen" wurde anlässlich der Besprechung der „Ornamente der Hausindustrie rutenischer Bauern" (vgl. Bd. XXI, S. 88) auf die besondere Stellung der Huzulen verwiesen, die dieselben inmitten der sie umgebenden Volksstämme einnehmen; allerdings konnte dies nur insoweit festgestellt werden, als es die Verzierungskunst betraf.

Im vorliegenden Werke soll uns nun ein erschöpfendes Material geboten werden, das uns in Stand setzen sollte, die Frage, ob die Huzulen thatsächlich eine Ausnahmsstellung einnehmen, zu entscheiden, umsomehr, als der Verfasser in einer früheren sehr dankenswerthen Arbeit über „Die Rutenen in der Bukowina" (Czernowitz, 1889 und 1890), die er im Vereine mit dem Pfarrer Manastyrski publicirte, sowie in mehreren, zum grössten Theile in der Zeitschrift „Am Ur-Quell" veröffentlichten Skizzen bewies, dass er für alle Erscheinungen des Volkslebens ein offenes Auge und ein warmes Herz besitzt. Dem Verfasser standen für die Darstellung des Huzulen-Völkleins nicht nur seine eigenen Erfahrungen zu Gebote, sondern auch anderweitiges Material, das ihm zum Theile von der Anthropologischen Gesellschaft geliefert wurde, für welche es seinerzeit der eifrige Sammler anthropologisch-ethnographischer Daten, Herr Oberstlieutenant v. Himmel, von verschiedenen Herren zusammenstellen liess.

Die Darstellung erstreckt sich nicht auf alle Huzulen, sondern nur auf jene im Czeremoszthale „im weitesten Sinne" und jene im Suczawathale, da der Autor die anderen Huzulen nicht aus eigener Anschauung kennt und leider „gedrucktes" Material nicht berücksichtigen will, wie er in der Vorrede sagt, obwohl er sonst auf Haquet, Bidermann, Romstorfer, Wahilewič, Kolberg u. A. verweist. Es handelt sich also in diesem Buche um eine möglichst vorurtheilslose Schilderung des interessanten Huzulenvolkes, ohne dass irgendwie auf eine Kritik bereits publicirter Arbeiten eingegangen würde, es sei denn Büchner's „Kraft und Stoff" (S. 69) — ein Buch, über das sich ein Ethnograph nie im Ernste ereifern kann —; auch die dem Verfasser naheliegenden Parallelen zwischen Huzulen, Rumänen und Rutenen, sowie die Erklärung einzelner Erscheinungen des Volkslebens und Volksglaubens werden für eine spätere Arbeit in Aussicht gestellt.

Die Einleitung gibt in Kurzem den Verbreitungsbezirk, die verschiedenen Benennungen sowie eine Charakteristik der Sprache, die als ein Dialekt des Rutenischen bezeichnet werden muss. Ob aber die Huzulen als echte Slawen zu betrachten sind; das mit Gewissheit zu entscheiden, dürfte etwas schwer fallen, wenn auch der Verfasser, gestützt auf Sprache, Sitte und Volksüberlieferung, sagt, dass vernünftigerweise nicht geleugnet werden kann, dass die Hauptmasse der Huzulen slawischer Herkunft sei. Dazu muss bemerkt werden, dass die Sprache allein, am wenigsten aber jene der Huzulen, die ja mit rumänischen Elementen versetzt ist (sogar das Wort für Feuer = watra ist rumänisch), ausschlaggebend ist.

Ausserdem fehlen uns alle somatischen sowie statistischen Behelfe; die letzteren deshalb, weil sie Huzulen und Rutenen unterschiedslos zusammenfassen. Man kann daher auf Grund der bisherigen statistischen Zahlenausweise auch nicht einen irgendwie berechtigten Schluss ziehen.

In 17 Capiteln führt der Verfasser ein vollständiges Bild des Lebens der Huzulen von der Kindheit bis zum Tode vor, behandelt ihre religiösen Anschauungen und ihren Festkalender und gibt eine reiche Sammlung von Proben ihrer Volksdichtung.

Wie bereits bemerkt, repräsentiren sich die Huzulen dem äusseren und inneren Leben nach als eine Unterabtheilung der Rutenen, und ihre Sitten und Gebräuche sind daher zum grössten Theile slawische. In Folgendem seien nur einige Züge hervorgehoben, die mir für dieses Volk charakteristisch erscheinen.

Das Kind wird selten an der Mutterbrust genährt; in der Regel bedient man sich eines am spitzen Ende durchbohrten Ziegenhornes, an dem ein Leinwandsäckchen hängt, um die Kinder Kuh- oder Schafmilch daraus saugen zu lassen (S. 7).

Bei der Hochzeit tragen Braut und Bräutigam am linken Arme grosse, aus hartgetrocknetem Käse bestehende Ringe, die nach der Trauung gegenseitig gewechselt und hernach zum Andenken oft jahrelang aufbewahrt werden (S. 16, 18, 20). Die Hochzeitsgebräuche selbst haben sonst ganz slawischen Charakter.

Hervorzuheben ist neben der Adoption auch die nicht selten vorkommende Arrogation, nach welcher von meist kinderlosen alten Huzulen selbstständige und wohlhabende Personen an Kindesstatt aufgenommen werden, welche die Pflicht haben, ihre angenommenen Eltern bis zum Tode zu verpflegen und schliesslich standesgemäss zu beerdigen; dafür sind sie erbberechtigt. Auch Juden werden arrogirt, bisweilen sogar ein Jude und ein Huzule zusammen (S. 26). Bei den Südslawen finden sich ebenfalls Reste einer Arrogation (vgl. Krauss, Sitte und Brauch der Südslaven, S. 603 ff.).

Die Erzählungen von dem Räuber Doubusz und Anderen finden sich auch bei den Rutenen wieder und haben ein Analogon in den mährisch-walachischen Räubern Ondraš und Antûsek; sie sind daher für die Huzulen nicht so ganz charakteristisch (S. 46).

Bemerkenswerth ist das heilige oder „lebendige" Feuer, das mittelst Reibens zweier Holzstückchen erzeugt wird, und zwar am heiligen Abend und sobald die Hirten ihre Almen bezogen haben; im ersteren Falle wird es bis zum Dreikönigstage, im letzteren bis zum Abzuge von der Alm unterhalten und darf während dieser Zeit nicht verlöschen; es darf auch nicht zu profanen Zwecken verwendet werden (S. 63, 71).

Am Mittwoch der vierten Woche nach dem Ostersonntag wird das Rachmanen-Osterfest gefeiert, über dessen Ursprung noch Unklarheit herrscht (S. 76).

Hervorhebenswerth sind auch die Festtage zu Ehren einiger schädlichen Thiere, wie der Wieselfesttag und der Feiertag des Märtyrers Lupa oder Lupul, der dem Wolfe geweiht ist und offenbar rumänischen Ursprunges ist (S. 79).

Der Huzule kennt zwei Höllen, eine heisse und eine kalte; die letztere ist für diejenigen bestimmt, welche die Festtage nicht hielten (S. 81).

Es gibt eine besondere Art Teufel, die sogenannten „Nauky", die vorne schön gekleidet sind, denen aber rückwärts die Gedärme heraushängen (S. 82), eine Vorstellung, die auch bei malaischen Völkern in ähnlicher Weise auftritt.

Sonderbar muss es erscheinen, dass die Huzulen an verderbliche Meeresgeister „Małpy" glauben, welche halb Fisch und halb Mensch sind und den Schiffern Unheil bringen (S. 87), da sie mit dem Meere sonst in keiner Berührung stehen; selbst die Meeraugen scheinen sie nicht mit dem Meere in Verbindung zu bringen (S. 101). Allerdings kennen sie einen Hahn, der im Meere wohnt und nach Mitternacht zu allererst kräht, wonach alle Hähne auf der Erde ein Kitzeln unter den Flügeln fühlen und ebenfalls zu krähen beginnen (S. 104).

In Vorstehendem sind nur einige von den Erscheinungen angeführt, welche für die Huzulen charakteristisch sein dürften; es gibt deren noch mehr, namentlich in der Tracht und, wie eingangs bemerkt, in der Ornamentik, welche der Verfasser jedoch nicht in vollstem Umfange würdigt. Die Metalltechnik allein hätte ein besonderes Capitel verdient. Dankenswerth dagegen sind die Ausführungen über die Stickereien, zu deren Erläuterung eine Farbentafel beigegeben ist.

So sehr wir dem Verfasser zu dieser Arbeit Glück wünschen müssen, so sehr möchten wir ihm rathen, den Erscheinungen des Volkslebens noch mehr objectiv gegenüber zu stehen. Vor Allem zeigt sich des Verfassers Subjectivität in dem Abschnitte, in welchem das sittliche Verhalten der Huzulen charakterisirt wird, wobei ich nur darauf verweisen kann, dass der Ethnograph sich sofort selbst zum Gegenstande ethnographischer Forschungen macht, sobald er von einem anderen Standpunkte als den des Beobachters und Vergleichers die Dinge, die sich ihm bieten, ansieht und behandelt. So muss man auch eine Bemerkung wie jene, dass die Mädchen ihr Haar „mit wenig Geschmack" ordnen (S. 53), wie nicht minder die Anmerkung auf S. 81, dass die greulichen Bilder von den Höllenstrafen, wie man sie in alten Kirchen findet, auf das Volk nur entsittlichend wirken und dass sie daher entfernt werden sollten, dem Leser überlassen.

Nicht unvortheilhaft für die Untersuchung oder vielmehr Zusammenstellung des Materiales wäre es gewesen, wenn der Verfasser die im Museum des Grafen Dzieduszycki und im Gewerbemuseum zu Lemberg vorhandenen reichlichen und ausgezeichneten Sammlungen huzulischer Hausindustrie in den Rahmen seines Werkes einbezogen hätte.

Doch, wenn wir bedenken, wie schwierig es ist, gerade über die Huzulen, welche so vielfach und von den Behörden immer mit den Nachbarstämmen unter einen Hut gethan werden, gutes und brauchbares Materiale zu beschaffen, so müssen wir das Buch Dr. Kaindl's als die erste wissenschaftliche Monographie auf das Wärmste begrüssen. Möge ihm bald ein zweites folgen, welches die versprochene Sichtung des Materiales nach ethnographischen Principien bringt.

W. Hein.

33.

Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. Herausgegeben vom bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum in Sarajevo; redigirt von Dr. Moriz Hoernes. I. Bd. Wien 1893, XVIII + 593 S., mit 760 Abbildungen im Texte, + 30 Taf.; II. Bd., Wien 1894, XII + 692 S., mit 238 Abbildungen im Texte, + 9 Taf.

So gross die Hartnäckigkeit war, mit welcher sich das bosnisch-hercegovinische Gebiet, als die Spitze des vom islamitischen Osten gegen die westliche Cultur vorgetriebenen Keiles, bis in das letzte Viertel unseres Jahrhunderts allen Segnungen der Neuzeit zu verschliessen verstand, so bewunderungswürdig und geradezu beispiellos ist die Schnelligkeit, mit welcher in dem durch unsere Waffen occupirten Lande die geistige Occupation von einer in ihren Zielen und ihren Mitteln klaren und sicheren Verwaltung durchgeführt wird. Durch die schmerzlose Einimpfung aller guten Säfte der modernen Verwaltungskunst wird dem Lande eine Erziehung zu materiellem und geistigem Wohlstande gegeben, wie sie noch keinem Volke sonst zutheil ward. Es erscheint als ein Zug vornehmster Dankbarkeit, dass das Land durch seine erleuchtete Regierung bereits dahin geführt wird, dem Westen als Abschlagszahlung für die empfangenen culturellen Werthe ein durch einen Stab überaus eifriger Gelehrter frisch erschürftes wissenschaftliches Material darzubieten. Und die beiden vorliegenden Prachtbände sind in der That eine sehr stattliche Abschlagszahlung, welche allen an ihrem Zustandekommen Betheiligten, von den Initiatoren an bis zu den mit der typographischen Ausführung betrauten Firmen, im höchsten Sinne des Wortes zur Ehre gereicht.

Bereits während der Occupationskämpfe und unmittelbar nach ihnen wurde das Land von einer Reihe von wissenschaftlichen Pfadfindern aus den gelehrten Kreisen unserer Monarchie durchzogen, welche an die Stelle der unvollständigen und zum Theile sehr unverlässlichen Nachrichten aus früherer Zeit exacte und für die spätere Forschung vielfach grundlegende Beobachtungen mit nach Hause brachten. Aus dem Kreise unserer Gesellschaft sind besonders die Herren Dr. M. Hoernes, Dr. F. v. Luschan und Dr. F. S. Krauss zu nennen und auch der Officiere unserer Armee, welche den archäologischen Fundstellen, besonders auf dem tumulusreichen Glasinac, nachgingen und manches interessante Stück nach Wien lieferten, ist zu gedenken. Das ethnographische und archäologische Fundmaterial, das Bosnien-Hercegovina in so ausserordentlich grosser Menge darbietet, war es

vornehmlich, welches mehrere kenntnissreiche Mitglieder der Landesverwaltung alsbald auf den Gedanken der Gründung eines Landesmuseums brachte. So entstand im Jahre 1885 der Museumsverein für Bosnien-Hercegovina, dessen Realisirung zu den Hauptverdiensten des zu früh verstorbenen Dr. Julius Makanec zählt. Von vorneherein erkannte die Landesverwaltung die grosse Bedeutung eines Museums für die geistige Entwicklung des Landes, sowie die Aufgabe, auf das Gedeihen eines so wichtigen Institutes unmittelbaren Einfluss zu nehmen und bereits im Jänner 1888 wurden die im Laufe von drei Jahren zusammengebrachten ansehnlichen Sammlungen unter der Bezeichnung „Bosnisch-hercegovinisches Landesmuseum" in die Verwaltung der Regierung übernommen.

Die grosse Menge und der wissenschaftliche Werth des Materiales, welches von dem allmälig auf vier Herren angewachsenen Stab fachwissenschaftlicher Museumsbeamter, von zahlreichen Landesbeamten und Gönnern des Museums im Laufe der wenigen folgenden Jahre aufgesammelt wurde, ist staunenerregend. Herr Regierungsrath Constantin Hörmann, in dessen Hand die Direction des Museums ruht, gibt im I. Bande der „Mittheilungen", S. 12—14, eine kurze Uebersicht des reichen Bestandes zu Ende des Jahres 1892.

Die Sammlungen sind in zwei Abtheilungen, die archäologisch-kunsthistorische und die naturwissenschaftliche, welche wieder in die entsprechenden Unterabtheilungen zerfallen, getrennt. Wir begnügen uns hier, einige uns zunächst interessirende Ziffern anzumerken: die prähistorische Sammlung enthielt 1804 Nummern mit mehr als 5000 Objecten; die römischen und mittelalterlichen Sammlungen (ohne Lapidarium und Münzen) 496 Nummern mit über 1000 Stücken; die anthropologische Sammlung 53 Schädel und 2 vollständige Skelette aus prähistorischen und anderen alten Gräbern; die Costümsammlung 75 complete Costümfiguren und 50 Prunkcostüme und die Sammlung kunstgewerblicher und ethnographischer Gegenstände 520 Nummern nebst mehreren altbosnischen Holzvertäfelungen und Zimmerdecorationen.

Vergeblich sucht man sich bei dieser kurzen Geschichte des sich aufdrängenden schmerzlichen Seitenblickes auf die Verhältnisse unserer österreichischen Landesmuseen zu erwehren, welche heute noch von Privatvereinen gehalten werden müssen und es nach hundert- oder halbhundertjährigem, vielfach schwankendem Bestande trotz der hochverdienstlichen Leistungen einzelner Fachmänner im Durchschnitte kaum weiter als zu den Erfolgen gebracht haben, auf welche das bosnisch-hercegovinische Schwesterinstitut dank seiner officiellen Stellung und der ihm zutheil werdenden weisen und kräftigen Förderung nach weniger als einem Decennium seines Bestandes hinweisen kann.

Im Jänner 1889 begann die ausschliesslich der bosnischen Sprache sich bedienende Museumszeitschrift „Glasnik zemaljskog muzeja" zu erscheinen. Sie ist von Herrn Regierungsrath Hörmann vortrefflich redigirt. Ihr Ziel ist, einerseits den Bestrebungen des Museums in der einheimischen Bevölkerung weitere Verbreitung und erhöhtes Verständniss zu verschaffen und andererseits die Fachkreise Oesterreich-Ungarns und des Auslandes (freilich nur, soweit sie der bosnischen Sprache mächtig sind) mit den Resultaten der wissenschaftlichen Landesdurchforschung bekannt zu machen. In ihren Vierteljahresheften pflegt sie sämmtliche im Museum vertretene Fächer. Während der wenigen Jahre ihres Bestandes brachte die in jugendlicher Thatkraft wirkende Schaar ihrer meist wohlgeschulten Mitarbeiter eine solche Fülle wissenschaftlich werthvoller Beiträge zu Stande, dass der Wunsch, diese Schätze der mit dem südslavischen Idiom nicht vertrauten Gelehrtenwelt bequemer zugänglich zu machen, immer lebhafter wurde. Diesem Wunsche kam die Landesregierung durch die Herausgabe der vorliegenden „Mittheilungen" entgegen und die Munificenz und Raschheit, mit der sie dies that, ist ein neues Zeugniss für die an leitender Stelle herrschende eingehende Erwägung und die grosse Auffassung der höheren Interessen des Landes.

Die beiden ersten Bände der „Wissenschaftlichen Mittheilungen" bringen neben dem vornehmen Vorworte, mit welchem sich die Redaction vorstellt, und dem vortrefflich orientirenden Museumsberichte Constantin Hörmann's, die in den vier ersten Jahrgängen des „Glasnik" enthaltenen, aber dort manchmal nothgedrungen in eine Reihe von Fortsetzungen zerrissenen Publicationen, im Ganzen 143 Arbeiten, in fachlich geordneter Reihenfolge und zum Theile mit revidirtem oder durch den Redacteur erweitertem Texte. In jedem Bande ist der Inhalt in drei Theile abgetheilt: I. Archäologie und Geschichte, II. Volkskunde und III. Naturwissenschaft; doch geht die Anordnung des Stoffes durch beide Bände durch. So enthält der erste Band in seinem I. Theile (S. 29—346) vornehmlich die Berichte über prähistorische und römische Funde, im II. Theile (S. 349-512) das, was man Landeskunde im engsten Sinne nennen möchte, Geographisches, Beschreibung von Ruinen u. dergl., ferner Sagen, im III. Theile (S. 515 bis 593) Meteorologie und Botanik. Im zweiten Bande enthält der I. Theil (S. 3—354) hauptsächlich Geschichtliches und Arbeiten über mittelalterliche und spätere Objecte und Funde, aber auch in mehreren Mittheilungen beachtenswerthe Abschnitte über prähistorische Funde, der II. Theil (S. 357 bis 508) Sprachliches, Ethnographisches und Kunsthistorisches und der III. Theil (S. 511—692) Zoologie. Auf diese Art ist die Zusammenfassung der einzelnen Stoffgattungen so weit als möglich erreicht. Ref. hätte nur gewünscht, dass bei den einzelnen Abhandlungen und Notizen das Datum ihres ersten Erscheinens, welches sich auf die vier Jahre 1889—1892 vertheilt, angemerkt worden wäre, weil bei eingehenderer Benützung die Kenntniss der chronologischen Reihenfolge von sich nicht vollkommen deckenden Berichten u. dgl. von Werth ist.

Das gegenwärtige Referat will sich nur noch kurz mit den prähistorischen Funden beschäftigen und von dem übrigen reichen und interessanten Inhalte der „Wissenschaftlichen Mittheilungen" absehen. Unter den zwölf Autoren, welche mit vorgeschichtlichen und verwandten Beiträgen sich einstellten, sind besonders die Herren Franz Fiala, Constantin Hörmann, Dr. Carl Marchesetti, Wenzel Radimský, Georg Stratimirović v. Kulpin und Dr. Ćiro Truhelka namhaft zu machen. Sie sind auch die Hauptträger der einschlägigen Arbeiten im Felde.

Von den ältesten Fundschichten des Landes haben bereits die zahlreichen Höhlen der Kalkgebirge einige Proben beizutragen angefangen. Die Megarahöhle in der Bjelašnica-korča an dem bekannten, von Sarajevo nach Mostar leitenden

Ivan-Sattel lieferte gute Höhlenbärenreste (die ersten auf der Balkanhalbinsel); die Marinovahöhle bei Rogoûšići im Kreise Sarajevo barg im hintersten Winkel ihrer mässig grossen Halle einen neolithischen Wohnplatz. Die weitere Untersuchung der Höhlen wird ohne Zweifel noch manchen interessanten Fund bringen.

Mit der neolithischen Schichte beginnen auch viele der bis jetzt untersuchten prähistorischen Wohnstätten, wenn auch die meisten von ihnen einen sehr langen Bestand, bis weit in die Metallperioden hinein, bekunden und — wie ja selbstverständlich — bis auf den heutigen Tag noch manche Stadt oder Dorfschaft die zu einer neolithischen Ansiedlung einst erwählte Stelle beibehalten hat. In vorderster Reihe treten uns die in der Nachbarschaft von Sarajevo, an den Nordausläufern des Trebević gelegenen Fundstellen von Sobunar, Zlatište und Debelo brdo entgegen, von welchen die erstere einer am Fusse der felsigen Abhänge gelegenen Ortschaft, aus welcher mehr als 30 Hüttenplätze mit Wandbewurfstücken ausgegraben wurden, angehörte und wahrscheinlich mit den beiden anderen, auf den benachbarten Gipfeln angelegten umwallten Plätzen im Zusammenhange stand. Dann sind noch Vojkovići bei Sarajevo und die umwallte Anhöhe Kičin an der Bunica bei Mostar, welche beide bis in die Zeit der Römerherrschaft gedauert haben, neben vielen anderen Ringwällen (von welchen jener auf dem Glasinac noch weiter unten gedacht werden soll) zu nennen. Von grösster Bedeutung sind die Beziehungen dieser Fundstätten zu den nordwestlichen und westlichen Nachbargebieten. Unter Anderem weist Marchesetti darauf hin, dass diese theils umwallten, theils offenen Ansiedlungen die grösste Verwandtschaft mit den ihm so wohlbekannten istrischen und krainischen Castellieren zeigen und mit diesen, deren Verbreitungsgebiet gegen Westen nicht über den Isonzo hinaus reicht, die Anknüpfungspunkte mit den Terramaren und Pfahlbauten Oberitaliens gemein haben. Es ist in dieser Beziehung vor Allem hinzuweisen auf das Vorkommen der Ansa lunata und zahlreicher, für die Terramara-Ansiedlungen charakteristischer keramischer Ornamente, dann der zuerst in den Terramaren aufgefallenen einfachsten Fibelform, der Fibula ad arco di violino (welche hier wohl in Grabhügeln und noch nicht in Ansiedlungen gefunden ist). An die Bronzefunde aus dem Pfahlbau von Peschiera erinnern z. B. eine Schmucknadel mit flacher Kopfscheibe, zwei Nähnadeln und ein Meisselchen von Sobunar (I, S. 50, Fig. 40). Daneben eröffnen sich aber auch weiter reichende Ausblicke. Bezüglich charakteristischer, hochgestreckter Gefässhenkel, deren Lumen durch einen Mittelsteg abgetheilt ist, wird (l. c. S. 46) auf das analoge Vorkommen in der ober- und mittelitalienischen Villanovastufe verwiesen. Man kann aber andererseits auch auf die gleiche Henkelconstruction bei zahlreichen griechischen Dipylonvasen, die vielleicht für beide Küsten der Adria die Vorlage geliefert hat, Rücksicht nehmen. Die jüngeren Schichten dieser Wohnstätten bewahren vollkommen den durch die Gräberfunde der entsprechenden Perioden gekennzeichneten Charakter und brauchen daher nicht besonders erwähnt zu werden.

Von Metallfunden älterer Typen sind noch zu erwähnen: 1 einfacher kupferner Flachmeissel und 1 kupferne Doppelaxt aus dem Bezirke Tešanj, 1 vereinzelt gefundene Bronzeaxt vom Debelo brdo bei Sarajevo, 1 schlankes Bronzeschwert aus der Drina, der Bronzedepôtfund von Šumetac bei Podzvizd im Bezirke Cazin, welcher (zum Theile in Bruchstücken) 25 Sicheln, 6 Hohlcelte, 3 Lappencelte, die gestielte Kopfscheibe einer ungarischen Streitaxt, 1 kurzen Dolch und 1 Lanzenspitze in's Museum von Sarajevo lieferte, endlich der Fund von Prozor im Ramathale mit einer Serie schöner, grosser Spiralen und Hohlcelte und einige andere, nur beiläufig erwähnte Funde. Diese Gruppe, durchwegs aus Einzeln- oder Depôtfunden gebildet, ist wohl ohneweiters dem specifisch ungarischen Formenkreise zuzurechnen und bei der Construction einer prähistorischen Culturenfolge für Bosnien zunächst vorsichtig abseits zu stellen. Aus ihnen eine besondere Bronzealtersschichte für Bosnien zu formen, halte ich vorderhand nicht für empfehlenswerth. Anders verhält es sich mit dem schönen Depôtfunde aus der Höhle von Krehin Gradac in der Hercegovina, welchen Dr. Much in den „Mittheilungen der k. k. Centralcommisson für Kunst- und historische Denkmale“ (Bd. XIV, 1888, S. 7) veröffentlicht hat. Er schliesst sich dem im Folgenden zu erwähnenden Fundmateriale organisch an.

Das grösste Interesse nehmen die der Hallstatt-Periode entsprechenden Alterthümer in Anspruch. Aus dieser Periode, welche die Blüthezeit des die nordwestliche Ecke der Balkanhalbinsel als Centrum seiner Ausbreitung bewohnenden illyrischen Volksthums gewesen ist, fliessen die Funde massenhaft. Tumuli und Flachgräberfelder bergen die Reste einer dichten und den Beigaben nach wohlhabenden Bevölkerung. Das Meiste lieferte bisher die Hochebene Glasinac, im Osten von Sarajevo. Dieser mit fetten Weidegründen bedeckte und mit einem natürlichen Schutzwalle von bewaldeten Felsbergen umgürtete Horst trägt eine besonders ansehnliche Zahl prähistorischer Umwallungen und ausserdem eine sonst nirgends auf solchem Raume vereinigte Menge von Grabhügeln, deren Schätzung zwischen 20.000, 40.000 und 100.000 schwankt. Ueber dieses classische Gebiet liegen drei Berichte der Herren Dr. Truhelka, v. Stratimirović und Fiala vor. Wenn diesen Arbeiten auch nur ein provisorischer Charakter zugemessen und die Veröffentlichung der Details einem späteren grossen Werke vorbehalten ist, so reicht das Vorliegende doch aus, um oberflächlich über dieses merkwürdige Fundgebiet zu orientiren. Die verschiedenen Umwallungen sind im Allgemeinen gleichalterig mit den Grabhügeln. Die von den Autoren aufgeworfene Frage, ob man sie (Truhelka, I, S. 65) als systematisch angelegte Festungen zur Vertheidigung der ganzen Hochebene gegen äussere Feinde oder (Fiala, I, S. 168) als Refugium eines um sie herum angebauten Dorfes, als grössere Ansiedlungsplätze (v. Stratimirović, I, S. 121) oder als Hofstätten von Einzelnfamilien (Hoernes, I, S. 168) zu betrachten habe, wird nicht im Allgemeinen, sondern je nach Lage, Grösse und Construction und durch eine lege artis geführte Untersuchung des Innenraumes und der Umgebung von Fall zu Fall zu entscheiden sein. Auf die vollständige Abgrabung der Umwallung selbst, auf welche bisher das grössere Gewicht gelegt wurde, kommt weniger an. Im Mittelalter und in den Jahrhunderten der Neuzeit wurden mit Vorliebe diese Wälle (sowie die grossen Tumuli Dalmatiens und der Hercegovina, aber auch manche Tumuli des Glasinac) von einer brachycephalen Bevölkerung — offenbar dem heute noch hier wohnenden Stamme — zu

Nachbestattungen benützt. Die Tumuli des Glasinac sind aus Steinen und Erde aufgeschüttet, nicht immer rund und kegelig, sondern auch abgeflacht, länglich, manchmal sogar ringförmig. Sie bergen häufig nur ein Grab, aber fast ebenso oft deren mehrere, bis über zehn. Leichenbrand und Skelette kommen nebeneinander vor. Die wenigen conservirbaren Schädel verrathen eine dolichocephale Bevölkerung. Weitere Tumuli, in Anlage und Inhalt jenen ähnlich, werden von Barakovac bei Foča im südlichen Bosnien erwähnt. Die grossen Steintumuli der Hercegovina und des westlichen Bosnien haben bis jetzt ebensowenig wie die dalmatinischen eine befriedigende Ausbeute geliefert. Von Flachgräbern sind anzuführen: jene von Sreteš und Čatići im Bezirke Visoko mit Skeletten und bescheidenen, der älteren Hallstatt-Stufe entsprechenden Beigaben, ferner die Nekropole auf dem Jezerinafelde nächst Pritoka bei Bihać im nordwestlichen Winkel Bosniens, keine zehn Meilen von dem berühmten Gräberfelde von Prozor bei Otočac in Kroatien entfernt und ihm vollkommen ähnlich. Während die vorliegenden Bände der „Wissenschaftlichen Mittheilungen" nur vorläufige Berichte über diese Nekropole veröffentlichen, hat der „Glasnik" in diesem Jahre bereits Radimsky's vollständige, mit 50 Tafeln illustrirte Publication der aus 528 Gräbern entnommenen, grossartigen Funde gebracht. Wieder sind Brand- und Skeletgräber in buntem Wechsel vorhanden. Die ältesten Funde documentiren die jüngere Hallstatt-Stufe; die Mehrzahl der Gräber ist der La Tène-Periode zuzuzählen, aber mit einer Menge sonderbarer, aus der Hallstatt-Stufe herübergenommener Mischtypen; und eine ansehnliche Zahl von Gräbern gehört der römischen Kaiserzeit an. Der Art und Zeit nach stimmen mit diesen Funden jene von Petrovići bei Rakitno in der Hercegovina überein.

Diese ganze grosse Fundmasse fordert eine gemeinsame Betrachtung. Von ihrer Hauptpartie ist zunächst ein deutlich erkennbarer kleiner Vortrab älterer Typen abzutrennen. So wie in den oben angeführten Castellieren, kommen auch in den Umwallungen und in Grabhügeln des Glasinac und in den Flachgräbern von Sreteš (die Fibula, I, S. 58, Fig. 4) Formen vor, welche an die Terramaren und an altitalische Gräber erinnern und die Documente für die oben ausgedeuteten, uralten Beziehungen vermehren. Bezüglich ihres Verhaltens zu den übrigen bosnischen Funden werden sie aber erst genauer zu fassen sein, wenn ihre Reihen sich noch etwas verdichtet haben und die Details ihres Vorkommens mitgetheilt sein werden. Dass bei der Taxirung dieser Typen hier besondere Vorsicht noththut, zeigt unter Anderem das aus einem Tumulus des Glasinac stammende, an die cyprischen und böhmischen Bronzezeitnadeln mit einem aus Spiralgewinde gebildeten Kopfe erinnernde Stück (I, S. 138, Fig. 80) aus Silber, welches in Gesellschaft einer der häufigen runden Bronzezierscheiben mit durchbrochenem Mitteltheile und gelapptem Rande gefunden wurde.

In der Hauptmasse der Funde interessirt uns zunächst die der Hallstatt-Periode angehörige Hälfte. In ihr zeigt, so wie bei den vielen Fundorten unserer Ostalpen, jede einzelne Localität, ja z. B. jede einzelne grössere Tumulusgruppe des Glasinac ihre besonderen Eigenthümlichkeiten, welche wie ein wechselnder Schleier das Gemeinsame, Charakteristische umkleiden. Von wenigen Formen kann so, wie von der zweischleifigen Bogenfibel, welche 40% der Fibeln des Glasinac umfasst, gesagt werden, dass ihr Typus durch das ganze, von Illyriern bewohnt gewesene Alpengebiet vorkommt, oder dass sie wie die einschleifige Bogenfibel mit dreieckigem Fusse und einem durch zwei Knoten gegliederten Bügel (I, S. 86, Fig. 71 und 72) hier und in Croatien die nördlichsten Provinzen ihres weit nach Süden über die griechische Welt reichenden Verbreitungsgebietes gefunden habe. Andere Fibelformen und sonstige Gegenstände, unter welchen die eigenthümlichen runden Zierscheiben und die Bogenfibeln mit grossem Fusse den breitesten Platz einnehmen, auf die wir aber hier nicht näher eingehen können, erscheinen als Provincialtypen, lassen aber oft ganz genau ihre Abstammung von den weiter verbreiteten oder von importirten Formen erkennen. Besonders bemerkenswerth sind die als unmittelbarer griechischer Import erkennbaren Funde, wie charakteristische Thongefässe, die von v. Hochstetter publicirte bronzene Oenochoe, ein Bronzehelm (I, S. 78, Fig. 48) und bronzene Beinschienen (I, S. 135, Fig. 11). Auch die neben dieser Figur abgebildeten eisernen Doppeläxte (Fig. 14—16), Amazonenbeile, sind vielleicht hieher zu zählen.

Die der La Tène-Periode angehörige zweite Hälfte der Fundmasse ist von der ersten nicht sauber zu trennen, weil sich, wie es scheint, in diesem conservativen Lande der Geschmack an den Formen der ersten Eisenzeit bis weit in die der La Tène-Periode zugemessenen Jahrhunderte hinein erhalten hat. Auf die Merkmale für die Degeneration der Industrie und des Geschmackes, welche ein verspätetes Ausleben der Hallstatt-Cultur in den Bergnestern des Glasinac verräth, hat M. Hoernes in den „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft" (Bd. XIX, 1889, S. 149) mit berechtigter Eindringlichkeit hingewiesen. Es ist heute noch nicht genau zu ermessen, wie weit in die letzten Jahrhunderte v. Chr. hinein die Hallstatt-Typen auf dem Glasinac ihr Dasein gefristet haben. Das spärliche Vorkommen keltischer und römischer Typen verleitet zu einer sehr weitgehenden Schätzung. Dieser abgeschlossene Horst war ja dem einsamen Fortvegetiren eines anderwärts längst überholten Culturstadiums ganz besonders günstig. Aber auch an den anderen Fundplätzen des Landes zeigen sich ähnliche Erscheinungen in Hülle und Fülle, wie kaum in einer anderen Fundprovinz. Denn selbst in jenen Fundserien, an welchen der keltische Formenschatz einen dominirenden Antheil hat, finden sich neben den bekannten, weit verbreiteten La Tène-Typen eine Menge provincialer Ausgestaltungen, welche alle auf das Fortwirken des Hallstatt-Stiles bezogen werden können. Hieher zählen wir, um nur ein Beispiel zu nennen, die im Jezerinafelde und in Prozor so häufigen Fibeln von der im Bd. I, S. 193, Fig. 7, abgebildeten Art.

Erst die römische Herrschaft hat hier, wie auch in anderen Provinzen, mit diesen älteren Traditionen gründlich aufgeräumt, und die leicht zu merkenden römischen Formen können daher überall, wo sie — gleichsam als Nachtrab der grossen Fundmassen — auftreten, in Gräbern, wie auf Ansiedlungsplätzen, als sichere Marksteine angesehen werden. Dieser Eigenschaft wegen sind die römischen Funde vor Allem von Verkennung frei zu halten, wie sie, nebenbei bemerkt, z. B. den in Bd. I, S. 136, Fig. 22, abgebildeten Ringen mit übergreifenden und sich festrankenden Enden begegnete, welche keine La Tène-Form, sondern Typen der römischen Kaiserzeit

sind. Dieser römischen Periode scheinen auch noch Tumuli und Flachgräber mit Wellenornament- und Kammstrichgefässen, die leider arm an sonstigen Beigaben sind, anzugehören. Dem in allen mitteleuropäischen Provinzen des römischen Reiches zur Kaiserzeit verbreiteten Wellenornamente kommt hier nicht die Bedeutung zu, wie in Norddeutschland, wo es Virchow als das Leitfossil der slawischen Einwanderung nachgewiesen hat.

Die ersten schönen Funde vom Glasinac und von Krehin Gradac, welche nach Wien kamen, haben bekanntlich v. Hochstetter veranlasst, in seiner letzten grösseren Arbeit (Die neuesten Gräberfunde von Watsch und St. Margarethen in Krain und der Culturkreis der Hallstätter Periode [Denkschriften d. mathem. naturwiss. Classe d. k. Akad. d. Wissensch. Bd. XLVII, Wien 1883]) Bosnien als ein während der ersten Eisenzeit culturvermittelndes Bindeglied zwischen Griechenland und Mitteleuropa in's Auge zu fassen, und diese Ansicht, zuerst scharf bekämpft, hat allmälig eine gewisse Verbreitung gefunden. Nun hat speciell die Bergebene des Glasinac die auch vom Ref. („Mittheil. d. Anthrop. Gesellsch.", Bd. XIII, 1883, S. 234) getheilte Erwartung, dass sie sich als eine Etappe zwischen Griechenland und Hallstatt erweisen werde, nicht erfüllt. Sie markirt keine Verbindungslinie, sondern ist vielmehr eine Sackgasse. Aber die bemerkenswerthe Zahl von Anticaglien, welche entweder als directer griechischer Import oder als über die ganze Länge der Balkanhalbinsel verbreitete Formen zu erkennen sind und die übrigens ziemlich kleine Zahl der im Lande gefundenen, leider noch nicht publicirten griechischen Münzen zeigt, dass die Verbindung mit dem Süden der Halbinsel eine ziemlich lebhafte war, und die Reihe der abgeleiteten Typen lässt ihren Einfluss ganz beträchtlich erscheinen. Die Frage, ob sie nur zur See oder auch zu Lande stattfand, wird wohl erst durch die noch in weiterer Ferne liegende Untersuchung des albanesischen Bodens ihre Beantwortung finden. Marchesetti (Bd. I, S. 321) hält an der Hoffnung fest, dass weitere Untersuchungen „uns die Wege zeigen werden, welche die Cultur von Osten nach Westen gewandelt ist". Aber das sehen wir schon: Auf der Höhe der Entwicklung der Hallstatt-Cultur, wo in den illyrischen Landen die grösste locale Differenzirung, die man sich innerhalb eines Culturkreises denken kann, platzgegriffen hatte, werden wir die Spuren jener Wege nicht mehr finden. Wir werden unsere Aufmerksamkeit auf die tieferen, gleichmässiger und weiter ausgebreiteten Schichten (auch aus Serbien sind ja bereits eine „fibula ad arco di violino", Doppeläxte aus Kupfer und ähnliche Funde bekannt) lenken müssen.

Wenn wir zum Schlusse dem prächtigen literarischen Unternehmen der „Wissenschaftlichen Mittheilungen" von ganzem Herzen gedeihlichen Fortgang und reichliche Nahrung aus den wissenschaftlichen Forschungen im Lande wünschen, so können wir für unser Fach — um ein wenig aus der Schule zu schwätzen — zugleich verrathen, dass der Eifer und das Finderglück unserer bosnischen Freunde diesem Wunsche bereits wieder ein grosses Stück entgegen gekommen sind und dass unsere auswärtigen Fachgenossen sich nicht nur auf neue, zum Theile bereits oben erwähnte metallzeitliche Funde, sondern auch auf echte Pfahlbauten (im Unaflusse, von welchen der bis jetzt untersuchte Pfahlbau von Ripać aus der neolitischen bis in die Hallstatt- und möglicherweise in die La Tène-Periode reicht) und auf eine grossartige neolithische Fundstelle (von Butmir bei Sarajevo mit Massen von Steinartefacten, überaus merkwürdigen keramischen und speciell figuralen Funden und unter Ausschluss jeglicher Metall- und Knochenartefacte) gefasst machen dürfen. **J. Szombathy.**

* * *

Ein Land, das wie Bosnien-Hercegovina in Folge seiner natürlichen Bodenbeschaffenheit sich gegen die Aussenwelt in ungewöhnlichem Maasse abschliesst, in welchem die Völkerverschiebungen nur langsam vor sich gehen konnten und daher nachhaltigere Spuren hinterlassen mussten, verdient vor Allem die besondere Aufmerksamkeit des Ethnographen; auf diesem Gebiete findet er die seltene Gelegenheit, althergebrachte Sitten und Gewohnheiten bis in die frühesten Zeiten verfolgen und in ihrer ursprünglichen Reinheit studiren zu können. Der Hauptsache nach treten auf diesem Boden slawische neben uralten illyrischen Elementen zu Tage; der Muhammedanismus vermochte nicht, die eingewurzelten Lebensgewohnheiten wesentlich zu stören. Zum Beweise dafür mag erwähnt werden, dass in der Umgebung von Jaice der Donnerstag in der Zeit vom Frühlingsanfange bis zur Ernte als grosser Volksfeiertag auch von den Muhammedanern gehalten wird, obwohl dies gegen die Vorschriften des islamitischen Glaubensrechtes verstösst und von der Obrigkeit mehrfach verboten wurde (vgl. S. 487). Ebenso wird der St. Prokopiustag in Foča allgemein gefeiert, und ein Muslim, der an diesem Tage auf dem Felde arbeiten wollte, wurde durch Blitz und Donner daran gehindert (S. 488). In manchen anderen Dingen hat der Muhammedanismus eine Umformung vorgenommen; so soll z. B. das Färben der Kerzen an den Mubarek-Abenden in Sarajevo aus dem Färben der Ostereier hervorgegangen sein (S. 435). Dagegen sind manche von den Sagen und Volksüberlieferungen rein muhammedanischen Ursprunges, wie die von der Entstehung des Menschen und ihrer Temperamente (S. 420).

Wiewohl der vorliegende Band keine systematischen Beiträge zur Volkskunde, sondern nur Rohmaterial, das von Einheimischen geliefert wurde, bringt, so bietet er dem Forscher nicht unwesentliche Behelfe.

Schon die Art und Weise, wie die einzelnen Mittheilungen gegeben sind, gehört mit in das Bereich der Volkskunde. Ich verweise dabei besonders auf das treffliche Capitel „Ursprungsgeschichten und andere Volksmeinungen" von Johann Zovko (S. 426 ff.), welches sich strenge an die landläufige Form des Erzählens hält.

Aus dem vielfach zerstreuten Materiale sei Einiges in Folgendem hervorgehoben: Höhlensagen finden wir auf S. 451 und 466; Berichte von Schatzgräbern auf S. 472 und 475; damit hängt zusammen der Glaube an das Goldkraut, mitgetheilt vom Regierungsrathe Hörmann, S. 486. Sagen von der Entstehung von Quellen auf S. 419, 433, 463, 465 (zum Theile muhammedanisch); der Volkszauberei sind umfangreiche Capitel gewidmet. Sehr interessant ist die Mittheilung, wie man einen Teufel ausbrüten kann (S. 440), die in einer ganz ähnlichen Vorstellung bei den Huzulen (vgl. Kaindl, Die Huzulen, S. 88) eine Parallele findet. — Am Tage Mariä Verkündigung kann man die Thiere sprechen hören, wenn man reinen Herzens ist (S. 487); bei den Huzulen sprechen die Thiere in der Weihnachts- oder Neujahrsnacht (Kaindl, a. a. O., S. 73, 102). Nicht zu vergessen ist die grosse Rolle, welche die ungeraden Zahlen 3, 7 und 9

bei allen Völkern spielen; Beispiele hiezu sind auf S. 430, 438, 440, 441, 452 und 485. Das Kerbholz wird eingehend auf S. 424 besprochen, wogegen auf S. 469 eine eigenthümliche Bemessung der Aecker nach Arbeitstagen erwähnt wird. In der Umgebung von Ozren werden noch heutzutage manchmal die Kinder nach der Mutter benannt (S. 388), was auf das Matriarchat zurückgeht.

Zum Schlusse sei noch auf die interessante Untersuchung von Dr. Ludwig Thallóczy über die Bedeutung des Namens Bosna hingewiesen (S. 333), nach welcher Bosnien auf Grund eines übrigens nicht ganz sicher belegten Wortes „Bos“ im nordalbanischen Dialekte das „Salzland“ bezeichnen sollte; die Ausführungen Thallóczy's verdienen, wenn sie auch in der Bestimmung des Wortes Bosna fehlgehen sollten, wegen der sonstigen ethnographischen Erörterungen Beachtung. **W. Hein.**

34.

Eigl, J., k. k. Regierungs-Oberingenieur in Salzburg: **Das Salzburger Gebirgshaus (Pinzgauer Typus).** Mit 67 Text-Illustrationen und 37 Tafeln. Wien, Ad. Lehmann, 1894.

Recensent hat in mehreren Aufsätzen über Hauskunde und in Vorträgen technische Werke als wünschenswerth erklärt, welche die leider hinschwindenden Holzbauten historisch festhalten und die Eigenthümlichkeiten des betreffenden Typus fachgemäss, vollständig und „à la Gladbach“ bekannt machen würden. Solche Werke sollten Documenten-Sammlungen bilden, nach welchen das ländliche Wohnhaus einer Epoche auch dann wiedererkannt, ja, im Modell reproducirt werden kann, wenn eines Tages die internationale, rechnende Bautechnik allen individuellen Reiz von der Bauweise auch der Alpenländer wird abgestreift haben, wie dies anderwärts in fast ganz Mitteleuropa schon geschehen ist. Das schöne Werk „Die Holz-Architektur der Schweiz“ von Gladbach, schwebte mir als Vorbild vor, wenngleich dieses mehr künstlerisch als hausforscherisch verfährt. — Und nun haben wir ein solches Werk, bei welchem diese Voraussetzungen erfüllt sind. Es ist in langwieriger, stetiger Sammelarbeit durch einen inmitten des Pinzgauer Volkes lebenden Techniker entstanden. Es ist wohl vom Standpunkte des Architekten aus verfasst; es soll schöne Baumotive, werthvolle, urwüchsige Eigenheiten der Holztechnik verewigen und so auch diesen in seiner Art classischen Zweig der Baukunst für künftige Bauten fruchtbar machen; es ist für Fachschulen, Bauschulen, Handwerkerschulen u. s. w. bestimmt, weil sonst die Unterstützung von officieller Seite nicht leicht möglich gewesen wäre — aber der Verfasser hat es verstanden, daneben (und nicht nebenbei) den hauskundlichen, culturhistorischen und volkskundlichen Forderungen an ein solches Werk Rechnung zu tragen. Es ist ein vortreffliches Werk und dabei ein Prachtwerk. Wenn auch in Oesterreich schon ziemlich reiche Sammlungen ländlicher Typen — die werthvollen Typenbilder, welche das Ackerbauministerium im Interesse ländlicher Baureformen herausgegeben und Herr Hofrath Baron Hohenbruck seit Jahren mit Eifer und Verständniss gesammelt hat, seien da in erster Linie genannt — bestehen, so ist doch eine technisch und constructiv so exacte und ausführliche Darstellung eines bestimmten Bereiches noch nicht vorhanden gewesen.

Der dem Atlas loser Tafeln beigegebene, reich illustrirte Text zerfällt in drei Theile. 1. In den hauskundlichen, über die Anlage von Hof und Haus im Allgemeinen (8 Folioseiten); 2. in den Handwerkstheil über die Bauconstructionen, welchen man eine „Schule des Zimmermannes“ nennen könnte (18 Folioseiten), und 3. in den künstlerischen Theil „Architektur“, welcher Alles enthält, was als Schmuck des Hauses aufgefasst werden kann (12 Folioseiten). Von den 37 Tafeln enthalten 12 die Hausdarstellungen, und zwar 10 Ansichten, 28 Grundrisse, 4 Querschnitte; 25 Tafeln sind technischen Details gewidmet. Von den 67 Textbildern sind 66 den Baudetails gewidmet. An diesen Ziffern erkennt man die Haupttendenz des Buches. Dass es sich an Techniker in allererster Linie wendet, erkennt man u. a. auch an der Methode der Hausdarstellungen, an der Vernachlässigung des Bestechenden, Anmuthigen. Zehn Bilder sind nur skizzirt, ohne jedes Detail, nur nach dem Haupteindrucke der Form festgehalten; drei sind orthogonal projicirt, hievon allerdings eines (Metzgerwirthshaus in Bruck) schön und ausführlich; blos zwei Blider sind sozusagen à la Gladbach: das einer Sölde bei Lend und eines Zuhauses im Gute Limberg. Dem Techniker genügt das. Er sieht auch blos mit Hilfe von Grund- und Aufriss plastisch und erkennt auch daraus die malerische Wirkung. Uns Nichttechnikern freilich wäre es lieber, wenn der Verfasser, der ja nebenbei ein trefflicher Zeichner ist, unserem weniger ausgebildeten Sinne für plastische Anschauung etwas mehr zu Hilfe gekommen wäre; wenn er uns die trauliche Schönheit dieser Häuser etwas populärer, das ist mit mehr Rücksicht auf malerische Wirkung vor Augen gebracht hätte. Hierin ist Gladbach (I. Theil) überhaupt von Niemandem und auch in dem vorliegenden Buche nicht erreicht worden. Vielleicht erfüllt der Verfasser diesen Wunsch in einer späteren Auflage oder wenn er dies schöne Werk fortsetzt. Dieser letzte Gedanke ist aber nicht etwa dem Eindrucke entsprossen, dass das Gebrachte etwa unvollständig sei, sondern dem Wunsche, von diesem Verfasser noch mehr Derartiges zu gewinnen. Die Nachbartypen zwischen Lofer und Kitzbüchel und von dort gegen Wörgl, dann die Grenztypen gegen den Lungau und über den Katschberg, im Lieserthale; die sehr schönen Gehöfte bei Mattsee und südlich von Uttendorf zu beiden Seiten der salzburgisch-oberösterreichischen Grenze hätten noch allerlei Merkwürdiges an sich. Ein Anderer wird da nicht mit einem neuen Werke als Concurrent auftreten wollen und können. Ingenieur Eigl kann es und wird sich wohl auch hiezu entschliessen, besonders wenn ihm das vorliegende Buch, wie zu hoffen, Freude gemacht, allgemeine Anerkennung errungen haben wird.

Es wäre sehr verlockend, in dieser Besprechung an der Hand des Verfassers den architektonischen und den Zimmermannstheil genau durchzugehen — aber das mögen alle Freunde der Hausforschung selber thun. Bei der Hausforschung ist denn doch die Technik das Allerwichtigste. Ohne technisches Verständniss der baulichen Entwicklung geht der Archäolog und der Culturhistoriker irre, weil ja doch den hausbauenden Landmann auch in alter Zeit nicht so sehr nationale oder ethnologische Einflüsse, als das Bedürfniss, die Bedingung des Klimas, der Lebensweise, des verfügbaren Materiales — also fast durchwegs technische Grundgedanken geleitet haben. Culturgeschichte beruht auf der